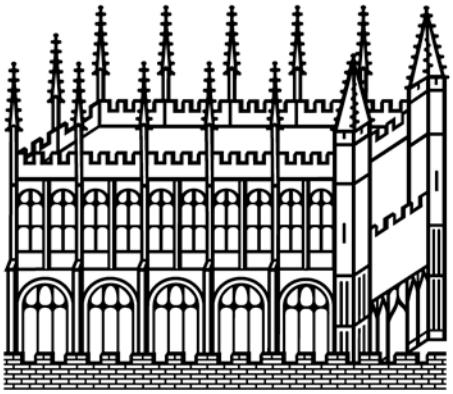


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

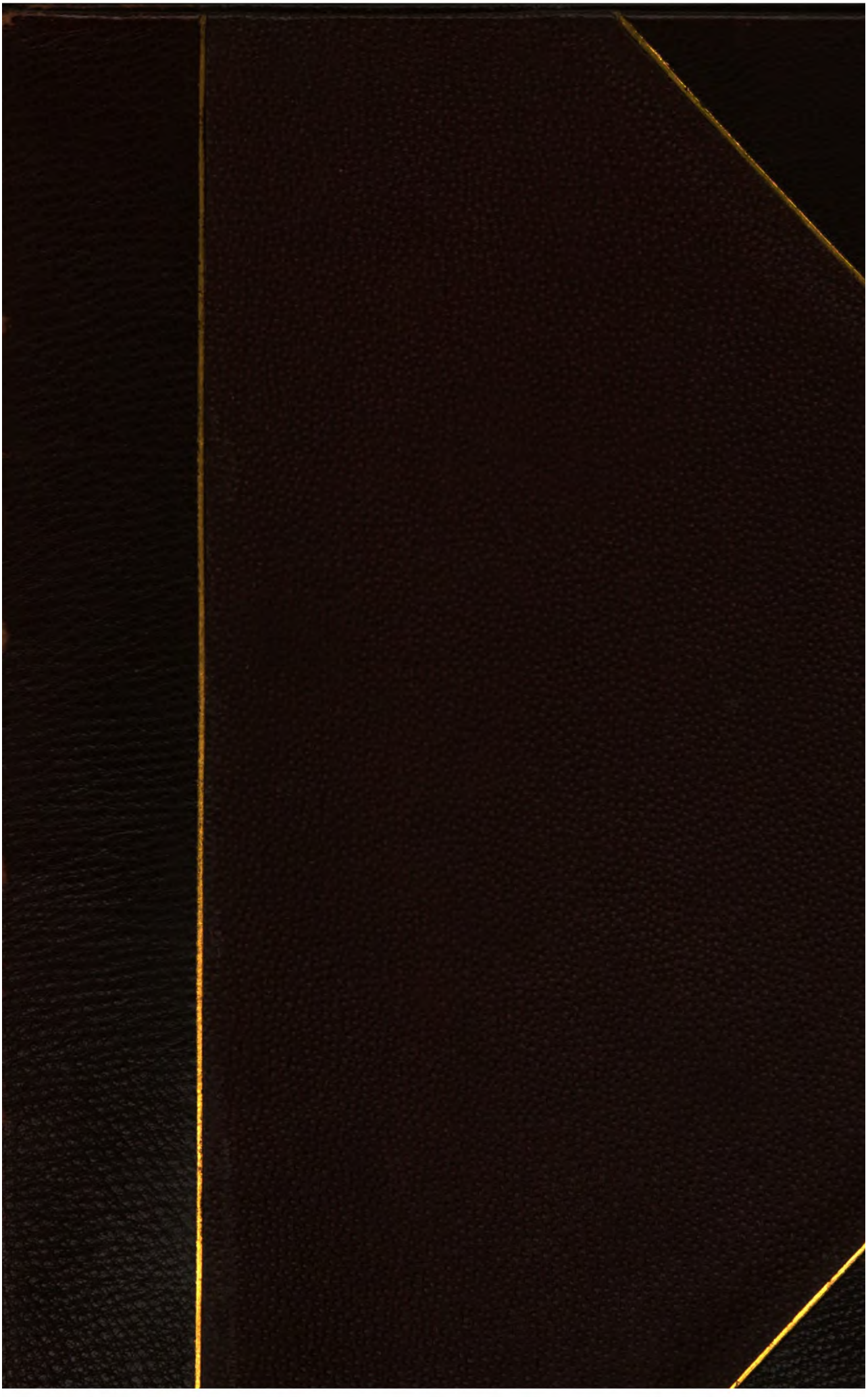
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



163. a. 10.





Moritz Hartmann's

Gesammelte Werke.

Vierter Band.

4

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1873.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Der Krieg um den Wald 1

Das Märchen vom Blanskywalde 98

Erzählungen eines Unſtäten.

Le mie prigioni (als Vorrede) 179

Erſtes Buch.

1. Die Samaritanerin und die Patrioten . . 210
2. Das goldene Haar und die Geſchichte zweier Küſſe 233
3. Miß Ellen 257

Zweites Buch.

1. Eine indo-germaniſche Geſchichte 298
2. Gloria und eine Sage von Johannes Parricida 325
3. Der blinde Wilhelm 362

Drittes Buch.

1. Der Verbannte 399
2. Das Neſſuskleid 412
3. Das Wort einer Frau 445
4. Ein frommer Betrug 452
5. Kontraſte 474

Viertes Buch.

Dur und Moll 493

Der Krieg um den Wald.

Eine Historie in zwölf Kapiteln.

Wie grün auch die Natur auf der Oberfläche erſcheint, ſo ruht ſie doch tiefer unten überall auf einer ſchrecklichen Grundlage, und Pan, bei deſſen Spiel die Nymphen tanzen, hat einen Schrei in ſich, der Alles zum Wahnſinn treiben kann.

Thomas Carlyle.

Erſtes Kapitel.

Die erſten Regierungsjahre der unvergeßlich genannten Kaiſerin Maria Thereſia waren für Böhmen eine Zeit der Drangſale und der ſchwerſten Prüfungen. Abwechſelnd in Beſitz genommen und gebrandſchatzt von Preußen, Baiern und Frankreich, und immer wieder erobert von den Kaiſerlichen, wußte das Land am Ende nicht mehr, wem es eigentlich angehörte, wo es Recht ſuchen und von welcher der genannten Mächte es Erſatz für den erlittenen Schaden fordern und erwarten ſollte. Dazu kam die völlige Recht- und Geſetzloſigkeit, die in Folge der ewig ſchwankenden Zuſtände eintraten. Die Gutsherren, welche zugleich die Gerichtsherren waren, hatten für die verſchiedenen Mächte Partei genommen und flüchteten ſich, ſobald die feindliche ſich näherte, ihre Unterthanen der fremden wie der heimiſchen Willkür überlaſſend. Der Bauer war es wieder, der unter dieſen Umſtänden am Meiſten zu leiden hatte und in ſolcher tollgewordenen Zeit endlich gegen ſich ſelbſt zu wüthen anfing. Der Krieg, die Neigung zu Händeln, die böſe Luſt am Haſſen und an der Zwietracht hatte ſich der Geiſter bemächtigt, und ſobald im Thal, im Gebirge ein Landſtrich vom Feinde geräumt war, ſuchten die Bewohner unwillkürlich und bewußtlos nach Händeln unter ſich, die größeres Unglück über das Land brachten, als alle äußeren Feinde.

Der Schauplatz einer der merkwürdigſten Kriegsgeſchichten dieſer Art waren die Dörfer, die ſich zerſtreut, nordöſtlich von der k. k. Bergſtadt Przibram [1], vom Dubnaberge aus über den

[1] Sprich Prſchibram.

Homolawald hinunter bis ins Thal der Litawka, und östlich längs der Prager Straße hinziehen.

An dem eben genannten Flüßchen, das während des Sommers unscheinbar und nur mit Mühe durchs Gestein sickert, im Frühling aber und mit anbrechendem Winter gewaltig aufbraust und Felder und Wiesen verheert, liegt das zerrissene, arme Dorf Duschnik. Ein kleines Schlößchen mit einer unbedeutenden Thurmuhr und ein mit Mauern umgebener Kohlgarten, der sich Schloßgarten nennt, bilden seinen ganzen Schmuck. Sonst Strohdächer, theilweise noch mit Rasen bedeckt, aus denen wilde Pflanzen aufwuchern, einzelne Bäume, zerbrochene Holzhecken, tiefe Lehmgruben mitten zwischen den Häusern, ein heiliger Johann von Nepomuk in der Mitte, einzelne rothangestrichene Fensterläden an den wohlhabendsten Häusern — in der Ferne das dumpfe Klopfen der Eisenhämmer und der ewig aufsteigende Rauch der Silberschmelzhütte — das ist das ganze Dorf, das ist Duschnik, dessen Geschichte zur Zeit des österreichischen Successionskrieges wir hier erzählen wollen.

Eines Abends, es war im Frühling des Jahres 1744, saß, wie gewöhnlich, der größte Theil der männlichen Bevölkerung des Dorfes Duschnik in der Stube des alten Matthei Stroß versammelt, den man schlechtweg, in Erinnerung an seine ehemaligen Amtsverrichtungen als Dorfrichter, nur den „alten Richter" nannte, und horchte den weisen und erfahrenen Worten dieses Greises. Der alte Richter genoß von jeher in dem Dorfe und der ganzen Umgegend des größten Ansehens, das er nicht allein seinem Richteramte verdankte, welches er nunmehr, sei es wegen seines vorgerückten Alters niedergelegt oder in den stürmischen Zeiten verloren hatte, sondern es war noch in ganz andern Umständen begründet.

Allgemein raunte man sich in die Ohren und glaubte, obwohl man es nie öffentlich zu behaupten wagte, der alte Richter, der so viel Geheimes wußte, von uralten Dingen so klar erzählte, als ob sie gestern oder heute geschehen wären, der so weise sprach

und Alles, was er ſprach, mit Bibelſprüchen zu belegen verſtand — allgemein glaubte man, der alte Richter ſei ein Huſſit, habe eine böhmiſche Bibel, in der er allſonntäglich leſe, wobei er ſich ſelbſt die heiligen Sakramente in Brod und Wein ertheile, und habe neben der Bibel und andern geheimnißvollen Büchern tief unter der Diele ſeiner Stube einen Kelch, ein Schwert und andere Zeichen der Huſſiten vergraben.

Obwohl gut katholiſch, achtete das Volk das Geheimnißvolle, das den Alten umgab, und hatte inſtinktmäßig eine heilige Scheu vor ſeiner eigenen Vergangenheit, die trotz aller Pfaffenerziehung im Gedächtniß des Volkes überhaupt und vor den Augen der Duſchniker Bauern leibhaftig in der Geſtalt des alten Richters fortlebte. Sie glaubten, daß in dem Stamme, in welchem ein vor Jahrhunderten blühender Glaube fortwuchs, alles Wiſſen der langen Zeit, die zwiſchen damals und heute lag, vereinigt war. Doch wagte man nur ſelten oder nie davon zu ſprechen oder darauf anzuſpielen. Nur wenn der alte Richter etwas ſagte, was den Bauern beſonders weiſe erſchien und was ſie einem höheren Wiſſen zuſchrieben, ſahen ſie einander einverſtändig an und gaben andeutungsvolle Zeichen. Immer aber glaubten und gehorchten ſie ſeinen Worten. Auch heute.

Die Bauern ſprachen über die Zeitläufte und ließen ſich vom alten Richter erzählen, was er in der Stadt beim Amte über die neuſten Schlachten, über Krieg und Frieden, über die Kaiſerin, ihre Generale und Miniſter gehört hatte. Martin Kinnich, ein kleines, mageres Männlein mit funkelnden Augen und ſtruppigem Haar, dem man bei ſeiner ſtarken Beweglichkeit das vorgerückte Alter nicht anſah, klatſchte mit der Hand auf den rothen Tiſch und meinte, während er den Hut von einem Ohre auf das andere warf: Es wird noch lange nicht beſſer! Was haben wir von der Kaiſerin zu erwarten? Als ſie vor Kurzem in Prag war, ſchickte ſie ſechsundvierzig ſchwangere Weiber, die um die Freigebung und das Leben ihrer gefangenen Männer baten, mit harter Antwort von ſich. Iſt das ein weibliches Herz?

Sechsundvierzig ſchwangere Weiber! ſechsundvierzig ungeborne Kindlein! Um Steine zu bewegen! Und was haben die ſechsundvierzig Männer gethan? Kein Menſch weiß es. Man beſchuldigt ſie des Einverſtändniſſes mit Baiern, weil ſie die Brandſchatzung eintrieben, ohne welche Alles mit Feuer und Schwert wäre vernichtet worden. Bei Gott, brave Männer ſind's, und recht haben ſie gethan. Und Baiern! das iſt auch ſo eine Geſchichte. Nach alten Briefen und Urkunden ſoll Baiern eben ſo großes Recht auf Böhmen haben und größeres als Maria Thereſia, unſere allergnädigſte Kaiſerin. Es wird nicht beſſer, ſage ich, es wird nicht beſſer!

Der Einzelne macht die Dinge nicht gut und macht die Dinge nicht ſchlecht, ſagte darauf der alte Richter Matthei Stroß, — am Volke liegt's. Wie das Volk iſt, ſo werden die Dinge; am Geiſte, der im Volke lebt, liegt es. Wäre das Volk ſo, daß es ſich erhoben hätte, als eine Anzahl unſchuldiger Männer in die Gefängniſſe geführt wurden, dann hätte die Kaiſerin keine ſolche Antwort zu geben gebraucht, ja wäre es gar nicht dahin gekommen. Der Geiſt, der im Volke ſteckt, ſteht ewig hinter den Fürſten und raunt ihnen zu: ſo und ſo thuet, das wird es ertragen, euer Volk — das wird es nicht ertragen.

— Sie iſt die Tochter ihres Vaters, und der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, fügte ein Dritter hinzu, und Martin Kinnich rief etwas ärgerlich darein: Wenn der Einzelne die Dinge nicht gut und nicht ſchlecht macht, warum ſollen wir uns nicht helfen? Warum ſollen wir warten, bis der Richter nach Jahr und Tag uns unſer gutes Recht auf den Wald zuſpricht? Warum gehen wir nicht hin und ſchlagen die Diebe, die Obtſchover, todt, die ihn ausreuten, daß er eher wie ein Kirchhof als wie ein Wald ausſehen wird, wenn es endlich dem Richter belieben wird, ſein Urtheil zu ſprechen?

Kinnich hatte einen Gegenſtand zur Sprache gebracht, der augenſcheinlich die Gemüther aller Anweſenden ſchnell ergriff und, wie an ihrer Augen Blitzen, an den vorgebogenen Leibern, die

horchen wollten, was der alte Richter antworten werde, zu ſehen war, ſie ſehr lebhaft bewegte. Es war auch eine Lebensfrage. Das Dorf Duſchnik war arm, ſo arm wie nur wenige Dörfer der ganzen Umgegend. Die Ueberſchwemmungen der Litawka ſpotteten des Fleißes ſeiner Bewohner. Ringsum war Alles ausgeſchwemmtes Geſtein, verwaſchenes Erdreich, zerriſſener ſandbedeckter Wieſengrund. Was an Feld und Wieſe höher hinauf an den Hügeln lag und vor der alljährlich wiederkehrenden Kalamität geſichert war, hatte ſich ſeit Jahrhunderten die Gutsherrſchaft zugeeignet. Dem Dorfe ſelbſt blieb nichts übrig als der Wald, der, die „Homola" genannt, ſich den Bergrücken entlang erſtreckte und das Thaldorf Duſchnik von dem Bergdorf Obtſchov trennte. Der Wald, der allein die Duſchniker ernährte, indem ſie jährlich eine Anzahl Stämme fällten, die ſie nach Prag verkauften und deren Ertrag ſie gleichmäßig unter ſich vertheilten, der Wald war von ihnen gehütet und geliebt, wie ihr Augapfel, wie ihr Kind — denn er war ihr Nährer, ihr einziges Beſitzthum — daher auch ihr Troſt und ihr Stolz. Die Obtſchover, obwohl glücklicher als ihre Thalnachbarn, da ſie, reich an Feld- und Wieſengrund, Früchte und Heerden in vollem Maße beſaßen, gönnten gleichwohl den Duſchnikern nicht den vollen Genuß des Waldes, und da er ſich in der That eine Stunde über ihre Gemarkung hinauszog, erhoben ſie unter Anführung ihres Dorfrichters, Mika, nur der Bauernadvokat genannt, Anſprüche, welche beide Dörfer in einen langen Prozeß verwickelten. Sein Fortgang wurde durch die Flucht der Gutsherren und aller Beamten beim Herannahen der Baiern und Franzoſen unterbrochen, und da auch der Magiſtrat der Stadt Przibram das Schiedsrichteramt von ſich wies, benützten die Obtſchover, vielleicht ahnend, daß ihnen das Recht auf den Wald werde abgeſprochen werden, die geſetzloſe Zeit, um ihn ſo viel als möglich auszubeuten und das Holz um einen Spottpreis an alle Welt zu verkaufen. Ihr Richter, Mika, der in der ganzen Umgegend für einen feinen Kopf galt, mit dem ſich kein Advokat meſſen dürfe,

der mehrere alte Geſetzbücher beſaß, woraus er den Bauern, bei denen ſich dann und wann das Gewiſſen regte, ihr Recht auf den Wald vordemonſtrirte, ſuchte die Abſatzquellen auf und leitete den Holzhandel, wobei ihm größere Einkünfte als den andern Bauern abfielen, was ihn auch bewog, mit ſeinen Rechtsbefohlenen auf dem eingeſchlagenen Wege zu beharren und den Wald in der Zeit, die ihm die Verwirrung des Krieges noch ließ, ſo viel als möglich auszubeuten. Es hatte ſich in Folge dieſes Streites ein Geiſt des Haſſes und der Erbitterung zwiſchen den Bewohnern der beiden Dörfer ausgebildet, der ſchon oft zu Thätlichkeiten geführt, nächſtens aber in blutige Händel auszuarten drohte. Daher die Bewegung unter den Bauern, als Kinnich das Geſpräch auf dieſen Gegenſtand brachte, und ihre Aufmerkſamkeit auf die Worte des alten Richters, der ihm alſo antwortete:

Es ſteht wohl geſchrieben: Glied um Glied und Aug um Aug und Zahn um Zahn. Es iſt aber nicht geſagt: wenn dein Nachbar Gewaltſames begeht, ſo thu wieder Gewaltſames, und wenn er dich beſtiehlt, ſo ſtiehl wieder. Das Auge, das er euch verwundet, wird er euch heilen müſſen nach dem Spruche des Richters, der der Arzt des Verfolgten iſt, und mit den Arzneien, wie er ihm befiehlt. Unſer Recht iſt verbürgt in alten Urkunden, und keinem Menſchen iſt es gegeben, daſſelbe zu beugen. So müſſen wir glauben, ſo lange es der Richter nicht gebeugt hat. Er muß zum reichen Manne ſagen: gib dem Armen ſein Schaf wieder. Der Krieg wird bald beendigt ſein, die Richter werden ſich wieder um das Recht der kleinen Leute kümmern müſſen — bis dahin müſſen wir dulden.

Die Bauern, wie es ſchien, wenig zufrieden mit dieſer friedlichen Rede des alten Richters, murmelten vor ſich hin, und mehrere wollten ihm antworten, als ein junger Bauer, ohne Hut, mit zerzauſtem Haar, blutigem Geſicht und zerriſſenen Kleidern, in die Stube ſtürzte.

So haben mich die Obtſchover zugerichtet, rief er aus,

indem er ſich vor die Bauern hinſtellte und eine laute Lache aufſchlug — es geſchieht euch aber Recht. Während ihr hier ſitzet und plaudert, fahren ſie Wagen auf Wagen nach Prag, und wenn ſich Einer von euch unterſteht, zu muckſen, werden ſie ihn ſo zurichten, wie ſie mich zugerichtet haben.

Die Bauern ſprangen auf, ballten die Fäuſte, warfen die Hüte auf den Boden, fluchten und polterten. „Was iſt's, was iſt geſchehen? erzähl' Pepik, erzähle!"

Nun, was ſolls ſein? — ſagte der Bauernjunge Pepik Picard,[1] indem er ſich das Blut vom Geſicht wiſchte, — ich komme von Oborſchiſcht, wohin ich das letzte Huhn und die letzten Eier meiner Großmutter brachte, um ſie im Kloſter der ehrwürdigen Brüder Jeſuiten, weil ſie meiner Alten die Roſe aus dem Geſicht gebetet haben, zu opfern, gehe ganz luſtig mit dem Segen des Paters Guardian davon, ſinge und bin guter Dinge, biege ums Holz hinter Obtſchov — wer kommt mir entgegen? Der alte Lump, der Bauernadvokat, der Mika aus Obtſchov, mit einer Schreibtafel in der Hand und rechnet und rechnet, und hinter ihm ein langer, langer Zug von Pferden — und was zogen die Pferde? prächtige Tannen, liebliche Fichten, goldne Birken. Kreuztauſend Bataillon, rief ich, du Dieb, du Schelmenvater, führſt uns wieder unſer ſchönſtes Gehölz fort! — und wie ichs ſage, treibe ich ihm die Mütze über die Ohren, ſchlage ihm die Schreibtafel aus der Hand und laufe, was ich laufen kann — querfeldein. Aber proſt die Mahlzeit — die Burſche haben's geſehen, laſſen die Pferde ſtehen, und, den jungen Mika an der Spitze, laufen mir nach und richten mich ſo zu, wie ihr mich da ſeht.

Die Diebe, die Räuber! riefen die Bauern unter einander — ſie ſollen büßen — wir wollen's ihnen zeigen!

[1] Picard — dieſer Name, der mitten unter den ſlaviſchen und deutſchen Familiennamen ſo ſonderbar abſticht und oft in Böhmen vorkommt, ſtammt offenbar von den Picarden, welche einſt in Böhmen eine ſo große Rolle ſpielten.

Halt, es ist noch nicht aus! rief ihnen Pepik nach, da sie zornig und fluchend hinaus eilen wollten, 's ist noch nicht aus. Auf dem Heimwege habe ich vom Obtschover Juden erfahren, daß der Mika mit einem kaiserlichen Lieferanten einen Kontrakt abgeschlossen hat und ihm so viel Holz liefert, als er nur braucht, um zweihundert Elbboote für die Armee zu bauen und Brennholz für die Militärbackhäuser. 'S ist ein schön Geschäft — in vier Wochen wird unser Wald so durchsichtig sein, wie des armen Mannes Korn.

Das soll er nicht, beim heiligen Johann von Nepomuk, beim heiligen Wenzel und tausend andern Heiligen! schrie Kinnich, das soll er nicht, die Obtschover sind Räuber, wir müssen uns unserer Haut wehren, und wer auf Raub ausgeht, der geht auch auf Mord aus, sagt ein altes Sprüchwort — und wer mich morden will, den schlag ich todt und damit Punktum, und morgen gehen wir in den Wald, und wenn wir da einen Obtschover Blutstropfen finden, so soll er fließen — das schwör' ich beim Teufel!

Ja, wir gehen morgen in den Wald und schlagen todt, was uns unter die Hände kommt! riefen die Bauern alle und liefen fluchend hinaus; kaum daß sie dem alten Richter noch gute Nacht sagten und er Zeit genug hatte, ihnen nachzurufen: Vergeßt mich nicht, ich gehe mit euch in den Wald!

Plötzlich war es stille geworden in der Stube. „Es geht schlimm!" murmelte der alte Richter, der zurückgeblieben war, indem er mit dem großen hölzernen Kamm, der nach alter Art in seinen langen grauen Locken steckte, sich die Haare zurückstrich, ein altes dickes Buch aus einem Verstecke in der Holzwand hervorzog und hinausging.

Während er draußen die Treppe hinaufstieg, um in die Schlafstube unter dem Dache zu gelangen, fing es in der Stube, tief im dunkeln Winkel hinter dem Ofen, leise zu schluchzen an, und das Schluchzen wurde immer stärker, bis es sich in ein langes, inniges Weinen verwandelte.

Liduſchka, die Schwiegertochter des alten Richters, die junge Strohwittwe, wie man ſie im Dorfe nannte, weil ihr die Kaiſerlichen ihren Mann kurze Zeit nach der Hochzeit als Soldaten weggeführt hatten, Liduſchka hatte hinter dem Ofen Alles geſehen und gehört, was in der Stube vorging. Sie weinte, weil ſie eine Obtſchoverin war, und es that ihr weh, ſo von ihren Landsleuten ſprechen zu hören, wie man ſie Diebe, Schelme, Räuber nannte. Beſonders weh aber that es ihr, daß man von ihrem Vater, dem Bauernadvokaten, wie von dem Herbergsvater der Diebe ſprach, er, der zu Hauſe in ihrem Dorfe ſo hoch geachtet war als Wunder der Weisheit und Gelehrſamkeit unter den Bauern. Wie ſie ſo weinend aus ihrem Verſtecke hervorkam und durch die Stube ging, ſchluchzend, gebeugten Hauptes, und ſich ans Fenſter ſetzte, wo ſie, vom Monde beſchienen, ihre langen blonden Haarflechten unter tiefem Seufzen auflöſete und die aufgelöſten Haare wie einen Kranz um die Stirne wand, war ſie ſchön und traurig anzuſehen. Nicht allein die ſchlimmen Worte, die über ihren Vater und ihre Landsleute gefallen waren, waren es, die ſie ſo betrübt machten — traurige Ahnungen ſtiegen in ihr auf. Es war ihr, als ob die Männer, die heute ſo erzürnt von dannen ſtürzten, ſich nicht ſo bald zur Ruhe begeben würden — als ob der heutige Abend der Anfang einer böſen Zeit ſein ſollte. Dieſe Ahnungen ließen ſie nicht ſchlafen, ſelbſt als ſie längſt ſchon vor dem hellen Mondſchein ihren ſchönen ſchlanken Leib im Bette barg. Sie bildete ſich ein, daß Alles beſſer werden müßte, wenn nur ihr Mann daheim wäre, der gute, ſanfte Nikolai, und zum Frieden ſprechen könnte, anſtatt daß er ſich eben im fernen Schleſien oder Sachſenlande als wilder Soldat herumtreiben mußte. Böſe Träume ließen ſie nicht ſchlafen, bis ſie endlich in einem Augenblicke zwiſchen Wachen und Schlafen einen Ausweg aus ihrem Kummer fand und dazu lächelte wie zu einem guten Gedanken. Mit dem erſten Morgenſtrahle wollte ſie hinunter zum Alten vom Hammer, um ſich ſeinen Rath zu erbitten und ihn, den Propheten, über die nächſte Zukunft zu befragen.

Zweites Kapitel.

Einige hundert Schritte hinter dem Dorfe Duſchnik, wenn man dem Laufe der Litawka folgt, auf dem ſchmalen Striche zwiſchen dem Bache und dem ſteil aufſteigenden Felſen, durch Ulmen, Erlen und Weidenbäume verdeckt, liegen mehrere Eiſenhütten eng aneinandergedrängt. Obwohl die hölzernen Wände und Dächer auf ſteinernen Grundmauern ruhen, zittern ſie doch ununterbrochen von dem Schlage der mächtigen Hämmer vom Grunde bis zum Giebel, und die Wetterfahnen drehen ſich bebend, auch wenn nicht das leiſeſte Lüftchen zieht. Haben die Hütten in ihrem dunkeln, einſamen Verſteck, von dumpfem Geklopfe durchhallt, von Kohlenſtaub bedeckt, an ſich ſchon etwas Unheimliches, ſo bekommen ſie erſt noch ein ſchauerliches Anſehen, wenn im Frühling und im Sommer, ſobald die Sonnenſtrahlen wärmend niederfallen, die unzähligen Schlangen aus ihren Löchern im Felſen hervorkriechen, ſich die Wände hinanwinden und von den Dächern züngelnd herabhängen gleich rothen, grünen, ſilbernen Bändern, die der Wind bewegt. Die Eiſenarbeiter lächeln über die gewohnte Geſellſchaft, die ſie nicht fürchten, und wundern ſich auch nicht, wenn ſich dann und wann ein vorwitziges Schlänglein ganz nahe dem Hammer neben der glühenden Eiſenſtange hinſtreckt oder ſich im Herde mitten im Funkenregen wärmt. Aber der Wanderer erſchrickt vor den Hütten, wie vor der Wohnung eines Zauberers.

Aber es wohnt hier auch ein Zauberer.

Hart am Felſen, in der verſteckteſten und ärmlichſten unter den verſteckten und ärmlichen Hütten, wohnt der alte Bureſch,

der Wunderdoktor, der Prophet, der ausgerenkte Arme und Beine einrichtet, allerlei Salben bereitet, das Gras wachsen hört, die Stimmen der Thiere versteht, geheimnißvolle Uebel bespricht, Träume deutet, neugebornen Kindern nach den Sternen ihr Schicksal bestimmt und Jedem auf Begehren die Zukunft deutet — der alte Bureſch, der Alte vom Hammer. Seine geheimen Wissenschaften hat er sich, wie man's erklärt, aus dem Lande der Türken und Heiden geholt, wo er lange Zeit vor vielen Jahren unter Prinz Eugen dem edlen Ritter als Soldat gedient hat. Später war er Altgeselle im Hammer; jetzt, in seinem hohen Alter, aß er nur noch das Gnadenbrod in der einsamen Hütte. Er hauste dort ganz allein, da sein Sohn Peter Bureſch sich als Wilddieb in den fernen Wäldern umhertrieb, ja sogar unter die Zigeuner gegangen sein soll. In seiner Einsamkeit beschäftigte ihn die Zubereitung der Wundersalben und seine Schlangen. Die Schlangen waren seine liebste Gesellschaft, und darnach hatte er auch seine Stube eingerichtet. Ueberall in den Wänden nahe am Boden waren Löcher angebracht, daß sie ohne Hinderniß ein- und ausschlüpfen und sich die Würmer holen konnten, die er ihnen jeden Morgen hinlegte. Da sah es denn auch so schreckhaft in seiner Stube aus, daß nur wenige Menschen es wagten, sie zu betreten, und darum saß er auch den ganzen Tag vor der Schwelle seiner Hütte und sonnte sich und sah zu, ob Jemand komme, seinen Rath zu holen. Zum Zeitvertreibe hatte er neben einem Rosenkranze eine Schlange in der Hand, mit der er spielte, die er steif zu machen verstand, die er tanzen lehrte, um den Hals band wie einen Strick oder auch, wenn er genug gespielt hatte, in den Busen steckte, wo sie sich warm und behaglich fühlte. Die Leute aus dem Dorfe, die ihn näher kannten, behaupteten, er denke, während er da so spiele, den ganzen Tag an seinen Sohn Peter Bureſch, den Wilddieb, den er leidenschaftlich liebte, und aus dem er gerne einen großen, mächtigen Herrn machen möchte.

So saß er wieder da wie immer auf der Schwelle der Hütte

und ſpielte mit dem Roſenkranz und der Schlange wie immer und lächelte, etwas grinſend, vor ſich hin wie immer. Es war früh am Morgen. Da ſah er Liduſchka, die junge Schnur des alten Richters, über den Steg auf ſich zukommen. Der Alte freute ſich augenſcheinlich bei dieſem Anblick, verbarg die Schlange unter dem Hemde, um das junge Weib nicht zu erſchrecken, und gab ſich Mühe, ein freundliches Geſicht zu machen. „Brächteſt du mir etwas, murmelte er, womit ich deinem alten Friedensprediger einen rechten Tort anthun könnte, ſollteſt du mir willkommen ſein.“ Er meinte den alten Richter, den er haßte, weil er mit ihm ſeinen Einfluß im Dorfe theilen mußte, und weil er wohl fühlte, daß er ſelbſt, gefürchtet und geſcheut, nur in der höchſten Noth aufgeſucht wurde, der alte Richter aber in hohem Anſehen ſtand wie ein Prieſter oder Vater. Liduſchka, als ſie des Alten vom Hammer anſichtig wurde, ſchlug furchtſam die Augen nieder, und um ihre Angſt zu verhüllen, begann ſie den Inhalt ihres Körbchens, Brod, Eier und etwas Mehl, zu ordnen, und wäre am Liebſten zurückgekehrt, da ihr plötzlich ihr Gang als ſündhaft und der Alte ſo unheimlich erſchien.

Aber er rief ihr ſchon von Ferne zu: Willkommen, Liduſchka! Dich drückte ein geheimes Weh — komm, daß ich dir helfe.

Das junge Weib konnte nicht mehr zurück und ſagte, indem ſie ſich näherte: Gewiß, ein großes Weh, und Ihr ſollt mir davon helfen mit Eurem klugen Rath, und wenn Ihr mir noch ſagen wollt, wie es in der Zukunft wird mit den Duſchnikern und den Obtſchovern und mit meinem Vater und mit meinen Brüdern, ſo habe ich Euch dafür Alles mitgebracht, was ich im Haushalt entbehren und was ich Euch in dieſer Jahreszeit bringen kann.

Der Alte warf nur einen kurzen Blick auf das Körbchen, aber einen langen und prüfenden auf das unausgeſchlafene kummervolle Geſicht der armen Liduſchka, aus deren Worten er ſchon ihr Anliegen errathen hatte. Er lächelte und ſagte mit blinzelndem Auge, als ob er ſie ſeiner Allwiſſenheit verſichern

wollte: Gelt, du plagſt dich der Obtſchover Händel wegen, du fürchteſt, es wird blutige Köpfe geben, daß dein Vater ſchlecht davon kommen wird — und dazu haſt du ſo böſe Träume und du biſt ſo allein und verlaſſen, du armer kleiner Vogel? Erzähle, erzähle!

Jeſus Maria, ja ſo iſt es! Ihr habt es ſchon Alles errathen — ſagte Liduſchka, indem ſie über die Sehergabe des Alten ein Fröſteln überlief. Und ſie erzählte ihm lange und ausführlich von den böſen Träumen, die ſie plagten, von den ſchlechten Namen, mit denen man ihren Vater im Dorfe benenne, von Allem, was geſtern beim alten Richter vorgegangen war und wie das ganze Dorf in Aufregung ſei und daß man heute in den Wald ziehen wolle.

Der Alte hörte ihr aufmerkſam zu und unterbrach ſie nicht in ihrer langen und ausführlichen Erzählung. Nur daß er manchmal mit einem „Hm, Hm" in Nachdenken verſank, ſich lächelnd die Hände rieb und: „es wird gehen, es wird gehen" zwiſchen den Zähnen murmelte. Liduſchka, die es bemerkte, wurde ängſtlich zu Muthe, und ſie fragte mit zitternder Stimme: Vater Bureſch, ich glaube, ihr freut Euch über das Alles?

Aber anſtatt aller Antwort ſprang der Alte von der Schwelle auf und eilte in die Stube, aus welcher er nach wenig Augenblicken, wie zu einer Reiſe gerüſtet, wieder herauskam. Ein alter, brauner Ungarmantel hing um ſeine Schulter, ſchief auf dem Kopfe ſaß der breitkrämpige, durch allerlei Riſſe gezackte Hut, ein gewaltiger Roſenkranz mit braunen großen Kugeln hing ihm um den Nacken vorn auf die Bruſt herunter, und in der linken Hand hielt er einen Stock, der ſo hoch war wie er ſelbſt und oben ein großes, eiſernes Doppelkreuz trug. Die Augen des Alten blitzten, er ſchien plötzlich um einen Kopf höher geworden zu ſein, ſeine Muskeln ſpannten ſich, und nach dem Dorfe gewendet, rief er mit einer Stimme, die den Lärm der Hämmer weit übertönte: Ja, es wird blutige Köpfe und Wunden und Tod geben! Das Maß iſt voll, bald wird es über-

laufen! Bald ſoll es auf eueren Feldern ausſehen, o Duſchnik, und du, o Obtſchov, wie auf der Walſtatt nach einer Türkenſchlacht! Und ich will euch einen Führer geben, von dem in hundert Jahren noch die Steine erzählen ſollen und die verbrannten Häuſer! —

Dann ſprang er mit der Kraft eines Jünglings über den Bach, eilte über die Wieſen hin und verſchwand im Dunkel des Waldes. Liduſchka, die bleich und an allen Gliedern bebend daſtand und noch immer die Worte des Alten hörte, die ihr Herzblut gerinnen machten, faßte ſich endlich und rief entſetzt: Jeſus Maria! Er holt ſeinen Sohn, Peter Bureſch, den Wilddieb.

Dann ſetzte ſie ſich hin und weinte bitterlich.

Indeſſen herrſchte im Dorfe die höchſte Aufregung. Unter dem großen Kaſtanienbaume, der die Statue des heiligen Johann von Nepomuk beſchattete, verſammelten ſich die Männer — fluchend, ſchreiend, Weiber und Kinder zurückſtoßend, die ſich neugierig umherſtellten und der Verwirrung zuſahen. Hirten hatten die Nachricht gebracht, daß die Obtſchover wieder am Kreuz beim heiligen Antonius von Padua Holz fällten. Man wollte den geſtern gefaßten Beſchluß in Ausführung bringen. Der alte Richter erſchien in der Tracht, in welcher er ſonſt zu Amte zu gehen pflegte — langer, grüner Tuchrock, der mit weißem Schafpelze ausgelegt und vorn mit langen ſeidenen Schnüren zuſammen gehalten wurde, Schuhe mit weißen Schnallen, hohe, ſchwarze Strümpfe — auf dem dicht von weißen Locken umwallten Haupte die grüne, pelzumſäumte Sammtmütze, in der Hand das hohe, faſt bis ans Kinn reichende ſpaniſche Rohr mit gelbem Beſchlage. Er ſtellte ſich an die Spitze der Bauern und ſchritt dem Walde zu. Aber als ſie an die Brücke kamen, die über die Litawka führt, da ſtand ſchon Kinnich an der Spitze einer großen Schaar von Bauern, die ſämmtlich mit Waffen aller Art, Heugabeln, alten Spießen, Säbeln und Feuergewehren ausgerüſtet waren. Der alte Richter blieb erſchrocken ſtehen. Was ſoll dieſer Aufzug? rief er unwillig aus. Es ſteht

geſchrieben, du ſollſt hingehen und den Fehlenden dreimal ermahnen, daß er vom Unrecht abſtehe, und ihr wollt Blut vergießen? Das iſt nicht gut gethan, Bruder Kinnich.

Kinnich, der ſich ſo angeſprochen ſah, ſchob trotzig die Mütze tief in die Stirne, drückte ſeine alte Feuerwaffe noch feſter an die Schulter und ging ohne Antwort vorwärts. Der Friedensprediger! murrte er vor ſich hin; wenn es nach ſeinem Kopfe ginge, müßten wir warten, bis uns am jüngſten Tag unſer Recht wird.

Aber der alte Richter, Matthei Stroß, ſah die Gefährten Kinnich's, die ſtehen geblieben waren, lange und durchdringend an, und unwillkürlich gingen ſie hin, lehnten ihre Waffen an das Gelände der Brücke und ſchloſſen ſich friedlich dem unbewaffneten Zuge an. Als das Kinnich ſah, warf er auch ſeinerſeits die Waffe, aber fluchend und ſchimpfend, ins Gras und lief zornig voraus. Nun, wenn ihr wollt, rief er, ſo ziehen wir hin, wie ein Leichenzug — wir werden den Obtſchovern gewaltigen Reſpekt einflößen! Wenn ſie uns todtſchlagen, haben ſie Recht!

So gingen ſie vorwärts, den Berg hinan durch die ſchattigen Hallen der Fichten und Kiefern. Sie brauchten nicht weit zu gehen, um die hallende Axt fallen und die fallenden Bäume krachen zu hören. Sie ballten die Fäuſte und ſchritten lippenbeißend weiter. Doch kam kein lauter Zorn in ihnen auf — im Gegentheile beſchlich ahnungsvolle Trauer ihre Herzen, und es war ihnen, als ſtünden ſie am Anfange trauriger Ereigniſſe, ja als ob ihnen eine höchſt ſchmerzvolle Begebenheit ſehr nahe wäre. Als ob ſie ihn um die Urſache ihrer Beklemmung fragen wollten, ſahen ſie von Zeit zu Zeit zum alten Richter auf. Dieſer aber ging ſchweigend, gedankenvoll, gebeugten Hauptes ſeinen Weg. Als ſie ſich dem Kreuzwege beim Bilde des heiligen Antonius von Padua näherten, verſtummten plötzlich die Schläge der Aexte. Die Obtſchover ſahen auf und ließen überraſcht die Hacken fallen, harrend der Dinge, die da kommen

ſollten. Ueber ihrem Haupte, auf dem Baume, an deſſen Wurzel ſie eben die Axt und die Säge gelegt hatten, krächzte ein Rabe, der trotz allen Lärmens die Zweige nicht verlaſſen wollte. Stille war's — die Vögel des Waldes, die unter dem Hauen und Sägen verſtummt waren, fingen nach und nach, aber ſchüchtern, zu ſingen an — in der Tiefe begann ein Kuckuk ſeinen Ruf, ſchwieg aber ſogleich wieder. Wie kühl es auch im Walde war, wiſchten ſich doch Obtſchover und Duſchniker den Schweiß von der Stirne. Ein ſchweres Alpdrücken lag auf dem ganzen Walde. Auf dem feuchten Mooſe zitterten goldne Sonnenſtreifen und Ringe — ein leiſer Windzug durchſeufzte den Wald, und die Wipfel neigten ſich, „als ob ein Unſichtbarer drüber ginge."

Der tolle Honſik, der unter den Obtſchovern war und, von der Beklemmung, die ſich Aller bemächtigte, am Wenigſten verſpürend, den Duſchnikern grinſend entgegenlächelte, unterbrach die Stille zuerſt. Er ſchlug eine helle, widerliche Lache auf und hieb aufs Neue auf den Baum los. Da fühlten ſich ſeine Gefährten, die um ihn herum ſtanden, plötzlich vom Alpdrücken erlöſt und lachten laut mit dem tollen Honſik und griffen nach den Aexten und Sägen, um ſo zu thun, wie er that.

Den Duſchnikern, die ergrimmt vorſtürzen wollten, winkte der alte Richter mit der Hand, zurück zu bleiben, und ging allein vor bis an den Baum, an dem die Obtſchover eben beſchäftigt waren. Er ſprach alſo zu den Obtſchovern: Wie ihr jetzt den Baum mit Axt und Säge fället, ſo fället und ſtürzet ihr jegliches Recht, das Vertrauen des einen Menſchen zum andern, die Liebe zum Frieden. Wenn ihr nicht geduldig ſeid, bis der Richter ſein Urtheil geſprochen hat, ſo höret auf den Richterſpruch eures Gewiſſens, der euch ſagt: Ihr eſſet das Brod aus fremdem Korbe, ihr erntet auf fremdem Felde. Euch hat der Herr, gnädiger als gegen uns, Felder und Wieſen und Heerden gegeben, warum wollt ihr uns Deſſen berauben, was uns jedes Recht zuſprechen müßte, auch ohne Urkunden, Briefe

und Siegel, da es jedes Menſchen Recht iſt, zu arbeiten und ſich zu nähren? Wo aber ſollen wir arbeiten und uns nähren, wenn nicht in dieſem Walde, der unſer Erntefeld iſt und unſere Werkſtatt?

Der alte Mika, der Bauernadvokat und Obtſchover Richter, bohrte mit ſeinem Haſelnußſtock ein Loch ins Moos, indem er antwortete: So lange nach Geſetz und Recht nicht ein Spruch gefällt iſt, iſt der Wald geſetzlos und hat keinen Herrn. Er iſt frei und gehört Jedermann, wie der Fluß, die Quelle, die Luft. Soll hier das Holz verfaulen wie im Zdikauer Walde? Wenn ihr arm ſeid, ſo kommt und bittet um Almoſen bei uns, die wir reich ſind. So lange ihr nicht kommt und ſaget: gute liebe Nachbarn, gebt uns etwas von eurem Ueberfluß um Gottes-willen — ſo lange haben wir uns um eure Armuth nicht zu kümmern. Jeder kehre vor ſeiner eigenen Thür und frage nicht, was geht beim Nachbar vor? Wenn ihr ſo thöricht ſeid und wartet, bis der Richter geſprochen hat, ſo ſind wir ſo klug, in-deſſen zu arbeiten und in der rechtloſen Zeit aus der Ueber-ſchwemmung zu retten, was zu retten iſt. Macht der Krieg die Einen arm, macht er die Andern reich — und wer früher kommt, malt früher.

Alſo, rief der alte Richter empört aus, alſo gehſt du, wäh-rend es blitzt und gewittert, aufs menſchenleere Feld und ſtiehlſt Garben? Haltet ein, rufe ich euch zu, ihr thuet Unrecht, ihr ſündiget vor Gott!

Der alte Richter rief es mit ſo gewaltiger Stimme, mit ſo gebietendem Tone, daß die Obtſchover zum zweiten Male die Aexte fallen ließen und aufmerkſam den Zwiegeſprächen der beiden Alten zuhorchten. Nur der tolle Honſik ließ ſich nicht ſtören. Unfähig, die Worte des Einen wie des Andern zu ver-ſtehen, kümmerte er ſich auch nicht um Das, was um ihn vor-ging. Er wußte nur, daß er einen Baum zu fällen hatte und wohin er fallen ſollte, und unverſtändliche Töne ausſtoßend, die wohl das Feiern der Anderen mißbilligen ſollten, hieb er mit

der Kraft eines Wahnsinnigen auf den Baum los, immer grinsend und lächelnd, wie man es bei ihm gewohnt war. Man beachtete ihn auf beiden Seiten nicht — denn man kannte ihn von seinen Streifzügen her, die er oft im hohen Sommer unternahm, wenn es in seinem Gehirn zu kochen begann und er unruhig, wilde Töne ausstoßend, von Dorf zu Dorf irrte, mit struppigem Bart, offener behaarter Brust und zerzaustem Kopfe. Man kannte seine Tücken, doch fürchtete man ihn nicht — er war ja blödsinnig — und wenn man ihn des Abends wo vor einem Dorfe hinter einer Hecke liegen sah, nahm man ihn gastlich ins Haus, um ihn am andern Morgen wieder weiter streifen zu lassen. Die Obtschover bedienten sich beim Holzmachen gerne seiner ungeheuren Kraft, die er auch mit Freude und Fleiß bewies.

So auch jetzt. Während durch die Unterhandlung der Alten die Duschniker immer aufgeregter, die Obtschover immer niedergeschlagener und schüchterner wurden, so daß diese letztern, überwunden von den innigen Worten des alten Richters, ihre Blicke zur Erde senkten und nicht aufzuschauen wagten, im Stillen ihren Richter beschuldigend, daß er sie zum Raube verleitete — sah der tolle Honsik nur von Zeit zu Zeit auf, ob der Wipfel sich schon neige, und hörte mit Freude das knackende Reißen der letzten Fasern.

Laßt uns, sagte der alte Richter mit eindringlicher, vor Rührung zitternder Stimme, als er die Bewegung der Obtschover sah — laßt uns ein Schiedsgericht niedersetzen aus den besten Männern der benachbarten Dörfer, und die sollen entscheiden zwischen uns.

Die Obtschover sahen fragend den alten Mika an. Er stand schweigend da und schüttelte den Kopf; er wußte wohl, daß er auf den Vorschlag nicht eingehen konnte, er hatte ja einen Vertrag in Prag abgeschlossen, der ihn um Haus und Hof brachte, wenn er ihn nicht einhielt — und es war ja ein Vertrag für die Armee der Kaiserin. Es konnte ihm aus den Händeln mit den

Duſchnikern nichts Uebels entſtehen, er konnte ſie im Nothfalle mit ſeinem Patriotismus entſchuldigen. Trotzdem er aber den Kopf ſchüttelte, machten doch die Obtſchover einen Schritt vorwärts, um dem alten Manne, der fragend, harrend, mit gerührten Blicken vor ihnen ſtand, die Hände entgegen zu ſtrecken — da krachte es plötzlich in den oberſten Zweigen — ein wilder Freudenruf des tollen Honſik — ein ſchwerer Fall — der Baum ſtürzte, und unter ſeiner Wucht erſchlagen lag der alte Richter.

Ein Schrei des Entſetzens erſcholl auf beiden Seiten. Alles ſtürzte auf den Baum los, um den Getroffenen hervorzuziehen. Weh euch, rief Kinnich, ihr habt uns unſeren Vater erſchlagen! Wüthend faßten einige von den Duſchnikern nach ihren Feinden — dieſe griffen zu den Aexten, die ſie in der Luft ſchwangen. Ruhe, Friede! ſeufzte noch der alte Richter Matthei Stroß und verſchied. Der Baum hatte ihn ſchwer am Kopfe verletzt — eine tiefe Wunde blutete, und die Gehirnſchale war eingedrückt. Sein letztes Wort wirkte auf ſeine Freunde — ſchweigend brachen ſie Zweige von demſelben Baum, der ihn erſchlagen hatte, und flochten eine Bahre daraus. Auch die Obtſchover nahten ſich, ſchlugen mit ihren Aexten Zweige ab und legten ſie ſchüchtern hin; ſie wurden aber verſchmäht bei Seite geworfen. Stumm legten die Duſchniker die Leiche auf die Bahre, nahmen ſie auf ihre Schultern und zogen ab, dem Dorfe zu. Als ſie am Ausgange des Waldes ankamen, läutete eben die ſchöne Glocke von Duſchnik zum Mittagsgebete — ſie ſtellten die Bahre hin, knieten rings herum und beteten. Die Obtſchover ſahen ihnen betäubt nach — der tolle Honſik grinſte lächelnd wie immer. Der Bauernadvokat aber ſagte leiſe zu ſeinem Sohne: So wird nichts aus dem Schiedsgerichte, meinen Kontrakt kann ich einhalten — der tolle Honſik iſt nicht zurechnungsfähig. Es iſt gut ſo.

Schwül lag die Mittagshitze auf dem Walde.

Drittes Kapitel.

Bei allen Völkern, die noch auf niedriger Kulturstufe und ihrer ursprünglichen Kraft nahe stehen, kehrt mit wilden Zuständen die Lust an der Selbsthülfe und mit ihr die Neigung zur Blutrache zurück, die auch nichts Anderes ist als verspätete und nachgeholte Selbsthülfe. So war es auch bei den Duschnikern nach dem Tode des alten Richters. Es war dem Bauer Kinnich nicht schwer, sie zu überzeugen, daß ihr Vater und Rathgeber von den Obtschovern absichtlich getödtet worden. Er wollte bemerkt haben, daß der Bauernadvokat während der Unterredung dem tollen Honsik Zeichen und Winke gegeben, wie und wo er den Baum fällen solle, und als gewiß behauptete er, daß jener mit schadenfrohem Lächeln dem Zuge nachgesehen, als sie sich mit der Leiche entfernten. Kinnich führte die Bauern in die Stube, wo die Leiche ausgestellt war, gehüllt in glänzendes leinenes Gewand, umgeben von brennenden Wachskerzen und Sträußen von Rosmarin, Salbei und allerlei Blumen. Vor ihr ließ er sie die Hand aufheben und schwören, nach ihrer Pflicht ihr Eigenthum zu schützen gegen die Räuber und an ihnen Rache zu nehmen für den Tod des heiligen Mannes. Liduschka, die an der Leiche saß, die Hände gefaltet und leise Gebete lispelnd, horchte scheinbar theilnahmlos dem schrecklichen Schwure, der ihre Landsleute bedrohte. Erst als die Leiche hinabgesenkt und der Gegenstand ihrer größeren Schmerzen aus ihren Augen verschwunden war, erinnerte sie sich deutlich des Schwures, der noch in ihren Ohren nachklang, und sie schlich sich noch vom Kirchhofe fort, durch den Wald nach Obtschov, um ihren Vater und die

Brüder zu warnen und ſie flehentlich zu bitten, Alles zu thun, was Unheil abwenden könnte.

Die Brüder lächelten zwar über ihre Beſorgniß, doch wollten ſie ſie in Obtſchov zurückhalten und ſie bewegen, nicht mehr nach Duſchnik zurückzugehen, wo ſie doch nichts zu ſuchen hätte. Liduſchka ſchüttelte den Kopf. Das Thaldorf war jetzt ihre Heimat, und es ſchien ihr ſchon nicht recht, daß ſie ſo heimlich ſich nach Obtſchov geſchlichen. In Duſchnik lag das Haus und das Beſitzthum ihres abweſenden Mannes, das ſie als treue Hausfrau zu ſchützen hatte. Und ſie kehrte unbeirrt durch die Vorſtellungen der Brüder und des Vaters in das nun ſo einſame Haus zurück. Da ſchaffte und arbeitete ſie ohne Unterlaß, ohne Tagelang hindurch die Schwelle zu überſchreiten, denn ſie fürchtete ſich vor jeder Nachricht, die ihr da draußen zukommen konnte.

Der Bauer Kinnich entfaltete ſeit dem Tode des alten Richters eine außerordentliche Thätigkeit. Jetzt war er eigentlich die einflußreichſte Perſon im Dorfe und war ſich deſſen wohl bewußt. Flink, leicht beweglich, ſcheinbar ſchnell entſchloſſen, Meiſter in großen Worten, verſtand er es, große Bewegung in den Gemüthern hervorzubringen und den Moment zu benutzen. Krieg, rief er, indem er durchs Dorf rannte, Krieg müſſen wir führen auf Leben und Tod mit den Räubern, wenn wir nicht in Kurzem vor Hunger ſterben wollen!

Er ließ die Trommel aus dem Schloſſe holen, welche ſonſt die Bauern zum Frohndienſt berief, hängte ſie ſeinem Knechte um und befahl ihm, trommelnd das Dorf zu durchziehen. Die Bauern, gewohnt dieſem Schalle zu gehorchen, kamen aus den Häuſern hervor, und ehe eine Stunde verfloſſen war, ſah der große Kaſtanienbaum eine große Verſammlung unter ſeinen Zweigen. Der Jude, Kinnichs Freund, ging mit der großen Branntweinflaſche durch die Menge und präſentirte heute von ſeinem Beſten, mit einſtimmend in die Schimpfworte gegen die Obtſchover und in die Lobeserhebungen des hingeſchiedenen alten Richters. Erſt als der Lärm aufs Höchſte geſtiegen war, trat

Kinnich auf den Altar vor dem heiligen Nepomuk und ſtellte der Verſammlung vor, wie es Noth thue, einig zu ſein gegen den gemeinſchaftlichen Feind, ſein Eigenthum für Weib und Kind zu bewahren; wie es ſich für Männer gezieme, in ſo rechtloſer Zeit durch eigene Kraft das Recht aufrecht zu erhalten; wie der Verſchiedene, Gemordete auf die Verſammlung vom Himmel herabblicke und Rache fordere, und wie ſie an ſeiner Leiche ſelbſt geſchworen hätten, ihn zu rächen. — Die Weiber weinten, die Männer gaben Zeichen der Uebereinſtimmung und ſchrieen: Krieg, Krieg, Krieg!

Während des Lärmens entfernte ſich Kinnich aus der Verſammlung. Seinem Nachbarſohne winkte er, ihm zu folgen, und bog mit ihm um die Häuſer, dann redete er ihn an: Siehſt du, Pepik Picard, in dem Kriege, den wir jetzt gegen die Obtſchover führen müſſen, braucht man gute, entſchloſſene, tapfere Anführer — du wärſt ſo ein Kerl, und wenn ich was zu ſagen hätte, müßteſt du einer der erſten Offiziere werden. Zuerſt aber muß ein Oberanführer gewählt werden. Das wollte ich den Leuten nicht ſagen, ſie glauben ſonſt, ich wollte es werden — was mir nicht einfällt, — obwohl ich ſelbſt glaube, ich geſtehe es, daß ich meinen Platz ausfüllen würde. Aber davon wollte ich nicht ſprechen — ich wollte dich nur bitten, daß du jetzt zum Haufen zurückgehſt und ſie erinnerſt, daß ſie einen Anführer wählen. Du könnteſt ſo nach deinem Gutdünken einige Namen nennen — du biſt ja ein geſcheidter Kerl!

Pepik Picard fand das Alles ſehr gut, und mit der Verſicherung, er wolle ſeine Sache ſchon gut machen, kehrte er zur Rotte zurück. Nach einer halben Stunde wurde Kinnich in allen Häuſern geſucht — man fand ihn endlich auf ſeinem eignen Hofe, wo er mit Häckerlingmachen beſchäftigt war, als man ihm ſeine Wahl zum Führer der Duſchniker ankündigte.

In wenigen Stunden hatte das Dorf ein ganz verändertes Ausſehen. Ueberall wimmelte es von Bewaffneten — auf den Steinen klirrte es von alten Säbeln, Aexten, Gabeln. Vor den

Häuſern ſaßen die Männer und verſuchten es, verroſtete Flintenſchlöſſer wieder brauchbar zu machen. Dort ſaß Einer und dängelte ſein altes Schwert wie eine Senſe auf dem Stein, hier ſtand ein Anderer in der Schmiede und ſah zu, wie ihm der Meiſter Schmied ſeine Senſe gerade bog und einem Andern die Eiſenſpitze an eine lange Stange befeſtigte, — und ununterbrochen ſcholl die Trommel an den Häuſern wieder. Kinnich ſelbſt war überall; obwohl etwas verwirrt und aufgeregt und, wie es ſchien, ängſtlich mitten in dem Lärm, ordnete er doch die Züge, gab Anweiſungen u. ſ. w. Er hatte ſich eigenthümlich herausgeputzt. In den hohen Waſſerſtiefeln, die über die Knie reichten und Falten bildeten, ſtaken die ſtramm anliegenden gelben Lederhoſen — die kurze, blaue mit rothen Schnüren verbrämte Jacke, an welcher eng an einandergedrängte gelbe Meſſingknöpfe glänzten, bedeckte nur halb den vielfarbigen Ledergurt, an welchem ein gewaltiger krummer Säbel mit meſſingenem Korbe hing. An dem breiten ſchwarzen Filzhute war die vordere Krämpe aufgebogen und daran eine hohe grüne Hahnenfeder befeſtigt, die im Winde ſchwankte und Farben ſpielte und hinter welcher ein kleines Bild der Mutter Gottes vom heiligen Berge zu Przibram verborgen war. So ſchritt er dem Zuge voraus, als derſelbe ſich lärmend, ſchreiend gegen Abend dem Walde zu bewegte. Umgeben hatte er ſich mit einer ganzen Schaar von Offizieren, die er ſchnell ernannte und die er hin und her ſchickte, um das ſüße Gefühl des Befehlens zu koſten.

Im Walde angekommen, theilte Kinnich ſeinen Haufen in mehrere Rotten, gab ihnen Führer und ſchickte ſie an verſchiedene Punkte des Waldes, an Kreuzwege, Halden, auf Hügel und Wieſen. Er ſelbſt lagerte ſich mit einem großen Theile der Bauern am Eingange des Waldes. Den Führern der einzelnen Rotten verbot er, irgend etwas zu unternehmen, oder gar angreifend zu Werke zu gehen. Sie ſollten bloß den Wald bewachen und die Obtſchover, wenn ſie kämen, zurücktreiben.

Die Obtſchover aber kamen nicht. Der alte Mika war kein

Mann des Krieges und dachte an die Zeit, da wieder das Regieren anfinge und die Führer der Dörfer zur Rechenschaft gezogen werden könnten. Auch kannte er den Führer seiner Feinde, Meister Kinnich, zu gut und wußte, daß er seine Schaar durch Thatlosigkeit nur ermüden werde. Er gebot den Obtschovern, sich in ihrem Dorfe ruhig zu halten, um nicht theilhaftig zu werden an dem bewaffneten Aufstande, den sich die Duschniker zu Schulden kommen ließen, und sich nicht um ihr gutes Recht selbst zu bringen. Die Obtschover gehorchten. Nur einzelne Kampflustige schlichen mit ihren Büchsen hinaus und feuerten aus dem Gebüsch mit leichtem Schrot auf die einzelnen Rotten. Die armen Duschniker, die nicht so gut bewaffnet waren wie die reichen Obtschover, zogen sich in die Tiefe des Waldes zurück und mußten von ferne hören, wie die jungen Obtschover, wie zum Hohne, bald hie, bald dort einen Baum niederstreckten.

So ging es manche Tage und Nächte. Die Weiber, Mädchen und Kinder kamen aus dem Thale herauf, zündeten große Feuer an, kochten und rösteten im Freien; der blinde Herein, der Musiker des Dorfs, blies den Dudelsack — man tanzte auf dem Rasen, man setzte der Flasche zu, die der Jude umhertrug, und vergaß, warum man ausgezogen war. Kinnich wurde nachdenklich und unruhig und ließ die Sache gehen, wie sie ging. Aber die aus dem Walde zurückkamen, fliehend vor den guten Büchsen der Obtschover, waren unzufrieden, besonders wenn sie sahen, wie man im „Lager" so lustig lebte, während sie im Walde Stundenlang auf Posten stehen und sich dann von einigen dummen Büchsen jagen lassen mußten. Zu diesen gesellten sich noch die Verständigeren im Lager. „Wozu, sagten sie, haben wir die Sache angefangen, wenn wir nicht einen entscheidenden Streich ausführen sollen? Den Wald ewig bewachen können wir nicht, und etwas muß geschehen, was die Obtschover züchtigt und sie für ewige Zeiten von ihren Räubereien zurückschreckt. Wenn unser Hauptmann nicht den Muth hat, etwas anzufangen, soll er es sagen und uns nicht an der Nase herumführen. Besser

gar keinen Führer als einen muthloſen. Könnten wir thun, was wir wollten, würden wir in hellen Haufen auf die Obtſchover losſtürzen, ein Paar todtſchlagen, einige Häuſer anzünden, und die Sache wäre gut. Aber Kinnich hat keinen Muth und kann kein Blut ſehen — das hat man ſich ſchon lange erzählt, und das ſcheint ſehr und gewaltig wahr zu ſein!"

Dem Meiſter Kinnich, der ſich immer vom Haufen etwas entfernt hielt und allein auf einer alten Schabracke ausgeſtreckt lag, wurde das Gemurmel der Unzufriedenheit von ſeinen Freunden hinterbracht, von Pepik Picard, dem langen Wlach, vom alten Tomeſch und Andern.

Muth, Muth! rief er aus, Unſinn, baarer Unſinn, Dummheit, Bauerndummheit! Was heißt das: Muth? ich ſoll hingehen und mich hinſtellen und mir eine Kugel durch den Leib jagen laſſen? Wozu hat mir dann der Muth genützt? Wenn ich hinfalle und todt bin, werde ich es ſehr bedauern, daß ich Muth gehabt habe. Was ſoll mir eine Eigenſchaft, die mir nur ſchaden kann? Ich richte gern was aus, worüber ich mich noch morgen freuen kann — wenn ich aber heute von ſo einem Obtſchover Bengel erſchoſſen werde, was habe ich morgen davon?

Sollen wir uns aber verſpotten laſſen? — ſagte der lange Wlach, ſollen wir uns unſer Recht rauben laſſen?

Recht wird nicht durch Unrecht erworben. Glaubt ihr denn, daß es erlaubt iſt, ſo einen rechten, ordentlichen Krieg zu führen? Bin ich ein König oder ein Kaiſer? Wir dürfen allein unſern Wald hüten, wie wir die Schafe hüten, und die Obtſchover müſſen wir ermüden.

Ermüden? rief der alte Tomeſch — da ſchlag das Donnerwetter drein! — ermüden, dieweil wir uns Tag und Nacht im Walde herumtreiben und ſie bequem zu Hauſe im Bette liegen und uns auslachen? Ich ſage dir, Kinnich, da wir die Sache angefangen haben, müſſen wir ſie ausführen, und koſt' es Rad und Galgen, und wenn du nicht noch heute etwas unternimmſt, ſo biſt du am Längſten unſer Führer geweſen.

Gut, gut, wir wollen noch heute etwas unternehmen, ſagte Kinnich verdrießlich und that einen langen Zug aus der Flaſche, die er in der Jagdtaſche trug — aber ihr habt mich dazu gezwungen — merkt euch, daß ihr mich dazu gezwungen habt — ihr ſeid Alle Zeugen — kommt her Alle und höret, daß ich dazu gezwungen werde, gegen die Obtſchover ungeſetzliche Gewalt zu brauchen — du beſonders, alter Tomeſch, du beſonders zwingſt mich.

Ich nehme es auf mich — lächelte Tomeſch und wandte ſich ab.

Jetzt verlaßt mich, daß ich meinen Plan mache, befahl Kinnich, und Alle zogen ſich zurück und beobachteten nur von ferne, wie er ſich die Stirne rieb und Zug auf Zug aus der Flaſche that.

Es war ſpät am Abend. Die Sonne färbte kaum noch die goldne Spitze des mittleren Thurmes am heiligen Berge — die Glocke von Pitſchin, die nur beim lieblichſten Wetter zu hören iſt, ſchickte über den Wald herüber bebende Töne, welche die feierliche Stille mehr hoben als unterbrachen. Die Bauern lagen ruhig umher, nachdem ſie Weiber und Kinder nach Hauſe geſchickt hatten, und warteten, bis der Hauptmann mit ſeinem Plane zu Ende gekommen ſein würde.

Da ſcholl Hundegebell das Thal herauf durch die Bäume. Einige Minuten darauf ſprang ein gewaltiger Jagdhund heran, beſchnüffelte die Bauern und eilte wieder ins Thal zurück.

Jeſus Maria, das iſt der Jagdhund des Peter Bureſch! — der Peter Bureſch kommt! — riefen mit einem Male an zwanzig Stimmen, theils freudig, theils erſchrocken. Kinnich hob bei dieſem Rufe den Kopf etwas vom Lager, ſtierte dem Hunde erſchrocken nach und ſank wieder in ſeine vorige Stellung zurück.

Peter Bureſch ließ nicht lange auf ſich warten. An der Seite ſeines Vaters und eines kleinen Jungen, der ſein Jagdgewehr trug, ſtieg er den Berg herauf. Es war ein großer, breitſchulteriger, knochiger Mann, mit dunkelbraunem Geſicht und grünen ſtechenden Augen, die wie die Augen eines Luchſes leuchteten, von ſchmalen Augenbraunen kaum beſchattet. Die weißglänzenden Zähne ſeines breiten Mundes waren von keinem Barte bedeckt,

denn erſt unter dem Kinn begann nach der Sitte der altböhmiſchen Jäger der Bart, der über die Bruſt hinunterhing und das weiße Kreuz, das da hing, halb verhüllte. Er trug einen grünen, kurzärmligen Wollſammtrock, ſchwarze, bloß bis ans Knie reichende Lederhoſen, grüne Strümpfe und gewaltige, mit Nägeln beſchlagene Schuhe — auf dem Kopfe eine Art zugeſpitzten Tyrolerhut, mit Gemsbart, Hahnenfeder und einer aus Wolfs- und Bärenhaaren verfertigten Kokarde geziert, von Thieren, die er ſelbſt erlegt. Denn Peter Bureſch hatte die ganze Monarchie durchzogen, um Jagden aller Art zu koſten — er hatte in Salzburg Gemſen, in Krain Bären, in Ungarn Wölfe erlegt. Seine ganze Erſcheinung ſprach von Muth, Liſt und Verſchlagenheit und flößte Furcht und Reſpekt zugleich ein. Schwache Gemüther konnten ſich ihm ganz hingeben, um ihm willenlos bald ganz und gar anzugehören. Darum wußte man auch viel von ſeiner Gewalt über Weiber zu erzählen und von ſeinem Einfluß auf alle Wilddiebe, die er zu einem Orden vereinigt haben ſollte. Offenbar gehörte die ganze Schaar verwilderter Geſtalten, welche ihn jetzt, die Büchſe auf dem Rücken, neben ſeinem Vater und dem kleinen Jungen begleiteten, mit zu dieſem Orden.

Der ganze Aufzug hatte etwas beſonders Ungewöhnliches, ja Geheimnißvolles. Erſt der gewaltige Peter Bureſch, dann ſein Vater, der Zauberer und Wahrſager, wie wir ihn oben beſchrieben haben, mit dem ungeheuren Roſenkranz und den Kreuzſtock in der Hand — der kleine, zartgeformte Knabe an Peter Bureſchs Seite, ſein Waffenträger, der ſich neben ſeinem Herrn ausnahm wie ein ſanftes Blümlein neben einer Eiche, obwohl ſeine breit und ſchief geſchlitzten Augen wild und feurig glänzten, ſelbſt wenn er zärtlich zu ſeinem Herrn und Meiſter hinanſah, und obwohl ſein Antlitz ſo dunkel gefärbt war, als ob er nicht in dieſen Landen heimiſch wäre. Dazu die Schaar von Wilddieben mit ihren Waffen, die bei aller Wildheit doch ſchweigend und unterthänig Peter Bureſch begleiteten und da ſtanden, als ob ſie immer ſeines Befehls, ſeines Winkes gewärtig wären. In der That machte

das Alles einen so erstarrenden Eindruck auf die Bauern, daß sie wie gebannt auf ihrem Lager liegen blieben, bald sich unter einander, bald Peter Bureſch mit seiner Schaar anstierten und erst aus ihrer Verwunderung, ja Betäubung erwachten, als Peter Bureſch selbst zu sprechen anfing.

Da liegen sie, die gewaltigen Helden, und starren den Mond an, wie herrenlose Hunde! — rief er breitlachend aus, indem er die Hände in die Taschen steckte, den Oberleib zurückwarf und mit Hohn auf die lagernde Schaar hinabsah — da liegen sie und wissen nicht, daß die edle Jugend Obtschovs heute Nacht kommt, um sie mit Vogeldunst in ihr Dorf zurückzutreiben! Der edle Feldherr, der dort betrunken liegt, scheint Mangel an Spionen zu haben. Was wollt ihr? was habt ihr? Erzählt, und wenn ich euch helfen kann, thue ich's mit Vergnügen.

Ihr habt nicht Recht, uns so zu verspotten, sagte der lange Wlach. Einen Krieg zu führen, einen so eigentlichen Krieg, das fällt uns nicht ein, das war nur so im ersten Augenblicke unser Gedanke. Den Wald, unser Eigenthum, wollen wir nur beschützen.

Haben euch die Obtschover das Wild herausgeschossen? fragte Peter.

Nein, das haben sie nicht gethan, geht uns auch nichts an, das Wild gehört unserer gnädigen Herrschaft, und wir würden uns darum nicht herumschlagen.

Dummes Volk! murmelte Peter Bureſch zwischen den Zähnen und lächelte, und einige aus den Bauern lächelten mit ihm, und laut fragte er: Habt ihr Pulver? — habt ihr Schießgewehre? — Wollen Krieg führen ohne Pulver und Schießgewehre? — Ihr sollt Beides haben.

Schwarzer Tomeſch! rief er nach rückwärts, und aus der Schaar seiner Begleiter trat Einer hervor: Was willst du, mein Junge?

Peter Bureſch führte ihn bei Seite, faßte ihn am Knopfe seines Rockes und sprach zum schwarzen Tomeſch, der aufmerksam zuhörte, langsam und ausdrucksvoll: Du hast dich hier schon

lange herumgetrieben und kennſt die Gegend. Nimm ſofort einige von den Brüdern mit dir und begib dich auf den Silberberg, in die kleine Hütte am St. Annenſchacht. Dort wohnt der Steiger, der den Pulvervorrath des Bergwerks bewachet, den man braucht, um die Felſen zu ſprengen. Dem guten Manne ſagſt du nur die Loſung: „Der Schweiß des Hirſches iſt ein edler Saft", und er wird dich in den Keller führen und du wirſt ſo viel Pulver mit dir nehmen, als ihr tragen könnt. Ihre Majeſtät die Kaiſerin iſt ſchon ſeit Jahren ſo gnädig, uns von dorther unſern Pulverbedarf zu liefern. Geht!

Wohl, mein Junge, ſagte der ſchwarze Tomeſch, winkte einigen ſeiner Gefährten und entſchwand bald den Augen der neugierig nachblickenden Bauern.

Peter Bureſch kehrte zu ihnen zurück, und indem er die Hand gegen den Haufen ausſtreckte, rief er mit gewaltiger Stimme, daß ſie tief im Walde vielfach wiederhallte: Es lebe St. Hubertus' Hund und die wilde Jagd! ich ruf' es ohne Geheimniß!

Auf dieſen Ruf, den die Bauern nicht verſtanden und der ihnen wie ein Zauberſpruch vorkam, ſprangen mit Eins in ihrer eigenen Mitte an zwanzig der flinkſten Bauernburſche auf, lachten, eilten auf Peter zu und riefen:

Es lebe die wilde Jagd und das Geſicht im Nacken! Was willſt du, Meiſter, von deinen Jungen?

Ich löſe euch vom Gelübde des Schweigens, ſagte Peter Bureſch mit Feierlichkeit — ihr habt den hohen Bund nicht mehr zu verheimlichen, die Geſetze des Waldes wollen wir ſtürzen — geht hin und holet eure Waffen, die unter den Schwellen vergraben ſind.

Die Burſche, die als Raubſchützen enthüllt plötzlich vor den Blicken der Bauern da ſtanden, ſtießen ein wildes Jubelgeſchrei aus und eilten ſingend und jauchzend dem Dorfe zu.

Braver Junge, guter Junge! murmelte der alte Bureſch vor ſich hin und ſah voll Triumph rund herum und wurde ergrimmt, da er die Bauern mehr erſchreckt und erſtaunt ſah und nicht voll Bewunderung ſeines Sohnes, des Hauptmannes und

Großmeisters aller Raubschützen. Die Bauern wagten kaum zu athmen, immer neue Wunder, neue Enthüllungen erwartend — und sie täuschten sich nicht.

Peter Buresch rief den kleinen braunen Knaben, seinen Begleiter und Waffenträger, herbei. Werde, wer du bist! rief er.

Ja, mein Chan, sagte der Knabe, verneigte sich, warf die Flinte ins Moos und eilte ins Gebüsch.

Peter Buresch setzte sich auf einen Stein, stützte das Kinn in die Hand und sah schweigend und sinnend vor sich hin. Sein Vater stieß seinen Kreuzstock in den Boden und streckte sich neben ihn. Die Bauern murmelten unter einander und sahen Vater und Sohn fast furchtsam an. Die angezündeten Feuer verloschen nach und nach — in den Kohlen knisterte es nur noch — von Zeit zu Zeit kam ein Luftzug, und Flämmchen flogen auf, um wieder schnell zu verlöschen. Der Mond kam hell und klar über den Wald herauf und warf über das Land ein weißes zitterndes Licht. Der Schatten der Bäume kroch wie lebendig am Boden hin — kaum daß sich ein Lüftchen regte — es war bald Mitternacht. Da klang ein wunderbares Tönen aus dem Gebüsche heraus, in welchem der Knabe verschwunden war. Aller Augen wandten sich dahin, und siehe da, aus dem Dunkel heraus auf den mondbeschienenen weißen Plan schwebte, wie von den wunderbaren Tönen getragen, eine sonderbare, doch holde liebliche Gestalt.

Eine Zigeunerin! riefen die Bauern überrascht, als sie in der Erscheinung den Waffenträger Peter Bureschs erkannten. Die Zigeunerin aber schwebte, immer den Triangel schlagend, wie ein Schmetterling dahin durch die Reihen der Lagernden hinaus auf den freien, moosbedeckten, von Bäumen umgebenen Platz, über welchem eben der Mond stand. Wie von seinen Strahlen angezogen, schien sie die Erde kaum zu berühren, als sie den schwarzen, mit rothem Tuche umwundenen Kopf rückwärts warf, die Augen schloß und wie im Traume den Tönen ihres Triangels gehorchte. Ihr braunes Angesicht, vom Monde gebleicht, glich dem Angesichte einer Todten — nur ihr Leib lebte

und bewegte ſich, ihre Züge waren ſtill, ruhig, ſchlafend. Das dünne, graue Gewand, das nur loſe durch einen ſilbernen Gürtel zuſammen gehalten war, ſchlug harmoniſch mit ihren weichen Gliedern weiche Wellen, bald ſanft ſich anſchmiegend an Bruſt und Hüften, bald wild dahin fliegend. Die runden Arme ſchwangen ſich nackt in der Luft und ſchlugen bald leiſe, bald laut den Triangel, und wie die Töne zitterten, bebte die ganze Geſtalt mit, und wie ſie laut und ſtürmiſch klangen, hob ſich, fliegend faſt, ihr ganzer Leib wild und bacchantiſch mit in die Höhe, als wollte er den Tönen nach, die in den Wipfeln der Bäume ſeufzend verklangen. Vorwärts und rückwärts trug ſie der Klang — bald ſank ſie kraftlos und gebrochen zuſammen und ſaß geknickt da wie eine Blume, bald ſprang ſie wieder gewaltig auf, ſtreckte ſich hoch und majeſtätiſch empor, groß, geiſterhaft, als wollte ſie in den oberſten Lüften verſchwimmen, und eilte mit geiſterhaften Schritten dahin, als ginge ſie auf den Kronen der Blumen, die neugierig aus dem Mooſe hervortauchten. Stolz ſtieß ſie die Erde mit der Spitze des Fußes zurück und ſchlug den Triangel mit Macht, als ob ſie ihn zerbrechen wollte. Mit einem Male warf ſie ihn weit von ſich, das ſchöne Haupt ſank bleich auf die hochathmende Bruſt nieder, und aus tiefſter Seele erklang in fremden Lauten ein wunderbarer Sang. Wie ſie den Kopf ſo feſt an ihren Buſen drückte, von den herabwallenden Locken und dem rothen Shawl bedeckt, ſchien ſie ihn nur in ſich hinein zu hängen und ſich ſelbſt zu behorchen. Sie ſang, als ob ſie nur ſich allein ſänge, von einem Geheimniß, das Niemand hören ſollte, und das klang ſo unendlich ſchmerzlich, ſo melancholiſch lieblich und ſtimmte ſo ſicher zu ihrem Tanze, daß es ausſah, als ob ihr ganzer Leib klinge. Dann mit einem Male ſtieß ſie einen Schrei aus, und wie ein Wirbel drehte ſie ſich um ihre Fußſpitzen, tanzte wie von böſen Geiſtern gejagt, als ob ſie einen Zauberkreis zöge in großen Kreiſen, die immer kleiner wurden — ſchlug die Augen auf, die wild leuchteten, und die melancholiſche Töne verwandelten ſich in laut klagende, jammernde, herzzerreißende,

bis ſie mit einem lauten Seufzer, gebrochen, zu den Füßen Peter Bureſchs niederſank.

Arme Lunetta, das haſt du gut gemacht, ſagte Peter Bureſch und ſtreichelte ihr die blaſſen Wangen.

Sie tanzt wie meine Schlangen, ſagte der Alte vom Hammer.

Die Bauern ſahen ſich verwundert an, als hätten ſie einen Zauber geſehen, und raunten ſich in die Ohren: Er iſt doch unter die Zigeuner gegangen.

Peter Bureſch aber ſagte zu Lunetta: Du wirſt noch dieſe Nacht nach Obtſchov wandern.

Ja, mein hoher Chan!

Du wirſt deinen Hokus Pokus machen, wirſt ſie aufmuntern zu Händeln und ihnen Sieg verſprechen.

Ja, mein hoher Chan!

Du wirſt horchen, was ſie ſagen, was ſie vorhaben, wie viel Büchſen ſie haben.

Ja, mein hoher Chan!

Wenn ſie erfahren, daß du mir dienſt und mein Spion biſt, werden ſie dich ſtäupen!

Ja, mein hoher Chan!

Vielleicht auch hängen!

Ja, mein hoher Chan! ſchrie Lunetta und klammerte ſich an die Kniee Peter Bureſchs.

Wenn ſie dich ans Amt liefern nach Przibram und ſie dich einſperren und ausfragen über mich, über Das, was ich treibe und thue, wer meine Leute ſind — was wirſt du thun? —

Ich werde ſchweigen, mein hoher Chan — ſchrie Lunetta und drückte ihre Stirne an die Kniee ihres Herrn.

Auch wenn du ſterben mußt. —

Auch wenn ich ſterben muß, mein hoher Chan — rief ſie, ſprang auf, klammerte ſich an ſeine Schultern, küßte ihn und eilte leicht wie ein Reh von dannen, in den Wald, nach Obtſchov zu.

Viertes Kapitel.

Guter Junge, braver Junge, kluger Junge! Spione ſind ein nothwendiges Ding. Prinz Eugen hatte immer viele Spione, und Lunetta wird ein trefflicher Spion. Kluger Junge, mein Peter; wird ein großer General! — ſo murmelte der Alte vom Hammer, nachdem Lunetta im Walde verſchwunden war, während ſein Sohn die Schaar muſterte, die indeſſen aus dem Dorfe mit prächtigen Büchſen bewaffnet zurückgekommen war. Mit beſonderem Vergnügen nahm er Dem oder Jenem ſeine Waffe aus der Hand, wog ſie lächelnd in der Luft, ließ ſie im Mondſchein glänzen, legte an und zielte, indem er kurz die Geſchichte jeder einzelnen erzählte: Die ſtammt aus den kaiſerlichen Waldungen von Zbirow und gehörte weiland einem Herrn Oberamtmann; die nannte Seine fürſtliche Durchlaucht Colloredo Mansfeld von Dobrziſch ihren gnädigen Herrn, meine Lunetta fand ſie im Graſe liegend, während Durchlaucht im Gebüſche eine Unterthanin beglückten; die heißt die Stille, denn ſie macht keinen Lärm, wenn ſie einen Förſter niederſtreckt, und iſt ein Erbſtück meines alten Meiſters, des deutſchen Kurt, der in Prag gehängt worden und jetzt noch in den Pirglitzer Wäldern umgeht; das iſt die Tauſendgliedrige, man kann ſie in tauſend Stücke zerlegen und ſie ruhig in der Hoſentaſche tragen, während man mit dem Förſter ein Glas Bier trinkt; ein herrliches Kunſtwerk, in Wien beſtellt von einem unſchuldigen Fuhrmann aus Krummau und gebraucht, die Wälder des Herzogs in aller Unſchuld zu entvölkern.

So wußte Peter Bureſch faſt von jeder der aus der

Verborgenheit auferſtandenen Büchſen eine kurze Geſchichte zu erzählen, und es ging aus ſeinen Worten hervor, daß die Bewaffnung der geheimen Raubſchützen aus Duſchnik ganz oder größtentheils von ihm ausgegangen war. Die Jungen hörten ihm mit beſonderem Vergnügen zu und lachten zu jeder Geſchichte und freuten ſich, Waffen zu beſitzen, die ſchon eine ſolche Vergangenheit für ſich hatten. Ueberhaupt waren ſie ſeit dem Augenblicke, da Peter Bureſch ſie vom Geheimniſſe erlöst und ſie ſich in ihrer wahren Geſtalt zeigen konnten, ganz andere Burſche geworden. Sie blickten keck um ſich, ſangen und ſprangen, ſchloſſen mit den unheimlichen Begleitern ihres Chefs ſchnelle Freundſchaft und ſchienen die andern Bauern, in deren Reihen ſie noch vor einer Stunde eben ſo ſtille und unthätig gelegen, wie dieſe ſelbſt, mit gleicher Nichtachtung wie die andern Raubſchützen zu betrachten.

Nachdem die Muſterung vollendet war, befahl Peter Bureſch der ganzen Schaar, ihm tiefer in den Wald zu folgen. Da erhob ſich Kinnich von ſeinem Lager. Alles, was vor ſeinen Augen geſchehen war, hatte ihn etwas nüchterner gemacht — doch taumelte er noch, als er mit gravitätiſchen, befehlshaberiſchen Schritten Peter Bureſch, der ſeine Macht an ſich riß, entgegenging. —

Halt! rief er mit ergrimmter Stimme, ihr habt hier Niemanden zu gehorchen als mir, der ich von euch Allen gewählt bin — halt und höret auf meine Befehle!

Ein lautes Hohngelächter antwortete ihm, und mit dieſem Hohngelächter war Martin Kinnich ſeines Führeramtes in der That entſetzt, ebenſo wie Peter Bureſch von dieſem Augenblick an der wirkliche Führer war, denn nicht nur folgten ihm die Ordensbrüder, auch die andern Bauern erhoben ſich mit ihren Waffen und folgten ihm nach und gehorchten ihm, theils aus Neugierde, um zu ſehen, was dieſer Verwegene beginnen werde, theils aus Verachtung gegen Kinnich, der doch erſetzt ſein mußte. Dieſer blieb allein zurück und ballte die Fauſt und biß das Gras

vor Wuth, als ſie über die Wieſe hingingen und lautlos ſich im Dunkel des Föhrenwaldes jenſeits der Wieſe verloren.

Erſt ungefähr vierhundert Schritte vor dem Dorfe Dubna wurde Halt gemacht. Vor dieſem Dorfe machte ein großer, von Felſenblöcken bedeckter Raſenplatz einen tiefen Einſchnitt in den Wald, der ſich in einem Halbkreis herumzieht, links in weiter Ferne verläuft, rechts von einem Felskamme durchſchnitten wird, welcher der Dubnaberg heißt und zu jener Zeit von Schluchten durchriſſen war und hohe Felsſpitzen gen Himmel ſtreckte. Jetzt ſind die Schluchten durch die herabgeſtürzten Felsſpitzen ausgefüllt, und darüber blüht ein junger hellgrüner Wald.

Peter Bureſch ließ ſein ganzes Gefolge am Ausgange des Waldes halten und ging nur mit Wenigen voraus. Von einem Felsblock aus blickte er mit ſeinen ſcharfen Augen dem Dorf Dubna entgegen, von wo aus heute die Obtſchover Jugend kommen ſollte. Er bemerkte nichts. Doch ließ ihn das ſpäte Licht, das noch im Wirthshauſe leuchtete, auf Vorbereitungen ſchließen, und er ſetzte ſich auf den Felsblock hin, ſeine Begleiter neben ihm, ſitzend, ſtehend, alle mit angeſtrengtem Blicke das Licht im Wirthshauſe beobachtend. Tiefe Stille. Der Mond leuchtete ſo lieblich, ein warmer Lufthauch durchzog die Bäume — die Gemüther der Bauern, die ausgezogen waren, um einen neuen Kampf zu beginnen, wurden von der Friedlichkeit angeſteckt, und die meiſten dachten an Haus und Hof und Feld, oder betrachteten die weißen Wölklein am Himmel und ihre ſonderbaren Geſtaltungen — die wenigſten dachten an Tod und Todtſchlag.

Nicht am Wenigſten friedlich geſinnt war Peter Bureſch ſelbſt, wenigſtens war es die eine Hälfte ſeiner Seele. Er haßte die Beamten und Herrſchaften, die Bauern waren ihm gleichgültig, aber den Winkel der Erde, in welchem ſein Duſchnik lag, liebte er und mit ihm Alles, was darin wohnte. Daß die Obtſchover Bauern Holz ſtahlen, daran lag ihm ſo wenig, als daran, daß der Fuchs Hühner ſtiehlt — im Gegentheil liebte er den Fuchs

Was ſoll dabei herauskommen? fragte er ſich. Die arme Obtſchover Jugend kommt heute, ſich einen Spaß zu machen — höchſtens ſollte man ſie dafür prügeln, aber todtſchießen? Entweder man fängt die Geſchichte gar nicht an, oder ſie muß groß und gewaltig werden, hundert, tauſend Dörfer müſſen aufſtehen und die Grafen todtſchlagen und ihre Knechte, und die Schlöſſer anzünden — oder man läßt die Geſchichte ſein. Eine wilde Sau zu ſchießen, macht mehr Freude, als hundert ſolcher Bauern. Vielleicht aber iſt's ein Anfang.

So denkend und erwägend, bald große Pläne aus der kleinen Geſchichte ſpinnend, bald wieder unzufrieden mit ihrer Unbedeutenheit, entſchloſſen, ſie aufzugeben, lag Peter Bureſch auf dem Felſen da wie ein Jagdhund, ſtreckte ſich, legte das Knie auf die übereinander gefaltenen Hände und ſpähte in die Nacht hinaus, hinauf auf die mondbeglänzten Felſen.

Da drang von dorther ein ſonderbarer Ton durch die Luft: Gebell, Gekläff, hell und durchdringend, wenn auch durch die Ferne etwas gedämpft.

Füchſe! ſagte Peter Bureſch vor ſich hin und blickte mit freudigem Geſichte hinauf zu den Felſen, ungefähr wie man einem beſonders lieben Freunde entgegenſieht.

Füchſe! liſpelte der Ungarmichel, der kurze Hannes, der einäugige Slavik und die andern Freunde Peter Bureſchs, die ſich beim erſten Tone gleich dem Steine genähert hatten, auf dem er lag.

Da kommt Einer! ſagte Peter und deutete auf den Felſen. Wirklich ſtand Einer hoch oben auf dem Felſenkamme und ſah ſich klug nach allen Seiten um, ſchnupperte in der Luft umher und gab ein Zeichen durch lautes Kläffen. Darauf kam ſogleich ein zweiter Fuchs heraus und ein dritter und vierter und fünfter.

Das iſt die Frau Gemahlin — wiſperte der kurze Hannes.

Und das die jungen gnädigen Herren — fügte der einäugige Slavik hinzu. Herrliche Kerle! Was iſt ein Bär, ein Wolf, was iſt ein Sechzehnender gegen ſo einen Fuchs, dieſen prächtigen Schurken!

Haſt ſie auch ſo lieb, Einäugiger? fragte Peter Bureſch mit Wohlgefallen — ich ſage euch, das Herz wuppert mir im Leibe, wenn ich ſo 'n Kerl ſeh'!

Aber das Geſpräch der Wilddiebe verſtummte plötzlich, und ihre Freude ging in Erſtaunen über. Die Zahl der Füchſe vermehrte ſich fort und fort. Der erſten Familie folgte eine zweite, dritte, vierte — ein langer, langer Zug von Füchſen, der aus den Schluchten hervorkam und auf der Schneide des Kamms dahinzog, ſchweigend, behutſam ſich umſehend, auf jedes Zeichen horchend, das der erſte oder der letzte des Zuges durch einen einfachen Anſchlag gab. Es war ein wunderbarer Anblick, der vielleicht höchſt komiſch geweſen wäre, wenn ihm der Mondſchein, die Feierlichkeit und die Stille des Aufzuges nicht etwas Schattenhaftes gegeben hätte. Wie ſich die Geſtalten der Füchſe, die in langer Reihe einer nach dem andern auf dem Felſenkamm dahinzogen, ſo ſcharf an dem hellen Himmel im Hintergrunde abſchnitten, daß, freilich farblos, aber doch genau die ſpitze Schnauze, die feinen Ohren, die flinken Füße, der lange, gravitätiſche Schleppenſchweif — faſt könnte man ſagen, bis auf ein Härchen, zu unterſcheiden waren, da glich der ganze Zug in der That einer Geiſtererſcheinung, einem Spuk von Thiergeiſtern. Auch machte es auf die lauſchenden Bauern und Wilddiebe den Eindruck eines Wunders, eines Spukes, denn ſie lagen ſchweigend da, wie gebannt, ohne Laut und ohne Regung. Erſt als der letzte Fuchs des Zuges, nachdem er ſich noch einmal nach den Schluchten umgeſehen, jenſeits des Kammes verſchwunden war, rief Peter Bureſch erſchrocken aus: Was iſt das? das iſt ein Wunder, ein Zauber! Das iſt mir noch nie geſchehen!

Das iſt weder ein Wunder noch ein Zauber, antwortete ruhig einer der Bauern, die ſich indeſſen genähert hatten, um das Schauſpiel beſſer betrachten zu können. Das iſt eine ganz natürliche Geſchichte. Die Obtſchover Diebe haben das ganze Gehölz in den Schluchten ausgereutet, ſo daß die Löcher alle und die Fuchsbaue offen da liegen; ſo fühlen ſich die Beſtien nicht

mehr ſicher und wandern aus. Auch mag ſie der Lärm, den wir ſeit einiger Zeit im Walde verführen, geſtört haben — gut für unſere Hühner und Gänſe!

Nicht ſo zufrieden, wie der Bauer, war Peter Bureſch mit der Auswanderung der Füchſe. — Was, rief er mit dem Tone des Jammers und Klagens, was, der Fuchs, das theure Thier, mein liebſter Freund, der Advokat des Waldes, der herrliche Räuber, der verſchmitzte Wilddieb — er wandert aus aus meiner Heimat? Was ſind mir nun die Wälder und Schluchten meiner Heimat ohne Füchſe? Warum bin ich nach langen Wanderungen immer wieder hieher zurückgekehrt, wenn nicht ihretwegen? Was iſt mir nun dieſes elende Dorf mit ſeinen erbärmlichen Hütten? was ſind mir dieſe Kiefern, was dieſe Felſen ohne Füchſe?

Und Peter Bureſch wälzte ſich in Wuth und Jammer auf dem Steine, grub mit den Händen im Mooſe und biß ächzend vor Ingrimm in die Wurzel, die ihn bedeckte. Dann ſprang er mit einem Male auf und ballte die Fäuſte gen Obtſchov hin. Wie er da ſtand auf dem Felſen, zitternd vor Wuth, mit ausgeſtrecktem Arm, glich er einem heidniſchen Prieſter aus der alten Slavenzeit, der, auf dem Opferſtein ſtehend, den Fluch ausſprechen will über ein ganzes Land. — Beim heiligen Hubert und ſeinem Hund, rief er mit gellender Stimme, beim Hirſch der heiligen Emerenzia, beim Reh der heiligen Genoveva, bei den Geiſtern aller meiner Verfolger, die ich im Dunkel des Waldes darniederſtreckte, bei den Seelen all des edeln Wildes, das ich erlegte und die unſterblich ſind, wie Menſchenſeelen, ſchwöre ich es: ich will mich rächen, daß man von meiner Rache ſprechen ſoll, ſo lang ein Baum auf dieſem Grunde wurzelt, ich will den Obtſchovern die Seele aus dem Leibe jagen, wie Dachſe aus dem Bau, und ſie heimatlos machen, wie die armen Füchſe, die heulend in die Fremde ziehen!

Das Licht in Dubna iſt verſchwunden, die Obtſchover kommen, liſpelte der Ungarmichel.

Schnell ans Werk! rief Peter und ſprang vom Steine. Er

riß ſein Pulverhorn von der Seite und vertheilte den Inhalt ſchnell an die bewaffneten Bauern. Dann theilte er ſie eilig in mehrere Rotten und gab ihnen die einzelnen Wilddiebe, die mit ihm gekommen waren, zu Führern. Dann führte er ſie vorwärts und verſteckte ſie auf beiden Seiten des grünen Platzes hinter den Felsſtücken — ebenſo vertheilte er ſie vorn am Eingange des Waldes, ſo daß ſie alle zuſammen ein Hufeiſen bildeten, das gegen Dubna zu offen war. Ihr laſſet ſie ruhig in den Halbkreis hereinrücken, befahl er, bis ſie an den Stein kommen, auf dem ich liegen werde. Ich ſchieße zuerſt. Darauf nehmet ihr ſie in die Seite und von rückwärts und ſchießet los. Die Kerle ſollen vergeſſen, woher ſie gekommen und wie ſie ſich wieder los machen ſollen. Die kommen mir zu rechter Zeit!

Nach wenigen Minuten war Alles fertig, und tiefe Stille lag ringsumher ausgebreitet. Peter Bureſch lag wie eine Katze ausgeſtreckt auf dem Stein und ſtarrte den Obtſchovern entgegen. Seine Augen leuchteten wie die Augen der Katze durch die Nacht — ſeine Flinte lag neben ihm im Mooſe.

Die Obtſchover kamen wirklich heran. Schon von ferne hörte man ſie lachen, plaudern, ſcherzen, ſingen. Man konnte es ihnen anſehen, daß ſie das Ding nicht ernſt nahmen. Als ſie in den Halbkreis traten, konnten die Duſchniker deutlich ihre Worte vernehmen.

Die Lumpe ſollen ſich ärgern, ſagte der Eine, wie wir auf ihren dummen Ernſt mit Spaß antworten. Ich habe ſtatt meiner Büchſe eine kleine Feuerſpritze mitgenommen.

Und ich, fügte ein Anderer hinzu, habe meine Vogelbüchſe mit Sand geladen, ich hoffe, ſie ſoll aus gehöriger Entfernung wenig Schaden anrichten.

Man kann nicht wiſſen, ſagte ein Dritter, ich habe meinen alten Stutzen ganz gehörig geladen, als ging's auf eine Haſenjagd.

Schade um die Schrote, lachte ſein Nachbar.

Ich habe ganz einfach unſere Ofengabel mitgenommen, lachte ein Fünfter, um den Generaliſſimus Kinnich zu ſpießen.

Mir wär's am Liebſten, rief ein Sechster, wenn ich des langen Wlach ſeine Zipfelmütze als Beute heimtragen könnte.

Ich, ſagte der jüngſte Sohn Mika's, Zdenko, denke daran, unſer armes Schweſterlein Liduſchka zu ſtehlen und heimzutragen. Das arme Kind hat gewiß viel zu leiden.

Du haſt Recht, antwortete ſein Bruder, der neben ihm dem Zuge vorausging — wir laſſen ſie alle zuſammen ihre Dummheiten machen und ſchleichen uns durchs Dorf zu Liduſchka, ſpannen den alten Gaul vor den Karren und fahren mit ihr rückwärts an dem Teiche vorbei nach Hauſe. Was ſoll ſie das ewige Schimpfen auf den Vater anhören? Sie iſt ſo gut, und es thut ihr gewiß weh.

Kaum hatte er das Wort geſprochen, da blitzte die Büchſe Peter Bureſchs, Mika ſchrie auf, faßte ſich mit der Hand am Herzen und ſtürzte vorwärts aufs Geſicht, ſtreckte ſich und verendete lautlos wie ein Hirſch, der mitten ins Herz getroffen iſt. Im ſelben Augenblicke fielen die Schüſſe auf allen Seiten, die Felsſtücke waren lebendig geworden, die Ladſtöcke ſausten, die Hähne knackten, und aus den Verſtecken kamen die ſchauerlichen, wildſchreienden Geſtalten der Wegelagerer hervor. Die Ueberfallenen ſtoben in jähem Schreck auseinander und fielen über die Leichen Derer, die eben ſcherzend und lachend neben ihnen einhergegangen waren. Das Geſchrei des Schreckens und Entſetzens miſchte ſich mit dem Geheul der Verwundeten und dem Rufen und Hohnlachen der Feinde.

Die Obtſchover wollten fliehen, aber von allen Seiten trat ihnen der Feind entgegen — kein Ausweg, keine Rettung. Sie liefen wie wahnſinnig umher, gleich dem Wilde, das ſich von Fallen, Netzen und Treibern umſtellt ſieht. So liefen ſie lange im Kreiſe herum, bis ſie mit der Wuth des Hülfloſen ſich mit ihren Leibern auf ihre Feinde warfen, um ſie mit den Händen zu zerfleiſchen, und es entſpann ſich eine Schlacht, deren Gräuel die Tradition aufbewahrt hat, indem ſie einzelne Thaten erzählt, die da geſchehen.

Die Duſchniker, die ſich plötzlich von der Verzweiflung ihrer ſchwach oder gar nicht bewaffneten Feinde überfallen ſahen, hatten nicht Zeit, ihre Büchſen zum zweiten Male zu laden. Sie ſprangen alſo auf die Felsſtücke, von wo herab ſie ſich mit den Flintenkolben gegen die anſtürmenden Obtſchover vertheidigten. Jakob Chriſtian, ein Obtſchover, kroch ein Felsſtück hinan, das am Stärkſten beſetzt war, und umfaßte, vor Wuth brüllend, mit krampfigen Armen die Beine der Obenſtehenden und zerrte und zerrte, um ſie herabzureißen. Die Duſchniker ſchlugen mit ihren Kolben auf Jakob Chriſtians Schultern und Kopf, daß das Blut in Strömen vom Felſen herabfloß — aber er ſchien es nicht zu fühlen, immer enger und enger zogen ſich ſeine Arme wie eine Schlinge zuſammen, die Obenſtehenden begannen zu wanken, noch ein Ruck, und ſie alle ſtürzten mit furchtbarem Geſchrei die Felſenſtufen hinab und bedeckten, aus hundert Wunden blutend, ihren Feind, der im Sturze eine laute Lache aufſchlug, ohne ihre Beine fahren zu laſſen.

Nach einigen Minuten hatte ſich überall der Kampf vom Raſen auf die Felsſtücke gezogen — überall ſtürzten die Kämpfenden, bald einzeln, bald in Paaren, die ſich krampfhaft umſchlungen hielten, von der Höhe in den Grund.

Der Ungarmichel ſtand noch auf ſeinem Stein und lud und ſchoß und ſchoß und lud mit bewundrungswürdiger Schnelligkeit. Da ſprang der junge Severin aus Obtſchov, den man den ſchönen Severin nannte, wie eine Katze den Stein hinauf und ſchlug ihm die Flinte mit einem Schlag aus dem Arme, daß ſie klirrend den Stein hinunterrollte. Wüthend wandte ſich der Ungarmichel nach ihm, faßte ihn in der Mitte des Leibes und drückte ihn wie eine Schlange zuſammen, ſo daß er ächzend den Kopf nach rückwärts fallen ließ und die Arme weit in die Lüfte ſtreckte. Dann aber hob ihn der Ungarmichel mit rieſiger Kraft in die Höhe und warf ihn in die klaffende Ritze des Felſens, auf dem er ſtand, dann ſprang er mit beiden Füßen auf ſeinen Leib, drückte ihn immer tiefer in den engen Spalt — noch ein Aechzen, und der ſchöne Severin war erſtickt.

Peter Bureſch ſtand ruhig auf ſeinem Stein und ſah zu. Sein Poſten war nicht erſtürmt worden, denn wie Viele ſich ihm auch nähern wollten, er zog Piſtole auf Piſtole, ein ganzes Arſenal aus ſeinem Gürtel, aus allen Taſchen, aus allen Theilen ſeiner Kleidung.

Dadurch, daß ſich der Kampf auf die Felſen gezogen hatte, waren die Wege dazwiſchen frei geworden, und die Obtſchover benützten das und eilten von dannen, ihre Leichen und Verwundeten zurücklaſſend. Der junge Chriſtel war ihnen vorausgeeilt und läutete die Glocke, die in Dubna auf einer Holzgabel mitten im Dorfe ſtand. Die Dubnaer hatten ſich in Maſſe geſammelt und vereinigten ſich mit den Obtſchovern, die fluchend, ſchäumend vor Wuth, blutbedeckt, bleich zurück kamen. In großen Haufen eilten ſie auf den Kampfplatz zurück. Die Duſchniker waren verſchwunden. Tiefe Stille, nur vom Röcheln der Sterbenden unterbrochen, lag auf dem furchtbaren Platze.

Fünftes Kapitel.

Am Tage nach jener blutigen Nacht lag eine dumpfe Schwüle auf den Gemüthern der Duſchniker. Sie fühlten, daß ſie nicht mehr zurück konnten. Und wenn ſie ſich auch mit Widerwillen ſagten, daß Peter Bureſch ſie überraſcht und faſt willenlos, in der Betäubung, in ſolche blutige That hineingezogen, ſo geſtanden ſie ſich doch zugleich, daß, da die Sache einmal ſo angefangen, er der Einzige war, der ſie mit Kraft durchführen konnte. Sie fügten ſich alſo willig allen ſeinen Befehlen und Anordnungen und folgten dem Beiſpiele ſeiner jungen Ordensbrüder, die längſt gewohnt waren, ſeinen Winken blindlings zu gehorchen. So war Peter Bureſch der unumſchränkte Beherrſcher des Dorfes geworden. Ruhig ſaß er da in der Mitte des Dorfes und ſah nach dem Walde, ob nicht ſein Spion, Lunetta, komme, die er jeden Augenblick erwartete. Aber anſtatt Lunetta trat aus dem Dunkel des Waldes ein alter, eigenthümlich aufgeputzter Mann, den die Duſchniker ſogleich als den Kantor von Obtſchov erkannten. Er war feiertäglich geputzt, trug einen langen, ſchwarzen Rock mit kurzem, ſteifem Kragen und langer, gelber Reihe von Metallknöpfen, die gewöhnliche grüne, pelzverbrämte Sammtmütze und gelbe Lederhoſen, die in hohen, faltigen Stiefeln ſtaken. Aber im Knopfloche ſteckte ein großer Rosmarinzweig, der die Mütze hoch überragte und mit weißem Atlasbande am Rocke befeſtigt war, und in der Hand hielt er eine Zitrone. So trat er vor Peter Bureſch hin.

Ich komme, ſagte er mit zitternder Stimme, ich komme, Liduſchka, die Tochter Mika's, unſeres Richters, die an den

jungen Stroß verheirathet ist, zum Begräbniß ihres ältesten Bruders, Hinek Mika einzuladen.

Der Leichenbitter fügte kein Wort hinzu — schweigend stand er vor Peter Bureſch, deſſen Antwort er erwartete. Den Duſchnikern war's, als läge in ſeinen kurzen Worten ein großer Vorwurf, und ſie ſahen verlegen zur Erde nieder.

Peter Bureſch gab kalt mit der Hand ein Zeichen, und der Leichenbitter ging auf das Haus Liduſchka's zu.

Die Thüre war geſchloſſen, denn Liduſchka hatte ſeit dem Tode des alten Richters Angſt, unter die Menge zu gehen. Sie fürchtete, daß ihre Ahnungen in Erfüllung gehen würden, und verſteckte ſich in ihrem Hauſe, wie ein Huhn, wenn der Geier über dem Dorfe kreist. Sie hechelte Flachs, ſaß am Spinnrocken, ſang fromme Lieder und ließ ſo Tag um Tag vergehen, ohne die Riegel von der Thüre zu ſchieben, und wußte von Allem, was draußen vorging, nichts. Da pochte es.

Wer pocht? rief Liduſchka.

Ich bin es, der Kantor aus Obtſchov. —

Jeſus Maria, was iſt geſchehen? Was wollt ihr, Kantor? Ich laſſe Niemand herein. Ich will nichts erfahren, nichts wiſſen. Der Kantor hat bei mir nichts zu thun.

Doch hatte ſie ſchon zitternd und bebend die Hand an den Riegel gelegt — aber die Kraft fehlte ihr, ihn zurückzuſchieben. Eine ungeheure Angſt überfiel ſie, die Zähne klapperten, und halb ohnmächtig lehnte ſie ſich an die Thüre, als wollte ſie das Eindringen des Boten verhindern.

Arme Liduſchka! ſeufzte der Leichenbitter.

Warum arme Liduſchka? rief ſie und riß die Thüre auf. Aber als ſie den Kantor als Leichenbitter geputzt vor ſich ſtehen ſah, fiel ſie mit einem lauten Schrei auf die Schwelle und verdeckte das Geſicht weinend mit beiden Händen.

Der Kantor ſah ſie lange ſchweigend an, endlich ſprach er: Dein älteſter Bruder iſt geſtern von den Duſchnikern getödtet worden, und ich komme, dich aufzufordern, ihm als treue

Schweſter die letzte Ehre zu erweiſen und mir nach Obtſchov zu folgen zu ſeinem Leichenbegängniſſe.

Liduſchka weinte bitterlich — endlich fragte ſie furchtſam: Iſt Peter Bureſch zurück?

Seit geſtern Abend! —

Und in der Nacht iſt mein Bruder getödtet worden — o ich bin Schuld daran! ſchrie ſie, daß man ihren Jammerruf weit im Dorfe widerhallen hörte. — Schnell fort, daß ich ihn um Vergebung bitte, meinen theuren, todten Bruder!

Und ſie lief in die Stube, um ſich nach der Sitte des Landes für das Begräbniß zu putzen.

Während ihr leiſe Thräne auf Thräne von den Wangen rollte, ſang ſie mit zitternder, von Schluchzen unterbrochener Stimme ein frommes Lied. So zog ſie die rothen Strümpfe an, die ſchwarzſammtenen Schuhe mit hohem rothem Abſatz und grüner und weißer Stickerei, den ſchwarzen Sammtſpenſer, ſchlichtete das Haar über den Nacken, band die weichen goldenen Wellen mit blauem Sammtbande zuſammen und ſetzte die kleine, runde, ſteife Haube darauf. Dann eilte ſie in den Garten, pflückte wilde Roſen, Rosmarin, Salbei und Sonnenblumen, um damit den Sarg des Bruders zu ſchmücken, und folgte dem Kantor, der ſie vor der Thüre erwartete, durchs Dorf.

Als ſie ſich dem Schwarme näherten, in deſſen Mitte Peter Bureſch ſaß und Befehle ertheilte, ſchlug ſie die Augen nieder, faltete die Hände vorn an der Bruſt und nahm den Seitenweg durch das Schloß. Der Leichenbitter aber ging auf Peter Bureſch zu, um ihn noch im Namen der Obtſchover zu bitten, ſie drei Tage in Ruhe zu laſſen, bis ſie ihre Todten begraben hätten.

Peter Bureſch lachte und ſagte: Der Waffenſtillſtand iſt euch gewährt, damit ihr eure Todten begraben könnt, vorzüglich aber darum, weil wir die Zeit auch für uns brauchen. Sage Liduſchka, fügte er noch hinzu, daß ſie ſogleich nach dem Begräbniß in unſer Dorf zurückkehren muß, wenn ſie überhaupt noch zurückkommen will — denn von jetzt an in drei Tagen wird die Welt hier um

euch ein ganz anderes Geſicht bekommen, und keine Obtſchover Maus wird ein Duſchniker Weizenkorn zu ſtehlen im Stande ſein!

Als der Leichenbitter dieſe Botſchaft an Liduſchka beſtellte, ſchüttelte ſie nur bejahend den Kopf und liſpelte: ich werde kommen, denn ich gehöre ins Haus meines Mannes.

So gingen ſie dem Walde zu. Liduſchka ſah mit ihrem thränenvollen Auge kaum den Weg und ſtrauchelte bei jedem Schritte. Wie ruhig und ergeben ſie auch ſchien, fürchtete doch der Kantor, daß ſie jeden Augenblick in Klagen und Weinen ausbrechen und dem Schmerze unterliegen würde, der in ihr kämpfte. Um ſie zu erheben und dem Schmerze in ihr einen gelinden Ausgang zu verſchaffen, begann er laut ein heiliges Lied zu ſingen. Liduſchka hauchte es Anfangs nur ſo vor ſich hin, bis ſie immer lauter und lauter mit ihrem hellen Geſang einſtimmte und feſt nach der Melodie weiter wanderte. Zitternd und ſchön hallte das Lied in den mächtigen Föhren wieder.

Verſenkt in ihr Lied und in ihren Schmerz, bemerkte ſie nicht, daß eine flüchtige, in graues Faltenkleid gehüllte Geſtalt dicht an ihnen vorbeiſchlüpfte, einem Rehe gleich, von Gebüſch zu Gebüſch.

Es war Lunetta, die Zigeunerin. In wenigen Minuten war ſie im Dorfe und lag ihrem Herrn, Peter Bureſch, zu Füßen. — Biſt du da, mein kleiner Spion? ſagte er lächelnd und klopfte ihr liebkoſend auf die heißen Wangen. Was haſt du gehört und geſehen? — was haſt du getrieben, kleine Eidechſe?

Mein hoher Gebieter, erwiderte Lunetta hochaufathmend und betrübt — wie viel Trauriges habe ich geſehen — wie habe ich für dich gelogen und betrogen!

Auf dieſes Wort hob ſie Peter Bureſch auf und führte ſie aus der Menge, die ſich neugierig herumdrängte, auf die Seite. Erzähle leiſe! ſagte er und neigte ſein Ohr herab, um aufmerkſam zu horchen.

Wie viel Trauriges habe ich geſehen! wiederholte die Zigeunerin ſeufzend. Heute Morgen kam der Zug zurück von Dubna nach Obtſchov — viele Männer, je zu Zweien eine Leiche tragend,

begleitet von einer unzähligen Menge von Weibern und Kindern, die weinten und ſchrieen und verfluchten die Duſchniker und dich, mein hoher Chan. Aus den Häuſern ſtürzten die Mütter, Schweſtern und Väter, warfen ſich über die Todten her und ſchwuren Rache den Duſchnikern. Die Dubnaer ſchwuren mit, ebenſo die Bewohner der andern benachbarten Dörfer, die auf das Gerücht von dem Kampfe herbeigeeilt waren und in Wuth geriethen, als ſie die Leichen der Gefallenen ſahen. Ein altes Weib brachte ein Kreuz herbei und das Muttergottesbild vom heiligen Berge und ließ ſie darauf ſchwören. Ein Kapuziner aus Miſchek, der in Obtſchov übernachtete, mußte ihnen darauf die Meſſe leſen und ihnen die Waffen weihen. Er ſagte, er thue es gerne, denn die Duſchniker ſeien Ketzer, alle angeſteckt vom verſtorbenen alten Richter, der ein verfluchter Huſſit war, und du, ihr Führer, ſeieſt ein Heide, könneſt die Thiere des Waldes beſchwören und habeſt dich dem Teufel verſchrieben. Nach der Meſſe mußte ich ihnen wahrſagen, und ich prophezeite ihnen Sieg — dann mußte ich ihnen deinen Tod prophezeien, — ſie hätten mich ſonſt geſchlagen.

Du haſt Recht gethan, meine kleine Katze, ſagte Peter Bureſch lächelnd, als ihn Lunetta bei dieſen Worten ängſtlich anſah. Man muß ihnen Muth machen, damit die Geſchichte was Rechtes wird. Erzähle weiter.

Der alte Mika, fuhr Lunetta fort, warf ſich verzweifelnd auf die Leiche ſeines Sohnes und verfluchte den Wald und ſeinen Kontrakt mit der Armee und die Kaiſerin. Dann aber ſchickte er mehrere Wagen nach Dobrziſch an den kaiſerlichen Lieferanten und läßt von dorther Waffen holen, um die Dörfer zu bewaffnen. Dem Lieferanten ließ er ſagen, er brauche ſie gegen Rebellen, die einen Bauernkrieg beginnen wollten. Er wird die Waffen bekommen, hörte ich ſagen, denn er hat's immer mit den Lieferanten und Offizieren zu thun und ſteht ſich gut mit den Herren und Beamten als guter Unterthan.

Verdammt! rief Peter Bureſch und ſtampfte den Boden — Waffen, Waffen, wo nehme ich Waffen her?

Wird ſich auch finden — brummte plötzlich eine tiefe Stimme hinter ihm. Bureſch ſah ſich um. Da ſaß unter dem Kaſtanienbaume ſein alter Bekannter Jakob Zerzog, der Scheerenſchleifer, ehemaliger Schmuggler aus Baiern, und ließ, gleichgültig vor ſich hin ſingend, ohne aufzublicken, ſein Rad ſauſen und drückte das Meſſer an den Stein, daß es pfiff und Funken ſprühte. Peter Bureſch, der ſich erwartungsvoll und mit einem Strahl von Hoffnung nach dem Manne umſah, der die Worte mit ſolcher Sicherheit ausgeſprochen, ließ, als er den Redner erkannte, die Hoffnung ſchnell wieder ſinken und rief ihm, verächtlich die Achſeln zuckend, zu: Deine Meſſer vielleicht und Scheeren, du baieriſcher Knödel? Damit möchteſt du gegen kaiſerliche Flinten zu Felde ziehen?!

Wird ſich finden, wiederholte der Scheerenſchleifer mit derſelben Sicherheit und Ruhe, ohne aufzublicken. Wenn du mit deiner Zigeunerin fertig biſt, bitte ich um eine Stunde Audienz, mein edler Feldherr.

Ich bin fertig! ſagte Peter Bureſch, dem die ſo ſicher ausgeſprochenen Worte des Scheerenſchleifers doch überzeugend ſchienen. Auch kannte er ſeinen Mann vom Böhmerwalde her, wo er ihm oft an der Spitze einer Schmugglerbande begegnete, gefürchtet von den Oberreitern oder Gränzwächtern als einer der verſchmitzteſten und gewaltthätigſten Kontrebandirer. Wie er von ſeinem Schleifſteine aufſtand, die Klinge hinwarf, die Hände in die Taſchen ſteckte und mit gemeſſenen ruhigen Schritten auf Peter Bureſch losging, konnte man ihm wohl anſehen, daß bei ihm die Scheerenſchleiferei irgend ein anderes und komplizirteres Geſchäft verſtecke. Die reiche Kleidung, beſtehend aus hohen, weit über die Knie gehenden Stiefeln, aus denen zwei fein gearbeitete Meſſergriffe von Gemshorn hervorblickten, die dunkelbraune Sammtweſte mit Metallknöpfen, der breite grün und roth ausgelegte Gürtel, der noch mit ſilbernen Kettchen geſchmückt war, der ſilbergraue weitfaltige Rock mit grünem Kragen und Ausſchlägen, der ſorglich gepflegte, weit herabwallende Bart, ſchwarz

mit grau gemiſcht, die lange, ſchwarze Sackmütze, die mit dicker Quaſte auf die rechte Schulter herabfiel — nichts ließ auf die Aermlichkeit ſchließen, die ſonſt das Loos der deutſchen Scheerenſchleifer iſt, welche gewöhnlich Böhmen durchziehen. Er legte die Hand auf Peters Schulter, winkte der Zigeunerin, daß ſie ſich entferne, und ſprach alſo in immer gleich ruhigem Tone:

Peter Bureſch, wir kennen uns und wollen nicht lange Geſchichten machen. Leute unſeres Gelichters verrathen einander nicht. So ſage mir zuerſt, biſt du ein guter Patriot?

Hm — ja, ſo nach meiner Art — antwortete Peter Bureſch ungeduldig.

Haſt du deine Kaiſerin lieb? — fragte der Scheerenſchleifer weiter.

Was Teufel kümmert mich die Kaiſerin! — die Kaiſerin mag — ich glaube Kerl, du willſt dir einen Spaß mit mir machen! — rief Peter Bureſch zornig und wandte ſich, um fortzugehen.

Aber der Scheerenſchleifer fuhr mit gleicher Ruhe fort: Gut, du biſt ein Patriot nach deiner Art, du liebſt die Kaiſerin nicht — und ich bin kein Scheerenſchleifer, ſondern bin ein Spion, ein Aufreizer, Unruhſtifter und Rebellionmacher in kürfürſtlich baieriſchen Dienſten.

Ein ſchönes Geſchäft! lachte Peter Bureſch und kehrte wieder zum Redner zurück.

Ja, ſagte Jakob Zerzog, ohne ſich ſtören zu laſſen — ſo iſt es. Die Händel in Klattau, in den Pirglitzer Wäldern, bei Joachimsthal — Alles mein Werk. Deinem ſcharfen Wilddiebsauge hätte es nicht entgehen ſollen, daß in mir was Anders ſteckt als ein gemeiner Scheerenſchleifer. Zum Teufel! man wird aus dem Gebieter einer fünfzig Meilen langen Gränze kein gemeiner Scheerenſchleifer! Seine kurfürſtliche Gnaden von Baiern haben auch ſehr wohl eingeſehen, daß es beſſer iſt, mich zum Alliirten zu haben, als mit mir Krieg zu führen, und haben mich zu dieſem Geſchäfte mit glänzenden Bedingungen geworben. Es iſt jetzt nichts mit dem Schmuggel, da es keine Gränzen gibt, dachte ich,

hol's der Teufel! und ſchlug ein. Wenn du mir nun verſprechen willſt, wie ich's von dir hoffe und wie ich's hoffte, als ich in den Pirglitzer Wäldern hörte, daß dich dein Vater hergeholt hat, um Händel einzurühren — ja, ſage ich, wenn du mir verſprichſt, eine ſolche Geſchichte einzurühren, daß ſie in Prag und Wien nur acht Wochen lang glauben, es ſei wieder ſo eine Art Bauernkrieg oder Huſſitengeſchichte — ſollſt du von mir ſo viel Waffen und Munition und Geld haben, als du nur willſt und als deine Kerle verſaufen können.

Alles, Alles verſpreche ich dir! rief Peter Bureſch in großer Aufregung — Alles, Bauernkrieg, Mord und Plünderung, tauſend verbrannte Schlöſſer — nur Waffen, gib mir nur Waffen!

Und Jakob Zerzog beim Kragen faſſend, fuhr er eifrig und ſchnellredend fort: Siehſt du, ſchon haben ſich mit den Obtſchovern Andere verbunden — bald werden die Duſchniker ihre Bundesgenoſſen haben — denn was Die auf dem Berge thun, thun ihnen Die im Thale nach, und ſie haſſen ſich auf den Tod, ganz ohne Urſache eigentlich und darum noch bitterer — vielleicht nur weil Die auf dem Berge und Die im Thale wohnen. Nach der letzten Nacht können ſie nicht mehr zurück. Heute ſchicke ich noch Boten aus nach allen Dörfern dieſſeits der Litawka und fordere ſie auf, ſich uns und unſerer gerechten Sache anzuſchließen. Es wird Alles gehen — in vier Wochen ſteht der ganze Brdywald in Brand — gib mir nur Waffen. Siehſt du, dort kommen ſie ſchon von allen Seiten, die Müßiggänger und Brodloſen, um ſich zu erkundigen, was es heute Nacht gegeben. Jetzt ſind ſie nur noch Neugierige und gaffen dumm in die Welt hinein — drückt man aber ſo einem Tölpel eine Büchſe in den Arm, wird's ein furchtbarer Kerl. Nur Waffen, Waffen!

Gut! ſagte der Scheerenſchleifer — heute Nacht gehſt du und einige deiner Freunde mit mir in den Wald zu den Kohlenbrennern am Treboſchnaberge, dort habe ich meine Niederlage. Jetzt aber geh fort von mir, daß ſie nichts merken — dort ſchleicht ſchon Einer um uns herum und ſcheint zu horchen!

Das iſt der Kinnich, ſagte Peter Bureſch verächtlich — der iſt nicht zu fürchten, der Dummkopf. Doch auf Wiederſehen heute Abend zwiſchen hier und Lhota.

Peter Bureſch ging zu den Bauern zurück, rief die Raubſchützen zuſammen und ſprach alſo mit lauter Stimme: Brüder! ich habe ſichere Nachrichten, daß die Obtſchover einen großen Krieg beginnen wollen gegen uns, um Duſchnik um all ſein Hab und Gut zu bringen und die guten Bauern von Duſchnik zu Bettlern zu machen. Sie ſuchen überall Bundesgenoſſen, und ſchon haben ſich ihnen die Bewohner von Dubna angeſchloſſen, dieſen werden bald die Dörfer Dubenez, Liha, Dol, Langlhota und alle Dörfer jenſeits des Waldes folgen, nur um auch Antheil zu haben an der Beute und um unſeren ſchönen Wald nach Herzensluſt ausreuten zu können. Es thut Noth, daß wir uns wehren bis auf den letzten Mann, ſo lange noch ein Baum im Walde ſteht. Unſere Brüder im Thale werden uns nicht verlaſſen — ſie werden uns beiſtehen im gerechten Kampfe. Schon ſehe ich hier unter euch brave Nachbarn, die bei der erſten Nachricht vom Kampfe herbeieilten, um uns zu helfen. Das iſt aber nicht genug, alle Dörfer des ganzen Thales müſſen ſich mit uns verbinden. Darum habe ich beſchloſſen, Boten auszuſchicken die Litawka hinauf und hinab, auch in den Hurkawald und zu den Kohlenbrennern. Lhota, Obetznitz, Bratkowitz, Paſſek, Drahlin werden uns freundnachbarlich unterſtützen. Die ihr Freunde, Verwandte, Gevatterſchaften in den Dörfern habt, geht hin und beſprecht euch mit ihnen, daß ſie ſich wieder mit ihren Freunden, Verwandten und Gevatterſchaften beſprechen und ſich von jetzt in drei Tagen hier in Duſchnik verſammeln. Für Waffen brauchen ſie nicht zu ſorgen. Der Herr, der mit dem Gerechten ſteht, wird machen, daß wir nicht waffenlos dem Feinde entgegengehn. Sagt ihnen, daß es gelte, euer Eigenthum, euer Recht zu vertheidigen, und daß, wenn ihr beſiegt werdet von den räuberiſchen Obtſchovern, in dieſer rechtloſen Zeit bald auch die Reihe an ſie kommen könnte. Sagt ihnen, daß man zuſammenhalten muß in

ſo rechtloſer Zeit, um ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen. So geht und machet eure Sachen gut!

Auf die Bauern machten die Worte ihres Führers ſichtlichen Eindruck. Was er von Recht und Eigenthum, vom Herrn, der mit den Gerechten ſtehe, ſagte, hatte ihnen beſonders gefallen — ſie wunderten und freuten ſich über die klugen und frommen Reden, die ſie von dem wilden Wilddiebe nicht erwarteten. Sie traten zuſammen, beſprachen ſich lange, und endlich ſah man die angeſehenſten und wohlhabendſten aus ihrer Mitte hervorgehen und ſich in ihre Wohnungen begeben. Bald kamen ſie mit dem Hut auf dem Kopfe, mit dem Stocke in der Hand zurück und ſchritten grüßend den Ausgängen des Dorfes zu. Peter, der die Wilddiebe um ſich verſammelt hatte, ſah es mit Lächeln an. Das wird gut! ſagte er leiſe zu ſeinen Ordensbrüdern — den Alten werden die Alten folgen, die Jungen kommen von ſelbſt, wo es was zu raufen gibt. Doch iſt es gut, wenn Einige von euch ihnen nachgehen und in den Schenken zu den Jungen ſprechen. Sprecht ihnen weniger von Gott und der gerechten Sache und mehr von Beute und wilden Händeln und blutigen Köpfen. Aber vergeßt mir die Feuerarbeiter nicht — in den Schmelzhütten, Pochhämmern und Zainhämmern — was beim Feuer arbeitet, hat verbranntes Gehirn — die Kerle werden gut ſein. Geht, euch habe ich nicht viel zu ſagen — ihr verſteht eure Sache.

In der That hatten ſich ſchon, während Peter noch redete, einige ſeiner Genoſſen davon gemacht und eilten die Litawka hinauf und hinab, in den Wald, nach den Dörfern und nach allen Seiten, um aufzureizen und Bundesgenoſſen zu werben. Viele fanden bereits aufgelockerten Boden, denn ſchon vom frühen Morgen an zog der alte Bureſch, mit ſeinem Kreuzſtock in der Hand und dem gewaltigen Roſenkranz um den Nacken, durchs Thal und predigte mit wilden, düſtern, feurigen Worten den Kreuzzug.

Aber Peter Bureſch war mit ſeinen Verfügungen noch nicht zu Ende. Als die meiſten Raubſchützen ſich entfernt hatten, ſtreckte

er ſich ins Gras und winkte den einäugigen Slavik an ſeine Seite. Slavik ſtreckte ſich neben ihn hin, und Peter Bureſch flüſterte ihm mit gleichgültigem Geſichte, damit die Umſtehenden es nicht merkten, daß von einem Geheimniſſe die Rede war, Folgendes ins Ohr: Gib wohl Acht, blinder Zizka, auf Das, was ich dir ſage. Es iſt von Wichtigkeit, daß wir im Rücken unſerer Feinde einen Bundesgenoſſen haben, und der iſt gefunden, wenn du dich klug benimmſt.

Ich? — fragte der Einäugige und ſah Peter Bureſch erſtaunt an. — Ich? ich ſoll mich klug benehmen? und wie ſo?

Höre! Eine gute Stunde hinter Obtſchov, wenn man durch Langlhota gekommen, die Prager Straße gegen das Jeſuitenkloſter in Oborſchiſcht hingeht, am Ausgang eines kleinen Waldes, wo ein Gekreuzigter ſteht, führt ein Feldweg rechts ab, an einer langen Wieſe vorbei in ein kleines, verſtecktes Dorf, das Ribnik heißt, von dem großen Teiche zwiſchen dieſem Dorfe und der fetten Pfründe von Heiligenfeld. Dieſes Dorf Ribnik iſt ein verfluchtes Ketzerdorf. Die Ribniker ſind Huſſiten und Utraquiſten, oder auch Kalviniſten, oder Helviten, wie man ſie heute nennt — verbiſſene Kerle, die die Bibel leſen, ihre Nachbarn haſſen wie Peſt und Ungeziefer. Sie gehen aus ihrem Neſte nur heraus, um ſich bei ihren Nachbarn über die Heiligen luſtig zu machen und Händel anzufangen. Sie diſputiren und bekommen dafür Beulen an den Kopf. Wenn manchmal nach einem Sturm ein Heiligenbild auf dem Felde umgeſtürzt iſt, weiß man, daß es nicht der Wind gethan hat, ſondern die Ribniker. Die Jeſuiten in Oberſchiſcht laſſen ſie beſtehen und ſchützen ſie ſogar, um immer Stoff zu Predigten zu haben — ſonſt wären ſie längſt alle ausgerottet. Zu dieſen wirſt du gehen.

Ich? — rief der Einäugige erſchrocken und ſchlug ein Kreuz über Bruſt und Stirn — ich zu den Ketzern? Ich ſoll diſputiren? —

Ja, du ſollſt zu den Ketzern — fuhr Peter ruhig fort — du haſt in Sachſen ſo ſchöne niederträchtige Lieder auf den Papſt

und die Heiligen gelernt — die wirſt du ihnen vorſingen und überſetzen und dich auch für einen Ketzer ausgeben, und ſie werden dich traktiren mit Fleiſch und Bier, als wärſt du ein Prediger. Du wirſt ſehen, wie beſtialiſch ſie ſich freuen werden und dir die Säcke füllen.

Das läßt ſich hören! brummte der einäugige Slavik und ſtreckte ſein Ohr hin, um beſſer zu hören.

Dann wirſt du ihnen ſo beiläufig erzählen, daß man nach dem Tode des alten Richters Matthei Stroß einen Kelch und ein altes Schwert unter ſeinen Dielen und eine Menge böhmiſcher Bibeln auf ſeinem Dachboden gefunden, und daß unſer Krieg gegen die Obtſchover weniger um den Wald, als ein Vermächtniß des alten Richters und ein Religionskrieg iſt, denn die Duſchniker wären eigentlich von ihm bekehrte Ketzer.

Iſt das wahr? — rief Slavik und riß das eine Auge auf ſo weit als möglich. —

Wahr oder nicht wahr — ſagte Peter Bureſch — das geht dich nicht an — du mußt es ſo erzählen und mußt ihnen weiter ſagen, daß wir die Brüder Jeſuiten in Oborſchiſcht alle braten wollen, wie es der kahle Prokop gethan, daß wir die Pfarrei der Kreuzherren in Pitſchin und die fette Pfründe in Heiligenfeld plündern und ihre Felder an die Armen vertheilen wollen und daß wir der heiligen Mutter Gottes vom heiligen Berge den Perlmantel ausziehen und ihr ihre diamantenen Augen ausſtechen wollen.

Jeſus, Maria und Joſeph, ſteht uns bei, und heiliger Johannes von Nepomuk hilf! — ſchrie der Einäugige entſetzt.

Haſt du was dagegen? fragte Peter Bureſch lachend.

Es iſt eine große Sünde! — ſagte der Andere und zog ein langes Kreuz über den ganzen Leib — aber als guter Wilddieb und Soldat werde ich's ſagen, wenn du es befiehlſt.

Vielleicht auch thun? — fragte Peter Bureſch lachend.

Auch thun — antwortete Slavik ſeufzend.

Du ſagſt den Ketzern ferner — fuhr Peter Bureſch fort —

daß ich ſelber ein Ketzer ſei, daß ich, wie du ſelbſt einmal geſehen, im Walde den Brüdern predige und zu Oſtern ihnen Brod und Wein gebe und aus der böhmiſchen Bibel vorleſe. Und wenn dann die Ribniker nicht anbeißen und den Obtſchovern nicht in den Rücken fallen, ſo bin ich nicht werth, je wieder einen Haſen zu ſchießen. Jetzt geh und ſei binnen zwei Tagen zurück.

Der einäugige Slavik übergab ſeine Büchſe einem Ordensbruder, bekreuzte ſich und ging, wie ihm Peter Bureſch befohlen hatte.

Der Abend fand Peter Bureſch auf dem Wege zum Treboſchna, jenem ſchwarzen waldbewachſenen Berge, der das Litawkathal im Weſten abſchneidet und der von Kohlenbrennerhütten und Kohlenmeilern bedeckt iſt. An ſeiner Seite ging der ehemalige Schmuggler, jetziger Scheerenſchleifer Zerzog aus Baiern, und ihnen folgten mit drei Wagen einige vertraute Wilddiebe, um die Waffen zu laden, die Zerzog verſprochen hatte. Peter Bureſch war ſehr ſchweigſam. Der bairiſche Aufwiegler hielt es für nöthig, ihn noch einmal aufzufordern, aus der Sache was Rechts zu machen, daß ſie doch einen Klang gebe und, wie er lächelnd hinzufügte, dem Namen Peter Bureſch Ehre mache.

Dieſer aber antwortete ungeduldig: Hab' ich die Sache angefangen, werde ich ſie auch ordentlich durchführen — und hab' ich einmal Waffen, ſo kann ich nicht anders, als Gebrauch und gehörigen Gebrauch davon machen!

Der Scheerenſchleifer war mit dieſer ungeduldigen Antwort zufrieden und gab ſeine Hoffnungen auf Peter Bureſch nicht auf, ſelbſt als dieſer nach einigem Nachdenken mit faſt trauriger Miene vor ſich hin ſagte: Es iſt doch ein eigenes Ding um die Jagd. Das Schießen auf die Menſchen macht Einem nicht halb ſo viel Freude als ein Schuß auf das Wild des Waldes. Das kommt daher, daß man ſo einen Hirſch, ſo ein Reh, ſo einen Fuchs, ſo einen Bären aus innerſtem Herzensgrunde lieb hat, und weil man's ihnen nicht ſagen kann und weil ſie vor Einem

fortlaufen, jagt man ihnen eine Kugel nach. Es ist immer ein Stück vom eigenen Herzen, das man mit dem Blei in die Büchse ladet, und jeder Schuß ist wie eine Liebeserklärung. Aber die Menschen? Wer liebet die Menschen? —

Aufsteigende Rauchsäulen zeigten den Wanderern das Ziel ihrer Wanderung. Der Kohlenbrenner, der in Mitte mehrerer rauchender Meiler saß, deutete auf einen unangezündeten, kunstvoll geschichteten hin. Die Raubschützen warfen die Scheite auseinander, und bald zeigte sich der edle Schatz, den sie verdeckt hielten. Prächtige, im Mondschein schimmernde Waffen glänzten ihnen entgegen.

Sie luden sie auf die drei Wagen und fuhren gegen Duschnik zurück. Die ersten zwei schickte Peter ins Dorf, mit dem dritten machte er einen langen Umweg den Berg hinauf jenseits Duschnik, an den Hämmern und Teichen vorbei, und hielt erst vor dem Hügel, der sich dort erhebt und die länglichgrüne Ebene, welche auf dieser Stelle den Wald durchschneidet, in auffallender Weise unterbricht. Siehst du, Hynek, sagte er zu dem Wilddiebe, der den Wagen lenkte, dieser kostbare Hügel war jahrelang mein sicherstes Versteck, wenn ich von dem gnädigen Herrn verfolgt war — denn dieser Hügel ist eigentlich nichts Anderes, als ein altes, verfallenes, von Erde bedecktes und grasbewachsenes Schloß. Die Bauern erzählen sich zwar, daß einmal vor Hunderten von Jahren hier ein Schloß versunken ist, und nennen den Hügel auch das alte Schloß — so klug waren sie aber nie, hier nachzusuchen, wie viel an der Geschichte wahr sei. Vielleicht haben sie Angst, denn es heißt, das Schloß habe einem ketzerischen Herrn angehört und sei versunken, da er an einem Sonntage die Bauern zum Frohnden gezwungen und die vorüberziehenden Pilger zum heiligen Berge verhöhnt habe. Dummes Zeug! das Schloß ist zusammengesunken, weil es alt war und damit ich hier ein gutes Waffenmagazin und Pulverlager errichten könne, das mir kein Hamster ausspioniren soll.

So sprechend, wälzte Peter Buresch einen gewaltigen Stein

vom Fuße des Hügels. Hynek folgte ihm durch die Höhlung, die ſich aufthat, und merkte bald an den hallenden Schritten, daß er ſich in einem weiten, hohen Gewölbe befand. Peter Bureſch ſchlug Feuer und zündete einen Kienſpan an, der an der Oeffnung bereit lag, und vor Hyneks Blicken zeigte ſich eine ſchöne, hochgewölbte Stube. Die alten gothiſchen Zieraten an den Wänden waren von neuen, aus Hirſchgeweihen, Gemshörnern, Thierfellen aller Art und ausgeſtopftem Gevögel beſtehenden Verzierungen bedeckt. In einer Ecke ſtanden die Pulverſäcke, welche Ihre Majeſtät die Kaiſerin aus dem Magazin des Przibramer Bergwerkes geliefert und der ſchwarze Tomeſch abgeholt hatte. Dort legten ſie die Waffen hin und ſchoben den Stein wieder vor die Oeffnung. Ruht, ihr ſchönen Büchſen, ſagte Peter Bureſch im Fortgehen, ruht, bis ich euch zur Auferſtehung rufe — hier ſeid ihr ſicher vergraben, und Ihrer Majeſtät Beamten und Spione werden euch den baieriſchen Geruch nicht abriechen!

Peter Bureſch wußte nicht, daß Kinnich aus Obtſchov kam und, um es im Dorfe nicht merken zu laſſen, einen Umweg machte, und in der Nacht am alten Schloſſe vorbei ſchlich, wo er zuerſt ſpukende Geiſter zu ſehen glaubte, bis er ſich überzeugte, daß es Menſchen waren, die von baieriſchen Waffen ſprachen. Er ſchlug ſich vor den Kopf und murmelte vor ſich hin: Das hat heute Morgen der baieriſche Scheerenſchleifer mit ihm geſprochen!

Sechstes Kapitel.

Die drei Tage des Waffenstillstandes waren verflossen. Die Obtschover hatten ihre Todten begraben, Liduschka saß wieder einsam in ihrer Stube, nährte eine Todtenlampe, spann und sang fromme Lieder hinter verhüllten Fenstern und geschlossenen Thüren. Obtschover und Duschniker hatten ihre Bundesgenossen zusammengezogen — auf Seite der Ersten standen die Einwohner aller jenseits der Homola auf dem Berge gelegenen Dörfer, die Wohlhabenden, die vor dem Namen Peter Buresch erschracken und glaubten zusammentreten zu müssen, um ihr Eigenthum gegen ihn und seine Gefährten, die Wilddiebe, zu beschützen. Zu den Duschnikern traten die Thalbewohner aus nachbarlicher Freundschaft und weil sie die Armen waren, also ihre Brüder in der Armuth, die Duschniker, nicht verlassen wollten. Dazu kam, daß alle Dörfer des Litawkathales gewissermaßen nur ein einziges Dorf bildeten, da sie durch die ununterbrochene Reihe von Mühlen, Eisenhämmern, Hochöfen, Schaufelschmieden und Grubenwerken, die sich längs der Litawka hinzogen, verbunden waren. Die Einwohner dieser Gewerke, arme Arbeiter, die durch die Zeitläufte und die stockenden Geschäfte von der furchtbarsten Noth gedrückt waren und nach dem Ausdrucke Peter Bureschs und des Sprüchwortes im Lande als Feuerarbeiter am verbrannten Gehirn litten, fühlten sich zu Peter Buresch, dessen Boten ihnen Beute versprachen und der als der Sohn des Alten vom Hammer und selbst als ehemaliger Feuerarbeiter zu ihrer Zunft gehörte, besonders hingezogen. Ihnen folgten wieder die mit ihnen befreundeten und in Verkehr stehenden Nagelschmiede, die weiter

oben im Hurkawalde wohnten und, weil ſie meiſt von deutſchen Einwanderern abſtammten, Schwaben hießen. — So kamen die ausgeſandten Boten Peter Bureſchs ſchon nach zwei Tagen an der Spitze großer und entſchloſſener Haufen zurück, die mit den baieriſchen Büchſen bewaffnet und mit den Duſchnikern vereinigt in der That eine ſchöne Armee bildeten. Der Alte vom Hammer, der ſelbſt eine große Zahl herbeigeleitet hatte, freute ſich beim Anblick der ſchönen Heerſäule, die Peter Bureſch gegen den Wald führte, rieb ſich die Hände und raunte ſeinem Sohne lächelnd ins Ohr: du brauchſt die Kerle nur durch einige Wochen an Blut zu gewöhnen und ſo tief in Verbrechen hineinzuführen, daß ſie nicht mehr zurückkönnen, und du biſt im Stande, in kurzer Zeit Ihrer Majeſtät der Kaiſerin oder Seiner Kurfürſtlichen Gnaden von Baiern ein Häuflein zuzuführen, das ſich ſo ſchauerlich berühmt machen wird, wie die Panduren. Was hat der Trenk Anderes gethan und iſt heute ein gefürchteter Kriegsheld, vor dem das Kind im Leibe der Mutter und die Pfaffen in ihren Kellern erſchrecken?!

Nein, ſagte Peter Bureſch langſam und nachdenklich, indem er die Hand an den Bart legte und ihn ſtreichelte — nein, mich gelüſtet's nicht nach Herrendienſt; auf eigene Fauſt will ich handeln. Arme, Hülfloſe, Verzweifelte will ich machen und aus dieſen dann eine Armee bilden, der nichts widerſtehen ſoll. Ich weiß, wie furchtbar der Menſch iſt, wenn er nichts mehr zu verlieren hat, furchtbar, wie der Eber am Furchtbarſten iſt, wenn er umſtellt und angeſtochen iſt. An der Verwirrung und am Lärmen freue ich mich, wie der Wolf am Wirbelwind und an toll aufſteigenden Staubſäulen. Dann aber kommt die Rache und die Erfüllung meines Haſſes gegen Pfaffen und Herren. Meiner verzweifelten Armee will ich von ferne die Schlöſſer und Klöſter, die Keller und Kaſſen zeigen, und du ſollſt ſehen, wie ſchnell ſie wachſen wird, wie bald ſelbſt die Obtſchover und ihre Freunde auf unſerer Seite ſtehen werden. Darum muß mit ihnen zuerſt angefangen werden; ihre Dörfer müſſen verbrannt, ihre Heerden

aufgezehrt werden. Nichts will ich für mich — aber die Pfaffen und Herren müſſen mir gleich werden und auch nichts haben.

Seinem Vorſatze getreu, Arme und Verzweifelte zu machen, traf Peter Bureſch alle Anſtalten, die Obtſchover in harte Bedrängniß zu bringen, um ſie zu lehren, daß ſeine Bundesgenoſſenſchaft ſeiner Feindſchaft vorzuziehen ſei. Nachdem er ſeine Beobachtungspoſten im Walde ausgeſtellt, um ſich vor einem Ueberfall zu ſichern, befahl er dem Ungarmichel, bereit zu ſein, noch dieſen ſelben Abend Obtſchov zu überfallen und den Meierhof zu beſetzen. Der Meierhof war von höchſter Wichtigkeit. Er lag ungefähr dreihundert Schritte vom Walde am Eingange des Dorfes, auf einer kleinen Anhöhe, um die ſich die Bauernhäuſer im Halbkreiſe herumzogen. Von Mauern umgeben, bildete er eine kleine Feſtung und beherrſchte das ganze Dorf. Die Dachlucken der Scheuern und Stallungen gaben vortreffliche Schießſcharten, von wo aus man mit guten Büchſen bis an die äußerſten Enden des Dorfes ſchießen konnte. So konnten die Obtſchover immerwährend in Schach gehalten und verhindert werden, im eigenen Dorfe eine Bewegung zu machen. Die ſiebenzig Kühe des Meierhofes ſollten heraus und nach Duſchnik getrieben werden, wo ſie Peter Bureſch an die Bauern ſeiner Schaar austheilen wollte, um ſie durch dieſe Beute auf neue lüſtern zu machen. Die Wegnahme des Meierhofes war leicht zu bewerkſtelligen, da man in Obtſchov gewiß nicht darauf vorbereitet war und er vom Ausgang des Waldes aus, wenn man ſich nur bis dahin unbemerkt näherte, laufend in einer Minute erreicht werden konnte, ehe ſich die Obtſchover ſammelten, um ihn zu vertheidigen. Wirklich ſchlich ſich der Ungarmichel mit fünf und zwanzig bis dreißig auserleſenen Helden durch den Wald. Sie zogen nicht in einem Haufen, ſondern vertheilten ſich und ſchlüpften einzeln von Baum zu Baum, ſpringend, laufend, ſchleichend, kriechend, je nachdem es des Ortes Gelegenheit erlaubte oder gebot. Rechts und links ſtanden die Obtſchover Poſten und blickten gradaus nach Duſchnik zu, ohne die Einzelnen von der Schaar des

Ungarmichels zu bemerken oder bemerken zu wollen. Dem ſcharfen, umſichtigen Auge des Ungarmichels fiel dieſe, wie ihm ſchien, abſichtliche Blindheit auf und machte ihn beſorgt. Doch allein, wie er war, und getrennt von ſeinen Leuten, war es ihm nicht mehr möglich, ſie zu ſammeln und ihnen irgend eine Art von Befehl zu geben, der ſie vor einer Hinterliſt gerettet hätte. So rückte er denn ſelbſt immer vorwärts, um die Seinen nicht zu verlaſſen. Am Ausgange des Waldes gab er das verabredete Zeichen mit der Pfeife, und bald war ſeine Schaar um ihn verſammelt. Er bemerkte aber, daß auf daſſelbe Zeichen es auch hinter ſeinem Rücken im Walde lebendig wurde und große Bewegung entſtand. Es galt, ſo ſchnell als möglich den Meierhof zu erreichen. Der Ungarmichel ſelbſt eilte mit Sturmſchritten über den Graben, der dort den Wald umgab, über die Felder und den Steinweg voraus. Die Andern ihm nach. Kaum aber waren ſie auf ſichere Büchſenſchußnähe vom Meierhofe gekommen, als ſie von da aus mit einer vollen Flintenſalve begrüßt wurden, der eine andere im Rücken folgte. Wir ſind verrathen! ſchrieen die Duſchniker entſetzt und drängten ſich um den Ungarmichel. Dieſer, der klar erkannte, was den Andern der Schreck eingab, ſah ein, daß er für den Augenblick ſeine Abſicht auf den Meierhof aufgeben und nur eine Stellung gewinnen müſſe, in der er ſich ſo lange halten könne, bis das Feuern tief im Walde gehört würde und Peter Bureſch den Bedrängten Hülfe ſchicke. Mir nach! — rief er ſchnell beſonnen und eilte durch das Kreuzfeuer auf das dem Meierhof zunächſt gelegene Bauernhaus los. Die Flintenkugeln umſausten ihn und ſeine Gefährten, doch wurden nur wenige verwundet, da die Obtſchover im Dunkel der Nacht ihre veränderte Stellung nicht bemerkten und immer in derſelben Richtung ſchoſſen, ja endlich zu feuern aufhören mußten, da ſich ihre Freunde aus dem Hinterhalte im Walde in ihrer Hitze ſo ſehr genähert hatten, daß die beiderſeitigen Kugeln nur noch die Freunde bedrohten. Indeſſen hatte der Ungarmichel die Thüre des Bauernhauſes eingerannt und ſtürzte mit ſeinen Gefährten

hinein und verrammelte ſchnell ſeine Ausgänge. Alles dieſes geſchah binnen weniger Minuten im Dunkel der Nacht und während die vergeblichen Schüſſe der Obtſchover fielen, ſo daß ſie weder geſehen noch gehört werden konnten. Sie waren verſchwunden, als hätte ſie die Erde verſchlungen. Die Obtſchover ſuchten ſie mit geſpannten Hähnen und vorgehaltenen Büchſen rings um den Meierhof und endlich in dem Gebüſche jenſeits deſſelben, juſt auf der entgegengeſetzten Seite des Meierhofes, ſchoſſen einige Mal ins Geſträuch und kehrten verwundert wieder auf ihren vorigen Platz zurück.

Der Ungarmichel ließ indeſſen Löcher in das Strohdach ſeines Schlupfwinkels bohren und ſtellte ſeine Leute daran und an die niedern Fenſter, die er noch zum Theile mit Bettſtücken verſtopfte, oder mit den Brettern der Bänke und Tiſche verdeckte. Nun erſt, da die Obtſchover ſich näherten, um auch dort zu unterſuchen, gab er Befehl, zu feuern und ununterbrochen damit fortzufahren, da es mehr ein Zeichen für die Freunde im Walde ſein ſollte, als Angriff oder Vertheidigung.

Der Mond ging hellleuchtend auf und zeigte den Duſchnikern genau ihre ſie umſchleichenden Feinde, während ſie ſelbſt im ſichern Verſtecke ſaßen und die Kugeln unſchädlich ins Dach oder in die Wände des Hauſes klatſchten. Mancher arme Obtſchover fiel, ohne daß die Andern Rache nehmen konnten. So zogen ſie ſich endlich aus der Schußweite und in die andern Häuſer zurück. Sie dachten wohl daran, das Haus, in welchem der Ungarmichel ſaß, in Brand zu ſtecken, ließen es aber nach langem Streiten doch ſein, da es mit den andern ſtrohbedeckten Hütten zuſammenhing und beim geringſten Winde das ganze Dorf in Flammen aufgehen konnte. So verging für ſie die Zeit, welche Peter Bureſch mit Vortheil benutzte. Das anhaltende Feuern hatte ihn aufmerkſam gemacht und ihn überzeugt, daß die Obtſchover nicht, wie er es gewollt, überraſcht, und der Meierhof nicht unblutig genommen worden. Schnell ſammelte er die vertheilten Poſten und die ihn umgebende Schaar, gab ſeine Befehle und eilte im

Sturmſchritte vorwärts. Einen großen Theil ſeiner Schaar ließ er gradaus über die Obtſchover herfallen, die ſich bei ſeinem Herannahen wieder vor dem Meierhofe und im Dorfe geſammelt hatten, um ſie zu beſchäftigen. Er ſelbſt ſtürzte ſich mit einer handfeſten Schaar auf das hintere Thor des Meierhofes, das in den Kuhſtall führte. Bald war es erbrochen und hinter ihm und ſeiner Schaar wieder geſchloſſen. Die Kühe und Stiere wurden losgebunden und durch das andere Thor in den Hof gejagt, wo ein großer Theil der Obtſchover, faſt die ganze Beſatzung des Meierhofs, verſammelt war. Durch Meſſerſtiche und Schläge und durch den Lärm, das ungeheure Geſchrei, das die Duſchniker erhoben, wüthend gemacht, ſtürzte die ganze Heerde auf den Hof, rannte brüllend und ſtoßend umher und richtete grauenvolle Verwirrung an. Ein paniſcher Schrecken überfiel die Beſatzung, ſogleich war Mann von Mann getrennt und rannte einzeln zwiſchen dem Vieh umher, ohne zu wiſſen, was zu thun, wer Freund oder Feind. Die Duſchniker dagegen brachen in geſchloſſener Reihe aus dem Stalle, ſchritten mitten durch die Verwirrung auf das Thor des Hofes los und ſchoben die Balken und Riegel zurück. Hierher, Ungarmichel! rief Peter Bureſch mit ſo gewaltiger Stimme, daß ſie Geſchrei und Büchſenknall übertönte.

Jeſus Maria! der Wilddieb iſt ſchon drin! ſchrieen die Obtſchover, und unſchlüſſig, ob ſie ſich gegen ihn oder gegen die Duſchniker, die ſie überfallen, oder gegen das vom Ungarmichel beſetzte Haus wenden ſollten, zwiſchen drei Feinde genommen, ſtanden ſie einen Augenblick zögernd da, bis ſie mit Eins und inſtinktmäßig ſich gegen das Innere des Dorfes zu ziehen begannen, um dem Netze zu entgehen, das ſie ſchon von drei Seiten umgab. Mitten über den ſchmalen Raum, den ihr Rückzug zwiſchen ihnen und den Duſchnikern ließ, ſtürmte der Ungarmichel, aus dem Hauſe brechend, gradaus hinüber auf das Thor des Meierhofes, woher ihm Peter Bureſch winkte.

Das war Hülfe in der Noth! lachte der Ungarmichel, indem

er beide Hände auf Peters Schultern legte und ihn mit derber Herzlichkeit ſchüttelte.

Es iſt nicht Zeit zum Plaudern, antwortete Peter Bureſch und fügte hinzu: Jetzt ſchnell das Vieh hinausgetrieben und zurück in den Wald!

Eilig umſtellten die Duſchniker das herumirrende, brüllende Vieh und jagten es mit Kolbenſtößen und Schlägen hinaus — mit ihm und von ihm gedeckt ſchlüpften auch die letzten Obtſchover, denen es in der Verwirrung nicht gelungen war, zu entkommen, aus dem Hofe.

Da erſcholl in den Reihen der Obtſchover der Freudenruf: Die Lihaer kommen, die Doler kommen! und ſie ſammelten ſich aufs Neue, um wieder einen Angriff zu verſuchen.

Es war zu ſpät.

Vorwärts! rief Peter Bureſch, und ſchon eilte der ganze Zug der Duſchniker dem Walde zu, die dumpf und traurig brüllenden Thiere vor ſich her jagend. In wenigen Minuten verhallte der Ruf der Treiber, das Brüllen der Thiere, die Glocken der Stiere, das Siegesjauchzen der Duſchniker im Dunkel des Waldes. —

Der Ungarmichel, deſſen Schaar bis auf hundert Köpfe angewachſen war, da ſich nicht alle, die mit Peter Bureſch eindrangen, wieder herausretten konnten, ließ die Thore des Meierhofes verrammeln, vertheilte die Poſten auf die Punkte, von denen aus man die ganze Umgegend beobachten konnte, und war, als die Doler und Lihaer wirklich ankamen, in voller Sicherheit. Die Beſatzung ſchlug eine laute Lache auf, die ſiegesberauſchten Burſche faßten ſich an den Armen und begannen im Hofe umherzutanzen, während draußen im Dorfe Flüche und Verwünſchungen erſchollen.

Die Obtſchover und ihre Bundesgenoſſen überzeugten ſich bald, daß ſie ſich nicht auf zwei hundert Schritte dem Meierhofe nähern konnten, ohne von wohlgezielten Schüſſen empfangen zu werden, zogen ſich in die Häuſer zurück, und der alte Mika, der Bauernadvokat, verſammelte die Weiſeſten des Dorfes um ſich, um Rath zu halten.

Der Zug der Duſchniker verzögerte ſich etwas. Die Heerde, die ſie trieben, war ſchwer zuſammen zu halten. Wild gemacht durch den Lärm der Kämpfer und das Siegesjauchzen der Treiber, liefen ſie oft auseinander und konnten im Walde nur mit Mühe wieder geſammelt werden. Einzelne Obtſchover, die es wagten, die Sieger zu verfolgen, und hie und da einzelne Schüſſe abfeuerten, reizten zur Verfolgung, und die Schaar zerſtreute ſich oft, trotz des grimmigſten Zornes Peters, der verbot, auf die Plänkler zu achten. Erſt mit Sonnenaufgang kam der ſieges- und beutereiche Zug in Duſchnik an.

Da begann nun ein luſtiges Leben.

Die Weiber und Kinder kamen aus den Häuſern hervor. Es wurde erzählt, gelacht, geſungen. Die Kühe, wohlgenährt wie alle herrſchaftlichen Heerden (denn der Meierhof gehörte der Herrſchaft), wurden geſchätzt und bewundert. Peter Bureſch ging an die Beutevertheilung. Die Aermſten unter den Duſchnikern und ihren Bundesgenoſſen wurden zuerſt und am Beſten bedacht. Die Stiere wurden bekränzt und im Dorfe herumgeführt. Kleine Knaben ſchwangen ſich auf ihre Rücken und ſangen Lieder und ließen Peter Bureſch hoch leben. Die Stiere waren Gemeindeeigenthum geworden und in einem großen offenen Stalle untergebracht, wo ſie den bewundernden Blicken der Jugend preisgegeben waren. Von allen Seiten brachte man duftendes Heu herbei, ſie würdig zu ſpeiſen, und die Thiere ſchienen ſich bald heimiſch zu fühlen bei ihren neuen, gaſtlichen Wirthen. Großer Jubel herrſchte überall — der Ruhm Peter Bureſchs ſcholl von allen Lippen; ſein Muth, ſeine Beſonnenheit, ſein ſchneller Entſchluß wurden von Allen gerühmt. Das Grauen, das man vor dem Wilddieb, dem Heiden, dem Zigeuner hatte, war gänzlich verſchwunden. Man hoffte, durch ihn reich zu werden, man begann, ſich in die Ohren zu raunen, daß er wohl auch im Stande wäre, von der Herrſchaft und den Beamten zu befreien, die Steuern abzuſchaffen und aus den Bauern freie Leute zu machen — und man beeilte ſich, ſeinen Befehlen aufs Pünktlichſte zu

gehorchen, denn jede ſeiner Thaten führte ja dem Ziele näher, das man ſich halb unbewußt zu ſtecken anfing.

Ei was, der Wald! ſagte man — was liegt am Ende auch am Wald — er kann den Wurm bekommen, und wir ſind doch alle Bettler. Es geht jetzt um was mehr. Frei müſſen wir werden von Robotten und Steuern, die Herren und Beamten ſollen uns nicht mehr ausſaugen bis aufs Blut — die Schätze, die in Schlöſſern und Klöſtern aufgehäuft liegen, und die unſer verſilberter Schweiß, unſer vergoldetes Blut ſind, ſollen wieder in unſere Hände kommen, denen ſie von Gott und Rechtswegen angehören! — Man lächelte über die Geſpenſterfurcht, die man beim Namen Peter Bureſchs empfunden. Was hat er gethan? — fragte man ſich — er hat das Wild des Waldes geſchoſſen, das frei iſt und Jedermann angehört und die Saaten der Bauern zerſtört. Wer ſagt, daß es dem gnädigen Herrn eigenthümlich iſt? Hat der Herr unſer Gott dem Hirſche das Wappenbild unſeres gnädigen Herrn auf den Hintern gedrückt? Tödtet die Kugel aus der Bauernflinte nicht eben ſo gut, wie aus der Büchſe des herrſchaftlichen Oberförſters?

So raiſonnirten die Bauern.

Es iſt wahr, ſie wären nur langſam oder vielleicht gar nicht auf ſolche Gedanken gekommen, wenn nicht der Alte vom Hammer im rechten Momente oft hätte ein Wörtchen fallen laſſen, das ihnen zeigte, welchen Weg ihre Gedanken zu gehen hatten — und wie zaudernd und ſtolpernd ſie noch auf dieſem Wege wandelten, wie klar oder unklar ihnen noch dieſe ungewohnten Gefühle waren, darin waren ſie mehr oder weniger entſchloſſen und übereinſtimmend, Peter Bureſch zu gehorchen und ihm durch Dick und Dünn zu folgen.

Sie horchten darum ſehr aufmerkſam, als der lange Tomeſch, nachdem ſich die erſte freudige Aufregung gelegt hatte, durchs Dorf ging, von einem Trommler begleitet, alle hundert Schritte ſtehen blieb und von einem groben Stück Papier mit lauter Stimme Folgendes ablas:

„Im Namen Peter Bureschs, des Raubschützen und Anführers der Duschniker und ihrer lieben Freunde und Bundesgenossen! Männer von Duschnik! Freunde und Bundesgenossen der unterdrückten und beraubten Männer von Duschnik! Es ist ein Verräther in unserer Mitte. Unser gestriger Plan auf Obtschov war verrathen — die Hinterlist und die getroffenen Vorsichtsmaßregeln unserer Feinde haben es klar gezeigt.

„So wird euch hiermit zu kund und zu wissen gethan, der Verräther in unserer Mitte ist zum Tode verurtheilt. Jeglicher forsche nach dem Verräther seiner Heimat und seiner Brüder, auf daß das Urtheil an ihm vollstreckt werden könne, vermittelst des Strickes am nächsten Baume. — Auf daß aber in Zukunft jeder Böswillige und Feindliche von dergleichen Schandthat abgeschreckt und jede Art Verrath verhütet werde, verkündige ich als Kriegsartikel, geltend von heute, Folgendes:

1) „Jeder, der dem Feinde Plane und Vorbereitungen, in welcher Absicht immer, mittheilt, wird ohne Gnade gehängt.

2) Jeder, der ohne Befehl oder Erlaubniß sich zum Feinde begibt oder mit Einem aus der Reihe unserer Feinde mündliches oder schriftliches Wort wechselt, wird gehängt.

3) Jeder aus den Reihen unserer Feinde, der diesseits des Waldes mit oder ohne Waffen ergriffen wird, wird nach Umständen erschossen oder gehängt.

4) Nur ich, der Anführer, habe das Recht, zu begnadigen."

Hierauf wurde das Blatt an den großen Kastanienbaum mitten im Dorfe angeschlagen. Die Bauern standen davor und ließen es sich noch einigemal vorlesen, bis sie sich an das so oft vorkommende „Hängen" gewöhnten, vor dem sie Anfangs sehr erschraken. Der lange Tomesch aber wurde mit einer Abschrift der Kriegsartikel, die ebenso wie die erste der jüdische Lehrer besorgte, ohne Waffen nach Obtschov geschickt, um sie, wie Peter Buresch es wollte, auch dem Feinde bekannt zu machen, daß er sich darnach halten könne.

Während in Duschnik so große Aufregung herrschte, war in

Obtschon Alles todtenstille. Der Ungarmichel hielt vom Meierhofe aus so gute Wache, daß sich im Dorfe nichts zu regen wagte, von den Schießscharten flogen die Kugeln in die entferntesten Gäßchen, und die Bewohner konnten nur außerhalb des Dorfes durch die Gärten und Hinterthüren zu einander gelangen. Durch sein Haus gedeckt, im Garten an einem langen Tische saß der alte Mika und schrieb, neben ihm der Kantor des Dorfes, der die Blätter kopirte, welche ihm der Richter vorlegte. Gegenüber saßen die Bauern, welche von Mika in den Rath gezogen waren, und sahen stumm und verwundert zu, mit welcher Leichtigkeit und Behendigkeit seine Feder übers Papier hinflog und wie zierlich er die großen Anfangsbuchstaben hinzuzeichnen und auszuschmücken verstand. Endlich war er fertig, stopfte die Tintenflasche zu, legte die Feder darauf und nahm mit Gravität die Brille ab. Das wäre nun gethan, sagte er, indem er selbstgefällig auf die beschriebenen Blätter blickte — alle Dörfer der Umgegend sind in würdigen und kräftigen Ausdrücken eingeladen, uns beizustehen und die gestörte Ordnung in unserer Gegend wieder herzustellen. Aber damit ist noch nicht Alles gethan. Wir sind nicht dazu da, uns mit Raubgesindel und Wilddieben herumzubalgen, auch steht es guten Unterthanen schlecht an, sich selbst mit bewaffneter Hand Recht zu verschaffen. Wir müssen die Hülfe unserer Regierung erbitten, und so habe ich denn beschlossen, und ihr werdet nichts dagegen einzuwenden haben, nach Prag einen ausführlichen Bericht zu liefern über den Stand der Dinge und der hohen Landesregierung anzuzeigen, daß mit baierischen Waffen gegen uns gekämpft wird, daß es sich ganz und gar nicht um den Wald handle, sondern daß die ganze Geschichte ein Landesverrath und vom Auslande angezettelt worden sei, um Unruhen im Lande und hinter dem Rücken der kaiserlichen Armee zu erregen. Und so bin ich gewiß, daß wir uns bald der Hülfe unserer allergnädigsten Kaiserin und ihrer besonderen Gnade zu erfreuen haben werden.

Die Bauern schwiegen und nickten theilweise mit dem Kopfe.

Der Bauernadvokat griff wieder zur Feder und legte einen großen Bogen Papier zurecht, auf welchem er die Eingabe aufzusetzen sich bereit machte.

Da sprang sein Sohn Zdenko, der einzige, der ihm geblieben, nachdem sein ältester im ersten Kampfe bei den Fuchshöhlen gefallen war, plötzlich von seinem Sitze unter den Bäumen auf, eilte auf den Tisch zu und rief mit fast zorniger Stimme seinem Vater entgegen: Nein, das will ich nicht! das darf man nicht! das ist schlecht!

Was ist dir? — fragte der Vater erstaunt über die Aufregung des fast knabenhaften Jünglings, der sonst so schweigsam und sanft zu sein pflegte — was ist dir? was hast du dagegen? —

Zdenko, der von seinem Vater nicht das Rednertalent geerbt hatte und es nicht so verstand wie dieser, seine Gedanken in langen und ausführlichen Worten auszudrücken, antwortete nur in abgebrochenen Sätzen, die er mit heftigen Handbewegungen begleitete: Nein, rief er, so geht es nicht. Wir sind Bauern. Wir sind Bauern auf beiden Seiten, gemeine Leute, und wir müssen unsere Sache unter uns ausmachen. Und es nach Prag zu schreiben an die Beamten, was hier vorgeht, das gefällt mir nicht. Nein, bei Gott, das gefällt mir nicht, das will ich nicht. Da hat vorigen Sommer der Lhoter Michel den Obtschover Juden angezeigt, daß er in Salz handelte, und da haben alle Leute gesagt, daß das schlecht war, und es war doch ein Jud. — Denn die Beamten und Herren sind unser aller Feinde, und ich will das nicht, daß wir die Duschniker anzeigen, denn sie sind gemeine Leute wie wir, und die Andern sind unsere Feinde und ihre Feinde.

Es ist was Wahres daran — sagte der Kantor mit schüchterner Stimme vor sich hin — es ist nicht gut, wenn der Bauer gegen den Bauer hetzt und gar die Herrschaft.

Und sie sind unser aller Feinde — das ist auch wahr! murmelten die andern Bauern.

Aber das iſt doch ein anderer Fall, als es mit dem Salzhandel und mit dem Juden war — ſagte der Richter, ſich vertheidigend, da er ſah, daß er allein blieb mit ſeiner Meinung — und das iſt doch unſere rechtmäßige Herrſchaft, und der Baier iſt unſer Feind, und der Peter Bureſch hält's mit dem Baier.

Baier oder Kaiſerin! rief Zdenko Mika, das iſt mir gleichgültig, davon verſteh' ich nichts. Ich weiß nur, daß ich mich mit den Duſchnikern balgen will, ſo lang es geht — ruft ihr aber die Soldaten her, ſo ſchwör' ich euch, Vater, ich vergeſſ' es, daß mir die Duſchniker den Bruder erſchoſſen haben, und lauf' hinüber zu ihnen und ſchieß' mit ihnen auf eure kaiſerlichen Soldaten.

Der Zdenko hat recht — murmelte ein alter Bauer. — Der Zdenko iſt ein braver Junge, fügte der Kantor hinzu. — Wir haben nie viel gewonnen, wenn ſich die Herren in unſere Geſchichten gemiſcht haben — ſagte ein Dritter. — Und wir laſſen es lieber ſein — riefen die Meiſten mit Nachdruck, und der alte Mika, der beſorgt ſeinen Sohn anſah, wohl wiſſend, daß er ausführe, was er einmal mit ſolcher Beſtimmtheit ausgeſprochen, und ſich erinnernd, daß es nur noch ſein letzter Sohn und Erbe ſei — der alte Mika wurde weich, ſchob das Papier bei Seite und ſagte halblaut: Nun, ſo ſollt ihr Recht behalten!

Er wollte noch Manches hinzufügen, um durch eine lange Rede den üblen Eindruck ſeines Vorſchlags zu verwiſchen und um den Sohn zu verſöhnen, der düſter blickend daſtand und von Zeit zu Zeit murrend Worte der Unzufriedenheit hervorſtieß — aber er wurde gleich im Anfange ſeiner Rede geſtört.

Der lange Tomeſch nämlich, der im Hauſe ſtand und das ganze Geſpräch belauſcht hatte, trat plötzlich hervor, vielleicht in der boshaften Abſicht, dem alten Mika ſeine Vertheidigungsrede abzuſchneiden. Bei ſeinem Anblick ſprangen die Bauern auf, denn ſie glaubten ſich überfallen, und Zdenko Mika griff nach der Büchſe, die im Graſe lag. Aber der Lange that, als ob er es nicht bemerkte, ebenſo that er, als ob er nichts gehört hätte und eben erſt ins Haus getreten wäre. Er ging ruhig und kalt

auf den Richter los und ſprach: Einen ſchönen Gruß von meinem Herrn und Meiſter Peter Bureſch. Hier ſchickt er euch ſeine Kriegsartikel, damit ihr euch darnach halten könnt.

Will er uns ſchon Geſetze geben? fragte höhniſch lächelnd der Richter.

Es iſt nicht von Geſetzen die Rede — antwortete Tomeſch — ſondern bloß davon, daß er euch eine Warnung zukommen läßt, und wie er es gehalten wiſſen will. Das iſt ſchön von ihm und ehrlich, und wenn ihr Dergleichen aufſetzt, wäre es nur billig, daß ihr es auch uns zukommen laſſet.

Der Wilddieb will mich lehren, was Recht iſt! — murmelte der Bauernadvokat, indem er Peter Bureſchs Artikel las.

Tomeſch achtete nicht auf den Hohn. Gott befohlen — rief er und ging wieder, wie er gekommen war, fort durchs Haus, hinaus auf den öden ſtillen Dorfplatz. Er kehrte noch beim Ungarmichel im Meierhofe ein, überzeugte ſich vom Wohlbefinden ſeiner Waffenbrüder, die mitten im Hofe um ein großes Feuer herumlagerten und das vorgefundene Geflügel, Gänſe, Hühner, Truthühner in köſtliche Braten umwandelten, nahm ein gutes Mahl zu ſich und kehrte mit Grüßen beladen und einigen gebratenen Hühnern in der Taſche erſt ſpät am Abend gegen Duſchnik zurück.

Der Bauernadvokat aber, da er mit ſeinem Vorſchlage, die kaiſerlichen Waffen zu Hülfe zu rufen, durchgefallen war, beſchloß, noch dieſen Abend einen Streich auszuführen und ſich der läſtigen Gäſte im Meierhofe zu entledigen, koſt' es, was es koſte. Sie mit gewaffneter Hand herauszutreiben, hatte er aufgegeben; auch würde das wieder die andern Duſchniker herbeirufen und viel Blut koſten. Er beſchloß alſo, ſie aus ihrer Feſtung herauszulocken, und ſollte es auch auf die grauſamſte Weiſe geſchehen. Wo aber den Mann hernehmen, den beabſichtigten Streich auszuführen, welcher nun doppelt gefährlich war, nachdem Peter Bureſch ſeine Kriegsartikel mitgetheilt hatte? Das beſchäftigte den alten Mika den Reſt des Tages — aber er wußte ſich auch hier zu helfen.

Siebentes Kapitel.

Der Abend nach dieſem Tage, der ohne Kampf vorüberging, war wild und ſtürmiſch. Wie oft in dieſen Gegenden, blies ein heftiger Weſtwind aus den Schluchten des ſchwarzen Treboſchna und trieb die Rauchſäulen, die aus den Eiſenhütten und Hochöfen aufſtiegen, zu dichten Wolken geballt, über das ganze Litawkathal hin. Den Wald durchſausten kalte Luftzüge, wie ſie dort auch im Hochſommer nicht ſelten ſind, und krachend fiel da und dort ein morſcher Zweig von den Bäumen. Trotzdem war er ſtark beſetzt — auf allen Punkten lagerten dort um Wachtfeuer dichte Haufen, auf allen Höhen ſtanden Poſten, die gegen Obtſchov hinblickten, und um ganz Duſchnik zog ſich eine Kette von Schildwachen. Peter Bureſch wußte, daß er einen Verräther in ſeinen Reihen hatte, und war vorſichtig geworden. Sein Vater, der Alte vom Hammer, ging von Poſten zu Poſten, um nachzuſehen, ob die Befehle ſeines Sohnes pünktlich befolgt würden, erzählte kurze Geſchichten, machte Scherze und ſuchte die über das ſchlechte Wetter Verdrießlichen aufzumuntern. Wenn ſich Einer oder der Andere beklagte, ſagte er nur: Ja, ja, es iſt ein Wetter, als ob ſich Jemand erhenkte oder als ob Jemand gehenkt werden ſollte! Er ſpielte damit auf den Aberglauben in jenen Gegenden an, welcher beſagt, daß ſich bei ſolchem Ereigniſſe ein mächtiger Wind erhebe, und meinte, es ſei Urſache mehr zur Wachſamkeit vorhanden, da der Wind es möglicherweiſe auf einen Obtſchover Spion abgeſehen haben könnte. Der Alte vom Hammer glaubte wachſam ſein und die Pflichten des Führers übernehmen zu müſſen, während ſein Sohn von den Anſtrengungen der letzten Tage ausruhte.

Peter Bureſch, nachdem er die Wachen vertheilt und ſeine Befehle gegeben hatte, war verſchwunden. — Lunetta war ſeit vier Tagen in das alte Schloß gebannt, denn Peter Bureſch wollte nicht, daß ſie viel an ſeiner Seite geſehen werde, um ſich ihrer deſto ſicherer bedienen zu können. In der verfallenen Stube des verſunkenen Schloſſes lag ſie, den Befehlen ihres Herrn ſklaviſch treu, die langen Tage und Nächte hindurch wie eine Gefangene. Jetzt hatte Peter Bureſch ſein Haupt auf ihre Bruſt gelegt und ſchlief den tiefen Schlaf kräftiger Waldnaturen. Lunetta wußte es, wie er zu ſchlafen liebte. Unbeweglich lag ſie auf dem Hirſchfelle da, die Hand auf ſein dunkles, dickes Haar gelegt, und ſang mit gedämpfter Stimme eines der Zigeunerlieder, die ihr Herr und Meiſter ſo ſehr liebte. Es glich dem Murmeln einer Quelle, das zu wollüſtigen Träumen ladet, und verſchwamm traumhaft mit dem tiefen Athmen des Schlafenden, mit dem Kniſtern des brennenden Kienſpanes an der Wand, der zitterndes Dämmerlicht und Schatten auf die alte Stube und ihre neuen Verzierungen warf, zu einer aus Tönen, Hauchen, Lichtern und Schatten gewebten Melodie. In einer Stunde wollte er von der Zigeunerin wieder geweckt ſein, um die Runde zu machen.

Es that Noth, denn das Dorf war nicht ſo gut bewacht, als Peter Bureſch glauben mochte.

Schon eine Stunde, nachdem die Sonne hinter dem Treboſchna verſunken war, ſchwang ſich eine leichte Geſtalt über eine der äußerſten Gartenhecken des Dorfes, hinein in den Garten, der einſt dem alten Richter gehörte und an das Haus ſtieß, in welchem jetzt Liduſchka ein einſames, durch Schloß und Riegel von aller Welt getrenntes Trauerleben führte. Die Geſtalt ſprang leicht wie ein Hirſch von einem Baumſchatten in den andern, hinüber über die weißen Flächen, die der Mond beleuchtete — ruhte immer Augenblicke und wartete, bis der Wind die Zweige der Bäume ſchüttelte, und ſprang unter dem Schutze des Geräuſches immer weiter, immer weiter, immer den Kopf rückwärts gewendet und die Wache beobachtend, die draußen auf dem Felde auf und ab

ging. Endlich ſtand ſie an der Hinterthüre des Hauſes und pochte. Es war Todtenſtille im Hauſe. Das Rauſchen des Windes war ſo gewaltig, daß das Pochen von der pochenden Geſtalt ſelbſt kaum gehört wurde. So näherte ſie ſich endlich dem Fenſterladen, der in den Garten ging, faßte ihn mit beiden Händen, riß ihn in demſelben Momente, da der Wind ein Scheunenthor donnernd zuſchlug, gewaltig aus beiden Angeln und warf ihn auf den Boden. Liduſchka, die hinter dem Laden ſchlief, erwachte und rief, indem ſie erſchrocken die Bettdecke über die Bruſt hinauf zog: Wer iſt draußen? Wer pocht ans Fenſter? —

Ich bin es, Zdenko, dein Bruder — öffne mir die Thüre leiſe und ohne Geräuſch, ſonſt bin ich verloren.

Zdenko, mein goldenes Brüderchen — liſpelte Liduſchka halb erſchrocken, halb erfreut — ſprang mit gleichen Füßen aus dem Bette, warf ein kleines Tuch um den Hals und öffnete leiſe die Thüre.

Gottlob! ſagte Zdenko, ich bin in Sicherheit. Das war ein ſaures Stück Arbeit, ſich durch all die Wachen durchzuſchleichen — lieber prügle ich mich mit zwanzig ſolcher Kerle.

Und warum haſt du dich in die Gefahr begeben? fragte Liduſchka, indem ſie beide Arme um ſeinen Hals ſchlang und ihn küßte. — Nur um mich zu beſuchen, du theures, goldenes Brüderchen? Und iſt es da draußen ſchon ſo weit gekommen, daß ein Bruder ſein Schweſterchen nur in dunkler Nacht beſuchen darf?

Es iſt jetzt nicht Zeit zu Beſuchen, mein goldenes, mein ſeidenes Schweſterchen, — ſagte Zdenko, indem er ihr goldenes Haar ſtreichelte und ihre Liebkoſungen erwiederte. — Man darf ſich jetzt keine Freuden machen und kein Vergnügen gönnen — die Zeit, da ich dich jeden Sonntag beſuchte, um mit dir durch die Felder zu ſchlendern, die Zeit iſt hin, und es iſt viel trauriger geworden.

Stille, ſtille, ſeufzte Liduſchka, ich will nichts wiſſen von Allem, was draußen vorgeht — ich habe Angſt vor jeder Neuigkeit,

und wenn du mir eine bringen willſt, ſo ſprich ſie lieber nicht aus und gehe wieder, wie du gekommen biſt.

Nein, ſagte Zdenko, ich komme, dich zu holen. Du mußt heute fort mit mir nach Obtſchov, und morgen wirſt du weiter wandern von Obtſchov nach Knina zur Baſe, denn du biſt nicht geſchaffen, du zarte Seele, all das Traurige mit anzuſehen, das da draußen vorgeht und noch vorgehen wird.

Zdenko, antwortete Liduſchka mit trauriger, doch feſter Stimme — du weißt, was ich euch nach dem Tode des alten Richters und was ich dir nach dem Begräbniß unſeres Bruders geantwortet habe. Ich gehe nicht fort von Duſchnik — hier iſt das Haus meines Mannes, hier muß ich bleiben. Ich muß es bewachen und ſein Eigenthum pflegen und ſchützen als gute Hausfrau, daß er es in Ordnung finde, wenn er wieder heimkehrt. Ich bin eine Duſchnikerin geworden und bin keine Obtſchoverin mehr. Ich weiß nicht, wer von Beiden Unrecht hat, und miſche mich nicht darein, ich ſperre mich ein, um nichts davon reden zu hören, und nicht zu hören, wie ſie auf den Vater ſchimpfen. So laſſen ſie mich auch in Ruh und haben mich ganz vergeſſen in meiner Stube. Zdenko, ich gehe nicht fort von Duſchnik.

Zdenko ſtand ſchweigend und düſter da. Er löſte ſich los aus der Umhalſung ſeiner Schweſter, knirſchte mit den Zähnen und ſagte endlich dumpf vor ſich hin:

Duſchnik? — von jetzt in zwei Stunden gibt es kein Duſchnik mehr!

Jeſus Maria, was habt ihr vor? ſchrie Liduſchka, alle Vorſicht vergeſſend, und warf ſich, von einer ſchauerlichen Vorſtellung überwunden, auf die Kniee und faltete die Hände gegen Zdenko, als wollte ſie ihn um Gnade bitten für ihre neue Heimat.

Mein Wille war nicht dabei, ſagte Zdenko, ohne Liduſchka anzuſehen — aber der Vater —

Der Vater, ach, der Vater! jammerte Liduſchka, und in ihrem Tone lag ein ſchwerer Vorwurf, dem ſie nicht Worte zu geben wagte.

Der Vater will es, fuhr Zdenko fort, und bald wird ganz Duſchnik in Flammen ſtehen, um die Duſchniker, die in Obtſchov liegen, zurück zu locken.

Liduſchka wand ſich ſchluchzend und weinend am Boden. Sie wollte helfen, ſie wollte das Ungeheure verhindern und wußte nicht, wie — ſie dachte daran, ſich und ihren Bruder zu verrathen, zu ſchreien, Hülfe zu rufen, die Bewohner zu verſammeln und ſie zu warnen, und hatte doch wieder nicht den Muth dazu. Wie ſollte ſie ihren liebſten Bruder dem Tode preisgeben, der eben mit Gefahr ſeines Lebens zu ihr kam, um ſie zu retten? Sie wühlte verzweifelnd in ihren Haaren, betete, beſchwor Zdenko, bis ſie kraftlos und tief athmend, ermüdet und ruhig zu ſeinen Füßen lag.

So komm! ſagte endlich Zdenko mit weicher, bittender Stimme, nachdem er ſie lange mit thränendem Auge angeſehen und ſie jetzt vom Boden aufzuheben ſuchte.

Nein! ſchrie Liduſchka und ſprang plötzlich vom Boden auf und ballte die Fauſt gegen ihren Bruder — nein, ich gehe nicht! Mordet, ſtehlet, brennet! ich gehe nicht! Ich bleibe im Hauſe meines Mannes, ich gehe mit ſeiner Heimat zu Grunde!

Es iſt gut! ſagte Zdenko ruhig — glaubſt du, ich werde dich allein laſſen in ſolcher Gefahr? Ich bleibe bei dir. Aber ſie werden kommen und werden mich für den Brandſtifter halten, oder auch nicht — auf jeden Fall werden ſie mich hängen.

Ein ſchrilles „Ach" entfuhr der Bruſt der armen, geängſtigten Schweſter — ſie war nicht fähig, ihm anders zu antworten. Krampfhaft faßte ſie ihn am Arme und zerrte ihn gegen die Thüre. Geh — ächzte ſie nur noch — geh, rette dich!

Und wenn ich auch geh' — ſagte Zdenko — glaubſt du, daß ich mich ſo leicht wieder durch die Wachen durchſchleiche? Sie erwiſchen mich und werden mich für den Spion halten, auf den ſie lauern, und werden mich hängen nach den Kriegsartikeln, die der Peter Bureſch erſt heute Morgen verkündigt hat. Wenn du aber mit mir gehſt und ſie uns erwiſchen, werden ſie

glauben, daß ich nur gekommen bin, um dich zu holen, und ich komme vielleicht durch.

Das arme, gefolterte Weib ſchwieg. Endlich raffte ſie ſich auf, küßte die Schwelle ihrer Stube und zog Zdenko mit ſich hinaus in den Garten. Er faßte ſie in ſeine Arme, hob ſie in die Höhe, und unter dem Schutze des Baumſchattens und des Windgeräuſches kam er mit ſeiner Laſt bis an die Hecke des Gartens. Vorſorglich hatte er ſchon bei ſeiner Ankunft das Gebüſch auseinander gebogen und hob nun Liduſchka hinüber, vorſichtig, daß nicht ihre nackten Füße oder ihr kaum verhüllter Leib von den Dornen geritzt werde, denn in der Angſt war ſie ſo mit ihrem Bruder aus dem Hauſe gegangen, im Hemde und leichten Röckchen, ein kleines Tuch um den Hals geworfen. Er legte ſie hinüber ins Gras und drückte ihr die Hand auf den Mund zum Zeichen, daß ſie ſtille ſein ſolle, und kroch dann durch das Gebüſch ihr nach. Die Wache näherte ſich eben. Zdenko legte ſich vor ſeine Schweſter hin, um ſie in ihrem leichten weißen Gewand, das verrätheriſch durch die Nacht leuchtete, durch ſeine dunkle Geſtalt zu decken. Liduſchka lag athemlos da, aber Zdenko hörte und fühlte ihr Herz an ſeinem eigenen pochen. Die Wache kehrte wieder um. Zdenko und Liduſchka erhoben ſich ſchnell und eilten im Schatten des Gebüſches hin, auf den Hohlweg zu, der aus dem Dorfe gegen die Hämmer führte. Aber der Schatten, den das Gebüſch warf, war nur ſchmal — ſie mußten ſich zu nahe daran drängen, die dornigen Zweige blieben in ihren Kleidern hängen, und als ſie ſich losriſſen, ſchlugen ſie rauſchend und ziſchend zuſammen. Zdenko warf ſich in dem Augenblicke ins Gebüſch, denn er fühlte, daß ſie durch den Lärm verrathen waren. Wirklich ſchrie die Wache ſchon ihr: „Wer da“ und eilte auf das Gebüſch los.

Das iſt Pepik Picard's Stimme — ſagte Liduſchka leiſe.

Geh hin und ſprich mit ihm — liſpelte Zdenko.

Liduſchka, obwohl am ganzen Leibe zitternd, faßte ſich ſchnell, ging der Wache entgegen und ſtellte ſich ihr in den Weg,

um ihr die Aussicht aufs Gebüsch zu nehmen. Guten Abend, Pepik Picard! sagte sie freundlich.

Bist du es, Liduschka? rief Pepik Picard überrascht. Wie gut, daß ich nicht geschossen habe, die Leute hätten dann gesagt, es sei aus Rache geschehen. Aber wer war denn noch mit dir dort an der Hecke? die Zweige haben sich noch hinter dir bewegt.

Es wird wohl mein weißes Huhn gewesen sein — antwortete Liduschka ruhig — du weißt, das treue Thier folgt mir überall nach wie ein Hund — Tag und Nacht. Die Thiere sind so dankbar — ich habe es aus den Klauen des Geiers gerettet. Wie ich einmal des Morgens das Fenster öffne, sehe ich, wie ein gewaltiger, schwarzer Vogel das arme Ding in die Luft tragen will, ich mache, als ob ich losschieße — Puff — und das Ungeheuer läßt das arme Ding wieder fallen. Seit damals folgt es mir so treu überall hin, und die Nani, deine Muhme, der es eigentlich gehörte, hat mir es auch geschenkt, und ich will es gewiß auch gut pflegen und nähren, und wenn es Eier gibt, will ich sie mit der Nani theilen.

Ich kenne die Geschichte, du gutes Weib — aber wie schlecht siehst du aus, und du zitterst ja, als ob du zu Tode erschrocken wärst. Du mußt die Dummheit vergessen, daß ich dir einmal Rache geschworen habe, weil du mir einen Korb gegeben hast und des alten Richters seinen Sohn geheirathet hast. Ich nehm's nicht so genau mit dem Racheschwören wie der Peter Buresch, und du mußt dich nicht vor mir fürchten. — Siehst du, das thut mir weh, daß du so vor mir erschrocken bist. — Aber gut wärs doch gewesen, wenn du mich geheirathet hättest — jetzt bist du so allein in so böser Zeit, und an mir hättest du einen Mann, der dich schützen könnte, und der es sehr gerne thäte, weiß Gott.

Gott wollte es so — sagte Liduschka, die ihn gerne plaudern ließ, um Zdenko indessen Zeit zu lassen, den Hohlweg zu erreichen.

Gott und du — sagte Pepik Picard schmerzlich lächelnd

und ſah traurig auf ſeine Büchſe hinab, die er wie einen Stock in der Hand hielt. Dann wieder Liduſchka mit zärtlichen Blicken anſchauend, fuhr er fort: Aber wie blaß und traurig ſiehſt du aus. Du haſt auch geweint, und deine ſchönen goldenen Haare ſind ganz zerzaust. Man ſagt, daß du dir unſere Händel mit den Obtſchovern ſo ſehr zu Herzen nimmſt und dich in deine Stube einſperrſt, um nichts zu hören von Dem, was zwiſchen uns vorgeht. Siehſt du, das macht dich ſo blaß — Du ſollteſt doch manchmal zu uns herauskommen, da hätte unſer Einer doch eine frohe Stunde, und die Luft thäte dir gut und würde dir die blaſſen Wangen wieder etwas röther machen.

Darum gehe ich auch jetzt ein wenig in die Felder — antwortete Liduſchka lächelnd und gerührt von den zärtlichen Worten ihres ehemaligen Freiers.

Und ich laſſe dich ungehindert gehen, trotzdem ich den ſtrengſten Befehl habe, keine Seele paſſiren zu laſſen. Aber, fügte Pepik Picard ſchüchtern hinzu — es iſt ſo langweilig, hier Wache zu ſtehen — möchteſt du nicht ein wenig bei mir bleiben, daß ich die Zeit verplaudern könnte? —

Das würde ſich wohl nicht ſchicken, ſo allein mit dir in der Nacht auf der Wache zu ſtehen, lächelte Liduſchka.

Du haſt Recht — alſo Gott befohlen! — rief Pepik Picard.

Gute Nacht! — und Liduſchka huſchte das Gebüſch entlang und in den Hohlweg hinab, wo ſie Zdenko erwartete. Schweigend ſchlichen ſie ſich fort an den Erdwänden hin bis an die Litawka — dort faßte Zdenko ſeine Schweſter in die Arme und trug ſie über den Bach. Aber jenſeits der Litawka war noch ein Mühlbach zu paſſiren. Ueber den Steg, liſpelte Zdenko, dürfen wir nicht — der führt zu hart am Hammer vorbei, und wir könnten dort leicht vom alten Bureſch bemerkt werden. Wir müſſen hier über den Bach ſpringen und über den Hügel zu den Teichen hinab, wo wir unter dem Schutze des hohen Schilfes leichter fortkommen und das alte Schloß erreichen können. Auf dem Hügel befindet ſich zwar auch eine Wache, aber es iſt der

Wlach, und der hat Furcht vor dem Waſſermann im Teich und ſteckt den Kopf zwiſchen die Beine und wagt es nicht aufzuſehen. An dem werden wir leicht vorüberkommen, und wenn er ſich regt, brauchen wir ihm nur etwas Furcht zu machen.

Mit dieſen Worten hob Zdenko ſeine Schweſter wieder vom Boden auf und ſprang mit ihr über den Mühlbach. Dann klommen die beiden Flüchtlinge den Hügel hinauf. Wie ein todtes Auge glotzte ihnen durch die Nacht der Teich entgegen, von dem es heißt, daß er einen böſen Waſſermann beherberge, der oft hervorkomme und einſame Wanderer vom trockenen Lande hole und in ſeine Waſſerhöhle hinabziehe. Es iſt einer der gefürchtetſten, aber auch in der That ſchauerlichſten und einſamſten Punkte in der Gegend. Doch achteten die beiden Flüchtlinge weniger auf ihn als auf den langen Wlach, der wirklich ſo daſaß, wie es Zdenko beſchrieb, zuſammengekauert, den Kopf zwiſchen den Beinen, die Zipfelmütze in den Händen, welche er krampfhaft um beide Kniee klammerte, während er mit klappernden Zähnen Gebete murmelte und ſich am Wenigſten um ſeine Flinte kümmerte, die neben ihm im Graſe lag. Als er die Schritte Zdenko's und ſeiner Schweſter hörte, rief er, ohne ſeinen Kopf zu erheben oder auf irgend eine Weiſe ſeine Stellung zu verändern: „Wer da? — wer naht?! Alle guten Geiſter loben ihren Herrn und Meiſter! Biſt du einer von den Böſen, ſo hebe dich fort, du haſt keine Kraft über mich, ich habe erſt zu Oſtern gebeichtet und kommunizirt. Gegrüßt ſeiſt du Maria, du Gnadenvolle, du Geſegnete unter den Weibern! — Vater unſer, der du biſt im Himmel! — Heiliger Johann von Nepomuk, bitt für uns!“ —

Die beiden Flüchtlinge lächelten einander an, indem ſie am langen Wlach vorüberſchlüpften — Zdenko konnte nicht umhin, ſich einen Spaß zu machen, er bückte ſich und nahm die Flinte der Wache mit ſich fort. Aber als ſie am Fuße des Hügels im Schilfe, das den Teich umgab, ankamen, ſagte Liduſchka, deren beſtändige Zeichen Zdenko nicht verſtand und die erſt jetzt zu

reden wagte: Wenn dem langen Wlach morgen früh seine Flinte fehlt, ist der Peter Bureſch im Stande, ihn erſchießen zu laſſen. Denn er ahmt gerne das militäriſche Weſen nach — oder er läßt ihn wenigſtens auf viele Tage einſperren. Du hätteſt ihm die Waffe nicht nehmen ſollen, Zdenko!

Es juckte mir in den Fingern, antwortete Zdenko mit unterdrücktem Lachen — und es reizte mich zu ſehr, dem tapfern Manne ſeine Waffe zu nehmen. Und der Vater könnte die Waffe gut brauchen zu ſeinen Geſchichten mit der Regierung. Siehſt du den doppelſchwänzigen Löwen, den baieriſchen, in den Kolben eingebrannt? Aber du haſt Recht, der arme Kerl ſoll nicht dafür zu leiden haben, daß er uns ſo gefahrlos durchkommen ließ. Ich trag' ihm die Flinte zurück.

Nein, um Gotteswillen, du ſollſt nicht wieder zurück — wenn er dich doch ſähe und Lärm machte!

Sei ruhig, ſagte Zdenko, mit Dem werde ich fertig.

Er machte ſich los aus den Händen Liduſchka's und kroch lautlos wie eine Schlange wieder den Hügel hinauf. Wlach, nachdem die ſchlüpfenden Schritte um ihn wieder verſchollen waren, hatte Muth gewonnen und wagte es nach und nach wieder, den Kopf zu erheben, dann langſam und behutſam die Augen zu öffnen. Da kam von der Behauſung des Waſſermannes, vom Teiche herauf, eine dunkle Geſtalt auf ihn zugeſchlichen. Entſetzen faßte ihn — er wollte ſchreien und konnte nicht. Unwillkürlich griff er zur Seite nach ſeiner Waffe und fand ſie nicht, und ſein Haar ſträubte ſich vor Grauen, als eben dieſe Waffe, die er ſuchte, von den Händen der Erſcheinung geſchleudert, klirrend vor ſeinen Füßen niederfiel. Er wagte nicht, ſie zu berühren — ſondern warf ſich ächzend herum auf den Bauch und drückte ſein Geſicht in die Erde und verſtopfte ſich die Ohren, als eine Minute darauf ſchreckliches Gelächter vom Teiche herauf erſcholl.

Das Geſpräch mit Pepik Picard und die Anſtrengung, die ſie machte, ihre Angſt und innere Bewegung vor ihm zu

verbergen, zuletzt die Geſchichte mit dem langen Wlach, ließen Liduſchka ihre Leiden vergeſſen, ja, hatten ſie ein wenig aufgeheitert, und friſch wie ein junges Reh lief ſie neben ihrem Bruder einher und achtete nicht auf den rauhen Wind, der ihre kaum verhüllte Bruſt umflog, und nicht auf die ſpitzen Steine, an denen ſie ihre kleinen, nackten Füße zerſtach; ja ſie begann ſogar ſich zu freuen auf ihr Dorf und auf das Wiederſehen mit ihrer trauernden Mutter, die ſie tröſten wollte. So liefen ſie auch am zweiten Teiche vorbei, an der Schäferei, am kleinen Walde, bis ſie an den grasbewachſenen Hügel kamen, den man das alte Schloß nannte und in deſſen Innerem jetzt Peter Bureſch ſchlief, am Buſen ſeiner Zigeunerin.

Hier laß uns ausruhen, du mußt müde ſein, armes Kind! ſagte Zdenko. Nichts da, wir gehen jetzt nicht weiter! Hier ſind wir in Sicherheit — die Duſchniker Wachen reichen nicht ſo weit, und der Hügel verbirgt uns gut vor allen Blicken.

So ſprechend, ſetzte er Liduſchka auf einen Stein, zog ſeine Jacke ab und zwang die Schweſter, ſie umzunehmen, da ſie vor Kälte zitterte. Dann nahm er ſein Tuch vom Halſe und band es ihr um den Kopf und drückte die reichen, goldenen Wellen darein, die ihr um Hals und Nacken flatterten. Dann ging er zur Quelle, die in der Nähe rieſelte, und holte Waſſer in ſeinem Hute und wuſch ihr die Füße, die von den Steinen zerſtoßen aus vielen Wunden bluteten. — So, ſagte er, armes Kind! Das wird bald zu bluten aufhören, dann wird der Weg beſſer. Wir gehen hier die Wieſe entlang, und in einer halben Stunde ſind wir in Obtſchov.

Da begann der Stein, auf dem Liduſchka ſaß, ſich zu regen. Sie ſprang erſchrocken auf, der Stein rollte ihr nach, und aus der Oeffnung, die er im Hügel zurück ließ, trat Peter Bureſch mit der Zigeunerin. Erſtarrt und keines Wortes mächtig, ſahen ſich Bruder und Schweſter an — dann wieder ſahen ſie auf die Höhle und auf die beiden Erſcheinungen, die ſie geboren hatte — fragend, erſtaunt, denn ſie glaubten an Zauberei — entſetzt, denn ſie hielten ſich für verloren.

Alſo nach Obtſchov geht's? fragte höhniſch Peter Bureſch, der die letzten Worte Zdenko's gehört hatte.

Wir ſind verloren! ächzte Liduſchka.

Noch nicht, rief Zdenko und ſtürzte ſich mit vorgeſtreckten Armen auf Peter Bureſch, wie um ihn zu erdroſſeln. Aber wie ein Blitz warf ſich die Zigeunerin zwiſchen Beide und trennte ſie. Zdenko wollte über ſie hinwegſetzen, aber ſie klammerte ſich an ihn, und Peter Bureſch faßte ihn mit ſeiner Rieſenkraft an beiden Schultern und ſtieß ihn rückwärts, daß er taumelte und mit der Zigeunerin zu Boden ſank. Peter Bureſch ergriff indeſſen mit der rechten Hand eine Piſtole, mit der Linken zog er eine Pfeife von Gemshorn aus dem Buſen und ließ dem Walde zu einen gellenden Pfiff ertönen. Eine Minute darauf erſcholl ein Schuß als Antwort.

Ihr entkommt nicht mehr! ſagte Peter Bureſch ruhig und kalt, und wirklich eilten aus dem Walde ſchon die Raubſchützen herbei, die jenen Pfiff kannten, und ſperrten den Weg nach Obtſchov ab oder ſammelten ſich nach wenigen Minuten um ihren Führer. Dieſer wandte ſich lächelnd zu Liduſchka, die blaß, mit hängenden Armen, aufgegeben und ergeben da ſtand, und ſprach: Ei, ei, Liduſchka — Du biſt alſo der Spion, nach dem wir ſo eifrig ſuchen? Das hätte ich dieſen holden blauen Augen nicht angeſehen — das hätte ich dir nicht zugetraut. Doch hätte man zuerſt an dich denken ſollen, du biſt ja eine Obtſchoverin, und es iſt natürlich, daß du deine theuren Landsleute nicht willſt ſtecken laſſen. Es thut mir leid um dich, Liduſchka, du biſt ein ſo holdes und gutes Kind, und ich werde dich wie einen Spion müſſen behandeln laſſen.

Ich habe nie ſpionirt! ſagte Liduſchka mit tonloſer, doch feſter Stimme.

Was hätteſt du ſonſt hier zu thun — auf halbem Wege zwiſchen Duſchnik und Obtſchov in ſpäter Nacht und allein mit deinem lieben Bruder, dem du offenbar hier ein Stelldichein gegeben, um ihm deine Nachrichten mitzutheilen? Biſt du nicht die Tochter des alten Mika, des Bauernadvokaten?

Liduſchka, welche fürchtete, durch ausführlichere Entſchuldigungen und durch Erzählung, wie ſie hieher gekommen, ihren Bruder ins Verderben zu ſtürzen, wiederholte nur einfach und mit noch feſterer Stimme: Peter Bureſch, ich habe nie ſpionirt und habe den Obtſchovern nie etwas verrathen.

Du leugneſt? fragte er mit geheucheltem Zorne, obwohl er dem unſchuldigen Geſichte Liduſchka's ſchon halb und halb glaubte.

Wenn ſie es ſagt, ſo iſt es wahr — rief Lunetta dazwiſchen, ohne Liduſchka Zeit zum Antworten zu laſſen. — Gewiß, Liduſchka lügt nicht — o gewiß nicht! — ſie iſt ſo gut — ſie könnte keinen Menſchen verrathen.

Die Zigeunerin rief es mit ſo bewegter Stimme, daß Peter Bureſch ſich überraſcht nach ihr umſah und fragte: Woher weißt du das, woher kennſt du ſie?

Alle Zigeuner kennen ihr Haus, rief Lunetta feurig und mit innig bittendem Tone zugleich — ihr Haus iſt gefeit — nie wird ein Zigeuner ein Huhn von ihrem Hofe ſtehlen, nie wird Feuer ausbrechen in ihrer Scheune — denn ſie iſt gut und barmherzig und hat ſchon viele beherbergt von den armen flüchtigen Zikani, wenn alle Andern ſie erbarmungslos von der Schwelle wieſen. Und im letzten Herbſte, als ich mit meiner armen Mutter von Hluboſch kam, wo ſie ſie blutig geſchlagen eines geſtohlenen Huhnes wegen, und wir nicht mehr weiter konnten und meine arme Mutter aus hundert Wunden blutete, die ſie ihr ſchlugen und die ihr die Hunde ins Fleiſch gebiſſen, welche uns aus dem Dorfe jagten, und als ſie uns auch aus Duſchnik weiter jagen wollten und dem Przibramer Gerichte übergeben — da nahm ſie uns auf in ihrer Scheune und gab uns eine warme wollene Decke und nährte uns, bis die Mutter ſtarb in ihren und in meinen Händen. Dann nahm ſie noch Geld aus ihrem Topfe, daß ich es dem Pfarrer gebe und meiner Mutter ein ehrliches Begräbniß bereite. Ich habe es den Brüdern geſagt, und die haben es weiter getragen durch die Wälder und Thäler und Berge, und ganz Aegypten weiß, daß Liduſchka zu ſchützen iſt vor Leid und Ungemach.

Peter Bureſch ſtreichelte das Haar Lunetta's und küßte ſie auf die Stirne. Wie ſie ſo feurig ſprach und bat, war ſie ſo ſchön. Selbſt Zdenko vergaß, in welcher Lage er ſich befand, und ſah gerührt auf die Zigeunerin nieder, die ſich ſeiner Schweſter ſo warm annahm, und war erſtaunt, in ihr Dieſelbe zu erkennen, die die Obtſchover zum Kriege gegen die Duſchniker aufgereizt und ihnen Sieg verſprochen hatte. Liduſchka ſelbſt näherte ſich der Zigeunerin und faßte dankbar ihre Hand und wollte ſie bitten, ihren Bruder zu retten und ihrer ſelbſt zu vergeſſen.

Aber Lunetta achtete nicht auf die Umſtehenden. Als ſie Peter Bureſchs Zaudern ſah, warf ſie ſich zu ſeinen Füßen, ſtreckte flehend die Hände empor und rief: O mein Gebieter und Herr! Du ſelbſt liebſt ja meine Brüder und biſt mächtig und geliebt im Lande Aegypten. Fühlſt du dich nicht auch gebunden durch ihren Schwur? — Hat dich meine Mutter nicht gelehrt, das Wild des Waldes mit deinem Auge zu bannen und den Wolf zu zwingen wie einen Hund? Hat ſie dich nicht gelehrt, deinen Hund treu zu machen, daß er nicht von deinem Grabe weichen wird? Hat ſie dir nicht die Kräuter gezeigt, deren Duft alles Wild aus dem Verſtecke hervorlockt — und die Salben gegeben, die alle Wunden heilen? — Bei meiner armen Mutter, die ſie nicht wie eine Chriſtin aufgenommen hat, beſchwöre ich dich, thue dem guten Weibe kein Leid an!

Es iſt mir nicht eingefallen — ſagte lächelnd Peter Bureſch. Wie ich mich an den ängſtlichen Sprüngen des aufgejagten jungen Rehes erfreue, ihm aber nie meine Kugel nachſchicke, ſo werde ich auch dem jungen Reh, der armen geängſtigten Liduſchka, nichts zu Leide thun.

Mein theurer Herr! jauchzte Lunetta und ſprang ihm an den Hals und küßte ihn.

Führt ſie fort — befahl Peter Bureſch einigen Raubſchützen — und bewachet ſie ſtreng in ihrem Hauſe und laſſet keine Seele zu ihr. Ich habe es mit ihrem Bruder zu thun.

Liduſchka ſchrak bei dieſem Worte zuſammen. Sie näherte

ſich der Zigeunerin, drückte ihr dankbar die Hand und raunte ihr mit zitternder Stimme ins Ohr: Rette meinen Bruder! — Die Raubſchützen nahmen ſie in ihre Mitte und führten ſie fort. Trotz allen Sträubens war ſie mit ihren Begleitern bald in der Nacht verſchwunden.

Peter Bureſch wandte ſich zu Zdenko, der trotzig und feſt da ſtand, und ſprach: Zdenko, dein Bruder iſt beim erſten Zuſammenſtoß mit uns gefallen — heute liefert dich ein Zufall in meine Hände, an dem Tage, da ich jedem Obtſchover, der ſich auf Duſchniker Gebiet ſehen ließe, den Tod verſprochen habe — und ich habe alle Urſache, dich für einen Spion zu halten. Es ſcheint, daß das Schickſal der Brut des Bauernadvokaten ein Ende machen will; als gerechte Strafe dafür, daß er es ſtets mit den Beamten gehalten gegen die Bauern, ſollt ihr Alle durch Bauern zu Grunde gehen. Ich werde dich einem Gerichte von zehn Männern übergeben, die dich nach meinen Kriegsartikeln verurtheilen und am nächſten Baume werden hängen laſſen.

Das werden ſie nicht! rief plötzlich eine Stimme aus der Menge der Herumſtehenden, feſt und keck widerſprechend.

Das werden ſie! ſchrie Peter Bureſch, zornig über den Widerſpruch, und ſah ſich funkelnden Auges nach dem Sprecher um. Es war der lange Tomeſch, der, eben aus Obtſchov zurückgekehrt, beim Pfiff ſeines Herrn ſeine Schritte beeilte und ankam, als Peter Bureſch ſeine Drohung gegen Zdenko ausſprach. In der einen Hand hielt er noch einen gebratenen Gänſeſchenkel, den er eben in die Taſche ſteckte, während er ſich bemühte, den Biſſen, den er noch im Munde hatte, ſchnell zu verſchlucken, um ſeinem zornigen Meiſter zu antworten. — Der Zdenko, rief er endlich, indem er vortrat und ſich vor dieſen hinſtellte, iſt ein braver Kerl, der es nicht verdient, ſo von uns behandelt zu werden. Er hält es mit dem gemeinen Volke, und nicht, wie ſein Vater, mit den Beamten und Herrſchaften. Die Bauern, ſagt er, ſollen ſich unter einander todt ſchlagen, aber die hohen Herrſchaften ſollen es bleiben laſſen, ſich darein zu miſchen, und das iſt brav

und ehrlich gesprochen und — wie soll ich sagen? — volksgemäß gesprochen. Wenn der Zdenko nicht wäre, so wäre schon jetzt ein Brief des alten Mika auf dem Wege nach Prag, um es den Herren Beamten anzuzeigen, daß wir baierische Waffen haben, und um kaiserliche Soldaten zu holen.

Also auch das weiß der alte Mika schon? — murmelte Peter Buresch nachdenklich.

Ja, das weiß er sehr gut und wahrscheinlich noch vieles Andere — fuhr der lange Tomesch fort und erzählte weiter von dem Gespräche, das er heute Morgen im Garten des Bauernadvokaten belauscht und wie sich Zdenko dabei benommen hatte.

Peter Buresch athmete tief auf nach Vollendung der Erzählung. Er rieb sich lange besorgt die Stirne, dann sagte er zu Zdenko: Du hast brav gehandelt, und wer so thut, kann wohl auch kein Spion sein — der muß in unsern Reihen stecken. Ich will ihn herausbekommen, und wenn er sich dem Teufel verschrieben hätte. — Zdenko, du wirst nicht gehenkt, aber ich will dich als Gefangenen zurückhalten und als Geißel, daß dein würdiger Vater nicht zum zweiten Male auf den edlen Gedanken komme, Bauern an Soldaten zu verkaufen. Führet ihn ins Dorf und sperret ihn in den Schüttboden — ihr Alle haftet mir mit euren Köpfen für ihn!

Gehorsam führten sie auch den zweiten Gefangenen fort und sperrten ihn im Schüttboden mitten im Dorfe ein und stellten Wachen vor Thüre und Fenster, wie es Peter Buresch befohlen hatte. Dieser selbst ging nachdenklich in den Wald, auf die Halde, wo heute Nacht das Hauptlager war, setzte sich abseits auf einen Stein und dachte nach, wie der Krieg in kurzer Zeit so auszudehnen wäre, daß, wenn die Soldaten doch kämen, er von ihnen nicht mehr unterdrückt werden und man sich mit den Truppen Ihrer Majestät selbst messen könnte.

Aber er wurde bald wieder aus seinem Nachdenken herausgestört. Vom Dorfe herauf drang großer Lärm, Schreien, Schimpfen, Fluchen durch die Bäume. Bald sah man im Monden-

ſcheine einen Haufen bewaffneter Bauern, die einen Mann in ihrer Mitte führten, dem die Hände mit Stricken über den Rücken gebunden waren und der, wie er traurig den Kopf ſenkte, eine Mönchsglatze zeigte, die im Mondſchein ſchimmerte.

Seht da, das iſt Hynek, genannt Cöleſtinus, ehemaliger Hofknecht, jetziger Kapuziner! rief einer der lagernden Bauern.

Was er für breite Schritte macht, als ſtäke er noch im Habit — rief ein Zweiter lachend.

Aber wo hat er ſeine Kutte gelaſſen? fragte ein Dritter.

Er iſt aus Liebe in die Kutte gekrochen, er wird aus Liebe wieder aus der Kutte geſprungen ſein — antwortete ein Vierter, und ein großes Gelächter empfing den armen Verhöhnten, den ſeine Begleiter vor Peter Bureſch hinſtellten.

Dieſen Mann, den Laienbruder Cöleſtin aus dem Kapuzinerkloſter in Miſchek, den wir noch als Großknecht im Obtſchover Meierhofe kannten, berichtete Einer, fanden wir, als er verdächtig um das Dorf ſchlich und ſich um das Haus des alten Jaroſch zu ſchaffen machte. Er wollte fliehen, als wir uns näherten, aber wir erwiſchten ihn noch und fanden in ſeinen Taſchen allerlei Zeugs, womit man Brand ſtiftet, wie Pech und Schwefel und Stahl und Stein.

Verfluchtes Volk, rief Peter Bureſch ergrimmt, indem er aufſprang und die Fauſt ballte — wollen ſie uns mit Brandlegungen beikommen! Wie oft hätten wir ſchon ihr Neſt anſtecken können, wenn wir ſo niederträchtig Krieg führen wollten! Wer biſt du, Elender, der du dich zu dieſem erbärmlichen Geſchäft hergegeben haſt — hat ſich ein Pfaff dazu gefunden, wozu ſich gewiß kein ehrlicher Bauer hergeben wollte?

Ach, ich bin gewiß ein guter Kerl, — ſeufzte der Gefangene, eine gewaltige robuſte Geſtalt, die außer der Tonſur nichts Mönchiſches an ſich hatte, ja ſogar durch die gutmüthigen und traurigen Züge ſeines Geſichtes und die milden und blauen Augen ein gewiſſes Zutrauen und Mitleiden einflößte — ich bin gewiß ein guter Kerl und kein Pfaff; die Nachbarn kennen mich

ja und ſollen's ſagen, ob's nicht wahr iſt, aber jetzt bin ich ein Mörder und Brandleger.

Ja gewiß, der Hynek aus dem Meierhofe war immer ein guter und ſogar zärtlicher Junge — beſtätigten einige der Umſtehenden — aber wer weiß, was die Pfaffen aus ihm gemacht haben, fügten ſie ſpöttiſch hinzu.

Aber Mörder und Brandleger? — fragten Andere — wie kommſt du dazu? erzähle.

Aus Liebe! ſeufzte der Kapuziner.

Aus Liebe! lachte der Chor — aus Liebe! er war immer ſo zärtlich, das iſt wahr.

Geſtehe und erzähle! befahl Peter Bureſch ernſt und unangeſteckt von der Heiterkeit, welche der unglückliche Kapuziner bei den Bauern verbreitete. Dieſer, unbekümmert um den Spott der Bauern, ſeufzte tief auf und ſprach, während dicke Thränen über ſeine Wangen herabliefen:

Peter Bureſch, Du warſt ſo lange fort aus hieſiger Gegend und weißt nicht, was alle Nachbarn wiſſen, daß ich der Tochter des Schaffners aus dem Obtſchover Meierhofe, was man ſo nennt, nachgegangen bin, denn ich habe ſie ſterblich geliebt. Ich war Großknecht im Hofe, war mit ihr auf dem Felde, im Stalle, bei Tiſche zuſammen und konnte bei Gott nicht anders. Katharina war ſchön, das wiſſen Alle, aber Niemand weiß ſo gut als ich, wie ſchön ſie war. Ich hatte mir vom Heuboden aus ein Loch gebohrt in ihre Stube, und da belauſchte ich ſie immer, wenn ſie ſich Sonntags ankleidete. Die Leute glaubten, ich wäre in der Kirche, und ich lag auf dem Heuboden, das eine Auge am Loche, und wagte nicht, zu athmen. Katharina war mir auch gut und ſaß oft halbe Nächte bei mir auf der Bank im Hofe. Aber erſt als ich ihr mein Geheimniß von dem Loche im Boden mittheilte, wurde ſie zwar Anfangs zornig, dann aber erſt recht zutraulich und liebte mich deſto zärtlicher. So waren wir lange Zeit glücklich und vergnügt. Meinen ganzen Lohn gab ich aus, ihr Korallen, ſchöne Kämme mit Steinen beſetzt, ſeidene Tücher

und Mieder zu kaufen. Ihr Gebetbuch war voll von heiligen Bildern, die ich ihr jeden Sonntag aus der Stadt mitbrachte — auf allen Tanzböden war ich mit der ſchönen, flinken Katharina zu ſehen. Meine arme Mutter mußte ſich mit der Hälfte Deſſen begnügen, was ſie ſonſt von mir bekommen hatte. Doch dauerte das Glück nicht ſehr lange. Katharina's Vater ſah es gerne, wie der Lohn, der mir durch ſeine Hände zukam, wieder größtentheils ſeiner Tochter zufloß, aber als ich im letzten Herbſte es wagte, Katharina gradheraus von ihm zum Weibe zu verlangen, lachte er mich aus und meinte, ſeine Tochter habe eine höhere Beſtimmung, als das Weib eines Großknechts zu werden, und als ich ihm vorſtellte, daß ich ebenſogut wie er aus einem Großknecht ein Schaffner werden könnte, nahm er mich beim Arme und warf mich zum Hofe hinaus und meine kleinen Habſeligkeiten mir nach. Es war im Herbſte nach der Ernte, und er konnte mich leicht entbehren. Wir waren ſehr unglücklich, Katharina und ich, obwohl ſie weniger weinte. Wenn ich in der Nacht, im Verborgenen, mit ihr zuſammenkam, brachte ſie mir anſtatt Troſtes immer böſere Nachrichten von der Verſtocktheit ihres Vaters und ſagte mir endlich, wir müßten die Hoffnung ganz aufgeben. Nein, nein, rief ich, ich laſſe nicht von dir, lieber tödte ich mich oder gehe in ein Kloſter. Gehe in ein Kloſter, ſagte ſie darauf — ich thue desgleichen, und als Mönch und Nonne haben wir noch eher Hoffnung, zuſammen zu kommen, als ſo. Unſer verzweifelter Plan war gemacht: ich ſollte nach Miſchek gehn, zu den Kapuzinern, und dienender Laienbruder werden, Katharina wollte nach Prag zu den Urſulinerinnen und desgleichen thun. Ich konnte es nicht erwarten, dieſe Welt zu verlaſſen, die nur Unglück für mich hatte, und machte mich auf den Weg zum Kloſter.

Katharina wollte ſich in wenigen Tagen, wenn die Gelegenheit ſich böte, von Hauſe flüchten. — Die ehrwürdigen Brüder Kapuziner in Miſchek nahmen mich gerne auf, da ich ihnen verſprach, das Stück Feld, das ſie hinter dem Kloſter beſaßen, gut

zu bearbeiten, ſchoren mir den Kopf kahl, nahmen mir, wie es die Regel befiehlt, das wenige Geld, das ich beſaß, aus der Taſche, hingen mir eine alte Kutte um und ſchlangen mir einen Strick um den Leib, gaben mir den heiligen Namen Cöleſtinus, und am andern Morgen nannten mich die Leute in Miſchek: ehrwürdiger Bruder oder auch ehrwürdiger Vater. Stundenlang blickte ich durchs Fenſter auf die Prager Straße hinab, um Katharina noch zu ſehen, wenn ſie vorüberzog — aber ich ſah ſie nicht. Sie wird wohl vorübergezogen ſein, während ich das Refektorium fegte, ſagte ich mir, ohne es doch aufzugeben, noch fürder vom Fenſter aus die Prager Straße zu bewachen. Ich verſäumte manche meiner Offizien und bekam viele Pönitenzen aufgelegt — aber ich trug ſie gerne für Katharina. So verging der Winter, und ich wurde ruhiger. Aber mit dem Frühling begann es wieder ſich in mir zu regen — es trieb mich hinaus — eine unendliche Unruhe plagte mich, ich mußte wieder etwas von Katharina hören, oder ich ging zu Grunde. So bat ich den Pater Guardian, mich auf Bettelei auszuſchicken, und verſprach ihm aus hieſiger Gegend, wo ich viele Bekannte und Freunde habe, eine reiche Ausbeute an Eiern und Mehl zurückzubringen. Er ließ mich gehn, und ich wanderte gradaus auf Obtſchov zu. Das Dorf war bei meinem Eintritte todtenſtille. Alles war fort, denn die Obtſchover begruben eben ihre Todten, nach der erſten Geſchichte im Walde. Auch der Meierhof war wie ausgeſtorben. Nirgends eine menſchliche Seele zu erſpähen — nur das wohlbekannte Muhen der Kühe ſchallte mir freundlich entgegen. Mit weinenden Augen ging ich durch den Hof, durch den Stall, durch die Stuben — ſie alle hatten mich glücklich geſehen, in ihren Räumen hatte ich mein Glück wandeln geſehen — jetzt war Alles fort. Mit zitternden Knieen näherte ich mich der Stube Katharinens und wagte nicht, ſie zu öffnen. Kraftlos lehnte ich mich an die Thür. Da drang mir von drinnen ein Liſpeln und Ziſcheln entgegen, ein holdes Geräuſch von Küſſen und Umarmungen — gerade ſo wie damals, als ich ſo glücklich war;

gewiß ein böſer Geiſterſpuk, um mich zu verhöhnen, oder ein gütiger Zauber, um mich in der Erinnerung noch einmal das alte Glück durchkoſten zu laſſen. Da öffne ich ſchnell die Thüre, und da ſitzt Katharina dem neuen Großknechte ſo nahe — ſo nahe — Peter Bureſch, das Haar würde ſich dir ſträuben, wie es ſich mir ſträubte, wenn du wüßteſt wie nahe.

Peter Bureſch lächelte, die Bauern aber lachten laut auf; Hynek-Cöleſtinus, der im Feuer der Erzählung ſeine gebundenen Arme losgemacht hatte, deckte ſich das Geſicht mit beiden Händen zu und achtete nicht darauf. Nach einigen Minuten, während ſeine Augen ſprühten und ſein Geſicht von Todtenbläſſe bedeckt war, fuhr er leiſe und tonlos ſprechend fort:

Wie ich zur Thüre hinein ſprang und wie es kam, daß gleich darauf Katharina todt zu meinen Füßen lag — ich weiß es nicht. — Der Großknecht war entſetzt, doch wagte er es nicht, Hand an mich zu legen, von wegen des Habits — er eilte ins Dorf hinaus und ſchrie Mord. Ich hätte leicht entkommen können, aber ich dachte nicht daran. Als der Großknecht erſt ſehr ſpät mit Leuten zurückkam, ſaß ich weinend da, an der ſchönen Leiche Katharinens. Die Obtſchover hatten an dem Tage ſo viel Schmerz gelitten, daß der Tod Katharinens gar kein Aufſehen machte. Sie führten mich ruhig fort und ſperrten mich in die Kapelle, um mich mit der nächſten Gelegenheit nach Prag zu ſchicken und dem Gerichte zu übergeben. Der Bauernadvokat fragte mich nach meinem Namen, den er doch ſehr gut wußte, ſchrieb ihn mit mancherlei andern Geſchichten auf und ließ mich, wie die andern Obtſchover, in Ruhe, denn ſie waren genug mit euch beſchäftigt. — Heute Mittag bringt mir der Bauernadvokat ſelbſt das Eſſen in die Kapelle. Nachdem er ſich ſehr freundlich nach meinem Befinden erkundigt, ſagte er: Armer Hynek, dein weiches, zärtliches Herz hat dich zu Grunde gerichtet, denn nichts iſt fürchterlicher als ein zärtliches Herz, wenn es aus Zärtlichkeit wüthend wird — es hat dich zum Mörder gemacht. Das iſt nun nicht zu ändern, und unſre Pflicht iſt es eigentlich, dich dem Gerichte zu über-

geben, daß dir dein Recht werde — aber du kannſt dich doch retten — in dieſer geſetzloſen, verwirrten Zeit gibt es allerlei Mittel.

Retten, ſagte ich, ich will nicht gerettet ſein, es ſoll und muß mir mein Recht werden.

Gut, ſagte der alte Mika — aber es gibt verſchiedene Arten, wie Einem ſein Recht wird, angenehme und unangenehme Arten. Es iſt dir gewiß nicht gleichgültig, ob man dich den Beamten und Schreibern übergibt, die dich hin und her zerren und dich endlich in Prag ausführen, um dich in der Fremde, vor den gaffenden Städtern hängen zu laſſen, oder ob du hier in deiner Heimat, unter deines Gleichen, den rechtmäßigen Tod erhältſt und von den Händen deines Gleichen. —

Freilich iſt das ein großer Unterſchied, und wenn ich das ſo haben könnte, wie ihr da ſagt von meines Gleichen, ſo wäre mir das allerdings lieber. —

Nun ſiehſt du, das kannſt du haben — verſicherte der alte Mika. —

Und wie ſo? —

Du kannſt dich von den Duſchnikern hängen laſſen, wenn du willſt. Die Duſchniker haben den Meierhof beſetzt und ſchalten und walten darin, wo du früher ſo froh und glücklich warſt mit deiner Katharina; ſie haben das Vieh weggetrieben, das du gepflegt haſt, und die Leiche deiner Katharine iſt noch darinnen und kann kein ehrliches Begräbniß erhalten. Wir müſſen dieſe unangenehmen Gäſte los werden. Hinausſchlagen können wir ſie nicht, ſie ſitzen zu feſt darin, wir müſſen ſie heraus-locken. Wenn ſie ſehen, daß Duſchnik brennt, laufen ſie alle fort, ihre Häuſer zu löſchen.

Der verſchmitzte Dummkopf, murmelte hier Peter Bureſch; er kennt den Ungarmichel nicht, der ſchert ſich wenig um ein brennendes Dorf und rührt ſich nicht von ſeinem Poſten, wenn die Welt brennt!

Und du ſollſt Duſchnik anzünden — fuhr der Bauernadvokat

fort. Du thuſt eine gute That, indem du uns von dieſen Gäſten befreiſt, und ſühnſt zur Hälfte dein Verbrechen, indem du Katharina mit Lebensgefahr ein ehrliches Begräbniß verſchaffſt. Dir ſelbſt iſt dabei dein Schickſal in die Hand gegeben — Du kannſt dich retten und in die weite Welt laufen, oder wenn du dein Recht haben willſt, kannſt du dich von den Duſchnikern fangen laſſen, und ich verſpreche dir, daß du von Peter Bureſch keinen Pardon zu erwarten haſt. —

Am Abend kam der alte Mika wieder, nahm mir die Kutte ab und gab mir andere Kleider. Jetzt geh, ſagte er, ohne weiter zu fragen, ob ich wollte oder nicht, und ſchloß die Thüre der Kapelle hinter mir. Ohne zu wiſſen, wie und warum, ging ich dahin, wohin er mit der Hand gezeigt hatte. Es war mir immer, als ob Katharinens Geiſt vor mir her tanzte und ein ehrliches Begräbniß verlangte. So ſtand ich vor Duſchnik, Pech und Schwefel in der Taſche des Rocks, den mir Mika angezogen hatte, und wußte noch nicht, ob ich's thun oder laſſen ſollte, ob ich ein Verbrechen zu begehen oder eine gute fromme That zu vollführen im Begriffe war. So näherte ich mich immer den Häuſern und ging wieder, ſo wurde ich bemerkt und gefangen und unnöthigerweiſe gebunden — denn ich denke nicht daran, euch zu entwiſchen. Und nun thu mit mir, Peter Bureſch, was du glaubſt thun zu müſſen.

Die Bauern, welche Anfangs dem Kapuziner lächelnd zugehört, wurden nach und nach ernſter, ja mitleidig geſinnt, und geſpannt horchten ſie, was Peter Bureſch dem Armen antworten werde, der ergeben ſein Schickſal erwartete.

Peter Bureſch aber ſprach: Guter Burſche, deine Liebe und deine Geſchichte haben dich halb verrückt und halb weiſe gemacht. Verrückt, weil du dich vom alten Mika zu einer Niederträchtigkeit mißbrauchen ließeſt und glaubteſt, etwas Gutes zu thun — weiſe, weil du mir nun das Leben zu verachten ſcheinſt, mit Muth dem Tode entgegen gehſt, und ihn als gerechte Strafe gerne von deines Gleichen entgegennimmſt, während du ihm ausweichſt aus dem

Munde dummer und ſtumpfer Richter, die dein Leben nicht verſtehen, mit dir kein Mitleid haben und das Recht aus faulen Büchern leſen. Dir ſoll werden, wie dir allein gut iſt — wir werden dich richten. Du wirſt gehenkt. Wir müſſen auch den Obtſchovern zeigen, daß wir keinen Spaß machen: führet ihn hin auf den Obtſchover Weg und hängt ihn am Ausgange des Waldes im Angeſichte des Dorfes!

Die Bauern fuhren bei dieſen Worten ihres Führers erſchrocken zuſammen. Doch wagten ſie nicht, zu widerſprechen, und wußten auch nicht, was anderes mit Hynek-Cöleſtinus anzufangen. Nur der alte Tomeſch, der eine weiche Natur war, fragte zögernd: Wäre es nicht genug, wenn man vor den Augen der Obtſchover nur ſo thäte, als ob man ihn henkte? Er könnte auch einige Zeit hängen bleiben, ohne daß es ihm zu Schaden gereichte, und —

Der lange Tomeſch wollte ſeinen ſonderbaren Plan einer geheuchelten Hinrichtung noch weiter ausführen, aber die Bauern unterbrachen ihn mit ihrem Gelächter — ſelbſt Hynek-Cöleſtinus lächelte mit.

Nein, ſagte er dann ernſt und entſchieden — ich habe mich nun einmal an den Gedanken gewöhnt. Was ſoll mir das Leben länger? Den Schreibern und Herren will ich nicht in die Hände fallen — durch die Welt irren unſtät und flüchtig, wie Kain, und wie heute Abend beſtändig die todte Katharina vor mir ſehen, will ich auch nicht — alſo will ich ſterben und durch euch.

Und ſo ſei es! ſagte Peter Bureſch feſt und befehlend — der alte Tomeſch ſchlich bei Seite und weinte — der Verurtheilte ſchlug ein Kreuz — die ihn gebracht, ſammelten ſich wieder um ihn und zogen mit ihm weiter in den Wald nach Obtſchov zu. Hynek-Cöleſtinus betete auf dem ganzen Wege, und ſeine Begleiter beteten mit.

Nach mehr als einer Stunde kamen ſie düſter und ſchweigend auf die Halde zurück. Nachläſſig hingen ihnen die Büchſen

von der Schulter — die Einen brummten verſchiedene böhmiſche Weiſen vor ſich hin, die Andern hatten ihre Hände gefaltet und murmelten Gebete — der alte Tomeſch ging ihnen einige Schritte entgegen, und als er ihre düſteren blaſſen Geſichter ſah, begann er laut zu weinen. Die Ankömmlinge warfen ſich ins Moos und verſuchten, zu ſchlafen. Eine Meſſe wäre vielleicht gut, ſprach leiſe der lange Tomeſch. Als halber Pfaff braucht er das nicht — antwortete ſein Nachbar, und ein halbes Dutzend Pater Noſter und Ave Maria's thun's auch. —

Wie der Alte vom Hammer wieder einmal Recht gehabt hat! murmelte Wlach; er hat es gleich am Abend geſagt, es geht ein Wind, als ob Jemand gehenkt werden ſollte. Jetzt, da es geſchehen iſt, rührt ſich kein Lüftchen mehr.

Wirklich hatte ſich der Wind gänzlich gelegt. Was die Flamme dann und wann leiſe bewegte, war ſchon der Morgenwind. Rings umher ſaßen die Weiber und Mädchen des Dorfes, welche von dem Geſchrei „Feuer, Feuer" bei der Gefangennehmung Hynek-Cöleſtins geweckt worden und dem Zuge neugierig heraus gefolgt waren. Der weiche Tomeſch, der weinend durch ihre Reihen ging, hatte ſie wie die Männer mit ſeiner Trauer über den armen verliebten Cöleſtin angeſteckt. Sie ſaßen ſchweigend da und ſtierten in die Kohlen — von Zeit zu Zeit fiel ein furchtſamer, doch verdrießlicher Blick auf Peter Bureſch. Der Alte vom Hammer, der die unangenehme Stimmung vertreiben wollte, ſetzte ſich zu ihnen ans Feuer und meinte, die Flamme allein reiche nicht hin, in der durchdringenden Morgenkälte zu erwärmen; dazu müßten noch Lieder und Märchen kommen. Und ohne lange Vorbereitungen zu machen, begann er, wie es ſeine Erzählung eben verlangte, bald mit gebrochener Stimme ſingend, bald ruhig berichtend. — Was er aber zum Beſten gab, war

das Märchen vom Blanskywalde,

das heute ſo erzählt wird:

Im Böhmerland der Blanskywald
Iſt wie die ältſte Sage düſter —
Wenn hie und da ein Blättlein ſchallt,
Das gibt ein ſchauerlich Geflüſter.

Wie Särge armer Leute liegt
Ein todter Frühling auf dem andern.
Das Blättlein, das im Winde fliegt,
Scheint nur zu ſeinem Grab zu wandern.

Wär' nicht der holde Vogelſang
In Büſchen tief und in den Gipfeln,
Und nicht der träumeriſche Gang
Der Lüfte ob den grünen Wipfeln;

Wär' nicht das Aug des frommen Rehs,
Das dich begrüßt auf dunkler Halde,
Du könnteſt dich des trübſten Wehs
Entſchlagen nicht in dieſem Walde.

Denn auch der Quell, der traulich ſpricht
Allüberall mit frohem Munde,
Hier rauſcht er dumpf hervor und bricht
Wie dunkles Blut aus einer Wunde.

Und wären nicht die Blumen auch,
Die ihn gebeugten Haupts umſtehen,
Wie Jungfraun, die mit naſſem Aug
Auf einen Kranken niederſehen; —

Dir wär' zu Muth im Blanskywald,
Als hätten ſelbſt die Einſamkeiten
Die milde, heilſame Gewalt
Längſt eingebüßt für alle Zeiten.

So traurig und düſter und noch viel trauriger und düſterer, als es das Lied ſagen kann, war es vor noch nicht langer Zeit im Blanskywalde, jener ungeheuren, waldbewachſenen Strecke, die ſich viele Meilen weit hinzieht, über Berge und Thäler mitten durch das ſchöne grüne Böhmen. Damals gab es viele Stellen, die von der mordenden Axt noch nicht gelichtet waren.

Die uralten Bäume ſtarben, wie Menſchen, vom Zufall in einem mitternächtlichen Wetter gebrochen, vom Blitze zerſplittert, oder vom Alter unterwühlt. Sie ſtürzten, und tauſend Blumen und wilde Kräuter wucherten aus ihren Leibern hervor, bis auch ſie von den nachfallenden Blättern des Herbſtes begraben wurden. Auf den Felſenkanten, die ſich hier und da aus dem Dunkel des Waldes erheben, wohnten zu jener Zeit noch die Adler und rieſigen Geier, und zur Winterszeit durchheulten ihn ganze Heerden von Wölfen, die ſich aus den Gebirgen hierher verirrten. Die Hirſche und Rehe, die dazumal noch nicht bloß in umfriedeten Wäldern wohnten, weideten auf den Wieſen, die den düſtern Wald wie glückliche Inſeln in der Wildniß oft genug durchſchnitten. Die ſchweigende Einſamkeit wurde noch nicht von ſo vielen Dörfern wie heutzutage geſtört; nur einzelne Köhlerhütten, die nach vollbrachter Arbeit im Herbſte wieder abgebrochen oder dem langſamen Verfalle preisgegeben wurden, Eiſenhämmer und die Wohnungen der Jäger beherbergte der endloſe Wald. In einer dieſer Jägerwohnungen, die am Eingange einer Waldſtrecke am Fuße eines Hügels lag und ſich durch das ſechszehnendige Hirſchgeweih auf ihrem Dache ſchon von fern als ſolche ankündigte, wohnte damals ein alter, zerfetzter Veteran. Wie er einſt auf die heidniſchen Türken Jagd gemacht und die chriſtlichen Gränzen Oeſterreichs unter dem edlen Prinzen Eugen beſchützte, ſo wollte er hier Bären und Wölfe bekriegen und das Revier ſeines Herrn und Kaiſers vor dem Heidenvolke der Raubſchützen bewahren. Aber es ging nicht lange ſo. Oft mitten in der Wildniß brach eine Wunde auf, die vor Jahren ein Damaszener Degen oder das gefeite Blei irgend eines Ungläubigen geſchlagen hatte, oder überfiel ihn, ſchrecklicher als Bären und Wölfe, das Zipperlein, das er ſich aus den dumpfen und kalten Nächten Bulgaria's mit heimgebracht hatte. Jetzt lag er zu Hauſe in dem hohen und großgeblümten Lehnſtuhle mit verbundenen Armen und Beinen und ſchrie und fluchte bei jeder Bewegung auf die Türken, auf die Heiden, betrachtete wehmüthig

ſeine Büchſen, die thatenlos an den Wänden hingen, oder ſang, wenn er guten Muthes war, mit alter zitternder Stimme ſein:

Prinz Eugen der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiſer wieder kriegen
Stadt und Feſtung Belgerad.

Der alte Förſter wäre verloren geweſen, und Wilddiebe hätten im Revier ſeines Herrn und Kaiſers eine tolle Wirthſchaft geführt, wenn ihm nicht das Schickſal einen Helfer, oder beſſer eine Helferin beigegeben hätte, die ihn aller Sorgen enthob und für ihn alle Jägerpflichten erfüllte. Es war ſeine ſechzehnjährige Tochter Nani. Sie war ſchön und ſtark und ſchlank und der beſte Schütze auf dreißig Meilen in der Runde. Beim heiligen Johann von Nepomuk! ſagen noch heute die Leute im Blanskywald, es muß ein herrlicher Anblick geweſen ſein, wenn ſie mit dem erſten Morgenſtrahl aus dem Jägerhauſe trat, den braunen Spitzhut auf dem Kopfe, in den hohen Schnürſtiefelchen, im kurzen grünverbrämten Rocke, die Jagdtaſche an der Seite und die Büchſe auf der Schulter dem Walde zuſchritt und erſt ſpät am Abend oder gar erſt beim Mondenſchein in ihre Wohnung zurückkehrte. Der braun und weiß gefleckte Hund ſprang luſtig an ihr auf und leckte ihr die Hände; aber die Hirſche und Rehe verkrochen ſich, und, wie die Leute erzählen, die Vöglein in der Luft verſtummten. Denn ſo ſchön auch die Nani war, ſo lag doch etwas auf ihrem Geſichte, was Thiere und Menſchen erſchreckte, denn es war etwas Ungewohntes auf einem Mädchenangeſichte. Es war, als ob der düſtere, ernſte Schatten des Waldes mit all ſeinen Geheimniſſen auf ihrem Geſichte für alle Zeiten ſtehen geblieben wäre. Sie lächelte faſt ebenſo ſelten, als der Strahl der Sonne durch den Blanskywald dringt. Wie ſollte es auch anders ſein? ſagten die Leute; ſechzehn Jahre alt, im Walde aufgewachſen, ſo viel Blut fließen gemacht, und ſei es auch nur das Blut von Thieren! Und man weiß, wie viele Zauber im Walde wohnen, die das Menſchenherz elend machen, wenn ihm nicht eine Rinde darüber gewachſen, wie über den Baum!

Vielleicht war Nani wirklich elend, aber sie wußte es nicht. Ihr war wohl, wenn sie in die Stille des Waldes trat, und einsam nur, wenn sie unter Menschen kam. Ihr war wohl, wo Andern bange gewesen wäre, wenn der Wind wie ein unsichtbarer Geist über die Bäume ging und diese ihre Wipfel neigten, wenn die Tropfen aus den Blättern und Nadeln weinend niederfielen, wenn sie der Eule ins Nest schaute, auch wenn ein stolzer Sechzehnender oder ein unschuldiges Reh mit gebrochenem Auge zu ihr aufschaute und zu ihren Füßen verendete. Sie sprach nicht viel; fast nur mit ihrem Hunde Paris, wenn sie zusammen ein schönes Stück Wild erlegt hatten. Zu Hause ließ sie sich schweigend von ihrem Vater Schlachten und Kriegszüge und vom Prinzen Eugen vorerzählen und warf nur manchmal ein Wörtlein darein vom Walde oder vom Wilde, oder sie murmelte: Warum bin ich kein Mann? — Dann lispelte sie leise hinzu: Ich will es sein, ich bin es! —

Aber seit einiger Zeit war Nani's Ruhe und Waldeinsamkeit auf eine sonderbare Art gestört. So oft sie in den Wald trat, wurde sie aus dem andern Reviere herüber mit Waldhorntönen begrüßt, die ihr auf wunderbare Weise ins Herz drangen. Es waren zwar nur alte Weisen, die das Horn blies, aber sie erschienen ihr doch neu und fremd, und es war ihr, als ob etwas Ungewohntes, wovon sie noch nie gehört, daraus hervorklänge. Es klang nach der Weise der kleinen Lieder:

Auf der grünen Wiese
Gehn Hirsch und Reh zur Weide,
Es hütet sie ein Jägerlein
Im grünen Jägerkleide.

Oder:

Auf der Prager Brücke
Wächst ein Rosmarin,
Kein Mensch begießet ihn,
Er wächst doch immer fort.

Ich werde dahin gehn,
Ich werde ihn begießen,
Und wenn er grün wird sprießen,
Werd' ich mein Liebchen holen.

Wie oft hatte sie diese Weisen selbst gesungen, aber nie hatten sie ihr Herz so wunderbar traurig ergriffen, als jetzt, da sie aus dem fremden Reviere durch die Waldnacht zu ihr herüberklangen, so lockend, so sehnsüchtig! Unwillkürlich ging sie eines Tages dem Schalle nach, bis sie an den Graben kam, der ihr Revier von dem fremden trennte. Hier hielt sie an, denn ein alter Bann lag auf der Gränze dieser Reviere, und kein Jäger durfte sie in Waffen und ohne Erlaubniß des andern Jägers überschreiten. Alte Streitigkeiten, die viel Blut gekostet hatten, waren die Ursache dieses Bannes, der von beiden Seiten wie ein böser Zauber gescheut wurde. Nani warf ihre Büchse ins Moos, vergaß, ans Wild und an die Wilddiebe zu denken, lehnte sich an einen Baumstamm und horchte hinüber nach den Hornklängen. Zu den Weisen, die da drüben klangen, sprach sie leise die Worte; es waren Liebesworte. Verwundert blickte Paris zu seiner Herrin auf, denn ihr Gesicht kam ihm heute ganz anders vor. — Nani wußte sehr wohl, woher die Töne kamen, hatte sie doch den schönen, blondhaarigen Jägerburschen schon oft jenseits des bekannten Grabens, die Büchse auf der Schulter, ganz nahe an sich vorüberziehen sehen. Er schwenkte stets den Hut mit bunter Feder oder schoß in die Luft, als ob es eine Freudensalve sein sollte, oder stieß ins Horn und ließ liebliche Melodien erklingen. Oft wenn sie über die Wiesen ging, sah sie ihn plötzlich auf einem Hügel des jenseitigen Reviers stehen, wie er sein Tuch flattern ließ. Nani lauschte lange, aber wie die Hornklänge immer näher und näher kamen, faßte sie ihre Büchse und floh eiligen Schrittes davon. Wie ein Seufzer verklang das Lied hinter ihr.

Es war spät geworden, und der Mond schien durch die Zweige. Nani stellte sich hinter einen Baum und wartete auf

den Auerhahn. Sie war an Waldnächte gewohnt, — doch war ihr noch nie so zu Muthe gewesen, wie heute. Wie hie und da ein Käuzchen krächzte, ein Vöglein aus dem Traume sprach, die Blätter sich im nächtlichen Winde bewegten — sie glaubte, sie alle zu verstehen. Es kam ihr vor, als wäre der Anstand auf den Auerhahn nur eine Ausrede, um eine Nacht ganz allein im Walde zuzubringen und wachend zu träumen. Manchmal war ihr, als hörte sie die gewissen Waldhornklänge. Da balzte der Auerhahn — Nani schoß, während sie das Waldhorn zu hören meinte, und fehlte. Das war ihr schon lange nicht geschehen, und mürrisch trat sie in das Jägerhaus.

Der Vater wunderte sich sehr, als er sie ohne Beute sah. Doch schwieg er darüber und sagte: Ich habe vom jungen Jäger aus dem Nachbarrevier einen Brief bekommen; er will dich zum Weibe! — Damit ich ihm die Jagdtasche flicke, während er im Walde pirscht, nicht wahr? lachte Nani und setzte hinzu: Für sich allein wollen sie die hohe Waldluft, ihr Weib soll zu Hause hocken und für sie kochen und ihre Kinder füttern! Ich bin ein Schütze wie Einer, und den Wald lasse ich nicht! Nichts da von einer Heirath! —

Doch stand sie noch selben Abends wieder lauschend an demselben Baume. Sie merkte es nicht, daß die Waldhornklänge immer näher und näher kamen und plötzlich vor ihr verstummten.

Darf ich hinüber? frug eine Männerstimme. Der Jäger stand drüben und war zum Sprunge bereit; seine Büchse hatte er ins Gras geworfen.

Nani fuhr erschrocken auf, faßte die Büchse, und auf den Jäger zielend, rief sie mit zorniger Stimme: Zurück, oder ich schieße!

Schieß zu, schöne Naninka! Keinen schöneren Tod wünsche ich mir! rief er — und schon sprang er über den Graben und lag zu ihren Füßen, die er mit beiden Armen umschlang. Paris mußte wohl erkannt haben, daß das kein feindlicher Ueberfall eines Wilddiebes war, und vertheidigte seine Herrin nicht, sondern

ſprang freundlich wedelnd um die Beiden und leckte bald Nani, bald dem Jäger die Hände.

Nani ſtand lange regungslos und ſtarrte mit finſterem Auge auf den Jäger nieder, während er flehend zu ihr aufblickte. Endlich faßte ſie ſich, riß ſich los und floh mit wilden Schritten in den Wald hinein, während der Hund ſich noch lange nicht von dem ſchönen Jäger trennen konnte, der der Fliehenden mit thränenden Augen nachblickte.

Nani war ſchon weit den Hügel hinabgeeilt, als ſie hinter ſich die Weiſe zu den Worten hörte:

Möchte gern nicht weinen
Und mein Herz nicht plagen,
Aber ſagt, ihr guten Leute,
Wer nicht möchte klagen!

Sie eilte immer tiefer in den Wald und ſchoß nach rechts und links, wo ſich immer ein Wild oder ein Vogel zeigte, aber immer vergebens. Ihre Hand zitterte, vor ihren Augen flimmerte es in unbeſtimmten Umriſſen, und ihre weitberühmte Kunſt war von ihr gewichen. Verzweifelnd eilte ſie unaufhörlich weiter, keuchend der Hund Paris hinter ihr, und ſie merkte nicht, daß es immer ſpäter und ſpäter wurde, und daß es ſchon Mitternacht war, als ſie auf der Halde ankam, die man die weiße Halde nannte, wegen der vielen weißen Waldblumen, die ſie im Sommer bedecken. Der Mond ſchien ſo ruhig herab und hüllte auch die dunkeln Tannen und Fichten, die die weiße Halde umſtanden, in ein ſchimmerndes Weiß. Hier wurde es Nani wohler zu Muthe, und matt und müde ſtreckte ſie ſich ins Gras, um auszuruhen. Aber welch ſonderbarer Zauber begann jetzt den Wald ringsum zu beleben! Als wäre es roſige Morgenſtunde und nicht Mitternacht, kamen die Vögel von allen Seiten geflogen und ließen ſich auf den Zweigen ringsum ſchaukelnd nieder und begannen zu ſprechen, und Nani verſtand jedes ihrer Worte.

Der Auerhahn ſprach:

Wohl uns, daß Liebe deine Hand
Mit unſichtbarem Zauber band!
Nicht fürcht' ich mehr die Todeswunde
In meiner ſüßen Liebesſtunde.

Nun kann ich vor der Morgenſonne
Hinziehn zu meiner Liebeswonne,
Wo mir mein Weib entgegenlacht —
Heil, Liebe, dir und deiner Macht!

Die Taube ſprach:

Und weher that, o glaube!
Das Todesblei der Taube,
Das mordend ausgeſandt
So ſüße Mädchenhand!

Sie iſt gemacht zum Koſen,
Sie pflücke rothe Roſen
Für ihres Liebſten Hut —
O Mädchen, bleibe gut! —

Die Lerche ſprach:

O, bleibe gut, du Holde,
Und laß im Morgengolde
Mich zu den Wolken ſchwingen
Und Liebeslieder ſingen!

O Süße, wie die Schmerzen
Du jetzt in deinem Herzen
Mußt ſelig mit dir tragen —
O, laß von deinen Plagen! —

Der Falke rief:

Als wilder Falke ſchwing' ich
Mich zu dem Himmel auf,
Mit wilder Stimme ſing' ich
Und ruf's zu den Sternen hinauf:

Der Liebe Heil, der Liebe,
Sie hebet mein Gefieder,
Die Liebe, ach die Liebe,
Sie gibt uns das Leben wieder!

Und alle Vögel des Waldes fielen ein in die Worte des Falken und wiederholten im Chor:

Die Liebe, ach die Liebe!

Nani, die bis jetzt vom Schrecken gelähmt im Graſe gelegen und dem unheimlichen Zauber zuſah und zuhörte, ſprang auf und lief wie von Geſpenſtern getrieben weit fort von der weißen Halde und immer weiter, bis der Chor der Vögel: die Liebe, ach die Liebe! hinter ihr verhallte. Erſt auf der Halde, die man des hohen üppigen Graſes wegen die grüne nannte, machte ſie Halt. Aber da begann der Zauber wieder, nur in anderer Geſtalt. Aus den Büſchen und Gräſern traten Hirſch und Reh, Häſelein, Kaninchen und allerlei vierfüßiges Gethier des Waldes hervor, und auf den Zweigen ſammelten ſich die Eichhörnchen. Die Hirſche und Rehe, Haſen und Kaninchen ſtellten ſich um ſie im Kreiſe. Sie ſahen traurig aus und neigten ihre Köpfe zu Boden. Auch ſie begannen zu ſprechen, jedes nach ſeiner Art.

Der Hirſch ſagte: Dich rühren die Thränen meiner Augen nicht, im üppigen Glücke meiner Freiheit tödteſt du mich! Ach! mein Geſchlecht iſt dazu verdammt, gehetzt, gejagt und grauſam gemordet zu werden, aber nicht von Jungfrauenhand. Sieh, andere Jungfrauen gehen durch den Wald und liebkoſen uns und ſammeln ſüße Kräuter und bringen Brod, uns zu nähren. Du bringſt uns den Tod! Aber anders als ſonſt blickt jetzt dein Auge. Du biſt nicht mehr grauſam, das Blei verſagt dir, zu tödten, und das iſt die Liebe!

Es ſprach das Reh: Du haſt die Mutter getödtet dem Kinde und haſt das Kind heranwachſen laſſen, um es auch zu tödten! Du weißt nicht, wie es iſt, Mutter zu ſein! Du hätteſt es nicht gethan! Denke nicht daran, wenn du einſt Mutter biſt, wie wir

blutend flohen zur verborgenſten Quelle des Waldes, um unſere Wunden zu waſchen und zu ſterben. Jetzt iſt Barmherzigkeit eingezogen in deine Bruſt, denn du liebſt!

Der Haſe und das Kaninchen ſprachen: Wir lebten auf ewiger Flucht vor dir, und kein Buſch konnte uns ſchützen vor deinem tödtlichen Blei. Nun biſt du gut geworden, ein Mägdlein wie andere. Wir ſegnen die Liebe in deinem Herzen.

Das Eichhörnchen ſprach: Ich werde wieder luſtig ſpringen können von Aſt zu Aſt, von Baum zu Baum; ich werde mich freuen des Sonnenſcheins und den Wald ſegnen, der mich geboren. Heil der Liebe in deinem Herzen, die deine harte Seele erweicht hat, daß du nicht verfolgſt die fröhlichen Thiere des Waldes! Heil der Liebe in deinem Herzen!

Und alle riefen im Chore nach: Heil der Liebe in deinem Herzen! Heil der Liebe!

Nani war es wie im Traume, aber ſie wußte nicht, ob es ein böſer Traum war oder ein guter. Mit Gewalt raffte ſie ſich zuſammen und eilte flüchtigen Schrittes wie von Geſpenſtern verfolgt von dannen, weiter, immer weiter, bis ſie auf die Halde kam, die man die ſchwarze nannte, des dunklen Grundes wegen, der von einem Waldbrande herkommen ſollte oder auch von der Aſche, die die böſen Weiber in gewiſſen Nächten hier ausſtreuten, wenn ſie mit den unheimlichen Geiſtern im Walde Zuſammenkunft hielten. Aber ärger als aller Zauber war, was Nani hier erwartete. Denn plötzlich kamen die Raubſchützen aus den Gebüſchen hervor, umringten lachend die Jägerin, die ſie ſonſt fürchteten, und ſangen mit höhniſchem Tone ununterbrochen fort:

Des Schützen Aug ſei fein und ſcharf,
Und ſeine Hand muß ſicher ſein,
Und ſüße, weiche Liebe darf
Ihm nicht ins Herz hinein!
Denn Liebe machet feucht die Augen,
Und zitternde Hände mögen nicht taugen!

So ſingend, verfolgten ſie Nani durch den Wald, indem ſie ſie umringten und ihren höhniſchen Geſang mit lautem Gelächter und ſchmetternden Waldhornklängen begleiteten. Große Thränen des Zornes traten in ihre Augen, und wie von Verzweiflung gejagt, ſprang ſie über Büſche und Hecken tief hinein in den dichteſten Wald, bis das Gelächter weit hinter ihr verſcholl. Weinend und händeringend warf ſie ſich ins Moos und verhüllte die Augen, um, wenn etwa ein neuer Zauber beginnen ſollte, ihn nicht zu ſehen.

Da hörte ſie ein leiſes, heiſeres Kichern neben ſich. Hi, hi, hi, junges Blut, warum ſo verzweifelt? Ei, ei, ſtarke Nani, ſtolze Jägerin, wer wird es ſich vom Zauber des Waldes und von der Liebe ſo arg anthun laſſen! Still, kleine Nani! Du warſt immer gut gegen mich, dieweil mich die Andern fliehen und als böſe Hexe ausſchreien. Du haſt mir erlaubt, im Walde die Wurzeln auszuroden, Reiſig zu ſammeln und Streu für meine Ziege, und Erdbeeren zu pflücken. Komm, ich will dir helfen! Den Keim der Liebe will ich in deinem Herzen tödten, daß du wieder ſcharf blickſt wie der wilde Falke und die Büchſe hältſt wie der beſte Schütze des Waldes. Denn die Liebe macht die Augen feucht und die Arme zitternd und bebend. Komm, kleine Nani, ich will dir helfen, daß du gefeit ſeiſt für alle Zukunft! —

Die ſo zu ihr ſprach, war die alte Barka aus dem Dorfe, ein kleines uraltes Weiblein, das man für eine Hexe hielt. Sie nahm Nani bei der Hand und führte ſie bergauf, bergab, in ein tiefes, felsumſchloſſenes Thal, das von dunklem Schweigen bedeckt war. Kaum daß man das Rauſchen der Tannen, die auf dem Felſen ringsumher ſtanden, in ſeinem Grunde hörte. Die alte Barka ſchlug mit ihrer Krücke an den Felſen, daß eine dicke Schicht wie morſches Gemäuer niederrollte. Aus dem weißen Geſteine, das jetzt ſichtbar wurde, ſprangen nahe bei einander drei helle, ſilberne Quellen mit lieblichem Gemurmel hervor. Sie hüpften hinab ins Thal, wo ſie ſich in einen ſchönen klaren

Bach vereinigten und mit Geplätſcher, leuchtend im Mondenlichte, weiterliefen. Nani war es, als hörte ſie ſüße Kinderſtimmen aus dem Bach und aus den Quellen ihren Namen rufen.

„Jetzt ſchieße in die erſte Quelle, dann in die zweite, dann in die dritte, wenn du ewig frei und jung und ſchön bleiben willſt! Du brauchſt auch nicht erſt zu laden!“ — Nani legte an, aber ihr Hund Paris ſprang heulend an ihr hinauf und zerrte an ihrem Aermel, als ob er ſie verhindern wollte an dem Ungeheuren, das ſie zu begehen Willens war. Die Alte ſchlug ihn mit ihrer Krücke auf den Kopf, daß er zuſammenſank und ſich ächzend zu den Füßen ſeiner Herrin krümmte. — Schieß zu! rief ſie, oder dich wird der Zauber und der Hohn der Menſchen und Thiere ewig verfolgen! Deine rothen Wangen werden fahl und blaß werden, deine Augen werden verglühen wie Sumpflicht, dein Haar wird grau und todt wie Flachs, und dein ſtolzer Leib wird zuſammenbrechen wie ein morſcher Baum. Der Schuß befreit dich von der Liebe des Jägers und von allen Qualen des Mutterſeins!

Der Schuß ging los, ein Schrei, wie der Todesſchrei eines Kindes, durchdrang die Nacht, und der Quell, der eben wie Silber leuchtete und ſo lieblich murmelte, quoll roth wie das Blut aus einer Wunde und klang ſo hohl und dumpf wie das Lallen eines Sterbenden. — Noch einmal ſprang der Hund Paris auf und umſprang mit Geheul ſeine Herrin. Aber Nani wie bewußtlos ſchoß noch zweimal. Jedesmal erſcholl der Sterbeſchrei, und alle drei Quellen floſſen jetzt roth wie Blut aus dem Felſen. Fort war das liebliche Murmeln, tonlos dumpf floſſen die Quellen und der Bach dahin. — Jetzt iſt dein Leib gefeit! ſprach die Alte. Jeder Keim des Lebens und der Liebe iſt in dir getödtet, jetzt geh hin! —

Als Nani heim kam beim Morgengrauen, lag ihr Vater, der alte Förſter, im Sterben. Weh mir! rief er ihr entgegen, wo biſt du ſo lange geblieben in dieſer böſen Nacht? Mir war's, als ob ein dreifacher Schuß durch mein Herz dränge — Das haſt du mir gethan! Alle meine Wunden brachen auf! — — —

Als Nani der Leiche ihres Vaters zur Kirche und zum Kirchhofe folgte, da ging der junge Jäger vom andern Revier neben ihr. — Weh dir, Nani! lispelte er ihr ins Ohr, siehst du nicht, daß die Steine vor dir sich aufthun wie Wunden und bluten, und daß das Gras hinter dir verdorrt? Nur ich sehe es, weil ich dich liebe. Weh dir, Nani! — Ich gehe in den Krieg gegen die Ungläubigen und will für den heiligen Glauben kämpfen, um für dich zu büßen! —

Als sie an die Kirche kam, schlug die schwarze Thür vor ihr von selbst zu, die heiligen Bilder zwischen den Säulen kehrten sich um mit den Gesichtern zur Wand, und als sie der Pfarrer mit geweihtem Wasser besprengte, da fielen die Tropfen von ihr ab wie Blutstropfen.

Und als der neue Förster kam und sie die Wohnung verlassen mußte, bat sie ihn, daß er ihr erlaube, im Walde zu wohnen. Und sie zog ihre Jägerkleider aus, legte ein hartes Gewand an und ging in den Wald zu den drei blutigen Quellen und baute sich dort eine Hütte aus Moos und altem Holze und wohnte daselbst. Alltäglich, des Morgens früh und des Abends spät, betete sie vor den Quellen und bat sie um Verzeihung, daß sie sie, die Ungeborenen, getödtet hatte. Denn sie wußte sehr wohl, daß es ihre Kinder waren, die sie einst hätte gebären sollen. Und in jeder heiligen Nacht und an jedem Ostermorgen und immer, wenn ein Jahr um war nach jener bösen Nacht, hörte sie die drei Quellen weinen gleich drei Kindern. Oft auch sah sie über den drei Quellen drei Lichtlein schweben. Da pflegte sie sich hinzuwerfen aufs Gestein und zu beten und zu weinen, oder sie verzweifelte an der Gnade Gottes und gab alle Hoffnung künftiger Vergebung auf. Sie verfluchte ihres Leibes Schönheit, die nicht von ihr weichen wollte und in so üppiger Blüthe stand wie vor jener Nacht im Walde, da die Thiere zu ihr sprachen und das alte Weib sie zum Bösen führte. Nur in ihrem Herzen fühlte sie sich altern und merkte, wie ihre Kräfte schwanden trotz der äußern Blüthe ihres Leibes.

Aber die Kenntniß der Kräuter, Pflanzen und Blumen und der ihnen inwohnenden Kräfte, die sie in ihrem Waldleben gelernt, benutzte sie zur Bereitung heilsamer Balsame für Verwundete und wohlthuender Getränke für allerlei Kranke. Diese trug sie dann in die Häuser der Hülfsbedürftigen, und mit den Salben und Balsamen zog sie in den Schluchten des Gebirges umher, um zu helfen, wo irgend ein Wanderer auf den gefährlichen Wegen ihrer bedurfte. Der Name der wilden Jägerin wurde immer mehr vergessen, und man nannte Nani nur noch die gute Frau im Walde oder auch die heilige Waldfrau, und wo der Hund Paris sich zeigte, da wußte man auch, daß Hülfe für die Kranken und Verwundeten nicht mehr fern war.

So waren sieben volle Jahre verstrichen, und die Nacht kam, die siebente seit jener unheilvollen. Die Quellen weinten trauriger als sonst und jammervoller — aber noch trauriger und jammervoller lag Nani vor ihnen und betete und schlug die Brust. Siehe, da kam ein Mann in Soldatentracht matt und müde den Berg herabgekrochen. Er blutete aus vielen Wunden und sank kraftlos vor Nani's Füßen nieder. Heilige Frau! sprach er mit geschlossenen Augen, sie rühmen deine geweihte Kunst. Sieh, ob du meine Wunden, die ich im heiligen Kampfe erhielt und die ob altem Leide in diesem Walde wieder aufbrachen, wieder schließen kannst! — Nani blickte ihm ins Antlitz und erkannte beim Lichte des Mondes das gramgebleichte Gesicht des Mannes, der sie einst geliebt hatte. Sie trug ihn mit Schmerzen hin zu den Quellen, um seine Wunden zu waschen, aber wie sie die Hand in die Wellen streckte, um das barmherzige Werk zu vollbringen, sieh, da wurden diese krystallklar wie sonst, das dumpfe, traurige Klagen hörte auf, und die Quellen rieselten mit lieblichem Gemurmel dahin. Nani erkannte, daß ihre Erlösung gekommen war. Mit ausgestreckten Armen sank sie an den Geliebten hin, der verklärt lächelte, sich erhob und mit ihr in Einem Kusse verschied. —

Achtes Kapitel.

An wie viel Böſes und Trauriges auch die Obtſchover ſchon gewöhnt, wie ſehr ſie auch ſeit Beſetzung des Meierhofes, der ſie beherrſchte, jede Stunde auf neue traurige Ereigniſſe gefaßt waren — ſo überkam ſie doch ein paniſcher Schreck, überlief ſie doch ein ungewohntes Grauen, als ſie des Morgens nach dem Walde blickten und dort am äußerſten Baume die Leiche Hynek-Cöleſtins erblickten, die im Morgenwinde ſanft bewegt hin und her ſchaukelte. Sie erzählte ihnen, wie ſehr es Peter Bureſch mit ſeinen Kriegsartikeln und ſeinem Kriege ernſt ſei, und gab ihnen die Ueberzeugung von der Unerbittlichkeit des Raubſchützen. Sie konnten ihre Blicke nicht abwenden von des gehenkten Laienbruders ſanftem und traurigem Geſichte. Es war nicht verzerrt und entſtellt, ſondern neigte ſich friedvoll und wie ſchlummernd auf die rechte Schulter, was die Sage, welche einige Tage ſpäter ſich verbreitete, nur beſtätigen konnte, daß ſeine Begleiter und Henker ihm barmherzig erſt eine Kugel durchs Herz jagten, bevor ſie ihm die ſchimpfliche Todesart des Hängens anthaten. Spät erſt kamen einige Burſche zur Beſinnung, ſchlichen ſich am Meierhofe vorbei hinaus an den Baum und befreiten ihn von ſeiner Laſt, während Männer und Weiber aus der Ferne zuſahen und Peter Bureſch verwünſchten, daß er es gewagt, Hand zu legen an Einen, der ein halber Prieſter geweſen. Sie riefen des Himmels Flüche auf ihn herab, und alte Weiber wagten ſich bis an den Eingang des Meierhofes und prophezeiten vor den Augen und Ohren des Ungarmichels das gleiche Schickſal ſeinem Herrn und Meiſter. An das kleinere Unglück Zdenko's, an ſeine

Gefangenſchaft, dachten ſie im Angeſichte des Todes nicht, nach Art der Bauern, die nur das Fertige und Vergangene beurtheilen, aber es nicht lieben, von einer Thatſache auf die andere zu ſchließen.

Nur Einer that es, und dieſer Eine war Zdenko's Vater. Der alte Mika hatte ſchon in der Nacht die Gefangennehmung ſeines Sohnes erfahren — er wälzte ſich im Graſe ſeines Gartens und weinte und jammerte, ohne einen Augenblick den Gedanken an die Rettung ſeines einzigen Erben aufzugeben. Als man ihm beim erſten Morgengrauen die Nachricht brachte, daß am Eingange des Waldes eine Leiche hänge, ſprang er ſchreiend auf und eilte händeringend hinaus, um nachzuſehen, ob es nicht ſein Sohn ſei, den die Duſchniker hingerichtet hatten. — Wie ſehr auch Zdenko und Cöleſtinus an Geſtalt und Antlitz verſchieden waren, mußte er doch mehrmals hinſehen, um ſich zu beruhigen, denn ſo bald er die Augen abwandte, malte ihm ſeine Angſt den eigenen Sohn dahin, wo der arme Laienbruder im Morgenwinde ſich wiegte, und das ſchien ihm eine traurige Prophezeiung Deſſen, was morgen geſchehen könnte, wenn er nicht Alles that, um es abzuwenden. Erſt als ſie die Leiche Hynek-Cöleſtin's hereinbrachten, ging er etwas ruhiger nach Hauſe. Es mußte etwas geſchehen — aber er wußte nicht, was. Die Anzeige machen? Er hatte Zdenko verſprochen, es nicht zu thun, und das Verſprechen ſchien ihm jetzt heilig, da Zdenko für ihn ein Sterbender war. Mit ſchwankenden Schritten und gebeugten Hauptes ging er in der Stube auf und ab, von einem Winkel zum andern, dann von der Thüre zum Fenſter, dann wieder im Kreiſe herum — ſchob die lange, rothe Tafel des Tiſches bei Seite, um ſich einen neuen Weg zu machen, als ob er fürchtete, auf ſeine früheren Schritte zurück zu kommen — dann blieb er im Winkel hinter dem Ofen ſtehen und lehnte müde die heiße Stirne an die kalten Ziegel — dann wieder lehnte er ſich mit dem Rücken an, als ob er ſich wärmen wollte, und ſchüttelte ſich vor Froſt. Mehrere Male nahm er die Feder zur Hand, glättete

das Papier, begann zu ſchreiben und ſchob plötzlich das Schreibzeug wieder zurück und ſprang auf und fing ſeine Reiſe durch die Stube aufs Neue an. Er zog mehrere Bücher aus dem Schranke, ſchlug ſie auf, ſtarrte gedankenlos hinein — warf ſie wieder zu und in den Winkel und lief von Angſt getrieben hinaus in den Garten. Da hörte er die luſtigen Stimmen der Duſchniker aus dem Meierhofe — die Sonne leuchtete ſo hell, die Vögel ſangen ſo friſch — er konnte es nicht ertragen und lief zurück ins Haus, die Treppe hinauf auf den Boden. Matt und müde blieb er vor einer alten, beſtaubten Kiſte ſitzen. Die Gedanken waren ihm ausgegangen. Ohne zu wiſſen, was er that, hob er den Deckel auf und ſah in den leeren Raum der Kiſte und bückte den Kopf immer tiefer und ſtarrte den ſtaubigen Boden an und ließ den Blick unverwandt in einem Winkel hangen, als ob er die Spinnen dort beobachtete, die er doch gar nicht ſah. Der Bauernadvokat war muthlos und plötzlich alt und gebrochen. Eine dumpfe Stimme wiederholte immerwährend in ihm: des Kontraktes wegen, des Geldes wegen haſt du's ſo weit gebracht — haſt du beide Söhne ermordet — du biſt Schuld daran! Der Angſtſchweiß ſtand ihm kalt auf der Stirne, während das Blut heiß und pochend durch die alten Adern rannte. Endlich ſprang er auf. Er ſchüttelte den Kopf, der von der gebeugten Stellung ſchwer geworden und in dem es düſter ſummte und brummte, ſah ins Sonnenlicht, ſtreckte ſich mit Gewalt und ging ruhigen Schrittes wieder hinab in die Stube. Offenbar hatte er ſich wieder gefaßt, war er zu einem Entſchluſſe gekommen. Er nahm ſeinen langen, mit ſilbernen Knöpfen beſetzten Rock aus dem Schrank und zog ihn an, ſetzte die grüne Sammtkappe auf und darüber den großen, breitkrämpigen Filzhut, der hinten aufgeſchlagen war, nahm das lange, mit Quaſten verzierte ſpaniſche Rohr in die Hand und ging hinaus durch den Garten und hinter dem Dorfe herum nach dem Walde — durch die Duſchniker Vorpoſten durch — ernſt, würdig, gravitätiſch — daß ſie ihn nicht aufzuhalten wagten — zu Peter Bureſch.

In der That, wie er dahin ſchritt durch den Wald, neu geſammelt, mit friſch zuſammengeraffter Kraft nach überwundenen Stunden des dumpfſten Schmerzes, der noch in ihm nachzitterte und das bleiche Geſicht mit ſanfter Röthe bedeckte — lag eine gewiſſe Würde auf ihm, die Ehrfurcht einflößte. Nicht der verſchmitzte, feine Bauernadvokat, der ſeine Umgebung zu benutzen wußte, war er in dieſem Augenblicke; nicht den Spekulanten und Handelsmann verrieth ſein Geſicht — es war der Vater, der dahin ging, ſeinen Sohn zu retten, bereit, jedes Opfer zu bringen, bereit zum Schwerſten: ſich zu erniedrigen, zu unterhandeln mit einem Menſchen, der außer dem Geſetze ſtand, mit einem beſitzloſen Abenteurer, mit einem Wilddiebe, auf den er herabſah; ja bereit, ſeine Kniee zu umklammern und ihn anzuflehen, das Leben ſeines Sohnes, den Erben ſeines Namens großmüthig und gnädig zu verſchonen — und endlich war es der Vater, der dahinging, ſich den bewußten Stolz zu retten, jenen Stolz, den nur der Bauer und der Adel kennt und der den mittleren Klaſſen unbekannt iſt, der Stolz des feſten Beſitzes, des Sitzens auf eigenem Grund und Boden, der auf Jahrhunderte zurückweist und hoffnungsreich und ſicher Jahrhunderten entgegenblickt. Der alte Mika ging hin, ſeinen Majoratserben zu retten, ausgerüſtet mit Aufopferungsluſt, mit Stolz und mit Liebe. So war er ſchön und würdig anzuſehn, denn aller Stolz und alles beſſere und weichere Gefühl, das er jetzt in ſich trug, drückte ſich in jedem Schritte, in jedem Blicke, in jeder Bewegung, in der ganzen Geſtalt des alten Mannes aus. Denket an Priamus, den einſt ſtolzen, nun gebeugten und hinfälligen König, den Gemahl der „ſchlotterichten Königin" Hekuba, der dahin geht, den Sohn, wenn auch als Leiche, vom ſtolzen Peleiden zurückzufordern!

Die Duſchniker, durch deren Reihen er ging, grüßten den alten Mika unwillkürlich, anſtatt ihn aufzuhalten. Man begreift's, daß ſich die Obtſchover von Dem regieren laſſen — ſagten ſie, ihm nachſehend, um ſich vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen,

da ſie einen gewiſſen Reſpekt vor dem Feinde in ſich aufſteigen fühlten. Selbſt Peter Bureſch ſtand bei ſeinem Herannahen vom Stein auf und ging ihm entgegen. Der alte Mika ging abſeits an einen alten Steinhaufen, der von Brombeer- und Himbeerſtauden bewachſen war, ſetzte ſich in den Schatten und winkte Peter Bureſch, ein Gleiches zu thun.

Peter Bureſch fühlte ſich einen Augenblick ebenſo wie jene beherrſcht durch die trauernde Würde und den gedankenvollen Ernſt des alten Mika und gehorchte unwillkürlich. Mehrere Minuten ſaßen ſie in Schweigen verſunken neben einander; Peter, niederblickend aufs Geſtein und die Eidechslein beobachtend, die zu ſeinen Füßen hin und her ſchlüpften; Mika, ſeinen langen Stock gerade vor ſich hinhaltend und das Kinn auf den Knopf geſtützt, betrachtete prüfend die harten Züge ſeines Gegners. Doch konnte die Herrſchaft, welche der Alte über den Raubſchützen ausübte, nur kurze Zeit dauern. Schnell beſann ſich Peter Bureſch und ſagte ſich, daß es nicht Zeit ſei, vor den grauen Haaren, vor dem ernſten Geſichte ſeines Feindes, der offenbar mit ihm zu unterhandeln kam, allzugroßen Reſpekt zu haben. Er fragte ſich: iſt es nicht der Bauernadvokat, der vor dir ſitzt? — der Freund und der Günſtling der Beamten? der Schreiber und Käufer verwickelter Prozeſſe? — der Spitzbube, vor dem man auf jedem Pferdemarkt auf ſeiner Hut ſein muß? der Geizhals, der in Strümpfen alte Kronenthaler ſammelt? Wie einen Schild gegen das Uebergewicht des alten Bauernadvokaten, holte er aus dem kälteſten Winkel ſeines Herzens das kälteſte, ſpöttiſchſte Lächeln hervor und ſchob es vor ſein Geſicht, das er in einem unbewachten, ſchwachen Augenblicke ehrfurchtsvoll gezeigt hatte. Der alte Mika, der ihn errieth, ließ ſich dadurch nicht ſtören und begann mit feſter, gehaltener Stimme, in welcher der innere Kampf der letzten Stunden nur noch leiſe nachzitterte, alſo:

Peter Bureſch, du haſt meinen Zdenko gefangen, als er in der unſchuldigen Abſicht kam, ſein Schweſterlein zu holen.

Ja, das that ich! antwortete Peter kurz.

Was denkst du mit Zdenko anzufangen? —

Was ich mit ihm und Liduschka, eurer Tochter, anfangen werde, hängt von Euch ab, Richter Mika.

Du wirst doch nicht so wahnsinnig sein, deine Kriegsartikel auf sie anwenden zu wollen? —

Gewiß werde ich so wahnsinnig sein. Hynek-Cöleſtinus, der arme Junge, den ihr schändlich mißbraucht habt und um den es mir in meiner Seele leid thut, hat euch gezeigt, daß ich mit meinen Kriegsartikeln Ernst mache — ich werde es um so mehr mit dem einzigen Sohne und Erben meines Feindes.

Peter Bureſch, fuhr der alte Mika in gleich ruhigem Tone fort, du weißt, daß ich dich in meiner Hand habe. Du weißt, daß ich weiß, daß du baieriſches Geld und baieriſche Waffen bekommen haſt und noch bekommſt. —

Ich weiß es — ich weiß, daß Ihr mich in Eurer Hand habt, daß Ihr einige Kompagnien gegen mich könnt marſchiren und mich hängen laſſen wie einen Hund — darum iſt es gut, daß ich auch Euch in meiner Hand habe, und ſchwöre es Euch bei Allem, woran Ihr glaubt, daß, ſobald ich erfahre, daß Ihr den geringſten Wink nach Prag gegeben, ich meinen Wink gebe, und Euer Sohn hängt am nächſten Baume. —

Der arme Zdenko, der Schuld daran iſt, daß nicht ſchon jetzt das hohe Landesgubernium die Anzeige in der Hand hat? — ſeufzte Mika, und es lag ein Ton des Vorwurfs in ſeiner Frage.

Ich weiß es, antwortete Peter, und es thäte mir leid um ihn, er iſt ein guter, braver Junge, aber die Sünden der Väter werden an ihren Kindern geſtraft, und Jeder muß ſich ſeiner Haut wehren, und bittere Rache iſt ſüß.

Der alte Mika ſchwieg. Ein ſchwerer Seufzer hob ſeine Bruſt, den er vergebens niederzuringen ſtrebte. Er begann am ganzen Leibe zu zittern, und der Stock, den er bisher wie eine Stütze krampfhaft umklammert hielt, entfiel ſeinen Händen. Er legte ſein Haupt, um es zu ſtützen, an die Steine und glitt mit dem

ganzen Körper, den er nicht mehr ſchien bemeiſtern zu können, tief hinab, ſo daß er gegen ſeinen Willen wie ein Flehender zu Füßen Peter Bureſchs lag. Sein ganzer Stolz war dahin. Er breitete die zitternden Arme aus und rief: Gib mir meinen Sohn wieder und nimm mein Haus und meine Felder! Keine Art ſoll mehr an euren Wald gelegt werden, das ſchwör ich dir bei der heiligen Jungfrau vom heiligen Berge, und ſollte ich als Bettler, verachtet und gedemüthigt, von Dorf zu Dorfe ziehen, bis ich hinter irgend einer Hecke mein elendes Leben aufgebe, wie ein herrenloſer Hund — nur daß der unglückſelige Streit um den Wald ein Ende habe!

Peter Bureſch lächelte. Dein Haus, deine Felder — ſprach er — kann ich nicht brauchen, ich bin der Heimatloſe und will kein Eigenthum, das ſich an meine Verſe hänge, und um den Wald, das weißt du, handelt es ſich auch nicht mehr. Auch bin ich kein Menſchenverkäufer und will weder mein Leben erkaufen, noch das Leben deines Sohnes verkaufen. Er iſt mir ein gutes Pfand, daß du dich nicht rührſt und zum Verräther werdeſt an deines Gleichen bei den Beamten und Herrn. Doch gibt es ein Mittel, ihn zu retten. Schließe dich uns an!

Der alte Mika ſchüttelte traurig den Kopf.

Das kann ich nicht — ſagte er leiſe, doch entſchieden, ohne ſich lange zu beſinnen.

Schließe dich uns an — wiederholte Peter Bureſch dringend — geh mit uns, alter Bauernadvokat! Sieh, ich gebe den Bauern das Vertrauen auf ihre Kraft, du, der Mann des Geſetzes, der alte Bücher lieſt, wirſt ihnen das Vertrauen auf ihr Recht geben, das ſie noch nothwendiger brauchen. Was haſt du zu fürchten? Mit dir gehen alle Dörfer jenſeits des Waldes — ſo ſind wir ſtark genug, den Anſchluß der Bauern aus dem ganzen Brdywalde abzuwarten. Die geſchundenen Unterthanen der kaiſerlichen Herrſchaften im Blanskywalde werden uns mit Jubel zuſtürzen und mit ihnen die Schaaren von Eiſenarbeitern und Kohlenbrennern der Pirglitzer und Fürſtenbergiſchen Wälder, die

ausgehungert ſind, daß ſie Baumrinde mahlen und Brod daraus backen. So wird es hinaufgehen bis Pleß und Joachimsthal zu den magern Bergleuten. Wir alle haben einen Halt an Baiern, das uns den Rücken deckt — ebenſo wie die Chlumetzer Bauern, aus alter Zeit unruhige Köpfe, an Preußen. Zeige ihnen nur die Schlöſſer mit ihren Schüttböden und die Klöſter mit den verborgenen Schatzkammern, und du wirſt ſehen, wie ſie uns zuſtürzen zu Tauſenden, unwiderſtehlich und gewaltig, und das Alles, während die Kaiſerlichen mit hundert Feinden ſich zu ſchlagen haben. Wenn jemals eine Zeit da war, Recht und Rache zu nehmen am übermüthigen Herren- und Beamtenpack oder den Blutegeln von Pfaffen, ſo iſt es jetzt. Und haben die Bauern nicht Recht? Fühlſt du nicht die Nothwendigkeit, alter Mika, dir auch einmal Recht und Rache zu verſchaffen? Dich aller Laſten und Hudeleien abzuthun? Schämſt du dich nicht vor deinem Ackergaul, der ſich bäumet, wenn du ihm einen Schlag zu viel gibſt?

Das kann ich nicht! — wiederholte Mika wie zuerſt mit hängendem Kopfe, mit demſelben Tone der Stimme; und mit einer Art von Stolz fügte er hinzu: Ich bin ein Mann des Geſetzes. Wenn mir ein Unrecht geſchieht, ſetze ich mich hin und ſchreibe und ſetze Alles klar auf und mache meine Eingabe an das Amt — und wenn ich einen Beſcheid bekomme, der mir nicht behagt, fange ich von vornen an, ſetze meine Schrift noch klarer auf, berufe mich auf die Geſetze und gehe durch die Inſtanzen. Es geſchieht mir auch ſelten Unrecht — denn ich ſtehe gut mit den Beamten und weiß mich auch an ihnen zu rächen. Ich führe auch einen Krieg — ich liege auch im ewigen Kampfe, aber immer mit dem Geſetze in der Hand, und ich gewinne mehr als die Herren und Beamten — ich arbeite nicht, ich betrüge ſie, ich mache Lieferungen und bekomme zehnmal ſo viel von der Kaiſerin zurück, als ich ihr an Steuern zahle, und die Herren und Beamten, vor denen ich mit dem Hute in der Hand ſtehe, ſind erbärmliche Hungerleider neben dem alten Mika. — Das iſt mein Krieg — ſehe Jeder, wie er ſich helfe — Jeder hat ſeinen Kopf — Mancher

nur ſeine Arme — doch ſteht Jeder auf eignen Füßen. Ein anderer Krieg — das iſt wider meine Natur. Und mit Preußen und Baiern mich einlaſſen, das iſt gegen die Anſtammung, gegen die Kaiſerin, das iſt wider das Recht — wir gehören den Habsburgern.

Gehören? — ſchrie Peter Bureſch, indem er aufſprang. — Angehören? — keinem Menſchen gehöre ich an — erſt wenn mich Einer todtgeſchlagen, gehöre ich ihm an, früher wehre ich mich. Und was das Recht und die Anſtammung betrifft, kannſt du dich beruhigen. Ich weiß, was man in Baiern weiß, von Urkundenfälſchung und Diebſtahl, und daß, wenn es nach der alten Geſchichte von Urkunden und Erbſchaften gehen ſollte, wir jetzt dem Baier angehören müßten, und nicht dem Oeſterreicher.

Das ſind Dinge, die wir nicht wiſſen können und die wir nehmen müſſen, wie man ſie uns ſagt, und über die wir nicht disputiren können, Peter Bureſch — ich bin gekommen, dich um meinen Sohn zu bitten.

Geh mit uns, und du ſollſt ihn haben — rief Peter ungeduldig.

Ich kann nicht! ſeufzte Mika, indem er aufſtand.

So ſollſt du auch deinen Sohn nicht haben!

Hilf mir Gott! ſeufzte Mika — du verſprichſt mir aber, ihn zu ſchonen?

So lange du nicht die Anzeige nach Prag machſt.

Ich ſchwöre es dir, rief Mika. —

So kannſt du ruhig ſein, antwortete Peter — er bleibt mir nur als Unterpfand deines Schwures.

Lebe wohl! ſagte Mika und ging waldeinwärts. Wie er den Rücken wandte, verwandelte ſich auch der Ausdruck ſeines Geſichtes. Die Trauer, die Würde, der Stolz waren verſchwunden — ein ſchlaues, boshaftes, kluges, mit ſich ſelbſt zufriedenes Lächeln bedeckte es. Ich habe dir nur geſchworen, murmelte er, die Anzeige nicht nach Prag zu ſchicken — dummer Dieb. Ich heiße nicht umſonſt der Bauernadvokat!

Aber ſeine ganze Heiterkeit gewann er erſt, als er wieder in

Hemdärmeln auf ſeiner Stube am Tiſche ſaß und, die Feder in der Hand, einen großen Bogen vor ſich, zu ſchreiben begann:

„An die ehrwürdigen Väter von der heiligen Geſellſchaft Jeſu im Kloſter zu Oborſchiſcht.

Ehrwürdige und heilige Väter!

Sintemalen ich ſchließlich und Ergebenſt gefertigter Bauer und Dorfrichter von Obtſchov beides bin, ein treuer und Unterthänigſter Knecht, Bauer und Unterthan Ihrer Mächtigſten Majeſtät der Kaiſerin, als wie auch ein allergetreueſter Sohn, Mündel und Knecht der Allerheiligſten Kirche und Ihrer Prieſter und Diener, meiner Herren und Gebiether, als Leiter zum Seelenheil und Ewigen Leben — als welchen mich alle Beamten und Herren, ſo wie auch viele Atteſtate und Zeugniſſe hinſtellen und als welchen mich auch die Heiligen Väter von der Geſellſchaft Jeſu Nicht leugnen werden — nehme ich mir in Erſterbender Unterwerfung und Demüthiglichkeit die Erlaubniß, Eure Hochwürden Eine Beſondere anzeige zu machen, von einer Spetzies Facti, als welche ſich ſeit mancher Zeit im Lande zuträgt.

Eure Hochwürden Heilige Väter: Es hat ſich nämlich ſo zu ſagen ein Ereigniß aufgethan im Dorfe Duſchnik und in dem ganzen Thal am Bache der Litawka, als welches Ereigniß ein wahrhaftiges Factum und Gewaltige Awanture und Felonie wenn nicht ſchon iſt, in Baldiger Friſt werden Kann und Wird. Indeme im beſagten Dorfe Duſchnik noch nicht beſagter Peter Bureſch, ein Wilddieb und Verwogener, im ganzen Böhmerwalde Verrufener Purſch, ſich als Anführer nennt und nichts anderes iſt, als wie ein Gottesleugner, welcher die Heilige Jungfrau vom Heiligen Berge wie alle andern heiligſten Heiligen Verachtet und auch den Weltlichen Autoritäten, Magiſtraten, Richtern, Beamten, Herrſchaften bis auf die Höchſte Kaiſerin hinauf nicht den geziemenden, ſchuldigen, Erſterbenden Reſpekt beweist, Sondern vielmehre wie die Heiligen Diener der Kirche ebenfalls verachtet und deſpektirt, als Nicht ziemlich iſt und geſetzlich — ja und

endlich ſich ſogar zur Uiberfülle mit dem Feinde Ihrer Majeſtät der Kaiſerin verbunden, mit dem Churfürſten von Baiern Gnaden zum Zweck und Mittel einen Gewaltigen Krieg und Aufruhr ſammt Rebellion im Böhmerlande zu Erregen als man ſeit Zizkas Zeiten nicht geſehen, ebenfalls die Klöſter und heiligen Kirchen zu Zerſtören, Güter unter tummes Pauernvolk zu vertheilen, wie ſchon alles in alten Zeiten da geweſen, von den Herrſchaften zu befreien, wozu Alles benamster Peter Bureſch bairiſches Geld in Hülle und bairiſche Waffen in Fülle gewißlich erhalten hat, was ich Alles durch Eid und Zeugen und durch den Duſchniker praven Pauern und Angeſeſſenen Martin Kinnich eidlich niederlegen als auch beichten kann, nach Eur Hochwürden Wunſch, Befehl Ermeſſen oder begehren.

Denn es iſt ſothanes Ereigniß mehr denn als eine gewöhnliche Pauernprügelei und hat ſchon viele junge Leben dahingerafft, gleich wie in einem wahrhaftigen Kriege auf Befehl Peter Bureſchs durch Blei, Strick und Gefangennehmung. Nicht kann ich verſchweigen, daß ganz ſicherliche Nachrichten beſagen wie viel benamſter Peter Bureſch die Helviten und Verſpotter Unſerer Heiligen Religion aus dem Dorfe Ribnik, in der Nähe vom Kloſter Eur Hochwürden hat allenfalls und gleichmäßig Aufgefordert mit ihm zu ziehen und zu rauben, was ſie wahrſcheinlichſt befolgen werden, ich aber nicht beſtimmt weiß. Dieſes Alles habe ich klar Aufgeſetzt zu Euer Hochwürden der Heiligen Väter gnädigen, weiſen und Heiligen Ermeſſen und Beachtung, was Sie damit anfangen wollen, ob Beachten oder Verwerfen nach Ihrer Weisheit und Göttlicher Einſicht uns zu bewahren vor der Strafe, oder Hinzugeben als ſündige menſchen der Geißel welche uns und unſeren Herrſchaften und Glauben heraufzieht als eine ſchwarze Wolke, wie es ſich geziemt und es Pflicht für einen Treuen Diener Ihrer Majeſtät und einem frommen Knecht der Kirche als welcher ich ſterben werde

Martin Wenzeslaus Mika
Dorfrichter von Obtſchov."

Ueber dieſe Arbeit war es Abend und dunkel geworden. Doch trotz der Dunkelheit ſaß der Bauernadvokat noch lange da und betrachtete mit ſelbſtgefälligem Lächeln den großen beſchriebenen Bogen, ſchob ihn weit von ſich, um ihn aus der Ferne zu bewundern, oder hielt ihn nahe vor die Augen, um ihn genau zu prüfen, und freute ſich, wie ſchön ſich die ausgemalten Anfangsbuchſtaben und wie würdig ſich die Schrift im Ganzen ausnahm. Hinter dieſer kleinen Eitelkeit des Schönſchreibers verſteckt aber lag der Stolz des Advokaten, der Stolz auf ſeine Klugheit. Wie vorſichtig und wie aufreizend zugleich hatte er nicht Alles angedeutet, was er andeuten wollte; wie klug hob er Alles hervor, was die Brüder Jeſuiten aufbringen mußte, und wie klug vor Allem ſtellte er ſich ſelbſt als loyalen Unterthan und frommen Chriſten hin! Der klügſte von allen aber war der Urgedanke, ſich an die Jeſuiten zu wenden. Sie werden mit einem Worte ſchneller eine Prager Kolonne in Bewegung ſetzen, als er, der arme Dorfrichter, es mit hundert Anzeigen, Eingaben und Bittſchriften vermocht hätte! Ihr Einfluß begann zwar, wie man allgemein wußte, bei Hofe und Regierung etwas abzunehmen, aber mit deſto größerem Eifer werden ſie eine Gelegenheit ergreifen, ſich der Regierung ergeben zu beweiſen — ſich als die Hüter der Ruhe und Ordnung hinzuſtellen; und mit welcher Geſchicklichkeit werden ſie aus der Duſchniker Maus von einem Aufſtande einen Elephanten von Bauernrebellion machen!

So meditirte Mika, ſo lange er noch einen Buchſtaben ſeiner Schrift ſehen konnte, dann ſtand er auf, um den Kantor zu holen, den er auserſehen hatte, ihn als ſeinen Geſandten mit der Schrift nach Oborſchiſcht zu ſchicken.

Der trat eben ein, aber verdrießlich aufgeregt.

Da ſitzeſt du, unſer Richter, rief er grollend, und weißt nicht, was da draußen vorgeht und welche neue Gefahren ſich über unſerem Haupte zuſammenziehen. Die Helviten, die Ribniker Ketzer, marſchiren wirklich und ſind die Bundesgenoſſen von Peter Bureſch. Sie haben ſich Waffen verſchafft und rückten heute

plötzlich vor das Oborschischter Kloster, um Gott weiß welche kirchenschänderische Geschichten auszuführen. Zum Glück hatten die heiligen Väter Jesuiten den gerechten Geruch und besetzten das Kloster noch zur guten Zeit mit den Oborschischter Bauern und jagten die Ketzer zurück.

Das ist ja gut! sagte Mika, der daran dachte, daß nun seine Schrift doppelten Glauben finden werde, und sich freute, daß die Jesuiten mit in den Handel gezogen und zu seinen unfreiwilligen Bundesgenossen gemacht seien.

Ja, es wäre gut — fuhr der Kantor fort, wenn sich die Ketzer nicht zwischen dort und Obtschov gelagert hätten, um sich mit dem Ungarmichel aus dem Meierhof zu vereinigen und mit ihm vereinigt das Kloster zu stürmen und dann mit Feuer und Schwert gegen uns und unsere Freunde zu wüthen.

Das ist nur darum traurig, antwortete Mika nachdenklich, weil wir nun vom Kloster abgeschnitten sind und mein Brief schwerer dahin gelangen wird. Du wirst einen großen Umweg über Liha und die Bukowaner Wälder machen müssen.

Ich? — rief der Kantor erschrocken — die heilige Jungfrau bewahre mich! Wenn sie mich erwischen, hängen sie mich gewiß. Jedes Kind kennt mich in der Gegend, und wenn sie mich sehen, wissen sie gleich, daß es sich um was Wichtiges handelt, und fangen mich auf, und weil ich so halb und halb auch ein Diener der heiligen katholischen Kirche bin, hängen sie mich gewiß. Nein, Richter, ich gehe nicht.

Nun, wen soll ich denn schicken? Es ist Gefahr im Verzug — der Brief muß noch heute fort.

Irgend einen unschuldigen, unverfänglichen Menschen, dem man es nicht zutraut, daß er vom Bauernadvokaten an die Jesuiten geschickt wird. — Halt — sieh da! rief plötzlich, wie über einen guten Gedanken erfreut, der Kantor, dort sitzt dein Bote und kaut eine Rübe.

Er deutete mit der Hand hinaus auf eine Hausschwelle mitten im Dorfe, wo vom Monde beschienen der tolle Honsik saß

und ruhig im Bereiche der Flinten des Ungarmichels ſein einfaches Abendmahl zu ſich nahm. Siehſt du, fuhr der Kantor fort, wie er jetzt ſo ruhig daſitzt, während kein anderer Menſch ſich hinauswagt und es den Duſchnikern im Meierhofe nicht einfällt, ihn zu ſtören? eben ſo ungefährdet kann der mitten durch die Ketzer gehen. Den hält kein Menſch auf, denn keinem Menſchen fällt es ein, daß er was Vernünftiges zu verrichten habe.

Der alte Mika lächelte ſchmerzlich. Sollte er ſeine ſo weiſe Schrift einem Wahnſinnigen anvertrauen? ſeine ſo wichtige Unterhandlung mit dem mächtigſten Orden der Welt durch einen ſolchen Boten ſo ſehr herabwürdigen? Aber er würdigte die Gründe des Kantors und fügte ſich der Nothwendigkeit.

Der Brief war bald gefaltet und mit einem großen Siegel und dicker Aufſchrift verſehen, und der tolle Honſik war bald inſtruirt. Er lächelte blödſinnig zu Allem und ſchüttelte den Kopf, was Verſtändniß bedeuten ſollte, und machte einen großen Freudenſprung und jauchzte, als man ihm ein köſtliches Frühſtück im Refektorium in Ausſicht ſtellte. Was waren dagegen alle Gefahren, vor denen man ihn warnte! — er lachte toll auf, wenn man ihm von Hängen ſprach. Die Hundstage waren ja nahe, und es begann zu kochen und zu gähren in ſeinem Gehirn. Die verborgenen und verſteckten Umwege, die man ihm empfahl, kannte er alle und verſprach murmelnd, ihnen zu folgen. Er ſchob den dicken Brief unter das Hemd und eilte über Hecken und Umzäunungen davon. Die Duſchniker im Meierhofe, die ihn ſo dahin laufen und ſpringen ſahen, ſagten: der tolle Honſik beginnt ſchon ſeine Wanderungen, wir werden bald ſehr heiße Tage bekommen.

In derſelben nächtigen Stunde läuft, auf denſelben nächtigen und verborgenen Wegen, oder vielmehr kreuzt ſie ein anderer, holderer, ſchönerer Bote — wenn er etwas flinker iſt als der tolle Honſik, ſo begegnen ſie ſich gewiß, was gefährlich werden könnte. Nun, ſo werden ſie ſich begegnen, denn der andere, ſchönere, holdere Bote ſchwebt dahin wie ein Luftgeiſt — kaum daß ſich die

Gräſer unter ſeinen Füßen neigen; die Gebüſche, durch die er ſchlüpft, ſäuſeln nur, als ob ſie ein Vogel im Fluge mit ſeinem ſchwachen Flügel geſtreift hätte. Es iſt, als ob der ſchönere Bote an den Mondſtrahlen hinlaufe, angezogen von ihren magiſchen Kräften, während ſich der Andere wie ein Eber ebenfalls eilig und ſchnell, aber plump durch das Dickicht arbeitet. — Wer kann laufen wie Lunetta? Sie iſt der Bote Peter Bureſchs und läuft dahin, um den Ketzern, die unfern dem Kloſter lagern, zu ſagen: „Seid brav, Brüder Ribniker! Morgen muß das Kloſter genommen ſein, denn es iſt ein feſter Punkt, und wir haben dann drei feſte Punkte: den Meierhof, das Kloſter — und ich ſelbſt nehme in derſelben Nacht das hochgelegene Schloß von Hluboſch trotz der fürſtlichen Leibwache. Wir beherrſchen dann den ganzen Wald und ſtrecken unſere Hand aus über die Schlöſſer von Ginetz, Horſchowitz u. ſ. w. und über alle Klöſter des weiten Brdy- und Blanskywaldes. Beeilet euch, denn der Verrath hängt über unſern Häuptern! Was ihr im Kloſter erbeutet, gehört euch, und die Kirche, die man euch in Ribnik zu bauen verwehrt, wird ſich aus katholiſchem Klingelbeutel gut aufführen laſſen. In drei Tagen vereinigen wir uns!“

Lunetta wiederholt ſich die Botſchaft ihres Herrn und Meiſters, um ja keine Sylbe zu vergeſſen, und ſo murmelnd läuft ſie immer weiter. Wie ſie aber bei Dol über eine Hecke ſetzt, will eben von der andern Seite wieder Einer herüber. Im Sprunge ſehen ſich die Beiden an und erkennen einander. Lunetta erſchrickt — ſie hat eben die Worte wiederholt: „Verrath hängt über unſern Häuptern.“ Der tolle Honſik lächelt. Er weiß ſehr wohl, daß Lunetta zu Peter Bureſch gehört, auch daß ſie ſein Spion iſt — wie er von ſeinen Streifereien überhaupt Vieles weiß — er wußte es ſchon, als Lunetta im Dorfe war, aber er ſagte nichts, weil er überhaupt nichts ſagt. Er ſagt auch jetzt nichts und eilt dem Befehle gemäß weiter.

Nach einigen Sprüngen ſchlägt er eine wilde Lache auf und ſieht ſich nach Lunetta um, die ihrerſeits auch ihm nachſieht. Der

tolle Honſik kann nicht umhin — Ha, ha! lacht er noch einmal, und mit triumphirender Schadenfreude hebt er mit der einen Hand hoch einen Brief empor und droht mit der andern. Dann läuft er wieder weiter. Lunetta ahnt nichts Gutes. Sie ſieht ihm nach und überzeugt ſich, daß er gegen das Kloſter zu läuft. Schnell entſchloſſen ihm nach — mit wenigen Sätzen über Hecken, Geſträuch und Feldraine hat ſie ihn erreicht.

Wohin eilſt du, toller Honſik? fragte ſie gebieteriſch.

Kloſterfrühſtück! wiehert der tolle Honſik.

Lunetta ſpringt ihn an, wie eine wilde Katze und faßt nach dem Briefe. Entreißt ſie ihn dem tollen Boten, ſo wird ſie zu fliehen wiſſen — und der Arme iſt um ſein Kloſterfrühſtück. Aber ein gewaltiger Fauſtſchlag auf die Bruſt wirft ſie zurück ins Gebüſch, wo ſie regungslos liegen bleibt.

Neuntes Kapitel.

Mit welch gleichmäßiger Klugheit haben die heiligen Väter von der Geſellſchaft Jeſu überall ihre Behauſungen gebaut! Jedes Kloſter eine kleine Feſtung, von geiſtigen und ſteinernen Mauern umgeben. Jedes Kloſter ein regelmäßiges rechtwinkeliges Viereck, deſſen drei Seiten vom Wohngebäude gebildet ſind, an welches ſich als vierte Seite die Kirche anſchließt. Der innere feſtgeſchloſſene viereckige Raum, der ſo entſteht, iſt in einen Garten umgewandelt, auf welchen nur die Fenſter der inneren langen, dunkeln, geheimnißvollen Gänge blicken und der jedes profane Auge ausſchließt. Ein ſolcher Raum, ein ſolcher Garten iſt nothwendig. Dann kommt der ſcheinbar nicht nothwendige Garten, der bloß der Obſtzucht wegen da zu ſein vorgibt und ſich faſt rings um das ganze Kloſter zieht. Aber ſeine Mauern ſind hoch, feſt und ſicher. Die Mauern endigen auf der einen Seite vor der Pforte des Kloſters, auf der andern vor der Kirchenfaçade, welche ſtolz und herausfordernd in die weltliche Welt hinausblickt. Aber vor der Kloſterpforte iſt noch durch Mauern ein Hof gebildet, welcher, wenn es Noth thut, auch durch ein Thor geſchloſſen werden kann. Nur der Raum vor der Kirchenfaçade, mit den ſtolzen, breiten, hohen Kirchentreppen, iſt frei. Die Heiligen in den Niſchen und auf dem Steingeländer der Treppe ſind ganz gute Schildwachen. Die äußere Gartenmauer iſt wo möglich von einem Fluſſe oder Teiche auf einer oder zwei Seiten beſpült. Es iſt ein Zufall, daß das Kloſter juſt da am Waſſer und nicht anderswo gebaut iſt. Auch iſt es ein Zufall, wenn es mit dem Hintertheil an irgend einem ſteilen Abhange ſteht, wie eine alte Burg, was

man gewöhnlich nicht bemerkt, wenn man es da anſieht, wo es zur Anſicht herausfordert, an der vordern Seite. Außerdem liebt es die eine Seite, die nicht vom Waſſer beſpült iſt oder nicht auf einem ſteilen Abhange ſteht, ins leere Nichts hinaus zu ſehen, wo weder Dorf- noch Stadthäuſer ſtehen, kurz wo man ganz unbeobachtet iſt, oder gar wo ſich ein Gehölz, ein Wald, ein Gebüſch anſchließt. Da iſt gewöhnlich eine kleine unſcheinbare Pforte angebracht, von der es heißt, daß ſie faſt nie geöffnet wird. Durch dieſe Pforte können Beſuche einkehren, weltliche und geiſtliche, können Boten abgeſchickt und empfangen werden, ohne daß es eine Seele im Dorfe oder in der Stadt nur ahnet. So iſt jedes Jeſuitenkloſter, wie wir ſagten, eine kleine Feſtung, die zwar keine lange Belagerung aushalten, aber einen möglichen Feind doch wenigſtens ſo lange aufhalten kann, bis man Bücher, Papiere, Schätze oder andere dem weltlichen Auge nicht gut thuende Dinge entfernt hat.

So war auch das Jeſuitenkloſter von Oborſchiſcht gebaut. Es hatte zwar keinen Fluß, aber auf der rechten Seite einen großen breiten Teich, um die Fiſche darin zu erhalten, die man doch an den vielen Faſttagen braucht — und hatte keinen Abhang, ſondern einen kleinen Wald, der ſich rückwärts dicht an die Gartenmauer anſchloß, und eine Kirchenfaçade, die glänzend, bunt, von heiligen Bildern mit vergoldeten Strahlenkronen dicht beſetzt, und mit einer hohen, breiten, weißen Treppe weit hinaus glänzte ins chriſtliche Land.

Auf all den Herrlichkeiten von Heiligenbildern, Nimbuſſen, Säulen und Säulchen, gemalten und ungemalten kleinen, achteckigen, bleieingefaßten Scheiben, aus denen die hohen runden Fenſter beſtanden, ſpielten vergoldend die Morgenſonnenſtrahlen, daß die Kirchenfaçade ausſah wie eine große, künſtlich gearbeitete Goldmonſtranz, die der Pfaff vor ſich herträgt am Frohnleichnamstage. Drin brummte die Orgel und tönte das Glöckchen des Miniſtranten, denn die heiligen Väter Jeſuiten ließen ſich durch den ketzeriſchen Feind nicht ſtören in ihren frommen Ver-

richtungen. — Uebrigens hatte ſich der ketzeriſche Feind jenſeits eines Gehölzes bis gegen Langlhota, ungefähr eine Stunde weit gegen Obtſchov, zurückgezogen, und das Kloſter war von gläubigen Bauern beſetzt.

Die Frühmeſſe war zu Ende, die Gläubigen verließen die Kirche, Weiber und Kinder bekreuzten ſich und gingen mit Verachtung an der Geſtalt vorüber, die draußen auf der Treppe lag, denn die Geſtalt war eine Zigeunerin, war Lunetta.

Sie hatte ihren Auftrag bei den Ribniker Helviten beſtellt und folgte dann ihrem klugen Inſtinkte zum Kloſter, um zu ſehen, ob ſie nicht hier Peter Bureſch und ſeinen Verbündeten, den Helviten, nützen könne, denn Peter Bureſch hatte ihr aufgetragen, zu thun, was ſie für gut halte, und, wenn nöthig, auch ein wenig zu ſpioniren. So lag ſie da, ermüdet von der nächtlichen Wanderung und dem Kampfe mit dem tollen Honſik und doch wachſam und aufmerkſam, ſo zu ſagen, mit einem ſchlafenden, einem wachenden Auge, die Gelegenheit zum Handeln erwartend. Man hatte ihr den langen, hagern, bleichen und ſchönen Pater Quirinus bezeichnet, als den Mann, der bei dem hohen Alter des Superiors des größten Anſehens im Kloſter genieße und deſſen Angelegenheiten leite. Wenn es ihr nur gelänge, ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen!

Ein Blick in die Kirche ſagte ihr, daß er eben die Meſſe celebrirte. Warte, bis er vielleicht herauskommt!

Der letzte Gläubige war eben die Treppe hinabgegangen. Lunetta ſtreckte ſich auf eine der mittleren Stufen hin, zog den einen kleinen, im rothen Pantöffelchen ſteckenden Fuß zurück, zeigte aber den andern um ſo deutlicher, indem ſie ihn die Stufe hinabhängen und ſeine ſchöne volle, doch zarte Form ſehen ließ, was das kurze Röckchen nicht verhinderte. Dann ſchob ſie das Tuch vom Kopfe, ließ die dicken ſchwarzen Locken herabhängen, legte beide Hände unter den Nacken und that, als ob ſie ſchliefe, unbekümmert um die Sonnenſtrahlen, die ihre blaſſen braunen Wangen mit einem ſanften Roth überzogen und auf den feinen

ſchwarzen Brauen glänzten. So erwartete ſie den ſchönen, hagern Pater Quirinus.

Er ließ nicht lange auf ſich warten. Lunetta hörte deutlich, wie die lange Kutte das Schiff der Kirche entlang ſchlurfte und ſich näherte. Er muß in tiefe Gedanken verſenkt einhergegangen ſein, denn er merkte das Hinderniß nicht, das ihm im Wege lag, und trat gerade auf die Hand, die ſich ihm entgegenſtreckte, während die Schlafende ſich eben umwendete — wobei ihr ganzer Leib einer ringelnden Schlange oder einer ſanften Welle glich. Erſchrocken ſprang der Pater Quirinus zurück.

Aber die Zigeunerin muß ſehr ſchlaftrunken ſein, denn ſie merkt gar nichts, holt tief Athem, wobei ſich ihre ſchöne Bruſt ſo gewaltig hebt, daß ſie das dünne Sammetleibchen zu ſprengen droht, und ſchläft weiter.

Ueberraſcht ſieht Quirinus auf die Erſcheinung nieder. Wie ſchön iſt ſie! Er kann den Blick nicht von ihr wenden. Er ſieht ſich um, er iſt allein. Sachte ſchiebt er mit dem Fuß das Ende des Tuches zurück, das das halbe Geſicht Lunetta's verdeckt. — Welche liebliche, kindliche Ruhe — welche Brauen, welche Locken! — So ſteht er einige Minuten.

Dann plötzlich wendet er ſich — er will durch die Kirche und Sakriſtei auf ſeine Zelle zurück.

Aber noch einmal möchte er die langen Wimpern ſehen, die ſich auf den blaſſen Wangen ſo ſchön abzeichnen. Pater Quirinus malt in ſeinen Mußeſtunden und will ſich den Effekt merken. Aber während er ſich abgewendet, hatte die Schlafende wieder das Tuch über das Geſicht geworfen — der Pater verſucht es wieder mit dem Fuße. Es geht nicht, die Schläferin hatte ſich zu feſt verhüllt. Er muß ſich bücken und es mit der Hand verſuchen.

Da erwacht die Zigeunerin. Raſch erhebt ſie den Oberleib, reibt ſich die Augen und blickt lächelnd zum erſchrockenen Pater auf. Er hat ſich ſchnell gefaßt und eine ſtrenge Miene vor ſein Geſicht geſchoben. Lunetta läßt ſich nicht ſtören, blickt immer ſchelmiſcher und beginnt zu kichern, während ſie ihre Kleider in

Ordnung zu bringen ſucht und ihr Kopftuch mit bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit wie einen Turban ums Haupt windet.

Im ſchönen blaſſen Pater Quirinus beginnt es zu kochen. Doch bleibt er ruhig und ſtreng. Er ſteckt die rechte Hand in die Bruſtfalte der Kutte und beißt ſich die Lippen, ohne von Lunetta nur einen Blick wegzuwenden. Nach einer langen Pauſe erſt fragt er mit feſter Stimme:

Wer biſt du?

Eine arme Zigeunerin, wie Ihr ſeht, ehrwürdiger Herr!

Und du läufſt ſo allein in der Welt herum, ohne Mutter und Brüder? —

Ganz allein, frei wie der Vogel in der Luft — ohne Mutter und Brüder.

Wie wagſt du es, unglückſelige Heidin, dich ſo ehrfurchtslos hierherzulagern vor die heilige Kirche? —

Eine unglückſelige Heidin? — ei, hochwürdigſter Herr, ich bin eine ganz richtige gute Chriſtin.

Du biſt getauft? —

Allerdings und von einem ſchönen, jungen Pater Jeſuiten, der auf Befehl Ihrer Majeſtät der Kaiſerin auf der Debreziner Puſta in Ungarn umherzog, um unglückſelige, heidniſche Zigeuner zu bekehren.

Bei euch unglücklichen Zikani iſt ſelbſt die Kraft der heiligen Taufe oft verloren, und auch du ſcheinſt mir eine ſchlechte Chriſtin.

Prüfet mich, ehrwürdiger Herr, fraget mich aus, und wenn ich nicht das Pater Noſter und Ave Maria und den Katechismus auf ein Pünktchen auswendig weiß, ſo will ich von jetzt bis Oſtern kein Huhn wieder ſtehlen.

Der Pater Quirinus verſank in einiges Nachdenken. Scharf prüfend ſah er die Zigeunerin an, als ob er mit ſeinen Blicken ihre innerſten Gedanken durchdringen wollte. Immer wollte er ſprechen, immer hielt er wieder inne. Lunetta blickte immer ſchelmiſcher, kicherte wieder und verhüllte ihr Geſicht mit beiden

Händen. So ſprach ſie halb leiſe vor ſich hin: Ja, Hochwürdiger Herr, prüfet mich — Ihr ſeid ein ſo ſchöner hochwürdiger Herr, daß ich alles Vertrauen zu Euch habe.

Schweig! rief der Pater Quirinus — aber bald fügte er hinzu: Nun gut, ſo folge mir, ich will dich auf die Probe ſtellen.

Und ſo eilte er, ohne Lunetta weiter anzuſehen, mit großen Schritten über den Hof der Kloſterpforte zu. Lunetta hüpfend und ſchwebend ihm nach. Pater Quirinus zog einen Schlüſſel aus der Taſche und ſteckte ihn ſachte in das Schlüſſelloch, ſichtbar behutſam und vorſichtig. Doch hörte es der aufmerkſame Bruder Pförtner, der kleine, dicke, glatzköpfige Frater Procopius, und eilte hinaus, ſelbſt zu öffnen. Ein weinſtrahlendes gutmüthiges, unſchädliches Mondgeſicht. Quirinus ſtampfte verdrießlich mit dem Fuße.

Wen habt ihr da? — rief der Bruder Pförtner verwundert.

Einen Sack voll Neuigkeiten für eure Chronik, rief ſchnell gefaßt Quirinus, indem er auf die Zigeunerin zeigte.

Wie gütig ſeid Ihr, ſagte der Frater Procopius, Ihr ſorget immer für mich, denn Ihr ſeid weiſe und ſehet ein, wie nothwendig es iſt für Mit- und Nachwelt, daß jedes Kloſter ſeine Chronik und die Chronik der Umgegend ſchreibe. Unſer Orden war ja immer die Heimat aller Wiſſenſchaften. Was würde aus der Geſchichte ohne Kloſterchronik! Unſer heiliger Orden hat der Welt ſchon große Theologen und Philoſophen gegeben, wie Mariana, und Dichter, wie Baldus oder wie der Barde Sined, der eben jetzt zu unſerem Ruhme und Preiſe blüht — die Welt ſoll unſerem Orden auch einen großen Chronikenſchreiber verdanken! Ihr wißt es, daß ich nur aus Liebe für die Chronikſchreiberei den demüthigen Poſten eines Pförtners angenommen habe, der ich doch Kellermeiſter oder Archivar ſein könnte, nur weil man an der Pforte, zwiſchen der profanen und geiſtlichen Welt ſitzend, Alles beſſer erfährt, was die Menſchen thun und treiben, und was einmal vortreffliche Geſchichtsquellen gibt.

Der Chroniſt wollte ſich eben an Lunetta wenden, um ſie

auszufragen, als ſie wie überraſcht ausrief: War das nicht der tolle Honſik, der eben Holz in die Küche getragen hat? Alſo iſt er glücklich angekommen mit ſeinem Briefe vom alten Mika? —

Was weißt du davon? — fragte Quirinus erſtaunt.

Komme ich doch eben aus Obtſchov, antwortete Lunetta, wo ich beim Richter übernachtet habe. Der alte Mika iſt ſehr beſorgt, ob ſein Brief richtig angekommen, oder ob er von den Ribnikern aufgefangen worden iſt. Zigeunerin, ſagte er zu mir, ſuche ſo viel als möglich darüber zu erfahren und bringe mir Antwort. Du biſt unverdächtig und kommſt als Zigeunerin überall durch, während der tolle Honſik ſich am Tage nicht zurückwagen kann.

Gut, ſagte Quirinus, folge mir. Ich muß mit dir darüber ſprechen — fügte er laut hinzu — Bruder Procopius, ich ſchicke dir ſie in einigen Minuten wieder herunter.

Sie gingen die Treppe hinauf am großen Kruzifix vorbei und durch einen langen Korridor.

Unglücklicher Weiſe rief eben die Glocke ins Refektorium zum Frühſtück. Aus allen Zellen kamen die Mönche hervor und ſahen erſtaunt oder lächelnd den Pater Quirinus und ſeine Begleiterin an. Pater Quirinus machte ein verdrießliches Geſicht, das ſich auch nicht veränderte, als er mit Lunetta allein war in ſeiner Zelle. —

Du mußt ſogleich wieder fort, denn ich muß ins Refektorium.

Aber der alte Mika? —

Haſt du nicht gelogen in Allem, was du von ihm ſagteſt? —

Gelogen? — rief Lunetta verwundert — ſeid Ihr nicht jetzt wie mein Beichtvater, mein ſchöner Beichtvater, und ich werde lügen?

Das Geſicht des Mönches heiterte ſich plötzlich auf. Ein tiefer Seufzer hob ſeine Bruſt, ein milder Zug, von einer gewiſſen Sehnſucht melancholiſch angehaucht, umzog ſeinen Mund, während die Augen glühend auf Lunetta ruhten.

Gutes Kind! murmelte er — den Brief vom alten Mika

— er nahm ein Papier vom Tiſche und trug es zu einem Schranke, wo er es ſorglich verſchloß — aufmerkſam folgte ihm Lunetta und merkte ſich wohl das Schiebfach, in das er den Brief legte — den Brief vom alten Mika habe ich erhalten. Sage ihm, der Bote gehe ſchon heute oder ſpäteſtens morgen nach Prag ab.

Ich werde es wohl ausrichten, mein ehrwürdiger Vater.

Aber du mußt wieder kommen und mir ſagen, ob der alte Mika nichts mehr zu beſtellen hat — ſagte Quirinus lächelnd, indem er ſich Lunetta näherte und beide Hände zitternd auf ihre dicken Locken legte. Auch muß ich dich noch katechiſiren — fügte er lächelnd hinzu.

Ja wohl! — antwortete Lunetta mit undurchdringlicher Einfalt.

Sei nicht närriſch! — murmelte Quirinus und drückte den ſchönen Kopf an ſeine Bruſt. — Du biſt ſo hold, ſo mild, ſo ſchön — wie liebe ich die Heiden!

Die Heiden? fragte Lunetta.

Ja, die Heiden! rief Quirinus. Fort, und heute Nacht, um Mitternacht kommſt du wieder, um mir Antwort zu ſagen vom alten Mika und nebenbei, was die Ribniker zu thun gedenken, wenn du etwas davon erfährſt. Auch wenn du nichts erfährſt und der alte Mika dir gar nichts zu ſagen hat — Du wirſt durch die hintere Pforte am Walde hereingelaſſen. Schlag zwölf wird ſich die Thüre aufthun, und ich werde dich erwarten.

So, haſtig ſprechend, drängte ſie Quirinus zur Thüre hinaus und eilte mit ſchnellen Schritten hinab ins Refektorium, während Lunetta unten vom Pfaffen Procopius, dem Chronikenſchreiber, aufgefangen wurde.

Halt da, kleine Hexe, — rief er — du entgehſt mir nicht. Nicht eher thue ich dir die Thüre auf, als bis du aufs Kleinſte erzählt, was du in Obtſchov und Duſchnik geſehen haſt, wie Viele ſie ſchon todtgeſchlagen haben, wie der Teufelsburſche, der Peter Bureſch ausſieht, welche Pläne er hat, welche dumme

Sagen ſich die Bauern von ihm erzählen u. ſ. w. u. ſ. w. Ihr Zigeuner ſeid ja die verfluchteſten Spione und wißt immer am Beſten, was in der Welt vorgeht.

Er führte Lunetta in ſeine Zelle hart an der Eingangspforte, auf die er durch ein kleines Fenſterlein blickte, nahm eine Feder in die Hand und ſetzte ſich vor ein großes Buch, das weißblättrig vor ihm auf dem Tiſche aufgeſchlagen war, und machte ſich bereit, zu ſchreiben.

Lunetta nahm ſich vor, dem frommen Pater Chroniſten Mancherlei aufzubinden, ohne ſich lange aufhalten zu laſſen, und begann kurz und geläufig zu erzählen:

Peter Bureſch iſt ein zwei Klafter hoher Mann, der ſo lange Arme hat, daß er einen Stein aufheben kann, ohne ſich zu bücken. Man ſagt, er habe am Hinterkopf unter dem Haar verſteckt noch ein Auge, womit er ſehen kann, was hinter ihm vorgeht. Ich weiß nicht, ob es wahr iſt, aber Das weiß ich, daß er nach hinten eben ſo gut ſchießt wie nach vornen, und niemals fehlt. Das kann freilich auch von den verzauberten Kugeln kommen, die er ſich in der Türkei geholt haben ſoll.

Schöne liebliche Sagen, murmelte lächelnd Bruder Procopius, während er ſich bemühete, Alles genau aufzuſchreiben — ſchöne liebliche Sagen, volksbeliebte Uebertreibungen, die ſich in einer Chronik ganz gut ausnehmen; taugen gar nichts als Quellen für den Geſchichtsſchreiber, ſind aber ſehr charakteriſtiſch. Was weißt du weiter, liebes Kind?

Peter Bureſch ſoll ſich dem Teufel verſchrieben haben.

Das iſt gewöhnlich, iſt nicht neu und verſteht ſich faſt von ſelbſten, ſagte der Chroniſt. Was weißt du von ſeinen Gefechten?

Nichts, als daß er drein geht, als ob er kugelfeſt wäre.

Und von ſeinen Plänen, fragte Procopius, immer weiter ſchreibend.

Daß er die Armen reich und alle Bauern frei machen will.

Der Dummkopf! lächelte der Bruder — weiter, weiter!

Weiter weiß ich nichts, auch muß ich jetzt fort mit Aufträgen vom Pater Quirinus; aber wenn Ihr mir erlaubt, wieder zu kommen, hochwürdiger Herr, so verspreche ich, Euch so viele Geschichten über die Duschniker und Obtschover mitzubringen, daß Ihr ein ganzes Buch davon vollschreiben könnt.

Du bist ein gutes Kind, sagte Procopius, komme, so oft du willst und kannst, ich will dich auch für deine Mühe belohnen und dir einen Rosenkranz schenken, den der heilige Vater selbst geweiht hat. Komm morgen um diese Zeit wieder.

Das wird wohl nicht gehen, ehrwürdiger Vater, die ganze Gegend ist von den Ribnikern überschwemmt, und die könnten leicht bemerken, daß ich zu oft ins Kloster komme. Aber heute Nacht will ich wieder kommen.

Kind, Kind! wo denkst du hin, rief der ehrwürdige Pater, wie kann ich ein weibliches Wesen in der Nacht ins Kloster lassen und gar durch die Hauptthür? Das ist gegen alle Regel!

Ihr lasset mich nicht zu Euch, Ihr lasset mich zum Pater Quirinus, dem ich Botschaft zu bringen habe — sagte Lunetta beruhigend.

Zum Pater Quirinus, das ist was Anderes, der ist so viel wie unser Superior und kann Alles erlauben.

Und in Kriegszeiten ist Alles erlaubt — fügte Lunetta hinzu.

Ja, ist Alles erlaubt — wiederholte Bruder Procopius noch immer bedenklich und öffnete Lunetta die Thüre und widersprach nicht, als sie hinaushüpfend noch zurückrief: Also heute Nacht, um Mitternacht, poche ich mit tausend Neuigkeiten an diese Thüre!

Tausend Neuigkeiten! murmelte der Pater — was sind die Zigeuner so brauchbare Leute! — Schade, daß sie haufenweise getauft werden, sie werden, fürchte ich, dadurch wie andere Leute ungeschickt und unbrauchbar.

Die arme Zigeunerin hatte an dem Tage viel zu thun und zu laufen. Zuerst lief sie auf großen Umwegen, um nicht von Oborschischt aus bemerkt zu werden, zu den Ribnikern, um ihnen zu sagen, daß sie sich für heute Nacht bereit halten sollen, daß

ſie einzelne Leute über Oborſchiſcht hinaus auf die Prager Straße ſchicken, um den Boten aufzufangen, der etwa von den Jeſuiten an die Regierung geſchickt werden könnte, daß ſie thun, als ob ſie den Plan auf Oborſchiſcht aufgegeben und ſich auf Obtſchov zurückzögen, um ſich mit dem Ungarmichel zu vereinigen. Dann lief ſie wieder den weiten, weiten Weg nach Hluboſch, wo ſie Peter Bureſch ſchon im Schloſſe der Fürſten Schönborn zu finden hoffte, ſie hatte ja die halbe Nacht von dort feuern gehört. Sie täuſchte ſich nicht — ſchon von ferne ſah ſie die Wachen ihres Herrn und Meiſters vor dem Dorfe ausgeſtellt, vom Thurme wehte die Fahne, die ſich die Duſchniker gemacht hatten: auf rothem Felde grob gemalt ein mächtiger Dreſchflegel und rings herum die Inſchrift: „Gleiche Schläge und gleiche Frucht!“

Es war ein harter Kampf, den Peter Bureſch hier zu beſtehen hatte. Der Fürſt Schönborn, obwohl er ſelbſt längſt vor den Bauern und Franzoſen geflohen war, hatte doch ſeine Leibgarde, das Zeichen ſeiner Fürſtlichkeit, hier im Schloſſe zurückgelaſſen, um es zu bewachen, denn er liebte es wie ſeinen Augapfel. Er hatte es auch zu einem wahren Zauberſchloſſe umgewandelt, nach dem Geſchmacke der damaligen Zeit. Es war voll von wunderbaren Maſchinen, unſichtbaren Thüren, die nur der Eingeweihte zu öffnen verſtand, geheimen Gängen, fliegenden Treppen, Fallthüren, Waſſerkünſten, Bächen, die mitten durch Saal und Schlafgemach murmelnd zogen; ein See und Bäder hoch oben im dritten Stock; mitten im Schloſſe, wo man einen Saal zu finden hoffte, eine wilde Felſengegend mit Schluchten und Abgründen, Waſſerfällen und Quellen. Gleich daneben, nur durch eine durchbrochene Grotte getrennt, ein paradieſiſcher Garten aus Aſien mit Palmen, Kaktus und Lotos. Das Alles von wunderbarer unerklärlicher Muſik durchweht, wenn man unverſehens auf eine kaum bemerkbare Feder trat oder dieſe und jene Blume berührte, oder ſich in dieſe und jene Laube ſetzte. Draußen im Garten von Baum zu Baum Saiten geſpannt, die

der Wind durchbebte, melancholiſche Töne hauchend. Unter Schloß und Garten, wo man Keller ſuchte, geheimnißvolle Gemächer mit Altären, Vorhängen und allerlei Zieraten aus Aegypten und mit den Handwerkszeichen des Maurers, Kelle, Hammer, Zirkel, Blei und Winkelwage, über den Thüren das Dreieck, das Symbol der Gleichheit, das ſich allerdings in Geſtalt und Abſicht ſehr unterſchied von dem Zeichen der Gleichheit auf der Fahne der Duſchniker Bauern.

Die Bauern hatten viel zu ſehen und zu ſtaunen. Dort ſaßen ſie in dem großen gewölbten Saal im Garten und lachten und wunderten ſich, wie man an dem einen Ende ganz deutlich hörte, was man am andern Ende nur leiſe flüſterte. Der Schloßverwalter mußte alle Waſſerkünſte ſpringen laſſen, und ſie badeten in den Seen, Bächen und Baſſins unter Palmen, Lotos und Kaktus. Ebenſo mußte der Schloßverwalter die unſichtbare Muſik ſpielen laſſen in allen Sälen und Thürmen auf einmal — die Uhren ſpielten, die Mauern ſpielten, die Waſſerfälle, Bäume, Blumen ſpielten, Alles toll durcheinander: Kirchenmuſik, Gavotte, italieniſche Opernarien — ungehört verhauchten dazwiſchen die Aeolsharfen und die Saiten zwiſchen den Bäumen des Gartens ihre ſanften melancholiſchen Klagetöne.

Aber man gewöhnt ſich an Alles. Hinter den Iſistempeln unter dem Schloſſe wurden endlich auch die Keller entdeckt, wo der Fürſt ſeine Weine aus Franken aufbewahrte, und ſo lag man da im Felſenſaale, im aſiatiſchen Pflanzenhauſe, im Garten beim vollen Krug und miſchte noch die traurigen Lieder des Volkes von Böhmen in das Chaos von Tönen, das von allen Seiten zuſammenwogte.

Der Chroniſt Procopius aus dem Oborſchiſchter Kloſter, wenn er das Alles erzählt, wird wohl mit etwas Hohn auf den freimaureriſchen Schönborn die Frage hinzufügen, ob Seine freimaureriſche Durchlaucht mit Seinen Winkelwaagen und Dreiecken die Gleichheit ſo verſtanden habe, wie ſie die Bauern verſtanden?

Peter Bureſch ſelbſt fand Lunetta mitten im Garten ſitzend, auf einem Haufen ſchimmernder Waffen, die in dieſer Nacht der fürſtlichen Leibgarde abgenommen worden. Er ſprach zu den Bauern des Dorfes, die demüthig und erſchrocken vor ihm ſtanden, und ſuchte ſie zu überreden, mit ihm gemeinſchaftliche Sache zu machen und ſich dem Kampfe, der, wie er hoffte, bald ein allgemeiner werden ſollte, anzuſchließen. Die Bauern ſchüttelten bedenklich den Kopf und meinten, ſie hätten es beim Fürſten gut genug gehabt — einzelne lächelten lüſtern bei der Ausſicht auf Beute, die ihnen Peter Bureſch ſchön auszumalen verſtand, und griffen auch zu den Waffen, die er ihnen anbot, und ſchlugen ein. Alles das, während unfern von dort in einer düſtern Baumrotunde die Todten dieſer Nacht verſcharrt wurden und der Lärm der Schaufeln und Spaten ſonderbar genug abſtach von dem Lärm, den die tolle Muſik und die ſingenden Bauern im Schloſſe verurſachten.

Als Peter Bureſch Lunetta erblickte, ging er ihr entgegen und führte ſie in eine dunkle Seitenallee, um hier ihren Bericht zu hören. Lunetta erzählte ſchnell und kurz, was ſie beſtellt, geſehen und erfahren hatte. Als ſie von dem Briefe des alten Mika an die Jeſuiten ſprach, ſtieß Peter Bureſch einen wilden Schrei der Ueberraſchung aus und griff unwillkürlich nach der Piſtole. Aber ſchnell ließ er wieder die Hand ſinken. Ein epileptiſches Zucken verzerrte ſein ganzes Geſicht, krampfhaft drehten ſich die Arme nach Innen und hingen wie angenagelt feſt am Leibe. Er reckte ſich hoch und gewaltig, wie ein Sterbender, und blieb auf den Fußſpitzen ſtehend an einen Baum gelehnt, wie ein Todter.

Lunetta fuhr bei dieſem Anblick erſchrocken zuſammen und lag, ſie wußte nicht wie, zuſammengekauert und wimmernd zu ſeinen Füßen. Sie kannte dieſe Zeichen der höchſten Wuth, die ſich bei Peter Bureſch von Zeit zu Zeit einzuſtellen pflegte, und wagte keine Liebkoſung, keinen Laut, keine Berührung, denn, ſo hieß es, es war nicht gut, in ſolchen Augenblicken Peter Bureſch

zu berühren und ihn zu erinnern, daß ein menſchliches Weſen in ſeiner Nähe weile.

Nach und nach, und ſchneller als ſonſt, löſte ſich die Erſtarrung, die Arme hingen ſchlaff herab, die blaſſen Lippen begannen zu zittern, die Augen bewegten ſich wieder. Er wiſchte ſich den kalten Schweiß von der Stirne, während ein langgedehntes Oh! wie ein ſchmerzlicher Seufzer ſeiner Bruſt entſtieg.

Schnell beſann er ſich wieder auf Alles, was ihm Lunetta geſagt hatte. Fort! rief er, und Lunetta, als ſie ihn wieder ſprechen hörte, ſchnellte vor Freude vom Boden auf und ſchürzte das Röckchen, um wieder zu laufen.

Fort! wiederholte Peter Bureſch und ſuchte ſich zu ſammeln — Heute noch muß das Kloſter genommen ſein, alle Pfaffen gehenkt — den Brief muß ich haben — der Ungarmichel zündet heute Nacht Obtſchov an — fort!

Fort! wiederholte Lunetta und ſprang wie ein Reh, das gejagt wird, durchs Gebüſch, dann, um gleich den kürzeſten Weg zu nehmen, über die Gartenmauer.

Arme Lunetta, wie viel haſt du wieder zu laufen, ohne daß dir eine Minute Raſt gegönnt iſt! Aber du läufſt immer, und es fällt dir nicht ein, deinen Herrn der Härte, der Grauſamkeit anzuklagen. Du läufſt immer, du ſpringſt, du ſchlüpfſt wie eine Schlange, unaufgehalten von Hügeln, Bächen, Gebüſchen, ſteinigen Wegen. Es fällt dir nicht einmal ein, die blutigen kleinen Füße in der Waldquelle zu baden, wie ſehr ſie dich murmelnd lockt und zur Erfriſchung einladet. Du läufſt immer, und wenn du fällſt, wenn du vor Müdigkeit zuſammenſinkſt, ſchnellſt du wieder auf wie eine Schlange und wirfſt dich wie eine Schlange mit vorgebogenem Leibe immer vorwärts, immer weiter.

Schon iſt es dunkel, als ſie, trotz Obtſchover und Wachen, hinter dem Meierhofe ſteht und dem Ungarmichel den Befehl ihres beiderſeitigen Herrn und Meiſters zuflüſtert — und dicke Nacht liegt auf den Wäldern, als ſie ins Lager der Ribniker Ketzer kommt.

Dort kommandiren Hynek Jarmilo, der Ribniker Ketzer, und der gute Christ Slavik, der Einäugige, den ihnen Peter Bureſch geſchickt hat.

Es iſt Mitternacht, tiefe dunkle Mitternacht. Die Ribniker Ketzer ſchleichen ſich ſachte aus dem Walde heraus — es iſt bei Todesſtrafe verboten, einen Laut von ſich zu geben, den der dritte Mann hören könnte. Die größte Vorſicht iſt nöthig, denn das Kloſter iſt vollgeſtopft von Oborſchiſchter Bauern.

Hynek Jarmilo kann nicht umhin, ſeine Beſorgniß darüber zu äußern, aber Lunetta beruhigt ihn, indem ſie ihn verſichert, daß die Hinterthüren ohne Wachen ſeien, und daß die Hauptpforte ſich willig öffnen werde.

Vor dem Teiche theilt ſich die ganze Schaar in zwei Haufen unter Slavik und Jarmilo. Beide wiſſen, was ſie zu thun haben. Slavik folgt mit ſeinem Haufen Lunetta um den Teich herum in das Wäldchen, das ſich an die hintere Kloſtermauer anſchließt.

Es iſt tiefe dunkle Mitternacht — der Mond will nicht aus den Wolken heraus. Wie die kleine Pforte finden? Umſonſt ſtrengt Lunetta ihre dunkelgrünen Zigeuneraugen an, die doch ſonſt im Dunkeln ſehen — Slavik hat nur Ein Auge. Sie ſuchen, ſie ſpähen — umſonſt! — Die hinteren Kloſterpforten ſind ſo unſcheinbar, ſo gut verſteckt.

Da ſteigt hinter dem Walde eine dunkle Röthe auf — ſie ſteigt immer höher und höher — ſie wird immer heller und heller — ſie dringt durch die dichteſten Zweige — ſchon ſcheiden ſich die Bäume, ſchon kann man das Moos am Grunde erkennen. Ein Blitz! und Himmel und Erde liegen in zitternder Dämmerung.

Ha, Ungarmichel, du leuchteſt gut und zur rechten Zeit! ruft Lunetta in wilder Freude.

Schon hat ſie die Pforte entdeckt und ſpringt darauf zu — der einäugige Slavik mit ſeinem Haufen ihr ſachte nach auf dem mooſigen Boden.

Lunetta pocht leiſe dreimal an die Thüre.

Wer iſt draußen? fragt eine gedämpfte Stimme im Garten.

Ich bin es, ehrwürdiger Vater, Euer treues Beichtkind mit Nachrichten vom Richter Mika.

Der Schlüſſel ſteckt ſchon im Loche, er wird nur noch gedreht — Lunetta tritt indeſſen zurück, und Slavik mit ſeiner Schaar hinter ſich an ihre Stelle.

Die Thüre thut ſich leiſe auf — ein gewaltiger Stoß von Slavik, und ſie fliegt weit zurück und aus den Angeln. Slavik dringt ein mit Geſchrei, ihm nach der ganze Haufe. Aber die Ribniker Ketzer drängen zu ſehr; ſie können es nicht erwarten, ihren Fuß auf geweihten Boden zu ſetzen — aus dem Gedränge in der Pforte ſtürzen ſie, von den Hinterſten geſtoßen, vorwärts auf Slavik, der ſich nicht halten kann und hinfällt mit dem Geſichte zur Erde. Das rettet den Pater Quirinus. Umſonſt greift Slavik nach ihm. Er eilt, Verrath! Ueberfall! rufend, ins Kloſter zurück und verſchwindet. Aber Slavik hat ſich wieder aufgerafft und eilt mit ſeinen Ketzern nach.

Schon ſteht Lunetta an der Hauptpforte, an der Pforte des Chroniſten Procopius.

Auf, ehrwürdiger Vater, ruft ſie — aufgemacht! und ſchlägt mit der Fauſt an das kleine Fenſter ſeiner Zelle, das auf den kleinen Gang vor der Pforte führt. Aufgemacht! wunderbare Neuigkeiten!

Was ſoll der Lärm? — was ſoll das Licht? — fragt der ehrwürdige, dicke Bruder Procopius, indem er ſein Vollmondgeſicht erhebt, das ſüß ſchlummernd auf dem Buche ſeiner Chronik ruhte.

Alles ſollt Ihr wiſſen, nur ſchnell aufgemacht!

Biſt du es, Teufelskind? —

Er wackelt hinaus und legt die Hand ans Schloß: Biſt du allein? fragt er noch einmal und horcht bedenklich nach dem dumpfen Geräuſch, das durch die Gänge vom hinteren Kloſter herüberdringt.

Ganz allein! — wie anders? — Schnell aufgemacht, ich

muß zum Pater Quirinus mit wichtiger Botſchaft aus Obtſchov, das brennt! Aufgemacht ohne Zaudern, ſonſt wird Pater Quirinus böſe.

Pater Quirinus wird böſe? — Du haſt Neuigkeiten? — murmelt der ehrwürdige Pförtner ſchlaftrunken und ſchiebt ſchnell den Riegel fort. Jarmilo faßt die Thüre.

Da erſchallt eine gewaltige, allen Lärm durchdringende Stimme aus der Mitte des Kloſters: In foramina fratres! — was lateiniſch iſt und zu deutſch bedeutet: In die Löcher, Brüder! und von den Bauern nicht verſtanden wird. Auf dieſen Ruf fährt Bruder Procopius einen Moment erſchrocken zurück, faßt ſich aber ſogleich wieder, macht einen Sprung in den dunkeln Gang, und es iſt, als hätte ihn der Erdboden verſchlungen.

Furchtbarer Lärm durchtobt das ganze weitläufige Gebäude, dumpf rollend durch die langen, widerhallenden Gänge. Fluchen, Schreien, Drohen, Waffengeklirr, einzelne Schüſſe, eingerannte Thüren. Einen Augenblick erdröhnt auch die Glocke des Kloſters — verſtummt aber ſogleich wieder, da ein Ribniker Ketzer dem Oborſchiſchter Gläubigen nachgeeilt iſt und ihn, wie er den Glockenſtrang in der Hand hält, niederſticht. Die treuen Oborſchiſchter Bauern, die Beſatzung des Kloſters, ſammeln ſich im großen Konventſaal. Aber was ſollen ſie beginnen, da man von beiden Seiten auf ſie einſtürmt und von der Höhe der Treppen, die in den tiefen Saal führen, ſcharf geladene Büchſen auf ſie richtet, mit dem Rufe: Wir haben nichts gegen euch, wir ſind Bauern wie ihr, wir ſind Brüder! — Das ganze Kloſter iſt ja voll von Ketzern, und ſie ſelbſt ſind umringt. Sie ſtrecken die Waffen, Viele gehen waffenlos und traurig von dannen, Viele bleiben auch, um die Beute und den Weinkeller zu theilen.

Die Zellen der Mönche werden mit Kolbenſtößen erbrochen — ſie ſind alle leer, obwohl die Betten noch warm ſind.

Lunetta eilt mit Slavik in des Pater Quirinus Zelle — auch er iſt fort, ſein Bett noch unberührt. Lunetta ſtürzt auf den

Winkel los, wo der Schrank ſteht, in welchem Pater Quirinus Mika's Brief gelegt hat. Auch der Schrank iſt fort. Alles iſt überall verſchwunden: Mönche, Schriften, Schätze. Der Ruf: in foramina! hat ſeine Wunder gethan. Mag man noch ſo ſehr ſuchen, Thüren erbrechen, Dielen aufheben, in jeden Winkel leuchten — es iſt Alles umſonſt. Was man ſucht, iſt verſchwunden. Die Chronik des Bruders Procopius iſt faſt das Einzige, was man an Schriften gefunden hat. Die Bauern werden ſich in den nächſten Tagen vom einäugigen Slavik daraus vorleſen laſſen und erſtaunen über die Geſchichten und Wunder, die ſich in ihrer Nähe zugetragen, ohne daß ſie eine Ahnung davon hatten.

Lunetta durchſucht die ganze Zelle des Paters Quirinus, in jedem Winkel ſucht ſie, hinter allen Möbeln — an jede verdächtige Stelle drückt ſie, ob ſich nicht eine verborgene Thür dort aufthue — umſonſt, Alles umſonſt. Hände, Augen, Alles thut ihr wehe, der Kopf brennt ihr fieberhaft. Sie muß es aufgeben. Wild weinend wirft ſie ſich endlich auf das Bett des Paters, und weinend ſchläft ſie ein, matt und müde von den Anſtrengungen eines Tages und zweier Nächte.

Zehntes Kapitel.

Die drei festen Punkte, der Meierhof, das Kloster und das Schloß von Hluboſch, welche Peter Bureſch ſich wünſchte, waren nun in ſeiner Gewalt. Allerdings waren ſie wichtig, denn ſie beherrſchten den Wald, die Straße nach Prag und das Litawkathal. Vom Hluboſcher Schloſſe zog Peter Bureſch nach wenigen Tagen und mit immer wachſender Macht das Litawkathal entlang, und die Schlöſſer von Ginetz und Horſchovitz mußten ihn kennen lernen. Von hier aus hoffte er bald ſich über die ausgeſogenen kaiſerlichen Herrſchaften im Zbirower Walde auszudehnen und das feſte, altberühmte Schloß Toznik zu gewinnen, das hoch auf einem einſam ſtehenden Berge ſchwer zu nehmen iſt. Ueberall ſtrömten ihm neue Schaaren zu, die die Luſt nach Beute oder die Ausſicht auf Befreiung von Herrſchaften und Laſten lockte. Viele freilich ſchüttelten auch die Köpfe und zogen ſich während Peters Anweſenheit in die Wälder zurück, denn ſie meinten, die Macht der Kaiſerin ſei doch zu groß, und ſo ein ſimpler Raubſchütz könne es doch nicht durchſetzen.

In Duſchnik ſelbſt, der Quelle des Krieges, war es ſtill und ruhig. Alles, was Waffen trug, war fortgezogen. Nur Weiber, Kinder und Greiſe blieben zurück, mit einer kleinen Beſatzung, die ſie beſchützen und die beiden Gefangenen, Liduſchka und Zdenko, bewachen ſollten.

In wenigen Tagen, hieß es im Dorfe, wird Peter Bureſch zurückkehren und Zdenko hängen laſſen für den Verrath ſeines Vaters, dem er es verſprochen hatte. Denn ſo ſehr Peter den Verrath des alten Mika zu verheimlichen ſuchte, man hatte doch

mancherlei erfahren und war wüthend ergrimmt gegen den alten Mika und zitterte vor den Folgen.

Liduſchka erfuhr Alles, was im Dorfe vorging, was man ſprach und was man vermuthete. Pepik Picard, der oft vor ihrem Hauſe Wache ſtand, konnte nicht ſchweigen, wenn ſie fragte und nicht fragte. Sie hörte Alles mit ſtiller Ergebung an und ſaß ruhig in ihrer Stube, die nun ihr Gefängniß geworden war, und ſah den ganzen Tag unausgeſetzt hinüber nach dem hohen dickmauerigen Schüttboden, in welchem Zdenko gefangen gehalten wurde. Aber als ſie erfuhr, welches Schickſal nach dem Gerücht ihren Bruder in wenigen Tagen erwartete, erwachte ſie aus ihrem dumpfen Hinbrüten. Sie ſchrie und weinte, fluchte Peter Bureſch und ihrem Vater und verfiel in wilde Raſerei, in welcher ſie ihren Bruder gehangen, Obtſchov brennen und die ganze Welt aus allen Fugen gehen ſah. Tage und Nächte gingen ſo hin, bis ſie ermüdet in tiefen Schlaf verſank, um, von ſanftem melancholiſchen Wahnſinn umhüllt, wieder zu erwachen.

Pepik Picard ſah es mit weinenden Augen, nachdem er ſie in ihrer Raſerei umſonſt zu tröſten und zu beruhigen geſucht hatte. Wie ſie ſo blaß da ſaß, traurig und ruhig, immer vor ſich hinlächelnd und unverſtändliche Worte murmelnd, konnte er es nicht mehr über ſich gewinnen, ſie länger wie eine Gefangene zu bewachen. Er übernahm die Verantwortung vor Peter Bureſch und führte ſie hinaus in den Sonnenſchein, hoffend, daß er ihr wohl thun und ihre Nacht wieder aufhellen werde. — Umſonſt! — Liduſchka irrte durch's Dorf, wie ein armer Geiſt, immer wahnſinnig lächelnd, unbekümmert um Alles, was um ſie her vorging. Das arme, ſonſt ſo keuſche und niedlich geputzte Kind beachtete es nicht, wenn der Wind ihr Halstuch davon trug, das Hemd die Schulter herabfiel und Nacken und Bruſt entblößte, wenn die blonden Haarflechten aufgelöſt im Winde wehten und Blätter und Halme als ungeſuchter Schmuck daran hängen blieben. Wenn ſie müde war vom beſtändigen Umherirren, wobei ſie den Schüttboden ſorglich vermied, ſetzte ſie ſich auf die

Brücke oder auf einen Stein vor dem Dorfe und ſtarrte unverwandt nach der Homola, dem verhängnißvollen Walde. Wenn ſie da von mitleidigen Nachbarn, die ſie ins Dorf zurückführen wollten, angeſprochen wurde, hatte ſie immer dieſelbe Antwort, immer dieſelben Worte, die mit denen des Andern keinen Zuſammenhang hatten: „Wenn der Wald nicht wäre, wäre auch der Krieg nicht, und wäre Peter Bureſch nicht, ſo würde Zdenko nicht gehenkt, und mein Vater wäre kein Spitzbube, und ich habe den Peter Bureſch geholt.“

Liduſchka wußte freilich nicht, daß eigentlich vom Walde gar nicht mehr die Rede war, daß man ſchon auf beiden Seiten vergeſſen hatte, warum denn im Grunde der Krieg angefangen worden, und daß der urſprüngliche Feind der Duſchniker gar nicht mehr exiſtirte. Denn die Obtſchover, nachdem ihr Dorf niedergebrannt war, zogen fort mit dem Bauernadvokaten, tief in die Wälder, bis an die Ufer der Moldau. Einzelne wollten zwar Rache nehmen für die Einäſcherung ihrer Heimat, aber der alte Mika hielt ſie feſter als je auf dem Boden des Geſetzes. „Keine Rache, keine Selbſthülfe! ſagte er — jetzt, da die Geſchichte ihrem Ende zueilt, müſſen wir uns noch ſtrenger vor jeder ungeſetzlichen That hüten;“ — und die Obtſchover, die nun allerdings arm und verzweifelt waren, wie es Peter Bureſch wünſchte, ſchloſſen ſich trotzdem nicht an, ſondern horchten den Advokatenworten ihres Richters und zogen in die Wälder, wo ſie ſich bald wieder zerſtreuten, um in alle Welt zu ziehen, als arme Abgebrannte zu betteln und den Abſcheu vor Peter Bureſchs Namen von Hütte zu Hütte zu tragen.

Sie waren nicht die Einzigen.

Die Väter Jeſuiten, nachdem ſie am Morgen nach der Einnahme ihres Kloſters, man weiß nicht auf welchem Wege, wohlbehalten in Dobriſch, einem kleinen Städtchen an der Prager Straße, das dem Fürſten Colloredo-Mansfeld gehört, angekommen waren und ihren uralten, vom Schlage gerührten Pater Superior und die wichtigſten Papiere gut untergebracht hatten, zerſtreuten ſich

in dieſer Gegend nach allen Winden und mahnten das Volk ab, den Lockungen des gottloſen, von allen Heiligen verſtoßenen Peter Bureſch, der mit den Ketzern gemeine Sache machte, zu folgen, indem, wie ſie wohlweislich hinzufügten, ſchon das Gericht auf dem Wege ſei, welches ihn verderben und ſeinen unheilvollen Planen ein Ende machen werde. Selbſt der gutmüthige Bruder Procopius mit dem Vollmondgeſichte war dabei und ſchäumte vor Wuth und Begeiſterung — er konnte es Peter Bureſch nicht vergeben, durch ihn in ſeiner lieben Beſchäftigung, im Chronikſchreiben, geſtört worden zu ſein. Aber Pater Quirinus war nicht unter den predigenden Mönchen. Spione, welche Peter Bureſch nach Prag geſchickt hatte, um zu erfahren, ob baldige Gefahr drohe, hatten ihn dort in rother Kutſche vom Gubernio zum Generalkommando, vom Generalkommando zum Gubernio fahren ſehen.

Aber auch ohne ihn brachten es die Mönche dahin, daß die Gegend an der Prager Straße ruhig blieb. Was nützte es nun Peter Bureſch, daß er das Kloſter beſaß, welches die Prager Straße beherrſchte?

Während all dieſer Händel und Geſchichten grünte, blühte und duftete die Homola, der verhängnißvolle Wald, die Urſache alles Unglücks, ruhig weiter in den Strahlen der Sommerſonne. Kein Baum wurde in ſeinem ſtillen Wachsthume geſtört, denn die Aexte roſteten in den Winkeln, und die ſie einſt führten, trugen jetzt Waffen, um Menſchen anſtatt Bäume zu erlegen, oder zogen als arme Abgebrannte bettelnd durchs Land. Die Vögel bauten ungeſtört in ſeinen Zweigen, es lockte der Fink, es hackte der Specht, es balzte der Auerhahn. Das Wild zog ſich wieder in ſeinem ruhigen Schooße zuſammen: das Kaninchen baute, der Haſe ſchlief ruhig in ſeinem Lager, und durch die dämmernden Gänge ſchritt ſtolz der Hirſch und tanzte lieblich das junge Reh, ſelbſt wilde Säue, die lange nicht geſehenen, durchſchnaubten mit ihrer zahlreichen Brut das blühende Dickicht. — Wenn die Sonne ſeine Wipfel vergoldete, ſah er ſo ſchön, ſo heiter und

lachend aus, daß ihn die Duſchniker, wie einſt, mit Liebe betrachteten.

Aber es war des Waldes letztes Lächeln.

Eines Abends ſpät ſtieg mitten aus ſeinem Schooße eine dicke dunkle Rauchſäule auf, die immer dicker und dunkler wurde und wie eine gewaltige Gewitterwolke, immer ſchwellend, immer wachſend, über Wald und Dorf hängen blieb.

Die Duſchniker liefen hinaus, um zu ſehen, was Das zu bedeuten habe, und ſammelten ſich in Gruppen, meiſt Kinder, Weiber, Greiſe, an der Litawka und ſtaunten die ungewohnte Erſcheinung an, die ihnen ein Wunder däuchte. — „Gewiß, die Obtſchover bereiten was vor!“ — Sie ſchickten einen aus ihrer Mitte in den Wald, um behutſam die Urſache dieſer Erſcheinung zu erforſchen. Aber der Bote war noch lange nicht zurück, und die Duſchniker hatten ſchon mit Schrecken erkannt, was es war. Die Rauchſäule wurde immer heller, und endlich ſah ſie mit der darüber hängenden breiten Wolke wie ein Rieſenbaum aus, ein Rieſenbaum mit ſchwarzem Laubdache und feuerrothem Stamme.

Noch wagte man nicht es zu glauben, aber der rückkehrende Bote beſtätigte es mit Grauſen und fügte noch hinzu, daß es Liduſchka war, die ihn angezündet. Lachend lief ſie im Walde umher und verbreitete mit einem brennenden Zweige in der Hand die Brunſt, indem ſie die trockenen Gräſer, Mooſe, Gebüſche anzündete. Der Bote ſetzte ihr nach, aber es war umſonſt, da ſie überall zwiſchen ihn und ſich ſchnell eine Flammenwand ſchob. — Die Duſchniker waren entſetzt — Wehgeſchrei der Weiber und Kinder erfüllte die Luft. Was ſollte man thun? — Abgraben? Der Wald war ſchon von Natur durch eine Schlucht auf der einen, durch Sumpfwieſen und Teiche auf der andern Seite von andern Wäldern getrennt. Auch würden die Kräfte nicht ausreichen, wenn man es auf einem kleinen Umkreiſe, nur um die Homola zu retten, verſuchen wollte. Die Männer ſind ja faſt alle fort, Dank dem verfluchten Peter Bureſch, und das Feuer greift in dieſer trockenen Zeit ſo furchtbar ſchnell um ſich!

Ja es griff furchtbar ſchnell um ſich.

Schon hat ſich die Rauchſäule in eine Flammenſäule verwandelt, die hoch emporſpringt über den ganzen Wald und wie eine ungeheure Fackel die ganze Gegend bis auf die fernſten Berge taghell beleuchtet. Man ſieht durch die Baumgänge tief hinein bis in den Schooß des Waldes — Sträuche, Mooſe, Farrenkräuter, Quellen, Bächlein, Steine, alle blutroth gefärbt, ſind genau zu erkennen — die dunkle Maſſe der Bäume ſcheidet ſich — man könnte ſie faſt zählen.

Noch ſieht es ſo ruhig aus in den vorderen Waldreihen, doch praſſelt und kracht es weiter in der Tiefe wie tauſend Schüſſe, und brennende Zweige fliegen flammend auf, hoch in die Luft, um in einem weiten Bogen wieder herabzuſinken und die Verheerung weiter zu tragen. Schon ziſcht die Litawka und raucht an einer Stelle, denn der Bach, der ihr aus dem Walde zuſtrömt, kocht und ſiedet. Bald wird er zu kochen und zu ſieden aufhören, denn er verdampft. Jetzt durch die Baumgänge bis an die äußerſten Enden des Waldes, bis an den ſtaubigen Weg, der ſich dort am Rande hinzieht, kommen, wie Millionen Schlangen, ziſchend, züngelnd, eine der andern den Weg verrennend, eine in der andern verſchmelzend, die Flammen aus der Tiefe. Schnell laufen ſie auf den von der Sommerhitze ausgetrockneten Mooſen, Sträuchern und Gräſern und ſteigen klar und rauchlos auf, bis ſie die Zweige der Fichten und Tannen ergreifen, wo ſie im dunklen feuchten Qualm verſchwinden, um dann wieder über der Höhe des Waldes ſiegreich und gewaltig in breiten Zungen durchzubrechen.

Da erhebt ſich mit klagendem Geſchrei über die Rauchwolke eine andere ſchwarze, wildfliegende Wolke. Es ſind die Vögel des Waldes, die in dichtgedrängten Maſſen fliehen. Viele ſinken mit verbrannten Flügeln oder erſtickt zurück in die Flammen.

Und wie oben in der Luft, beginnt unten auf der Erde die Flucht der erſchrockenen Waldbewohner. In raſender Eile kommen ſie heran, mitten durch die Flammen, Bäume und Sträucher

niederrennend: das Kaninchen mit tanzenden, der Haſe mit großen ängſtlichen Sprüngen, der Hirſch mit auf dem Rücken zurückgelegtem Geweih, das Reh mit weit vorgeſtrecktem Hals und Kopf, der Marder und Iltis mitten unter ihnen. Auch der wilde Eber kommt ſchnaubend heran — das Moos auf ſeinem Rücken brennt, und er wirft ſich grunzend in die Wellen des Baches, um es zu löſchen. Alle eilen ſie ſchwimmend, von Stein zu Stein ſpringend, ans jenſeitige Ufer der Litawka, wo ſie laut aufathmend liegen bleiben und unverwandt zurückſtarren nach ihrer flammenden Wohnung. Ganz nahe von den Menſchen, ja in ihrer Mitte, bleiben ſie gelagert. Sie fürchten ſie nicht mehr; ſie haben größeren Schrecken kennen gelernt.

Die Hitze wird fürchterlich, nicht zu ertragen. Alles flieht ins Dorf zurück, um hinter Mauern eine Zuflucht zu ſuchen, oder mit Waſſergefäßen in der Hand die Dächer zu beſpritzen, die ſich von der Hitze und den herüberfliegenden Bränden leicht entzünden können. Aber ein Schrei des Schreckens hält die Fliehenden auf — er kam von Pepik Picard. Sie blicken noch einmal zurück nach dem Walde, und ſiehe! mitten durch die Flammen wandelt, einen brennenden Zweig in der Hand, die wahnſinnige Liduſchka. Schon brennen ihre Kleider und Haare. Sie ſcheint aus den Flammen heraus zu wollen, aber ſich plötzlich wieder zu beſinnen. Sie bleibt nachdenklich ſtehen — dann mit Einem Male wendet ſie ſich und eilt mit großen Schritten zurück in das Feuermeer, das hinter ihr zuſammenſchlägt.

Liduſchka! ſchreien die Weiber wie aus Einem Munde, als ob ſie ſie zurückrufen wollten, da ſie aber nicht kommt, brechen ſie in Weinen aus und kehren weinend zum Dorfe zurück.

Seht! — ſagte die Eine — Das haben wir vom Krieg um den Wald.

Um den Wald? — wo iſt jetzt der Wald? — fragte eine zweite — Bettler ſind wir für ewige Zeiten!

Das haben wir vom Krieg, wiederholte die Erſte — Liduſchka hat er wahnſinnig gemacht, wir ſind Bettler, unſere Männer

ziehen in der Ferne herum, um ſich für Peter Bureſch todtſchlagen zu laſſen.

Nichts vom Krieg, wir wollen nichts von dem Kriege wiſſen, riefen ſie einſtimmig wüthend, — fort mit dem Kriege!

Da aber keine anderen ſichtbaren Zeichen des Krieges in Duſchnik vorhanden ſind als die wenigen bewaffneten Männer, die Peter Bureſch zurückgelaſſen hat, und der gefangene Zdenko Mika, fallen ſie erſt über die Männer her, die ſich nur wenig vertheidigen, entreißen ihnen ihre Büchſen und zerſchlagen ſie fluchend an den Steinen, daß Hähne und Schäfte weit davon fliegen. Dann dringen ſie in den Schüttboden und öffnen die Gefängnißthüre Zdenkos.

Geh fort, guter Zdenko, wohin du willſt, du guter Bruder unſerer armen Liduſchka — wir wollen nichts mehr wiſſen vom Kriege, du biſt frei!

Die Weiber regierten während des Waldbrandes in Duſchnik, und der Alte vom Hammer, der Vater Peter Bureſchs, wagte es nicht, in dieſem Augenblicke die geſtürzte Macht ſeines Sohnes wieder herzuſtellen oder ſich der Befreiung Zdenkos zu widerſetzen. Er hielt es für gut, ſich ſtille zurückzuziehen und ſeinem Sohne nachzuwandern, der jetzt im Schloſſe zu Horſchowitz ſaß, und ihn von Dem, was vorging, und vom Waldbrande zu unterrichten.

Das that nicht Noth. Der Waldbrand kündigte ſich ſelbſt im halben Lande genug, laut und leuchtend an.

Nach zwei Tagen, als der Wald ſchon in Aſche und Kohle lag und nur einzelne Bäume noch ihre ſchwarzen Arme gen Himmel ſtreckten, wo einſt Leben, Blühen und Duften war, kamen die Duſchniker, die fortgezogen waren, einzeln und in Schaaren von allen Seiten zurück, um zu fragen und zu ſehen. Denen Peter Bureſch keinen Urlaub geben wollte, die ſtahlen ſich heimlich und in der Nacht davon — Einzelne traten mit offener Widerſetzlichkeit auf und wurden von den Andern unterſtützt. Es handelte ſich ja um das heimiſche Dorf und um den

Wald, den geliebten, der ſo lange der Ernährer Aller geweſen. Der eigenthümliche Zug des ſlaviſchen Charakters, der an ſeiner Scholle hängt und immer wieder zurückkehrt zur Stelle, die er einmal lieb gewonnen, mag bei dieſen Wanderungen ins Heimatdorf wohl auch thätig geweſen ſein. Auch Ziska kehrte mit ſeinen Taboriten faſt nach jeder That immer wieder nach Tabor zurück, und alle ſeine großen, gewaltigen Kriegszüge ſind wie Ausfälle im größeren Maßſtabe aus ſeinem Lager zu Tabor.

Zu Hauſe ſtahlen den Duſchnikern die Weiber, Mütter, Schweſtern ihre Waffen und verſteckten oder zerbrachen ſie. Dieß hätte den Plänen Peter Bureſchs weniger geſchadet, da immer neue Waffenzufuhren aus Baiern ankamen, aber die Weiber ließen die Männer nicht wieder zurück zu Peter Bureſch. Der niedergebrannte Wald machte auf dieſe wie auf ihre Weiber einen niederſchlagenden, entmuthigenden Eindruck, und ſie fragten ſich: wozu das Elend? — wie kam es heran? — und vergaßen, was ſie Alles mit Peter Bureſch durchzuſetzen ſich vorgenommen hatten. Dazu kam Martin Kinnich, der wieder auftauchte, nachdem er ſeit Wochen gänzlich vergeſſen war, mit jenen Reden von Geſetz und Recht und der Macht der Kaiſerin, die er im geheimen Umgang mit Mika gelernt hatte, und kamen die Predigten der Väter Jeſuiten, die in Bureſchs Abweſenheit bis nach Duſchnik, dem Urſitz der Händel, vorzudringen wagten.

So kamen die großen Vorſätze und Peter Bureſchs Kriegsartikel in Verfall.

Ja, es kam noch mancherlei in Verfall.

Nach dem Abzug der Duſchniker, des älteſten, nun ſchon erfahrenen Theiles ſeiner Bauernarmee, die den Kern bildete, fühlte ſich Peter Bureſch zu ſchwach, um auf einem ſo weit vorgerückten Poſten wie Horſchowitz länger ſtehen zu bleiben, um ſo mehr, als die Bauern dieſer Gegend nicht geneigt waren, ſich ihm anzuſchließen. Wenn ſeine eigenen Landsleute, ſagten ſie, ihn verlaſſen, wie ſollen wir Vertrauen zu ihm haben? Auch thaten die Barfüßer Mönche von Horſchowitz, frühzeitig von den

Jeſuiten aus Oborſchiſcht dazu aufgefordert, das Ihrige, den Krieg als einen Krieg gegen die heilige Kirche darzuſtellen. Beweis genug waren die Ketzer aus Ribnik. Peter mußte ſich alſo zum Rückzuge entſchließen, um in ſeiner Heimat die Armee wieder zu ſammeln und ihr mit Strenge einen friſchen, kriegeriſchen Geiſt einzuflößen. Die Raubſchützen waren ein genug ſtarker Kern, mit dem und um den ſich wieder eine Macht ſammeln ließ, bedeutend genug, um die Soldatenmacht, die man aus Prag erwartete, zurückzuſchlagen, vielleicht zu vernichten, denn Peter Bureſch wußte ſchon, daß ihm, trotz aller Mühen des Paters Quirinus, keine zu furchtbare Uebermacht werde entgegengeſtellt werden, da man die Soldaten nothwendiger an der ſächſiſch-preußiſchen Grenze brauchte und den Bauerntumult in den Wäldern zu ſehr verachtete.

Aber ſchon auf ſeinem Rückzug fand Peter Bureſch einen Feind, auf den er am Wenigſten gefaßt war.

Hluboſch, Schloß und Dorf, war abgefallen, hatte ſich ſtark und zweckmäßig befeſtigt und zeigte Peter Bureſch, als er zurückkam, eine eiſerne Stirne.

Das kam ſo.

Als Peter Bureſch noch in Hluboſch ſtand, verſammelte er oft die Bauern um ſich, ſprach ihnen über die Befreiung von Laſten, die ſie drückten, vom Hochmuth der Herrſchaften, von der Gleichheit aller Menſchen, die mit Feuer und Schwert hergeſtellt werden müſſe. Ein Bauer, dunklen und ſinnigen Geſichtes, ſtand da, meiſt neben ihm, und hörte aufmerkſam und ernſt zu, und oft, wenn Peter Bureſch des Sprechens müde war, nahm er das Wort auf und fuhr fort, mit größerer und gewichtigerer Beredtſamkeit, die von der Peter Bureſchs auf- auffallend abſtach, über dieſelben Gegenſtände, über Freiheit und Gleichheit, über die Brüderlichkeit unter allen Menſchen zu ſprechen, über den Bund der ganzen Menſchheit, über Vergangenheit und Zukunft. Seine Worte hatten etwas Geheimnißvolles und Prieſterliches, was auf die Bauern mächtiger wirkte als die

zornmüthigen, wilden Reden Peters. Sie ſprachen nicht von Feuer und Schwert, ſondern von Frieden und Liebe und ließen in eine ferne Zukunft blicken, welche all die ſchönen Träume verwirklichen ſollte, zu welchem Zwecke, wie er ſagte, ſich die Menſchen in Brüderlichkeit zuſammenthun werden, ja ſich theilweiſe ſchon vereinigt haben. Es war ſo viel Ruhe und Ueberzeugung in Allem, was er ſagte, daß ihm die Bauern lieber und leichter glaubten als Peter Bureſch. Selbſt Peter Bureſch hörte ihm gerne zu, und als er fortzog mit ſeinen Duſchnikern und die Hluboſcher ſo gläubig und überzeugt ſah, konnte er das Schloß keiner beſſeren Beſatzung überlaſſen, als den Hluboſcher Bauern, und ihnen keinen beſſeren Kommandanten geben, als jenen beredten Weiſen. Dieſer Bauer nannte ſich Mikolas Bjelohlawek, welches zu Deutſch Nikolaus Weißhaupt heißen würde. [1]

Aber ſchon zwei Tage nach dem Abzuge Peter Bureſchs mit ſeinen Duſchnikern berief Nikolaus Weißhaupt die Bauern, die unter ſeinem Befehle ſtanden, zuſammen und führte ſie in die unterirdiſchen Gemächer, über deren Thüren das Zeichen des Dreiecks angebracht war. Die Thüren, welche die Duſchniker eingerannt und erbrochen hatten, waren wieder geſchloſſen, wie ehemals. Nikolaus Weißhaupt zog einen Schlüſſelbund hervor und öffnete eine nach der andern. Die Bauern folgten ihm ſchweigend, und von den ſonderbaren Zeichen, Geräthſchaften und Malereien zur Andacht angeregt, in den großen Saal, über deſſen Thüre ein großes Gemälde prangte, welches einen mit Dunſt und Qualm ringenden Sonnenaufgang vorſtellte. Nikolaus Weißhaupt benahm ſich in Allem, als ob er hier zu Hauſe wäre. Offenbar kannte er jeden Winkel, jedes Geräthe, jedes Geheimniß dieſer unterirdiſchen Räume.

Im Saale öffnete er einen Schrank, der bisher allen Blicken

[1] Sonderbares Zuſammentreffen! Muß man bei dieſem Namen nicht an den Regenerator der geheimen Verbindungen des vorigen Jahrhunderts, an Weißhaupt denken? Noch heute gibt es Familien dieſes Namens, Bjelohlawek, in jenen Gegenden Böhmens.

verborgen geblieben, und holte ein großes Buch hervor, das er mit Andacht und Ehrfurcht auf den Altar legte. Als er es aufschlug, wurden allerlei Zeichen und geheimnißvolle Charaktere sichtbar. Die Bauern horchten aufmerksam und fast furchtsam, als er mitten aus dem Buche, aus dem Texte herausgerissen, mit schwerem, gewichtigem Tone und mit Nachdruck zu lesen begann:

„Eine der ersten und heiligsten Pflichten muß es sein, den Stand des Ackerbauers, des Pflegers und liebsten Kindes unserer Mutter Erde, zum Bewußtsein seiner Entwürdigung zu bringen, die Leibeigenschaft, die schreiendste Verhöhnung der Menschenrechte abzuschaffen, die Lasten, die ihn unterdrücken, zu beseitigen, für seine geistige Bildung zu sorgen, den Aberglauben, die Menschenfurcht — die schwersten Fesseln der Menschheit, zu brechen und ihn zu einem Stand von Freien, von Glücklichen zu machen, wie er es verdient durch Arbeit und durch die Tugenden, die bei ihm schlummern. Das betheuern wir anzustreben, darauf all unser Dichten und Trachten zu wenden, Leben und Gut dafür einzusetzen, als für den ersten Grundstein einer neuen, besseren und glücklicheren Gemeinschaft."

Nikolaus Weißhaupt schloß das Buch wieder. Als er ihnen den Sinn des Gelesenen in klaren und schlichten Worten auseinandersetzte, war es in ihrem Kopfe, wie auf dem Bilde über der Thüre, wo die Sonne durch Nebel und Qualm zu dringen sucht. Und als er ihnen von einem Bunde weiser und edler Männer sprach, der sich über die ganze Erde ausgedehnt, um überall mit vereinten Kräften zu solchen Zwecken zu wirken, und daß ihr Herr, der Fürst Schönborn, einer der Meister dieses Bundes, vielleicht in diesem Augenblicke irgendwo mit solchen weisen Männern zusammen tage über die Verwirklichung dieser Sätze, und er sie vorwurfsvoll fragte, ob sie gegen einen solchen Freund mit Feuer und Schwert auftreten wollten, und er endlich ermahnend hinzufügte, daß sie auf diese Weise die Pläne der Edlen nur vereiteln und am Ende des Weges, den sie betreten, für jetzt nur

Unheil und doppelte Unterdrückung sie erwarte — da falteten sie gerührt und erschrocken die Hände, wie zum Gebete. — Die ihre Waffen mitgebracht hatten, ließen sie unwillkürlich fallen.

Am Ende seiner Rede fügte Nikolaus Weißhaupt hinzu, daß ihn dafür, daß er das Geheimniß seiner „Brüder" und seines „Meisters" verrathen, vielleicht schwere Strafen erwarten, er müßte es aber thun, um sie abzuhalten von einer That des Undanks gegen ihren Herrn, der es so gut mit ihnen meinte.

Ob Nikolaus Weißhaupt ganz aufrichtig war, als er die Bauern von einem Wege abhielt, den er „für jetzt" für unheilvoll hielt, oder ob er etwas jesuitisch verfuhr, wie es wohl die Freimaurer des vorigen Jahrhunderts pflegten, um seinem Herrn und „Meister" sein Eigenthum und der „aufgehenden Sonne" eine wichtige Loge zu retten — wir wissen es nicht.

Aber Hluboſch, Schloß und Dorf, war für Peter Bureſch verloren, und als er auf seinem Rückzuge dahin zurückkam, wies es ihm eine eiserne Stirne. Er mußte unverrichteter Dinge weiter zurück bis Duschnik, denn jetzt waren es die Bauern selbst, verbunden mit der Leibwache des Fürsten, welche Hluboſch vertheidigten.

So war ein fester Punkt verloren, den andern gab man freiwillig auf. Peter wollte seine ganze Macht um sich versammeln, um den Soldaten, deren Ankunft er erwartete, die Spitze bieten zu können, und rief den Ungarmichel zurück aus dem Meierhofe. Was sollte er auch länger dort, da Obtschov in Asche lag und Alles geflohen war? Nur Zdenko wandelte jetzt dort zwischen den schwarzen Trümmern der Hütten, einsam, verlassen. Seinen Vater aufzusuchen, fiel ihm nicht ein.

Nur das Kloster ließ Peter Bureſch besetzt, um die Kaiserlichen aufzuhalten, wie sehr sich auch die ketzerische Besatzung herausſehnte. Denn es gingen wunderbare Dinge im Kloster vor. Offenbarer Spuk! Oft in der Nacht schlurften lange, dunkle Gestalten an den Wachen vorbei, durch die Gänge, ohne daß man wußte, woher sie kamen, wohin sie gingen. Wenn man sich

ein Herz faßte und ſie verfolgte, waren ſie ſchnell verſchwunden, verſchlungen von der Nacht und von der Erde. Am Morgen fand man mancherlei Veränderungen im Kloſter. Schränke waren geöffnet, die man früher nicht bemerkt hatte, einzelne Papiere oder auch Geldmünzen waren durch die Gänge zerſtreut, als ob ſie Jemand in Eile verloren hätte. Einmal ſogar verſchwand aus der Mitte der ſchlafenden Bauern, im großen Konventſaale, wo ihnen noch den Abend vorher der einäugige Slavik vorgeleſen hatte, die Chronik des Bruders Procopius. Doch blieben ſie auf ihrem wichtigen Poſten unter dem Befehle des einäugigen Slavik und des Ketzers Hynek Jarmilo. Erſterer, wenn er ſich ordentlich bekreuzt hatte, fürchtete auch allenfalls Geiſter nicht, und der Andere disputirte ſie mit ungläubiger Miene weg vom Erdboden und ſuchte ſich Alles auf natürliche Weiſe zu erklären.

Unter dem Schutze dieſes vorgeſchobenen Poſtens, der die Prager Straße beherrſchte und ihn leicht von der herannahenden Gefahr unterrichten konnte, ſammelte Peter Bureſch ſeine Armee und ſuchte ihr den alten Geiſt wieder einzuflößen. Es iſt wahr, er hatte den ruhigen Blick von ehemals nicht mehr, er flößte nicht mehr das Vertrauen ein, wie zu Anfang, und war in dieſem Gefühle mißtrauiſch, verdrießlich und grauſam. In Duſchnik wurde er mit Murren empfangen, die Weiber ſchrien laut gegen ihn, denn ſie fühlten ſich ſicher, da er nie etwas gegen ihre Widerſetzlichkeit gethan, nie ein Weib beſtrafen ließ und ihre Drohungen zu verachten ſchien. Die Männer kamen beim Schall der Trommel nur langſam und zögernd, meiſt unbewaffnet, aus den Häuſern hervor. Aber als er den Ungarmichel mit ſeiner entſchloſſenen Schaar um ſich hatte, ging Alles beſſer. Mit ihrer Hülfe, da ſie ihm unbedingt gehorchten, ließ er den Schrecken regieren. Die Flüchtigen ließ er auf der Flucht erſchießen oder in ihren Häuſern aufſuchen und aus dem Bette reißen, um ſie nach den Kriegsartikeln zu behandeln. Freilich blieben da Viele, die Einen aus Angſt, die Andern, weil ſie ſelbſt an Entſchloſſenheit gewonnen, mitten unter den Entſchloſſenen und dem härtenden Feuer des

Schreckens und der Strenge. Aber Viele flohen weiter als bis an die Schwelle ihrer Häuſer, ſie flohen tief in die Wälder. Denn die Soldaten, hieß es, ſind im Anzuge und mit ihnen Trenk'ſche Panduren, die damals ſchon das Kind in der Wiege zittern machten. Selbſt der Alte vom Hammer zitterte. Er dachte an hundert traurige Möglichkeiten und ſuchte den Scheerenſchleifer Zerzog, der von Zeit zu Zeit wieder in der Gegend auftauchte und Peter Bureſch aufmunterte. Er wollte mit ihm über einen möglichen Rückzug ſeines Sohnes nach Baiern ſprechen, aber er war nirgends zu finden. Er zog immer weiter, er machte immer größere Kreiſe in den Wäldern, er wurde immer ängſtlicher, er malte ſich traurige Möglichkeiten immer trauriger aus — eine Hinterthüre zum Entkommen mußte man ſich für jeden Fall beſorgen. Aber der Scheerenſchleifer war nicht zu finden.

Peter Bureſch ſelbſt zitterte nicht. Er war zwar etwas verwirrt, der Zorn über die Widerſetzlichkeiten, über die Furcht vor den Kaiſerlichen, über die Auflöſung, die trotz Allem in ſeinen Reihen wieder zur Vorſchein kam, machten ihn kurzſichtiger als ſonſt. Aber er hatte Muth, er wollte den Feind in offener Schlacht erwarten und hoffte, ihn mit Hülfe ſeiner tapfern Schaar von Raubſchützen und ſeiner Kenntniß des Bodens zu ſchlagen und ſo das ſchwankende Vertrauen durch einen Sieg über die ſogenannte geſetzliche und reguläre Macht wieder zu befeſtigen. So zog er hinaus auf die Anhöhen vor dem Dorfe, auf die Seite, wo der Feind aller Berechnung nach kommen mußte, ſtellte Wachen aus und befeſtigte einzelne Punkte. In dieſer Stellung erwartete er das Zeichen aus Oborſchiſcht.

Elftes Kapitel.

Aber das Zeichen aus Oborschischt kam nicht, und der Ungarmichel machte Witze über die langsamen Weiberschritte Ihrer Majestät der Kaiserin.

Der Ungarmichel irrte sich. Ihre Majestät die Kaiserin Maria Theresia machte nur langsame Weiberschritte, wenn es dem preußischen Fritze entgegenging, kam aber schnell und plötzlich, wie ein Ungewitter, wenn es galt, über die Unterthanen herzufallen. Der arme einäugige Slavik hat es zuerst erfahren.

Er saß oben auf dem Thurme des Oborschischter Klosters und strengte sein einsames Auge so gewissenhaft an, als ob er noch ein Dutzend guter Augen zu verderben gehabt hätte. Vom Thurme aus konnte man die Straße viele Stunden weit überwachen, wie sie sich so weiß wie ein schäumender Bach durch die dunklen Wälder hinschlängelte, über Hügel und Ebenen bis zu dem sogenannten kleinen heiligen Berge, weit weit vom Oborschischter Kloster. Aber wie er da oben horstete und Alles, was er in Leib und Geist an Kraft besaß, sich in dem Einen Auge sammelte und er nicht den Schatten eines andern Gedankens hatte, als nur zu sehen und immer zu sehen, da wurde es unter ihm im Kloster plötzlich gewaltig unruhig. Ein zerrissenes Geschrei, aus vielen Schreien der Ueberraschung zusammengesetzt, von verworrenem Waffenlärm, Fluchen und endlichem Hülferufen durchdrungen, wozu bald Flintenschüsse kamen in immer schnellerer Folge, drang herauf zu ihm, als ob er auf einem hohen Berge stünde und ein wildes Gewitter ihm zu Füßen sich entlüde. Es dauerte einige Zeit, bis alle seine Fähigkeiten aus dem kleinen

Punkte des Einen Auges, wo ſie zuſammengedrängt waren, ſich allmählig zurückzogen, um ſich wieder als Gehör, Gefühl, Verſtand auf ihre gewöhnlichen Poſten zu begeben. Dann aber ſprang er mit wilden Sätzen wie eine Katze die Treppe hinab.

Welch ein Anblick!

Ueberall ein buntes Gemiſch von Bauern, Pfaffen, Soldaten. — Plötzlich war der Feind aus dem Boden gewachſen, mitten im Kloſter in allen Ecken und Enden — aus den Dielen, aus den Mauern, ja von den Stubendecken war er wie überreife Frucht herabgefallen. In gewaltiger Ueberzahl ſtand er mitten unter den erſchrockenen Bauern, von den Mönchen geführt, und metzelte die Ketzer nieder, bevor ſie zu ihren Waffen greifen konnten. Als der einäugige Slavik hinunterkam, waren Wände und Eſtrich vom Blute gefärbt.

Zu mir! rief er mit donnernder Stimme, daß die Soldaten einen Augenblick in ihrem blutigen Geſchäfte inne hielten und ſich umſahen. Er benutzte es und ſprang über Schultern und geſchwungene Säbel hinüber in den Konventſaal. Neuer Muth beſeelte bei dieſem Rufe die Beſtürzten; aus den Gängen und Zellen drängten ſie ſich mitten durch die Soldaten und bildeten einen feſten Knäuel um den einäugigen Slavik. Schnell hatte er einen ſchwach beſetzten Ausgangspunkt des Konventſaales erſpäht, und während der Knäuel um ihn Piken, Senſen und Büchſen den Soldaten von allen Seiten entgegenſtreckte, daß der Haufe ausſah wie ein gereiztes Stachelſchwein, drückte, ſchob, bewegte er ihn von innen nach dem ſchwach beſetzten Ausgangspunkte, den er bald erreichte. Die Soldaten ſchloſſen ebenfalls ihre Reihen und folgten mit langſamen Schritten und ſchickten ihnen volle Salven nach. Mancher Ketzer fiel; die Uebrigen ſchoben weiter über den langen Gang bis an die Treppe. Immer enger ſchloſſen ſie ſich an einander und rollten wie eine Kugel hinab bis an die Thüre, die aus dem untern Gange in die Kirche führte. Dorthin wollte ſie Slavik bringen.

An den Altar! rief er, dort ſind wir ſicher.

Nein! rief Hynek Jarmilo aus dem Knäuel heraus mit feſter, widerſprechender Stimme.

Nein! riefen die andern Ketzer, wie aus Einer Kehle, und blieben feſt vor der Thüre ſtehen.

Die Patres hinter den Soldaten, welche auf der Treppe ſtanden, lachten laut auf. Schnell luden die Ketzer noch einmal und ſchoſſen über die Soldaten hinweg in die ſchwarze Reihe der Patres. Pater Quirinus und manche andere fromme Väter fielen. Da lachten ihrerſeits wieder die Ketzer, und lachend warfen ſie ihre Waffen hin und ſtellten ſich wie aufgeſteckte Ziele längs der Wand und ſtimmten wie auf ein gegebenes Zeichen und aus Einer Kehle die böhmiſche Ueberſetzung des Liedes „Eine feſte Burg" an. Die Soldaten von der Höhe der Treppen zielten gut. Es war aus mit dem einäugigen Slavik, mit Hynek Jarmilo und der ganzen Schaar der Ketzer aus dem Dorfe Ribnik.

Darum kommt kein Zeichen, keine Botſchaft aus Oborſchiſcht beim Ungarmichel an. Witze ſind ſchlecht angebracht. Noch macht er welche am Abend deſſelben Tages im befeſtigten Lager auf den Höhen vor Duſchnik — während die kaiſerlichen Truppen nach Przibram marſchiren, auf einem großen Umwege, in einem Halbkreiſe, geſchützt von den Wäldern und dem Dunkel der Nacht. Sie haben einen guten Führer, der die Gegend genau kennt und dem daran liegt, Duſchnik zu überraſchen und es ohne Schwertſtreich zu nehmen, um einem langen Kampfe auszuweichen, während deſſen man ſich an der Geißel, an ſeinem Sohne Zdenko, den dieſer Führer noch gefangen glaubt, halten und rächen könnte.

So kommt es, daß, während Peter Bureſch links vom Dorfe gut verſchanzt den Feind erwartet, der Feind mit erſtem Morgendämmern von Przibram her auf der andern Seite ins Dorf einrückt, den ſchmalen Weg zwiſchen den Gartenmauern herauf, gradaus auf den großen Platz, wo die Bäume ſtehen mit den Kriegsartikeln Peter Bureſchs.

Trommelſchlag weckt die im Dorfe Zurückgebliebenen. Das iſt eine andere Trommel, als die, welche ſie einſt zur Robbot

rief. Neugierig ſteckten ſie die Köpfe zu den kleinen roth eingerahmten Fenſtern heraus. Welch ein prächtiger Anblick — eine mächtige Kolonne zu Fuß, gefolgt von einer oder zwei Schwadronen ernſt und ſtolz blinkender Huſaren. Sonderbar aber und unheimlich ſehen die Geſtalten aus, welche zu Fuß oder auf kleinen Pferden reitend die ganze Kolonne regellos, wild umſchwärmen — vorn, hinten, von allen Seiten. Sie tragen rothe oder ſchwarze Kappen oder auch breite Hüte mit zerfetzten Krempen, die ſchlapp und ſchmutzig um Geſicht und Nacken hängen. Von der Schulter herab wallt ein langer breiter blutrother Mantel, der die ſchmächtige, aber ſehnige Geſtalt verdeckt, zugleich mit einem Gürtel, der reich beſetzt iſt mit Dolchen und Piſtolen von allerlei Art. Die Füße ſind in rothes Tuch gehüllt, welches durch ſchmale, kreuz und quer gebundene Riemen feſtgehalten iſt, ſo daß man ihre Schritte nicht hört, wie die Schritte der Katzen. Auf dem Rücken hängt nachläſſig an einem Riemen das ungewöhnlich lange Gewehr, das mit dem Ende des Laufes faſt bis an die Knöchel reicht — an der Hüfte der krumme Säbel in bunter Scheide. — Es ſind Das die Panduren oder Rothmäntel, welche Baron Trenk die Güte hatte dem Major Bombelles auf einige Tage zu borgen. Die blutrothen Mäntel und die vielerlei Waffen weggedacht, ſehen ſie gar nicht ſo ſchrecklich aus — faſt könnte man ſagen, ſie ſind ſchön. Das braune Geſicht mit der kühnen Adlernaſe, die dunkeln Haare und fein gemalten Augenbrauen, die leuchtenden Augen und das beſtändige Lächeln um den feinlippigen Mund machen zuſammen eine ſchöne Figur. Aber dieſes beſtändige Lächeln iſt es eben. Sie lächeln auch, wenn ſie Kinder ſpießen, und haben ſanfte und zärtliche Ausdrücke bereit, wenn ſie dem Feinde den Kopf abſchneiden.

Auf einen Wink ihres Führers zerſtreuen ſie ſich und ſind nicht mehr zu ſehen. Alle Ausgänge des Dorfes, Schluchten und Schlupfwinkel in den Wäldern ſind in kurzer Zeit von ihnen beſetzt. Denn in Wäldern, Gebüſchen und Schluchten fühlen ſie ſich bald heimiſch, kennen ſie bald jeden Baum und Stein —

das haben ſie aus ihren heimiſchen kroatiſchen Wäldern mitgebracht, wo ſie das edle Räuberhandwerk trieben und all die Künſte lernten, mit welchen ſie jetzt den habsburgiſchen Thron befeſtigen und in Duſchnik Geſetz, Ruhe und Ordnung herſtellen werden.

Graf Bombelles, der an der Spitze der kaiſerlichen Truppen in Duſchnik einreitet, hat die gemeſſene Weiſung, die Sache ſo ſchnell als möglich abzumachen, da man keinen Mann lange entbehren kann und mit den Bauerngeſchichten nicht viel Zeit verlieren will. Er ſoll kurz und ſummariſch verfahren, die Führer beſeitigen, die Gegend unſchädlich machen und wieder davon reiten. Er macht ſich ſofort ans Werk. Die zurückgebliebenen Bewohner im Dorfe haben ſich verſammelt, die Trommel wird gerührt, die Soldaten ziehen einen weiten Kreis um die Verſammelten, und ein Feldwebel verliest mit lauter Stimme folgende Schrift, die ihm Graf Bombelles, der Major, gleichgültig und gelangweilt übergeben hat:

„Im Namen Ihrer k. k. Apoſtoliſchen Majeſtät Maria Thereſia, Königin von Hungaria, Bohemia ꝛc.

Kund und zu wiſſen Allen, denen zu wiſſen nothwendig.

Die Regierung des Königreichs Böheim im Namen der allergnädigſten Königin Maria Thereſia, Königin von Böheim, läßt Verzeihung, Gnade und Vergeſſen allen Denen angedeihen, ſo ſich in dieſem Jahre als Verführte durch Wort und That an den ungeſetzlichen und verbrecheriſchen Thätlichkeiten Peter Bureſchs betheiligt haben, ſo ferne dieſe Verführten reuig und demüthig zur geſetzlichen Ordnung zurückkehren, freiwillig die Waffen niederlegen und zur Arbeit und geſetzlichen Pflichten ſich als treue Unterthanen Ihrer Majeſtät der allergnädigſten Kaiſerin bekehren.

Beſagter Peter Bureſch, der Erregung von Aufruhr gegen Ihrer Majeſtät Regierung und die beſtehenden Geſetze, der Verleitung Ihrer Unterthanen zu verbrecheriſchen Handlungen, der Konſpiration mit Ihrer Majeſtät Feinden, der Gottloſigkeit und

des Unglaubens, des Mords, des Raubs und der Plünderung und anderer mehrfacher Verbrechen angeklagt, soll vor ein Standgericht gestellt und nach dem Wortlaut des Gesetzes mit ihm verfahren werden.

Gegeben in der k. k. Hauptstadt Prag ꝛc."

Während der Verlesung dieses Aktenstücks ließen die einzelnen Bauern langsam ihre Waffen fallen und zogen sich so weit von ihnen zurück, als es der Kreis, den die Soldaten um sie geschlossen, erlaubte. Die Weiber drängten sich durch und in die Häuser, um die etwa noch vorhandenen Gewehre vor die Thüre zu werfen. Mika, der gleich nach seiner Ankunft im Dorfe mit Hülfe einiger Soldaten in den Schüttboden gedrungen war, kam bleich und mit zerrauften Haaren heraus. Er hat das Gefängniß leer gefunden — er ist zu spät gekommen. Die Weiber erzählten ihm mit Vorwürfen, daß sie selbst seinen Sohn befreit haben, und reuig und mit zerknirschtem Herzen schlich er aus dem Dorfe fort, zurück nach dem verbrannten Obtschov, um dort seinen geretteten Sohn aufzusuchen.

Indessen hatte Peter Buresch erfahren, was im Dorfe vorging. Rasch brach er auf und rückte in Ordnung und festgeschlossenen Reihen aus dem Lager dem Dorfe zu. Kaum war er den Hügel hinab, als aus dem Walde rechts und links mit unhörbaren Schritten die Kroaten hervorkamen und das Lager besetzten. Sie waren nur noch einige hundert Schritte vom Dorfe, aber nahe genug, um zu bemerken, daß jeder Eingang stark von Soldaten besetzt war. Peter wandte sich um, um noch einmal seine Schaar zum Angriff zu ordnen und ihnen Muth einzusprechen.

Da sprang Martin Kinnich aus dem Hohlwege hervor. Ihr Männer, rief er, was wollt ihr euch todtschlagen lassen von einer mächtigen Ueberzahl, besonders da eben der Generalpardon für euch alle verlesen wurde, mit Ausnahme freilich, fügte er höhnisch hinzu, Peter Bureschs, der die Gefälligkeit hatte, mich vom Kommando abzusetzen und so vom Galgen zu retten.

Peter Buresch starrte ihn lange an, dann schlug er sich mit

der Fauſt vor die Stirne und rief: Das war unſer Verräther! Ich Dummkopf! — Schießt ihn nieder!

Der Ungarmichel legte an, doch bevor er abdrückte, ſagte Peter Bureſch mit Verachtung: Laßt ihn laufen! und Kinnich lief in der That nach dem Dorfe zurück.

Aber die Worte Kinnichs hatten ihren Eindruck nicht verfehlt. Ein Murren und Murmeln ging durch die Reihen Peter Bureſchs: „Es iſt vergebens! — Wozu ſich umſonſt todtſchlagen laſſen? — wir haben Pardon!“

Peter Bureſch ſah ſich traurig um, und wie er die ſchwankenden murrenden Maſſen ſah, ließ er den Kopf hängen. Todtenbläſſe bedeckte ſein Geſicht, und er ſchloß die Augen, wie um ſich zu beſinnen. An den Ungarmichel gelehnt, ſagte er mit bebender Stimme: Siehſt du, ſo ſind die Bauern! — Dann rief er laut: Wer die Waffen ſtrecken will, der thue es. Er kann ungehindert von dannen ziehen.

Klirrend, dröhnend ſtürzte Waffe auf Waffe zu Boden. Peter Bureſch ſtieß einen wilden Schrei aus und wandte ſich ab. Er ſchien wieder in jenen Starrkrampf verfallen zu ſein, in dem wir ihn ſchon einmal geſehen haben. Als er wieder zu ſich kam, drängte ſich die kleine Schaar von Raubſchützen um ihn — die Bauern waren alle fort. Geht, ſagte er, es iſt aus — die Zeit iſt noch nicht gekommen.

Aber die Raubſchützen blieben.

Geht! rief er noch einmal mit gebieteriſcher Stimme — ich weiß mich zu retten, an der baieriſchen Gränze finden wir uns wieder!

Es iſt kein Ausweg für dich! ſagte der Ungarmichel — komm mit uns, ſo ſchlagen wir uns durch.

Wozu noch umſonſt euer Blut vergießen und für mich? Ich habe einen guten Schlupfwinkel, in dem ſie mich nicht auswittern ſollen.

Da gingen ſie, und als ſie ſich umſahen, war jede Spur von Peter Bureſch verſchwunden.

Zwölftes Kapitel.

Dorf und Umgegend blieben vom Schreck gelähmt und ruhig. Kein Widerſtand, keine Widerſetzlichkeit machte ſich geltend, wenn nicht etwa das proteſtirende Schreien und Weinen der Schweſtern und Mütter, wenn man ihre jungen Söhne und Brüder zuſammenfing und ſie truppweiſe, von Panduren begleitet, nach Prag abſchickte, um ſie von dort weiter an die preußiſche Gränze gegen die Feinde der Kaiſerin zu jagen. Sonſt ſah man ſcheinbar ruhig zu, obwohl man im Geheimen die Zähne knirſchte und die Fauſt ballte, wenn man das Vieh aus dem Stalle jagte, um es theilweiſe an den großen Wachtfeuern mitten im Dorfe zu braten oder als gute Beute den Kameraden in Prag zuzutreiben, wohin es dann mit den jungen Rekruten zugleich wanderte. Denn es ward als gutes Mittel zur Sicherung der Ruhe in dieſen unruhigen Gegenden für alle künftige Zeit erachtet, wenn man alle waffenfähige Mannſchaft und alles noch übrige Beſitzthum daraus entführte.

Graf Bombelles, auf deſſen Anordnung all Das geſchehen und der ſeine Reſidenz im Schloſſe aufgeſchlagen hatte, war, trotzdem Alles gut von Statten ging, doch ſehr verdrießlich. Die Expedition langweilte ihn gewaltig — er hätte ſie — ſein Befehl lautete darnach — gern aufs Schleunigſte zu Ende gebracht, aber das war nicht möglich, ſo lange Peter Bureſch nicht mitten im Dorfe an einem Baume hing. Umſonſt war das ganze Dorf, alle Häuſer vom Keller bis zum Dache, war der ganze Wald, jedes Geſträuch durchwühlt und durchſtöbert worden; umſonſt zog ſich eine ununterbrochene Kette von Huſaren und Panduren in

einem weiten Kreiſe rings durch die Wälder, über Hügel und Thäler. Peter Bureſch war nicht zu finden. Entkommen konnte er nicht ſein, er mußte alſo in irgend einem Verſtecke ſicher geborgen liegen. Graf Bombelles ließ aufs Gerathewohl Einzelne aus den Bauern herausgreifen und nach guter herrſchaftlicher Sitte über die Bank legen, um ihnen das Geheimniß des Verſteckes mit Hülfe des Stockes zu entreißen. Sie ſchrieen, ſie litten unſägliche Qualen, ſie wurden halbtodt oder als Krüppel von der Bank fortgetragen — aber das Geheimniß war nicht enthüllt. Wir wiſſen nicht, ob die Unglücklichen ihren Führer von vorgeſtern verrathen hätten, wenn ihnen ſein Verſteck bekannt geweſen wäre — wir wiſſen nur, daß ſie in der That nicht wußten, welcher Schlund der Erde ihn verſchlungen hatte. So litten, um Alles treu zu berichten, was die Tradition an Namen und Thatſachen auf uns gebracht hat, der lange Wlach und der alte weiche Tomeſch.

Da Alles vergebens war, kam Graf Bombelles auf ein kluges Mittel. Der Vater mußte es wiſſen, wo der Sohn verſteckt war, alſo ſoll der Vater den Sohn verrathen. Der alte Bureſch, der wieder verzweifelt heimgekehrt war, nachdem er den baieriſchen Scheerenſchleifer umſonſt geſucht hatte, wurde herbeigeſchleppt und auf die Marterbank gelegt. Bevor ihn die Panduren hinſtrecken konnten, riß er ſich noch einmal los, richtete ſich hoch auf und ſchrie dem Grafen Bombelles, der aus dem Schloßfenſter den Exekutionen zuſah, mit ſtolzer Stimme zu: Ich bin ein alter Soldat des Prinzen Eugen, des edlen Ritters!

Aber was kümmerte den Grafen Bombelles ein alter Soldat des Prinzen Eugen, des edlen Ritters? Er mußte leiden, wie die Andern, und noch härter.

Der Alte vom Hammer knirſchte die Zähne zuſammen — aber über den zuſammengeknirſchten Zähnen lächelte er und lächelte und lächelte immer — murmelte zuweilen den Namen ſeines geliebten Sohnes — und lächelte wieder, bis er bewußtlos von der Bank hinabrollte wie todtes Holz.

Der Eine und Einzige unter den Bauern, der Peter Bureſchs Verſteck kannte und es wohl auch verrathen hätte, konnte von den Soldaten nicht gefaßt werden, denn er war ſchon Tags zuvor, bevor dieſe Maßregeln in Gang kamen, von ihnen gefaßt worden und reſidirte mit dem Grafen Bombelles unter demſelben Dache. Freilich etwas ſchlechter, denn er ſchmachtete tief unten im Schloſſe, in dem dunkeln feuchten Loche, wo ſonſt widerſpenſtige Bauern, die ihre Robbotpflichten nicht erfüllen wollten, zu ſitzen pflegten. Der Eine war Martin Kinnich. Ihm war, als dem Urheber des Bauernaufſtandes, daſſelbe Loos zugedacht, wie Peter Bureſch, aber in Berückſichtigung des Fürwortes von Seiten Mika's und der Väter Jeſuiten für die guten Dienſte, die er im Verlaufe der Begebenheiten geleiſtet, war er zu zehnjähriger Zuchthausſtrafe und Schanzenarbeit begnadigt worden. Da ſaß er nun im Loche, die Zeit erwartend, bis ihn Graf Bombelles mit ſich fortnehme nach Prag und ihn ſeiner Beſtimmung in Ketten und Banden entgegenführte. Zeit genug hatte er, in ſeiner Einſamkeit darüber nachzudenken, wie er ſich von dieſer Beſtimmung befreien könne, und er benutzte die Zeit.

Peter Bureſch, im unterirdiſchen verfallenen Gemach des alten Schloſſes, das von außen wie jeder andere unſchuldige Hügel ausſah, erfuhr von Allem nur, was ihm Lunetta zu berichten für gut fand. So wußte er nichts von den Wunden ſeines Vaters, und ausgeſtreckt auf ſeine Hirſchhaut, beleuchtet vom Flackerlichte des Kienſpans in der Ecke, aß er vom Braten und trank vom Wein, die Lunetta den Soldaten im Dorfe, während ſie tanzte, ſang und prophezeite, vom Wachtfeuer wegſtahl. Er lachte über die dummen Bauern, die nur zu dulden haben, was ſie verdienen, und fühlte ſich am Wohlſten, wenn gerade ein Panduren-Piquet, das nach ihm ſuchte, gerade über ſeinem Haupte auf dem einladenden Hügel Raſt hielt und man unten im Gemache ihre Flüche und Verwünſchungen über die vergebliche Mühe hören konnte. — Ihr armen Jungen oder Helden, ſagte er dann, bald hoffe ich euch aus meinen Wäldern in einem

höflichen Briefe anzuzeigen, daß eure Mühe vergebens iſt, und ich glaube, ihr werdet dann davon überzeugt ſein!

Es war nämlich abgemacht, daß noch dieſe Nacht Lunetta einem einquartierten Soldaten die ganze Kleidung vom Bette ſtehlen und Peter Bureſch bringen ſolle. In dieſer Verkleidung war es dann leicht, durch die Kette der ausgeſtellten und reitenden Poſten in die Wälder zu entkommen.

Aber in dieſer Nacht ſollte noch etwas Anderes geſchehen.

Martin Kinnich hatte die Zeit zum Nachdenken gehörig benutzt. Als er das Geſchrei der geprügelten Bauern hörte, kam er ſchnell mit ſeinem Nachdenken zum Ziele. Am Abend ließ er dem Grafen Bombelles ſagen, er habe mit ihm in aller Unterthänigkeit etwas ſehr Wichtiges zu verhandeln. Es kam keine Antwort. Was ſollte der Bauer mit dem Grafen Wichtiges zu verhandeln haben? Da ließ ihm Martin Kinnich ſagen, er kenne den Aufenthalt Peter Bureſchs, und nach wenigen Minuten ſtand er vor dem Grafen.

Wo iſt er? — wo ſteckt er? — ſprich, ſchnell! — rief ihm der Graf entgegen.

Verzeihung, allergnädigſter Herr! — antwortete Kinnich, ſich tief verneigend, das geht nicht ſo ſchnell — ich habe meine Bedingungen.

Bedingungen — rief der Graf — frecher Bauer, du wagſt es, von Bedingungen zu ſprechen? Ich laſſe dir hundert Stockſtreiche aufzählen, das wird dir die Bedingungen austreiben.

Hundert Stockſtreiche mehr oder weniger — ſagte Kinnich, indem er die Ohren zwiſchen die Schultern zog — man muß ſich daran gewöhnen, wenn man ſich auf zehn Jahre Zuchthaus vorzubereiten hat. Ich kann von meinen Bedingungen nichts nachlaſſen, gnädiger Herr. Einen Menſchen, bei dem es ſich um den Galgen handelt, zu verrathen, das iſt nichts Kleines und will gut verkauft ſein.

Und wie theuer verkauft, Schurke? —

Um zehn Jahre Zuchthaus!

Ho ho!

Kinnich ließ ſich nicht ſtören und fuhr mit ruhiger Frechheit fort: Ich kann nicht anders. Warum haben mir Euer Gnaden den Galgen nachgelaſſen? Weil ich offenbar Verdienſte hatte, Verdienſte um Thron und Altar, weil ich eine Konſpiration mit dem Feinde Ihrer Majeſtät aufgedeckt habe und Manches that, was die Fortſchritte der dummen, verführten Bauern aufhielt. Man hat aber noch nicht erkannt, daß ich, den man den Anſtifter des Aufruhrs nennt, zu Anfang nur den Oberbefehl übernahm, um ungeſetzliche Thaten zu verhindern — warum hätte ich ſonſt ſo viele Tage lang in den Wäldern gefaullenzt? —

Kinnich hielt inne, um zu ſehen, welche Wirkung ſeine wohlgeſetzten und gut ausgedachten Worte auf den Grafen hervorbrachten. Da dieſer ſchwieg, fuhr er fort: Ich wollte nur ſagen, daß, wenn ich durch die Gnade Ihrer Majeſtät meiner Verdienſte wegen vom Galgen zum Zuchthaus begnadigt worden bin, ich wohl eines neuen Verdienſtes wegen vom Zuchthaus zur vollkommenen Verzeihung begnadigt werden könnte.

Das kann nicht ſein! — rief der Graf.

Doch, Eure Gnaden haben Vollmacht — rief Martin Kinnich dagegen und warf ſich vor die Füße des auf und ab wandelnden Grafen — und ich habe Weib und Kind!

Der Graf blieb ſtehen und ſah verächtlich auf den Knieenden nieder. Was bieteſt du für deine Begnadigung?

Peter Bureſch! — rief Kinnich laut — Peter Bureſch, den unruhigſten und gefährlichſten Kopf, der das Land noch tauſend Mal aufwiegeln kann, der die Wälder entvölkert, ein Schreck aller Förſter und forſtbeſitzenden Herrſchaften.

Wann? fragte der Graf weiter.

In einer Stunde! rief Martin Kinnich eifrig.

Gut! — ſagte der Graf nach einigem Nachdenken.

Martin Kinnich küßte die Hände des Grafen. — Aber ich brauche Soldaten! ſagte er endlich.

Nimm dir zehn Mann mit! —

Zehn Mann? — ſagte Kinnich beſorgt — Peter iſt ſtark wie ein Rieſe und liſtig und verſchlagen — ich brauche wenigſtens zwanzig Mann.

Nimm, ſo viel du willſt, Memme!

Martin Kinnich ſoll ſich mit einer halben Kompagnie beeilen, an deren Spitze er, die ausgedehnte Vollmacht benützend, dahinzieht, ſtolz wie ein Feldhauptmann, ſo bald er ins Freie kommt, aber ſchleichend und gebückt, ſo lange er zwiſchen den Häuſern des Dorfes hingeht. Er ſoll ſich beeilen, denn eben iſt Peter Bureſch damit beſchäftigt, ſeinen gewaltigen Leib in die enge Soldatenjacke zu zwängen, während Lunetta vor Ungeduld mit den Füßen zappelnd neben ihm ſteht und den hohen, ſpitzzulaufenden ſchwarzen Czako mit dem gelben Adler in Händen hält.

Nein! — ruft plötzlich Peter Bureſch — lieber liege ich noch ein Jahr in dieſem Loche, als daß ich dieſe bunte Knechtlivree nur eine Stunde am Leibe behalte.

So ſprechend, reißt er die bunte Jacke wieder von den Schultern, wirft ſie weit weg in einen Winkel und ſich ſelbſt auf die Hirſchhaut.

Lunetta hebt die Jacke wieder auf. Ach! fleht ſie, du brauchſt ſie ja nicht einmal eine Stunde zu tragen. In den Eiſenhämmern bei Hluboſch kannſt du ſie wieder abwerfen. Aber jetzt beeile dich. Ich bitte dich, mein theurer Herr, — es iſt keine Zeit zu verlieren, und wir haben noch ſo viel zu thun. Muß ich dir nicht noch den Bart ſcheeren und einen Zopf flechten?

Einen Zopf? — lacht Peter Bureſch und ſieht ſie erſtaunt an — glaubſt du, ich würde mir einen Zopf flechten laſſen, und wenn der Galgen hier zwei Schritte vor meinen Augen ſtände? Ha ha! — einen Zopf!

Nun gut, es wird vielleicht auch ohne Zopf gehen — aber nimm die Jacke, mein theurer Meiſter! flehte Lunetta.

Warum drängſt du ſo auf die dumme Verpuppung? Das kann auch in zwei Stunden oder morgen oder übermorgen geſchehen!

Ach, es iſt mir ſo weh zu Muthe! — wimmerte Lunetta —

es liegt mir ſchwer wie ein Alp auf der Bruſt und iſt mir, als ob wir ſehr zu eilen hätten.

Lunetta hatte es kaum geſagt, ſo hörte man draußen rings um den Hügel ein Geräuſch von Waffen, Schritten, Kommandoworten.

Jetzt kann ich doch nicht fort — ſagte Peter Bureſch mit gedämpfter Stimme — ſie lagern wieder ums alte Schloß. Sei ſtille!

Lunetta war ſtille, ſie wagte es kaum, zu athmen. Aengſtlich kauerte ſie in den Winkel und ſtarrte unverwandten Blickes durch die Dämmerung nach dem Steine, der die Thüre dieſes verborgenen Gemaches bildete. — War es das bewegliche Licht des Kienholzes, das ſie täuſchte, oder bewegte ſich wirklich der Stein? Zitternd, aber unhörbar kroch ſie auf Peter Bureſch zu und umklammerte ihn mit beiden Armen, immer nach dem Steine hinſtarrend. Es war nicht das täuſchende Licht — der Stein bewegte ſich wirklich, er fiel, und — hereinſtrömten, mit Luchsaugen ſuchend, gebückt, mit vorgehaltenen, langen Flintenläufen, immer lächelnd, die Panduren.

Ein furchtbarer Schrei, der in der Wölbung klagend und traurig wiederhallte, drang aus Lunetta's Bruſt. Mit einem Sprung war ſie am leuchtenden Kienſpan, warf ihn zur Erde und trat mit ihren nackten Füßen darauf, um Peter Bureſch in Nacht zu bergen. Es war zu ſpät, die Rothmäntel haben gute Augen.

Am frühen Morgen ſchon war das Dorf Duſchnik von Soldaten wie ausgefegt — die Bewohner ſchliefen noch — aus weiter Ferne hörte man nur noch die Trommel. Mitten im Dorfe an dem großen Kaſtanienbaum hing Peter Bureſch — ihm zu Füßen ſaßen der Alte vom Hammer und Lunetta. Sie warteten, bis die Soldaten weit genug ſein würden, um dann Peter Bureſch abzuſchneiden. An demſelben Baum klebten noch Peter Bureſchs Kriegsartikel.

Der alte Bureſch ſaß da, kalt, ſtumm, ſtarr vor ſich hinſehend, während kalte Thränen auf ſeinen Wangen ſtanden. Zum erſten Male ſeit langer Zeit ſpielte er wieder mit ſeinen Schlangen und bedauerte wohl, daß ſie keine Giftzähne hatten.

Von Zeit zu Zeit wandte er ſich zu Lunetta und ſprach kurze Worte, die ſie nicht hörte und deren Sinn, wenn man ſie zuſammenhielt, ungefähr war: Lunetta, ich gehe mit euch zu den Zigeunern — meine Schlangen können ſchön tanzen, und ich werde euch viel Geld einbringen. Lunetta, ich gehe nicht mehr fort von dir, denn du haſt ihn geliebt.

Lunetta hatte den Kopf tief hinabgebeugt in ihren Schooß und ſang gedankenlos und mit tonloſer Stimme traurige Zigeunerweiſen, ſo leiſe, daß nur ſie ſelbſt ſich hören konnte.

In ſpäter Abenddämmerung erſchien eine alte, auf Krücken gebeugte Zigeunerin, mit vielfachen Pflaſtern im Geſicht, bei Martin Kinnich und bat um Herberge. Es iſt ein halber Aberglaube — aber man wagt es nicht oft, Zigeunern ein Obdach zu verſagen, und ſchickt ſie meiſt in die Scheunen. Auch die alte Zigeunerin wurde in die Scheune geſchickt, und es war noch nicht Mitternacht, als ſchon Scheune und Haus in Aſche lagen und die Zigeunerin verſchwunden war. — Martin Kinnich war ein Bettler und zog als ſolcher durchs Land.

Auch der Bauernadvokat war ein Bettler, denn der Kontrakt mit den Prager Holzlieferanten leerte ihm noch die Strümpfe mit Thalern, die er aus dem Brande gerettet hatte. Zdenko konnte ihn nicht ernähren, denn er war mit fortgenommen worden, als man dieſe Gegend von aller waffenfähigen Mannſchaft reinigte.

Das iſt die ſonderbare Geſchichte eines Bauernkrieges, um welchen man ſich in dem allgemeinen Kriege, der damals die Welt elend machte, nicht kümmerte und von welchem ſo wenig Urkunden ſprechen, daß ein gewiſſenhafter Geſchichtsſchreiber oder Leſer ſie nicht zu glauben braucht.

Erzählungen eines Unſtäten.

Weit bin ich geritten,
Viel hab ich gesehen.

Volkslied.

Le mie prigioni.

Anſtatt einer Vorrede.

Der geneigte Leſer wird ſchon nach Durchleſung der beiden erſten Bücher dieſer Erzählungen erkennen, daß die Aufzeichnung derſelben unter verſchiedenen Abſichten begonnen, weitergeführt und beſchloſſen worden, daß der Verfaſſer, mit Einem Worte, im Verlauf der Arbeit den urſprünglichen Plan geändert hat. Für ſolches Aus-der-Rolle-fallen iſt ein Schriftſteller ſeinem Publikum Rechenſchaft ſchuldig.

Der urſprüngliche Titel „Reiſememoiren", unter dem dieſe Skizzen zum größten Theile in der Kölniſchen Zeitung erſchienen ſind, deutete es genugſam an, daß ich mannigfaltige, perſönliche Erlebniſſe aus verſchiedenen Epochen und Gegenden habe liefern wollen. Vom Schickſal, wie ein abgeriſſenes Blatt, durch die verſchiedenartigſten Länder und Verhältniſſe umhergetrieben, glaubte ich mich mit dreißig Jahren alt genug, um zu memoirenhaften Aufzeichnungen berechtigt zu ſein; um ſo mehr berechtigt, als ich nicht eine perſönliche Entwicklungsgeſchichte, die Niemand intereſſirt, ſondern Ereigniſſe und Begebenheiten, die an ſich intereſſant ſchienen, habe geben wollen. Aber bald mußte ich mich überzeugen, daß auch dieſes ohne Indiskretion nicht möglich war. Hätte ich das nicht ſelbſt eingeſehen, manche ängſtliche, aus der Ferne kommende Bitte, doch ja Dieſes und Jenes zu verſchweigen, hätte mich darauf aufmerkſam machen müſſen. Gewiſſes Literatenthum unſerer Zeit hat Freunde und Bekannte eines Schriftſtellers leider zu ſolcher Aengſtlichkeit berechtigt, und ich war durch dieſe

Bitten weniger beleidigt als gekränkt. Schon nach der Abfaſſung des erſten Buches ſah ich es ein, daß ich Ton und Form ändern und manchen intereſſanten Stoff, den mir Erinnerung lieferte, aufgeben müſſe, und ich ging ſo allmählig in die rein novelliſtiſche Weiſe über, bei der alle Gefahr der Bloßſtellung lebender Perſonen vermieden wurde.

Dieſer Gefahr wäre ich ſchwerlich entgangen, hätte ich die Aufzeichnungen unter denſelben Verhältniſſen fortgeſetzt, unter denen ich ſie angefangen; denn angefangen habe ich ſie in einer Lage, in der ich mir ſelbſt als todt und begraben habe erſcheinen können, abgelöst von allen alten Banden, getrennt durch unüberſteigliche Hinderniſſe von Allem, was mich an die Vergangenheit knüpfte — ein lebendig begrabener, ſtiller Mann. Ich war aus dem Vaterlande verbannt und als Verbannter im Zellengefängniſſe eines fremden Staates. Alſo war ich durch viele Dante'ſche Höllenkreiſe von meiner Welt geſchieden. Aber es gibt keinen Ort, der ſo geeignet wäre, alte Erinnerungen um ſich zu ſammeln, ſich mit einem gewiſſen Behagen in die Vergangenheit zu ergehen, wie ein pennſylvaniſches Zellengefängniß, und ich finde nicht, daß Dante Recht hat, und „die Erinnerung glücklicher Zeiten in Elend" iſt nicht der größte Schmerz, ſondern ein Troſt und eine Art von Weiterleben im Jenſeits — ein Weiterleben, das ſein Fegefeuer, ſeine Hölle, wie ſein Paradies hat.

Herrn Miniſter Maupas danke ich dieſe Erfahrung. Louis Napoleon glaubte nach dem Staatsſtreiche, ſich mit der wohlunterrichteten Polizeipräfektur nicht begnügen zu können, und ſchuf ſich ein Polizeiminiſterium. Aber das blutjunge und unerfahrene Polizeiminiſterium tappte um ſo mehr im Dunkeln, als die altehrwürdige Präfektur auf den mit größerer Würde ausgeſtatteten Neuling eiferſüchtig war und ihm alle Kanäle abſchnitt, die ſeine Allwiſſenheit nähren ſollten. Das neue Polizeiminiſterium hatte nichts zu ſchaffen; in ſeinen weiten Räumen war es öde; menſchenſcheu und des Müſſiggangs müde, ſchlichen ſeine zahlloſen Beamten in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle umher. Sie

ſahen aus wie Schatten, die ziel- und zwecklos an den Ufern des Styx umherirren und die Erlöſung erwarten; ſie fühlten ſich verdammt zu der unausſtehlichen Qual, die Dante vergeſſen hat, zu der Qual des Ueberflüſſigſeins. Es war ein Miniſterium beſoldeter, aber überzähliger Beamten. An Maupas war es, ſie zu erlöſen, und wir waren die ſchwarzen Schafe, die er zum Erlöſungsopfer auswählte. Er erfand eine Verſchwörung, und in der Nacht des 3. Februars 1853 wurde die große Polizeirazzia vorgenommen und die myſteriöſen Räume von Mazas verſchlangen zweiundſechzig Unſchuldige.

Ich ſchlief den Schlaf der Gerechten, als mit der erſten Morgendämmerung ſämmtliche Diener des Hotels mit bleichen Geſichtern in die Stube ſtürzten, gefolgt von zwei Unbekannten mit Phyſiognomien von Monſeigneurs. Monſeigneur aber heißt in Frankreich ein Dietrich oder Diebesſchlüſſel, und der Ausdruck ſtammt aus jener guten alten Zeit, da die großen Herren anſtatt der Diebe in die Häuſer der armen Bauern brachen. — Ich wollte mich erheben, aber die beiden Geheimnißvollen erſuchten mich, im Bette zu bleiben, bis eine gewiſſe dritte Perſon, der Polizeikommiſſär, ankomme. Sie ſetzten ſich an den Kamin, ließen ein Feuer anzünden und prüften mit durchdringenden Blicken jedes Möbel. Endlich kam der Polizeikommiſſär, ein Mann mit einem behaglichen Hausvatergeſichte, der ſich vor mein Bett ſtellte und mit der Miene eines Komödienfürſten, der ſeinen Stern zeigt, den Rock aufknöpfte und ſeine trikolore Schärpe ſehen ließ. Darauf, wie auf ein gegebenes Zeichen, warfen ſich die beiden Monſeigneurs auf meine Bücher, und nachdem ſie alle Titel geprüft, unterſuchten ſie ihr Inneres, ob nicht Papiere darin ſteckten; dann vertheilten ſie ſich in Stuben und Kabinet und ſchleppten alle möglichen Papiere auf einen Haufen zuſammen, die der Kommiſſär muſterte und aus denen er ſämmtliche Briefe, die ein neueres Datum trugen, ausſuchte und zuſammenlegte. Dann ſuchte man in allen Winkeln und Verſtecken nach Waffen, und da man nichts fand als einen Life preserver, erſuchte mich

der Kommiſſär, mich ſchleunigſt anzukleiden und ihm zu folgen — denn er verhafte mich im Namen des Geſetzes. Auf dieſes Wort fingen die Diener, die an der Thür horchten, ein lautes Geheul an, das ſich in Schluchzen und Klagen verwandelte, als ich in der Mitte der Poliziſten durch ihre Reihen ſchritt. Wie ich ſpäter erfuhr, hatte einer der Kellner, ein edler Sohn der Auvergner Berge, die heroiſche Idee, ſofort eine Revolution zu machen und mich noch auf der Treppe der Polizeigewalt zu entreißen; aber ein beſonnener Walter Fürſt, wahrſcheinlich ein Gothaer, hielt ihn von dem gewagten Unternehmen ab und rieth zu paſſivem Widerſtand. Vor der Thüre erwartete uns ein großer, ſchwarzer, geſchloſſener Wagen, der beſtimmt ſchien, ganze geſetzgebende Verſammlungen aufzunehmen. In der Rue Faubourg Montmartre verließ uns der Kommiſſär ſammt dem Wagen und übergab mich den beiden Agenten. Dieſe erſuchten mich, nun ſelbſt einen Wagen zu miethen, da der Weg nach Mazas ſehr lang und ſie ſehr müde ſeien, da ſie die ganze Nacht gearbeitet hätten. Ich konnte aber ihrem Wunſche nicht willfahren; ich wollte meine Freiheit ſo lange als möglich genießen und noch etwas von der friſchen Morgenluft einathmen. Denn wer konnte mir ſagen, für wie lange Zeit ich der Gefangenſchaft, welchem Schickſal überhaupt ich entgegen ging? Wir lebten in der Zeit der Transportationen, und die Juſtiz war ſo reformirt, daß ſelbſt das unſchuldigſte Gewiſſen ſich nichts zu prophezeien wagte. So wanderten wir denn zu Fuße die Boulevards entlang. Paris iſt am frühen Morgen nicht lieblich anzuſehen; es gleicht da einer alten Kokette, die man vor der Toilette überraſcht, ehe ſie ihr Roth aufgelegt. Dennoch ſchien es mir in dieſem Augenblicke unendlich ſchön und, im Vorgefühl des engen Gefängniſſes, unendlich groß und weit, wie eine Welt. „Zu meiner Rechten Michael, zu meiner Linken Gabriel“ zog ich frohen Muthes weiter und hörte kaum auf die Vorwürfe meiner beiden Schutzengel, die mich des Undankes anklagten. Sie hatten mich ja ausſchlafen laſſen, während ſie einundſechzig Andere aus dem ſüßeſten Schlafe

und Manche von dieſen aus den Armen der Gattin oder Geliebten geriſſen haben. So ſprechend, freuten ſie ſich in der Erinnerung über die verſchiedenen, ſonderbaren, erſtaunten, erſchrockenen oder ergrimmten Geſichter, die ſie in dieſer Nacht zu ſehen bekamen, und ich dachte: auch dieſer Stand hat ſeine Freuden. Und ich dachte ferner, daß die banalen Entſchuldigungen wie: „Wir thun nur unſere Pflicht, gewiß mit ſchwerem Herzen" ꝛc. nur leere Phraſen ſeien. — Auf der Höhe der Marais angekommen, wurden meine Begleiter ſchweigſamer; ſie ſchienen mich ganz zu vergeſſen und ſahen aufmerkſam, mit ächteſtem Späherblicke nach rechts und links. Das Trottoir war noch nicht ſehr belebt; nur hie und da ſtanden oder ſaßen einzelne Individuen, die mehr oder weniger überwacht und nichts weniger als geſetzmäßig ausſahen. Bei unſerem Herannahen ging Mancher von dieſen auf die Seite und aus unſerem Wege. Manchem ſah ich es an, daß er mich als einen Verhafteten erkannte und mich mit einem gewiſſen, wenn auch nicht theilnehmenden Intereſſe betrachtete, während auf den untern Boulevards keiner der Vorübergehenden errieth, daß ich mich in einer ausnahmsweiſen und nicht beneidenswerthen Lage befand. Jetzt ging ich durch ein Publikum, das für Dergleichen ein geübtes Auge hatte und meine Begleiter zu würdigen verſtand. Auch dieſe ihrerſeits kannten ſo manches Geſicht, das uns von der Seite anſah, und ſie warfen ſich von Zeit zu Zeit einen Blick oder auch ein unverſtändliches Wort zu. Vor einer Weinkneipe ſtand ein Jüngling mit ſehr verwegenem Geſichte, die brule-gueule im Munde, die Kappe auf der Seite. Als wir herankamen, ſchlug er die Arme in einander, wie Napoleon, und ſah uns unverwandten Auges an. „Der iſt bald reif," ſagte lachend der Eine meiner Begleiter, und der Andere rieb ſich die Hände. „Was wollen Sie damit ſagen?" fragte ich. — „Nun," antwortete er, froh wie ein Landmann bei der Ausſicht auf eine gute Ernte, „nächſtens haben wir nur zu ſchütteln, und dieſer Knabe fällt uns von ſelbſt in den Rachen. Aber," fügte er nachdenklich hinzu, „er hat une Forte Sorbonne."

— Sorbonne heißt in der Diebesſprache der Kopf, der Geiſt — gewiß ein Kompliment für die Pariſer Univerſität. Ich habe nie gehört, daß unſere Prager Diebe den Geiſt Karolina genannt haben; nicht einmal Ferdinandeum, und das Ferdinandeum heißt doch zugleich das Jeſuitenkloſter.

Endlich auf dem Platze der Baſtille — wozu hat man ſie niedergeriſſen? — wozu hat man die Juliſäule errichtet? — ſo viel Arbeit um ein Leichentuch! — Endlich tauchten die ſchwarzen Mauern des Gefängniſſes von Mazas empor. Ich ging graden Weges auf das Thor los, aber meine Begleiter machten mich auf eine Kneipe aufmerkſam, die unweit vom Thore liegt, und fragten mich, ob ich nicht noch ein Frühſtück einnehmen wollte. Auf meine verneinende Antwort gaben ſie mir den Wunſch zu erkennen, daß ſie ſich ſelbſt gern an einem petit verre erquicken wollten. So treue Begleiter verdienten einen kleinen Lohn, und ich trat mit ihnen ein. Niemals werde ich das teufliſche Gelächter vergeſſen, mit dem uns das Weib hinter dem Schenktiſche empfing: „Aha!“ rief ſie, „habt ihr den Vogel im Neſte erwiſcht!“ Und Das in Gegenwart des gefangenen Vogels. Lachend ſchenkte ſie den Cognac ein, und die Beiden, froh einer ſolchen Würdigung von Seiten des ſchönen und zarten Geſchlechtes, fingen aufs Neue an, von der rude besogne dieſer Nacht wie von großen Thaten zu erzählen.

Zehn Schritte führten aus der Kneipe ins Gefängniß. Ein eiſernes Gitter öffnete ſich raſſelnd; meine Begleiter nahmen ernſte und unterwürfige Amtsmienen an und führten mich, rechts vom Eingang, in die Stube des Greffiers, der ſo früh ſchon mit der Feder in der Hand da ſaß und ſehr verſchlafen und verdrießlich ausſah. Es war mir, als ſollte ich ihn für ſeine Bemühung um Verzeihung bitten. Man ſtellte mich unters Maß, man fragte mich nach Namen, Stand, Wohnung, Charakter und beſchrieb mich ſo genau, als ſollte mir ein Paß nach Nukahiwa ausgeſtellt werden. Die Polizeiagenten entfernten ſich, und es nahm mich ein Gefangenwärter in Empfang. Er öffnete eine Eiſenthüre

und ſchob mich durch. Ich ſtand in einer weiten Halle, in welcher mehrere uniformirte Gefangenwärter auf und ab gingen. Einer derſelben führte mich durch die Halle, rief eine Nummer, und es kam ein anderer Kollege, der vor ſich hinmurmelte: „Noch Einer! aber Das iſt ja ein wahrer 2. Dezember!“ Dieſer Reflexionsmenſch führte mich ſchweigend durch einen der langen Strahlen des in Sternform gebauten Gefängniſſes. Rechts und links reihten ſich dreifach übereinander die unzähligen ſtummen Thüren der Zellen, und längs der Thüren liefen lange Galerien mit Eiſengittern hin. Ueber eine Treppe gelangte ich auf die erſte Galerie, wo mein Begleiter wieder eine Nummer rief. Es kam einer der Gefangenwärter, die ewig und regelmäßig, wie Uhrpendel, vor den Zellenthüren auf und ab gehen, nahm mich in Empfang, ſteckte einen gewaltigen Schlüſſel in ein gewaltiges Schloß — es raſſelte, es krachte, die Thüre gähnte auf — ich ſtand in der ſtillen, einſamen, kahlen Zelle. Der Wärter unterſuchte mich oberflächlich, fragte, ob ich nicht ſchneidende Inſtrumente bei mir hätte, fügte hinzu, das ſei nur für die Form und ging. Wieder krachte das Schloß, und ich war allein.

Da ſtand ich und blickte um mich und ſah Nichts; denn die Zelle in ihrer Leerheit und Kahlheit, war wie aus Nichts gebaut. Das kleine Bett mit dem kleinen Tiſchchen und dem Strohſeſſel verſchwanden in Eins mit dieſem Nichts. Die Zelle war drei Schritte breit, ſechs Schritte lang und außerordentlich hoch, ſo hoch, daß das kleine Fenſterchen mit Gitter und Blende, nah an der Decke, wie ein ferner, beinahe ausgebrannter Stern letzter Größe erſchien — wie der Zeidak, an dem der Araber ein gutes Auge prüft.

Müde und unausgeſchlafen warf ich mich auf das Bett und ſetzte bald den Schlaf fort, aus dem ich ſo unangenehm geweckt worden war, und als ich erwachte, ſah ich zwei fremde Geſichter, die mich mit Verwunderung anſahen. Es war der Gefängniß-direktor mit einem andern, wie es ſchien, höhern Beamten. Sie fragten mich höflich, ob ich nicht irgend etwas zu ſagen, zu

bemerken, zu verlangen hätte? Ich dankte und fragte wieder, wann ich verhört werden ſolle? Die Herren wußten es nicht. Wie, ſagte ich, iſt es nicht Geſetz, daß man ſpäteſtens vierundzwanzig Stunden nach der Verhaftung verhört werden ſolle? — „Nein, mein Herr, das iſt nicht Geſetz in Frankreich.“ — „J'en suis faché pour la France“ — Sie zuckten die Achſel, verbeugten ſich und gingen.

Bald darauf huſchte ein kleiner, blaſſer Abbé herein mit unzähligen, troſtlos ausſehenden Büchern unter dem Arme und fragte, ob ich nicht die Tröſtungen der Religion bedürfe? Ich dankte, und er huſchte noch ſchneller hinaus. Es ſah aus, als wäre er durchs Schlüſſelloch verſchwunden.

Ich brauchte weniger Troſt als Zerſtreuung, und um dieſe zu finden, fing ich an, die Zelle aufs Neue und ins Einzelnſte zu prüfen. Aber ach, ſie blieb leer und kahl und dazu ſo ſchrecklich rein gehalten, daß alle Hoffnung auf ein freundſchaftliches, durch den Uſus der Gefangenen garantirtes Verhältniß mit einer Maus oder einer Spinne verſchwand. Wie glücklich war ich, als ich endlich in einem Winkel eine Inſchrift entdeckte. Sie war ſehr lakoniſch, und doch erzählte ſie mir in meiner Lage, an dieſem erſten und allen folgenden Tagen, eine lange und rührende Geſchichte.

„Oh Amélie! où êtes-vous à-présent?“
„Oh mes amis!“

So war mir der Refrain gegeben, der immer wieder und wieder auftauchte, wenn ich die Zelle durchſchritt oder bei einem Glaſe Wein — denn der Leſer wird bald erfahren, daß ich im Gefängniß ein Sybaritenleben verführte — an die Freiheit und an die anderen fernen Freunde und Freundinnen dachte.

„Oh Amélie! où êtes-vous à-présent!“ ſeufzte ich oft und fühlte eine unendliche Sehnſucht nach Amelie.

Plötzlich öffnete ſich ein kleiner Schieber, und wie ein Märchen vom Tiſchlein deck dich, erſchien auf einem Brettchen ein kleines Töpfchen mit Fleiſch, Suppe und einem großen Stück Brodes.

Man tiſchte mir das Beſte auf, das nach der Regel des Gefängniſſes aufgetiſcht werden darf; aber der Topf und der hölzerne Löffel ſahen ſehr unappetitlich aus, und ich vertröſtete meinen Magen auf beſſere Zeiten, die auch bald kamen; denn ſchon am nächſten Morgen erlaubte man uns, unſere Koſt vom Reſtaurant holen zu laſſen und dieſelbe mit ziviliſirtem Meſſer, Gabel und Löffel zu verſpeiſen. Das Töpfchen an der Luke prüfend, entdeckte ich darüber ein kleines Loch in der Thür, in welchem ſich ein kleines Glas befand, das beweglich und ſo geſchliffen war, daß es wohl einen Einblick von Außen nach Innen, aber keinen Ausblick von Innen nach Außen geſtattete. Ich war alſo von dem Hüter, deſſen dumpfen Schritt auf der Galerie ich hören konnte, beobachtet — ein höchſt unangenehmes Gefühl, ſelbſt für ein reines Gewiſſen. Abends kam dieſer Hüter herein, um die Gasflamme, die bis neun Uhr brennen durfte, anzuſtecken. Er hatte ein höchſt gutmüthiges Geſicht, und ich ſah ihm an, daß er ſich gern in ein Geſpräch eingelaſſen hätte; aber die Pflicht verſchloß ihm den Mund. Doch konnte er die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ſich die neuen Gefangenen in denſelben Zellen befinden, welche am 2. Dezember die Deputirten der Nationalverſammlung aufgenommen hatten. In dieſer Zelle, ſagte er, wohnte der General Changarnier, unter dem ich in Afrika gedient habe. — Biſt du ein alter Soldat, dachte ich, ſo werde ich dich ſchon zum Plaudern bringen. Und in der That iſt mir Das ſchon nach den erſten Tagen gelungen, und dieſes um ſo leichter, als unſere Wächter ſämmtliche neue Gefangene für höchſt wichtige Perſonen hielten. Denn unter uns befanden ſich einige herzogliche und gräfliche Namen, deren Glanz in den Augen der naiven und von aller Welt abgetrennten Gefangenwärter auch die plebejiſchen vergoldete. Außerdem war offenbar Befehl gegeben, uns mit großer Rückſicht zu behandeln. Und da man in Frankreich gewohnt iſt, dieſelben Leute, die heute im Gefängniß ſitzen, morgen in den höchſten Stellen prangen zu ſehen, und dieß im Jahre des Heils 1853 mehr als je der Fall geweſen, und wir

außerdem die Zellen einnahmen, welche vor etwas mehr als einem Jahre von den berühmteſten Männern Frankreichs, alten Miniſtern, ruhmgekrönten Generalen und Dichtern bevölkert geweſen — war es da nicht möglich, daß einige dieſer myſteriöſen Gefangenen dermaleinſt und vielleicht bald mächtige Protektoren der armen Gefangenwärter abgeben könnten? Und in der That machte mir mein Argus bald wie einem Protektor den Hof, erzählte vom General Changarnier und Lamoricière, von ſeinen Schlachten und Abenteuern, von ſeinem kleinen Gehalt und von den vielen Kindern, die er zu ernähren hatte; ließ mich die Namen meiner Mitgefangenen errathen und ſchloß ſeine Reden gewöhnlich mit der Andeutung, wie ſchön es von mir ſein würde, wenn ich ihn nach meiner Befreiung ebenfalls aus der Einſamkeit und langen Weile des Gefängnißlebens befreien und ihm z. B. eine Stelle als Garçon de bureau in irgend einem Miniſterium verſchaffen wollte. Meinen Verſicherungen, daß er ſich mit ſeinem Anliegen an den Unrechten wende, ſetzte er einen hartnäckigen Unglauben entgegen, und ich ließ ihn am Ende, ächt jeſuitiſch, in dem mir nützlichen Aberglauben ſtecken.

Schon am zweiten Tage erlangte ich die angenehme Ueberzeugung, daß man nicht gewillt war, uns hart zu behandeln. Man erlaubte mir, an meine Freunde, freilich franzöſiſch und in ungeſiegelten Briefen, zu ſchreiben und ihnen meine Verhaftung anzuzeigen und aus meiner Wohnung Kleider und Wäſche kommen zu laſſen. Auf dieſe Briefe hin verwandelte ſich mein Gefängniß bald, und wie auf einen Zauberſchlag zugleich in einen Garten, in eine Bibliothek und in eine lukulliſche Speiſekammer. Blumenſträuße und Töpfe kamen von allen Seiten; aus dem Gewächshauſe Daniel Sterns, des Verfaſſers der Februarrevolution, kamen ſogar ganze Blüthenbäume, und ich war gezwungen, meine Fenſterluke Tag und Nacht offen zu halten, daß mich, wie Freiligraths Schöne, Blumenduft nicht tödte. Zwiſchen Blumen und Bäumen ſtanden hohe Pfeiler aus Büchern aller Sprachen aufgeſchichtet und zwiſchen Blumen und Bücher-

pfeilern, hold verſteckt und wie Veilchen lockend, Weinflaſchen aller Zonen, zeitvertreibende, herzerheiternde Genoſſen, und neben ihnen die materielleren Geſellen aus Chevets Magazinen, Paſteten mit Gansleber aus Straßburg und Trüffeln aus Perigord. Da ſaß ich ein gefangener

Epicuri de grege porcus.

Ja, wer jene Tröſterin hätte ſehen können, die man in profaner Sprache „Kaffeemaſchine" nennt, und die, von der Spiritusflamme erhitzt, vor mir auf dem Tiſche ſtand und Lieder ſang und Märchen erzählte, der hätte mich auch für einen beatus ille procul negotiis nehmen können.

Ach, ich war es nicht! Trotz Wein und Büchern drückte die Einſamkeit wie eine Bleikappe auf mein Hirn; ich lag auf einer unſichtbaren Folter, die mich reckte und dehnte und mir Löcher in die Stirn bohrte, aus denen alle fröhlichen Gedanken entflohen. Ich zählte die Tage, die Stunden, die Minuten; ich ſchritt meine ſechs Schritte auf und ab, bis ich vor Schwindel nicht weiter konnte und aufs Bett fiel; ich kletterte mit Hülfe des Tiſches und Stuhles, die ich auf einander thürmte, zu dem kleinen Fenſterlein empor und betrachtete zwei und, wenn es hoch kam, drei Sterne auf dem Quadratfuß Himmel, der mir gegönnt war.

Oh Amélie! où êtes-vous à-présent?
Oh mes amis!

Die Lokomotive im benachbarten Bahnhofe ließ mir keine Ruhe, ihr Pfiff, der einzige Ton, der zu mir gelangte, ging mir wie ein ſchneidendes Meſſer durchs Herz. Sie erzählte mir, wie zum Hohne, von Italien, dahin ihre Bahn geht, von der weiten, weiten Welt, und wie ſchnell man ſich heute bewegt, und „daß ich bin gefangen."

Der Abend, der dem Gefangenen willkommen ſein ſollte, weil er wieder einen Tag begräbt, der Abend iſt ſeine traurigſte Zeit, denn er iſt die Zeit der Sehnſucht, des gemüthlichen Zuſammenſeins. Dem Gefangenen wird die Sehnſucht zum Fieber.

Man ſtarrt die unbewegliche Mauer an, ob ſie ſich nicht doch öffnen wird, und bald hat man nicht übel Luſt, ſeinen Kopf als Mauerbrecher zu gebrauchen. Alle die Gedanken, die man den Tag hindurch, über ſich allein ſitzend, aus Büchern geſchöpft, alle die Phantaſien, Wünſche, Hoffnungen, Sorgen, die man ſelbſtquäleriſch oder in glücklicher Selbſtvergeſſenheit geweckt hat und die man im Zwiegeſpräche, im Austauſche nicht los werden konnte, erheben ſich des Abends im wilden Gedränge und wollen heraus aus ihrem Gefängniß, heraus ins Leben, für das ſie geprägt ſind, und arbeiten an ihren Schädelkerkerwänden, als wollten ſie ſie ſprengen. Rettung! Rettung! Und die iſt nella miseria die Erinnerung del tempo felice! Man ſchließt die Augen; heitere und traurige Bilder der Vergangenheit ziehen vorbei, man greift unwillkürlich nach der Feder, jenem Zauberſtabe, um ſie feſt zu halten — und ſo begann ich, auf das Papier, das mir ein Kerkermeiſter geliefert, nachfolgende Erzählungen und Skizzen niederzuſchreiben.

Eigentlich gehört nur ſo viel zu meiner Vorrede, und ich ſollte mit einigen beſcheidenen, an den Leſer um Nachſicht gerichteten Bitten hier abbrechen — aber ich fühle mich gedrängt, mie prigioni fortzuſetzen, um dem Lande, das den Verbannten, trotz jener Haft, gaſtlich aufgenommen, das Zeugniß auszuſtellen, daß in ſeinem Schooße trotz Allem und Allem die freiheitlichen Ueberlieferungen nicht auszuſterben vermögen, und daß ſelbſt der Gefangene der Früchte jenes humanen Inſtinktes genießt, der den Franzoſen auszeichnet. Als ich meiner Haft entlaſſen war, hatte ich das Unglück, es vor einem Journaliſten auszuſprechen, daß ich drei Wochen im Gefängniß von Mazas einer dreiſtündigen Haft in irgend einem heimatlichen Gefängniſſe vorziehe, und das Wort lief durch mehrere Journale.

Ich hätte beſſer gethan, es vor einem Fremden nicht auszuſprechen; da es aber einmal gedruckt iſt, will ich es um ſo weniger ableugnen, als der Vorwurf, den es enthält, nicht eigentlich mein Vaterland trifft.

Ich will fortfahren, um jenen Ausſpruch zu erhärten und zugleich allen jenen Bekannten und Unbekannten zu danken, die mich während der Zeit meiner Haft und ſpäter bei ähnlicher Gelegenheit durch die zarteſten Aufmerkſamkeiten, durch Hülfeleiſtungen aller Art, durch die lebhafteſte Theilnahme für immer verpflichtet haben.

Erſt drei Tage nach meiner Verhaftung wurde mir der Verhaftsbefehl zugeſtellt, der mir geſetzlich ſogleich bei meiner Verhaftung hätte gezeigt werden ſollen, und erſt am fünften Tage wurde ich vor den Unterſuchungsrichter geführt. Er empfing mich in einer etwas düſteren Stube, vor einem lodernden Kaminfeuer ſitzend, während hinter einem Gitter ein Schreiber mit der Feder in der Hand bereit war, das Weſentlichſte meiner Ausſagen aufzuzeichnen. Ich ſetzte mich auf einen am Kaminfeuer bereit ſtehenden Stuhl, und das ganze Verhör nahm die Form eines freundſchaftlichen Zwiegeſpräches an. Ich wurde zuerſt über meine Verbindung mit dem Herzog von Rovigo und dem Grafen St. Prieſt, zwei eingefleiſchten Legitimiſten, und dann über meine Bekanntſchaft mit mehreren Orleaniſten ausgefragt und erkannte bald, daß Herr Maupas Republikaner, Legitimiſten und Orleaniſten auf das Naivſte in Eine Verſchwörung verwickelt hatte. Der Inſtruktionsrichter war ſehr erſtaunt, daß ich keinen der genannten Herren jemals geſehen haben ſollte und daß ich auch nicht der geringſten geheimen Geſellſchaft angehörte. Er ſchüttelte bedenklich den Kopf, und ich ſah ihm an, daß das Schütteln nicht meinen Ausſagen, ſondern ganz und gar dem Polizeiminiſterium galt. Er hatte ſchon mehrere, vielleicht die größere Zahl meiner Mitgefangenen gehört und war im Stande, ſich eine Meinung zu bilden. Auch ſprang er bald von Verſchwörung und geheimer Geſellſchaft ab und kam auf Zeitungskorreſpondenzen. Ich wurde verlegen, denn ich wußte, um was es ſich handelte. Die franzöſiſche Polizei war vorzugsweiſe gegen jene Korreſpondenten ungehalten, welche die Heirath des Kaiſers und bei dieſer Gelegenheit die Gräfin Montijo angriffen, und dieſe beſonders ſuchte

ſie zu entdecken, um ſie zuchtpolizeilich oder durch Ausweiſung zu beſtrafen. Nun ſchrieb ich um jene Zeit in der That, zwar nicht als regulärer Korreſpondent, ſondern aus Freundſchaft für den Redakteur, von Zeit zu Zeit einen Bericht an eine gewiſſe norddeutſche Zeitung. Aber ich war vielleicht der Einzige unter allen oppoſitionellen Korreſpondenten, der da glaubte, nicht mit Hülfe perſönlicher, gegen die ſchöne Gräfin gerichteter Angriffe Oppoſition machen zu müſſen; ich wollte, daß man die Heirath als eine Privatangelegenheit Louis Napoleons und die Gräfin Montijo als Weib behandle, und habe in dieſem Sinne ſogar für ſie und gegen manche Verleumdung eine Lanze gebrochen. So hätte ich mir mit Einem Worte und der Wahrheit getreu vielleicht ſofort die Freiheit erwerben können — aber durfte ich Das? — ſah es denn nicht aus, als ſtrebte ich nach der Gunſt des Hofes; durfte ich, in welcher Angelegenheit immer, als ein Freund des Staatsſtreichhofes auftreten? — So war ich in der ſonderbaren Lage, mich vor dem Verhörrichter zu einer Nothlüge gezwungen zu ſehen, wo mir die volle Wahrheit unmittelbar Dienſte geleiſtet hätte.

In den auf das Verhör folgenden Tagen erlaubte man mir, täglich eine Stunde lang unter freiem Himmel, zwiſchen zwei Mauern, in einem zwanzig Schritte langen Gange zuzubringen. Ich hörte wohl, daß Leidensgefährten rechts und links von mir luſtwandelten, aber ich konnte ſie nicht ſehen; von menſchlichen Weſen bekamen wir bloß den Wächter vor dem eiſernen Gitter am Ende der Allee und den andern Wächter auf der Höhe der Laterne, von wo aus er ſämmtliche in Sternform auslaufende Alleen überſchauen konnte, zu Geſichte. Der Wächter am Gitter verkürzte mir die Zeit mit Erzählungen aus der Belagerung von Danzig.

Bald kam auch die Erlaubniß, zweimal in der Woche während einer Stunde Beſuche zu empfangen. Man empfing dieſe in einem weiten Sprechſaale, der durch ein doppeltes Drahtgitter in zwei Hälften getheilt iſt. Zwiſchen den Drahtgittern iſt ein

breiter, leerer Raum. In der einen Hälfte des Saales befinden ſich in kleinen Logen, die kaum zwei Perſonen faſſen können, die Beſucher; in der andern Hälfte, in entſprechenden Logen, die Gefangenen. Man ſieht ſeine Freunde nur in der Ferne und durch zwei Gitter; man kann ihnen nicht die Hand drücken, und es iſt Einem zu Muthe, als wäre man durch Welten von ihnen getrennt. Es iſt ein Gefühl, wie man es manchmal in einem ſchweren Traum hat; man will vorwärts, voll Sehnſucht nach einem geliebten Gegenſtand, aber man iſt gebannt, feſtgewurzelt, keiner Bewegung fähig. Doch habe ich hinter dieſen Gittern manchen ſchönen Augenblick genoſſen. Wie dunkel auch der Raum geweſen, ich konnte doch die Thränen ſehen, die in übertriebener, darum nicht minder liebenswürdiger Beſorgniß um mein Schickſal floſſen. Da erſchien auch das wohlthuende, wohlwollende Geſicht Ferdinand Hillers, daraus mir ſeine ganze ſchöne Symphonie „Es muß doch einmal Frühling werden!“ wie aus einem ganzen Orcheſter in heiteren Fanfaren entgegengrüßte. Ich ſchwor es mir damals, ihm den Text zu einem Oratorium zu ſchreiben, nachdem ſich ſeine muſikaliſche Seele, die ſich nur in Kompoſitionen großen Styles genügen kann, wie der Hirſch nach Waſſerquellen ſehnte, und ich habe mir Wort gehalten. Möge er mit ſeinem „Saul“ die Philiſter und prahlhänſigen Reklamegoliathe der Muſik ſchlagen; — da kam auch der Miniſter der Republik, Herr Frélon, um mir ſeinen juriſtiſchen Rath und Beiſtand, und die liebenswürdige, geiſtreiche Madame Mohl, die Frau unſeres gelehrten Landsmannes und die Freundin der Madame Recamier, um mir die Hülfe ihrer zahlreichen Verbindungen anzubieten. Und wie viele andere liebe Freunde und Freundinnen!

Endlich kam auch der Avocat General Herr Metzinger, den ich als eine Gerichtsperſon durch kein Gitter getrennt empfangen durfte. Er unterrichtete mich, daß nun die Sachen ſo weit gediehen ſeien, um Freilaſſung gegen eine Geldkaution und auf Bürgſchaft eines franzöſiſchen Bürgers verlangen zu können. Sofort ſetzte ich das Geſuch auf, und nicht drei Tage vergingen,

da — es war ſchon gegen Abend — da hörte ich mit wunderbar geſchärften Sinnen durch die dicke Kerkerthüre den herrlichen Ruf „Liberté!“ — Die Riegel ſprangen, und Liberté! ſcholl es deutlich in meine Zelle. Und wie ich auf den Gang eilte und immer weiter die Treppe hinab und dem Ausgang entgegen, rief ein Poſten dem andern zu: Liberté, und wie ein Echo ſcholl es weiter Liberté! bis der ſchöne Ruf an der letzten Gitterthüre verhallte: Liberté!

Da ſtanden vor einem Fiaker meine beiden Bürgen, Ferdinand Hiller und der ſeinen Grundſätzen allzeit getreue, ſeinen politiſchen Glaubensgenoſſen immer hilfreiche Bankier, Herr Leopold Königswarter, und fort ging's mit verhängtem Zügel in die Freiheit.

Der ganze Rieſenprozeß, der mit ſo viel Lärm angefangen, zerrann in Nichts; Verſchwörung, geheime Geſellſchaft, Korreſpondentenverbrechen, Alles ſank ins Waſſer. Die ganze Affaire ſchrumpfte zu einer polizeilichen Verfolgung zweier der mit uns verhafteten Franzoſen wegen ſchlechter Witze zuſammen. Das Polizeiminiſterium hatte ſeine Unfähigkeit, ſeine Unkenntniß der Perſonen und der Verhältniſſe bewieſen, und zu unſerer Genugthuung wie zur Freude der altehrwürdigen Polizeipräfektur war es kurze Zeit darauf vom Schauplatze verſchwunden, um nicht wieder aufzutauchen. Wir hatten den Troſt, daß unſer Märtyrerthum doch zu etwas gut geweſen; nicht alle Märtyrer können Das von ſich behaupten.

Meine Blumen und Blüthenbäume haben wohl die Stuben meiner guten Kerkermeiſter geſchmückt, meine zurückgelaſſenen Paſteten und Weinflaſchen ihre Abende erheitert. Möge ihnen Beides wohl bekommen ſein! — Aber wer Amelie geweſen, nach der ich mich in meiner Einſamkeit, von der Inſchrift wie von einer Zauberformel gezwungen, geſehnt habe, konnte ich bis auf den heutigen Tag nicht erfahren.

Oh Amélie! où êtes-vous à présent?

* * *

Meiner Haft in Mazas und der freundschaftlichen Theilnahme gedenkend, deren ich mich damals von allen Seiten, selbst von Seiten der Kerkermeister, zu erfreuen hatte, erinnere ich mich durch eine natürliche Ideenverbindung jener anderen Zeit, da mich falsche Zeitungsgerüchte als von den Oesterreichern in Bucharest verhaftet betrauerten. In den Monaten September und Oktober waren so viele wohlwollende Herzen um mich besorgt, waren so viele einflußreiche Personen, selbst große Kabinette und gekrönte Häupter meinetwegen in Bewegung gesetzt und in Anspruch genommen, und habe ich in Folge meines Schweigens während dieser ganzen Zeit später so viele Vorwürfe hören müssen, daß ich es als mein Recht wie als Pflicht erachte, bei dieser Gelegenheit eine erklärende Erzählung meiner damaligen Schicksale zu liefern.

Am 9. August des Kriegsjahres 1854 mietheten wir, die Engländer Godkin, Capt. Maxwell und ich, einen sechsspännigen Wagen, bedeckten ihn mit allen möglichen orientalischen Teppichen und erfüllten ihn mit Revolvers und Säbeln und Dolchen; dann ließen wir unsere Sais oder Pferdeknechte und unsern Koch zu Pferde steigen, warfen uns in den Wagen, nahmen wichtige Mienen an und setzten uns in Bewegung. Im vollsten Galopp ging es des Abends aus Giurgewo auf der Straße nach Bucharest vorwärts. Der Pomp war nothwendig erachtet, um den Militärposten, die Omer Pascha überall die Straße entlang aufgestellt hatte, zu imponiren. Omer Pascha, der eitelste aller kleinen Menschen, die es zu einer äußerlichen Größe gebracht haben, wollte nicht, daß irgend ein Europäer vor seinem wohlfeilen Triumphzuge in der Hauptstadt der Wallachei eintreffe, und hatte seinen auf der Straße aufgestellten zahlreichen Pikets und kleinen Lagern den Befehl gegeben, keine europäische Maus durchzulassen.

Trotzdem trafen wir schon am andern Morgen glücklich in Bucharest ein. Unser Sechsgespann, unsere Teppiche und Waffen, unser berittenes Gefolge, unsere europäischen Pässe und vor Allem Kapitän Maxwells Flüche hatten ihre Wirkung nicht verfehlt; die

türkiſchen Poſten nahmen uns, der Himmel weiß, wofür und ließen uns mit Murren und Brummen immer weiter gelangen, indem es jeder Poſten dem nächſtfolgenden überließ, es mit dieſen gottverfluchten Giauren aufzunehmen und den Befehlen des Serdar-Ekerem nachzukommen.

Wir verbrachten in Bucareſt, dieſer Sybaritenſtadt, einige fröhliche Tage, wir ſchliefen ſeit Monaten zum erſten Male wieder in weichen Betten und aßen ziviliſirte Koſt; ich, der Kranke der Geſellſchaft, hatte mich bei einem Freunde, einem franzöſiſchen Arzte, einquartiert und genoß der freundlichen Pflege ſeiner edlen Gaſtfreundſchaft. Aber am 13. brach das Gewitter los, das der Serdar-Ekerem von Giurgewo aus gegen uns heraufbeſchwor.

Während ich im entfernteſten Theile der Alten Stadt ſorgenlos die Antiquitäten, Statuen, Siegel, Ringe ꝛc., die der Hauptmann P. aus der ehemals römiſchen Erde der Wallachei gegraben hatte, betrachtete, erſchien vor dem Hotel Belle-Vue ein Polizeioffizier an der Spitze einer Abtheilung theils berittener, theils fußgängeriſcher Polizeiſoldaten und zeigte einen Befehl vor, nach welchem er meine daſelbſt ebener Erde wohnenden Reiſegefährten verhaften ſollte. —

„Was? Verhaften? Uns? Engländer? Kommet heran, wenn Ihr es waget!“ —

So ſprechend, ſtellen ſich die beiden Freunde mit ihren Revolvern bewaffnet an das offene Fenſter, und die wallachiſchen Poliziſten wagen es in der That nicht, ſie anzugreifen. Man fängt zu parlamentiren an, aber die hartnäckigen Briten ſind nicht im Geringſten geſinnt, ſich zu ergeben. Da fällt es den Freunden ein, daß die ganze militäriſche Unternehmung und Belagerung des Hotels, da die Oeſterreicher täglich erwartet wurden und bereits mehrere höhere öſterreichiſche Offiziere in Bucareſt eingetroffen waren, mir, dem öſterreichiſchen Flüchtling, gelten könnte. Mr. Godkin ſpringt, immer den Revolver in der Hand, aus dem Fenſter in den Hof, ſchwingt ſich auf eines der zu einem Spazierritt bereit ſtehenden Pferde und ſprengt durch die

Menſchenmenge, die ſich indeß geſammelt hatte, in die Stadt, um mich aufzuſuchen und mich von der drohenden Gefahr in Kenntniß zu ſetzen. Zwei Dorobanzen, d. i. tſcherkeſſiſch gekleidete Polizeiſoldaten, ſprengen ihm nach und ſuchen ihn zu verhaften; aber er hält ſie mit ſeinem Revolver in reſpektvoller Entfernung. Leider hat er mich in meiner Wohnung erſt einmal beſucht und iſt Bucareſt, das den Segen der Straßennamen noch nicht kennt, überall und beſonders im eleganten Viertel mit ſeinen vielen Gärten und Höfen ein ungeheures Labyrinth, und Mr. Godkin iſt es nicht möglich, mein Haus aufzufinden. So durchſprengt Mr. Godkin die Stadt nach allen Richtungen; an jeder Straßenecke erneuern die Dorobanzen den Verſuch, ihn feſtzuhalten; er ſchlägt ſie immer wieder zurück. So ſieht jede Straße den bewaffneten von Bewaffneten verfolgten Engländer und jede Straßenecke ein kleines Scharmützel. So geräth die ganze Stadt in Aufruhr; hier verhöhnt man die Verfolger, dort den Verfolgten; das Gerücht verbreitet ſich, man habe ſehr gefährliche Spione entdeckt, im Hotel Belle-Vue halte man mehrere belagert, die ſich auf Tod und Leben vertheidigen; ſchon ſei Blut gefloſſen. Mehr durch Zufall als mit Abſicht kommt Mr. Godkin zum Hotel Belle-Vue zurück, wo eben der Aga oder Polizeipräfekt, durch die Gerüchte alarmirt, eingetroffen iſt. Er beſchwört die Engländer, ſich freiwillig nach dem Stadtkommando zu Zadik Paſcha zu begeben; denn von ihm ſei der Polizei der Verhaftsbefehl zugekommen, und dort werde ſich die ganze Sache wahrſcheinlich als ein Mißverſtändniß darthun. Man weicht der höflichen Bitte; die bewaffnete Macht zieht ſich zurück, die Engländer ſchnallen ihre Säbel um und reiten zu Zadik Paſcha.

Einige Minuten ſpäter kam ich, nichts Böſes ahnend, im Hotel Belle-Vue an und erfuhr die ſonderbaren Vorgänge. Es war meine Pflicht, das Schickſal meiner Reiſegefährten zu theilen, und ich begab mich auf die Kommandantur, nicht ohne früher Herrn Plumet, den belgiſchen Konſul, der damals auch England und Frankreich vertrat, von dem Vorgefallenen benachrichtigt zu

haben. Auf der Kommandantur war Alles in großer Aufregung. Zadik Paſcha, der polniſche Renegat, hatte nicht den Muth, die ergrimmten Engländer zu empfangen, und ließ ſeine Thüre von mehreren Soldaten bewachen; dieß hinderte nicht, daß er die mannigfachen Ehrentitel, welche die Engländer in ihrer Entrüſtung ausſtießen, und die Philippiken, die ſie gegen ihn hielten, zu hören bekam. Der Pole ſcheint ſich mit dem Feß türkiſches Phlegma angeeignet zu haben und nahm die ſonderbarſten Bezeichnungen ſeiner Perſon wie ſeines Charakters, die jeden anſtändigen Menſchen beleidigt haben würden, ganz ruhig hin. Seine Adjutanten, meiſt Polen, welche die Engländer umſtanden, ſchlugen beſchämt die Augen nieder.

Die Engländer befahlen dann, daß man ihnen Tinte und Papier bringe, und man gehorchte mit einer Eile, als ob ſie hier zu kommandiren hätten. Sie ſchrieben ſtehenden Fußes eine Proteſtation, die ſie einem der Adjutanten hinwarfen, und dann eine Anzeige des Vorgefallenen an Lord Clarendon — beide durch höchſt energiſche Ausdrücke prangend. Da ſtand ich Armer, als Flüchtling und Deutſcher doppelt Schutzloſer und beneidete die Söhne einer großen Nation, die ſo auftreten konnten. Dann kam Herr Plumet, der, da ich einen Pariſer Paß hatte, ſich auch meiner annehmen wollte. Zadik Paſcha, der ihn empfangen mußte, entſchuldigte ſich und ſchob Alles auf Halim Paſcha, der im Lager vor der Stadt en chef kommandirte. Man bat uns, uns dahin zu begeben, und als wir in die Wagen ſtiegen, ſetzten ſich zwei Adjutanten Zadik Paſcha's zu uns und waren die Wagen im Nu von Dorobanzen umgeben.

Wir konnten nicht ſogleich in das Zelt Halim Paſcha's gelangen, da bereits Herr Plumet und Colonel Simons, militäriſcher Kommiſſär J. Majeſtät der Königin Victoria, mit dem Paſcha unſeretwegen unterhandelten. Vor dem Zelte ging Sir Stephen Lakeman, der ſchöne junge Held, damals Miſar Paſcha genannt, und Kommandant mehrerer Kavalerieregimenter, mit großen Schritten, verſchränkten Armen und gerunzelter Stirn auf und

ab. „Wenn man hier Gentlemen ſo behandelt," rief er in das Zelt, „ſo werfe ich dem Padiſchah meinen Degen vor die Füße." — Die Soldaten kamen von allen Seiten zuſammengelaufen, um die Gefangenen zu ſehen und zu erfahren, was den jungen General ſo ungehalten machte. Endlich wurden wir eingeladen, vor Halim Paſcha zu treten. Wir fanden einen kleinen, ſchmutzigen, blatternarbigen, triefäugigen Mann von thieriſchem Ausſehen. In großer Verlegenheit betrachtete er bald den ihm von Omer Paſcha zugekommenen Befehl, den er in Händen hielt, bald uns Drei, die er offenbar aufs Gläubigſte in die tiefſte Hölle hineinfluchte. Er wandte ſich erſt an Kapitän Maxwell und bat ihn aufs Flehentlichſte, doch ja freiwillig nach Giurgewo zurückzukehren. Der Kapitän verſicherte, daß er nur gezwungen und gebunden dahin zurückkehren wolle. — Und du? fragte der Paſcha mit weinerlichſtem Tone Mr. Godkin. — Ebenfalls! — Und du? — Ebenfalls! — Halim Paſcha ließ troſtlos die Arme ſinken und ſtarrte das Papier an. — Herr Plumet begann ſeine Proteſtationen aufs Neue und berief ſich auf die Verträge. Halim Paſcha begriff Das nicht und ſuchte, Herrn Plumet das Recht, gegen unſere Verhaftung Proteſt einzulegen, zu beſtreiten, und benutzte dieſe Gelegenheit, uns von ſeinen geographiſchen, politiſchen und diplomatiſchen Kenntniſſen einen hohen Begriff zu geben.

„In Stambul," ſagte er mit der Würde eines deutſchen Profeſſors, „in Stambul gibt es einen Eltſchi (Geſandten), in Vienna einen Eltſchi, in Pariſi einen Eltſchi, in London einen Eltſchi, in Petersburg einen Eltſchi — Bucharreschti Eltschi jok — in Bucareſt gibt es keinen Eltſchi!" — Und triumphirend ſah er zuerſt uns, dann Herrn Plumet an. Dieſer erklärte ihm, was ein Konſul in Bucareſt zu bedeuten habe, und aufs Neue blickte er verlegen und flehentlich in unſere Geſichter. Endlich erklärte er, über die Angelegenheit an Omer Paſcha berichten zu wollen, und entließ uns proviſoriſch als freie Leute. Ob er wirklich berichtet oder nicht — wir konnten es nie erfahren. Wir wurden nicht wieder behelligt.

Mittlerweile rückte die Zeit des öſterreichiſchen Einmarſches heran, und ich hielt es für gerathen, mich auf türkiſchen Boden zurückzuziehen. Schon ſehr leidend, verließ ich Bucharest am 24. Auguſt, und am nächſten Tage fiel ich zu Giurgewo, keines Gliedes mehr Meiſter, unter unſäglichen Schmerzen aufs Krankenbett. Ich ſah die Minarets von Ruſtſchuck von meinem Fenſter aus und konnte ſie nicht mehr erreichen. Ohne die freundliche und landsmannſchaftliche Pflege des preußiſchen Oberſten in türkiſchen Dienſten, Herrn von der Beck, wäre ich in Giurgewo elendiglich zu Grunde gegangen. Er nahm mich in das ihm angewieſene Quartier auf und überließ mir ſeinen Strohſack; ſo hatte ich vielleicht das beſte Lager, das in Giurgewo aufzutreiben war. Die Fenſter des Hauſes waren zerbrochen und die Mauern von Kanonenkugeln durchlöchert und voll Breſchen. Auf dem Boden, rings um meinen Strohſack, trieben ſich Eidechſen und Kröten in großer Zahl umher und krochen manchmal über meinen Leib hin, der keiner abwehrenden Bewegung fähig war. Die ruſſiſche Einquartierung hatte außerdem Milliarden kleiner, brauner, ſchwarzer und grauer Einwohner zurückgelaſſen. Die Cholera wüthete, und mehrmals des Tages ſah ich, wie man Leichen an meinem Fenſter vorübertrug. Grach, der tapfere Vertheidiger Siliſtria's, mein Freund, war vor wenigen Tagen, am Vorabend ſeiner Vermählung mit einer antikſchönen Griechin, in Ruſtſchuck erlegen. Herrn von der Beck riefen oft ſeine Dienſtpflichten ab, oft die Grach'ſche Verlaſſenſchaft, die er zu ordnen hatte. So lag ich da in großen Schmerzen und in Einſamkeit den Tod erwartend. Mit den türkiſchen Truppen kamen von Zeit zu Zeit europäiſche Aerzte durch Giurgewo. Mein edler Gaſtfreund führte einen nach dem andern vor mein Lager; aber ſie waren nur auf dem Durchmarſch, und ich ſah ſo eine Reihe nutzloſer Qualen über mich dahingehen, da doch Jeder ſeinen guten Willen bezeugen wollte. Der Eine hüllte mich in eiskalte, naſſe Tücher, goß mehrere Eimer Waſſer über mich, ließ mich liegen und marſchirte weiter; der Zweite beſtrich mich mit Magneten und

marſchirte weiter; der Dritte reckte und ſtreckte mich, als wollte er mir alle Glieder zerbrechen, und marſchirte weiter; der Vierte brannte mich mit Sublimat und marſchirte weiter; der Fünfte zapfte mir durch alle möglichen Mittel das letzte Reſtchen Blut ab und marſchirte weiter.

Erquicklicher waren die Beſuche des jungen Nadir Paſcha, der zugleich Derwiſch war und der liebenswürdigſte Türke, den ich kennen gelernt. Wie milde, wie menſchlich und gut und in wie ſchönen, poetiſchen Sätzen ſprach er mir Troſt zu, und wie gewann er mein Herz durch das Unbehagen, das er in dem nahen Kriegslärm empfand, und durch die Sehnſucht, die ihn in ſeine Einſamkeit der theſſaliſchen Berge zurückzog! Weniger wohlthuend, aber doch unterhaltend war der Beſuch eines andern, eines gemeinen Derwiſches, der ſich betend an mein Lager ſetzte und mich zwang, ſeine Gebete mit einem fortwährenden „Amin! Amin!“ zu begleiten. Von Zeit zu Zeit unterbrach er ſein Gebet und blies mit vollen Lungen nach allen Weltgegenden, um die böſen Geiſter zu vertreiben.

Vom Weſten her, auf der Donau, kamen die Oeſterreicher; durch mehrere Tage ſah ich ſie an meinem Fenſter vorübermarſchiren, und ich erkannte meine Landsleute kaum; ſo ſchön und ſtattlich und leichtfüßig ſahen ſie in ihren neuen Uniformen aus! Es wurde mir um ſo unheimlicher in Giurgewo, als ſich daſelbſt allerlei Geſindel umhertrieb, das jede Regierung zu jedem Dienſte verwenden konnte — das zum Spioniren und Denunziren nicht zu gut war. So ſtieg denn von der Beck mit ſeinen Tſchautſchen und mit mehreren bekannten Europäern zu Pferde; einige türkiſche Soldaten hoben mich ſammt dem Strohſack vom Boden, und umgeben von den bewaffneten Reitern, wurde ich durch das türkiſche Zeltlager, das Donauufer entlang, über die neue Schiffbrücke nach Ruſtſchuck auf türkiſchen Boden transportirt. Der Derwiſch Paſcha hatte ſich angeboten, im Falle ſich ein Hinderniß dem Transporte entgegenſtellen ſollte, mit ſeinen Bataillonen auszurücken.

In Ruſtſchuck wurde ich im Quartier eines Mannes abgeladen, den ich hier aus verſchiedenen Gründen nur den amerikaniſchen General nennen will. Der amerikaniſche General hatte mir angeboten, mich nach Varna bringen zu wollen, und ich nahm das freundliche Anerbieten mit großer Freude an. Auf einer bulgariſchen Thalika, jenem Reiſemarterwerkzeug mit ſeinen polygonen Rädern, wäre ich unfehlbar zu Grunde gegangen; zu Pferde zu ſteigen, war eine Unmöglichkeit; eben ſo unmöglich war es, das Land ohne Begleitung zu durchreiſen, denn die verzweifelten und brodloſen Baſchibuſchuks hatten ſich mit jener Leichtigkeit, die ſie in dieſer Beziehung auszeichnet, in Räuber verwandelt und hielten alle Wege beſetzt. Und doch mußte ich nach Konſtantinopel zurück, um mich zu pflegen und wo möglich meine durch und durch zerrüttete Geſundheit wieder herzuſtellen. Der amerikaniſche General aber beſaß eine zahlreiche Dienerſchaft, zwei ſehr ſchöne Kaleſchen auf Federn und fünf prächtige Pferde, die er in der Wallachei eingekauft hatte, um damit in Stambul zu ſpekuliren.

Nach zwei Tagen, die ich brauchte, um von meinem Transporte über die Donau auszuruhen, ſetzten wir uns in Bewegung, und da der General ſeine Pferde ſchonen wollte, kamen wir erſt drei Tage nach unſerer Abreiſe von Ruſtſchuck in Schumla an, ohne irgend ein Abenteuer, obwohl die Berge von Torlak von Heiducken bevölkert waren und wir in Torlak, das mit ihnen einverſtanden war, übernachteten. Schumla fanden wir ſehr verändert. Vor wenigen Wochen noch das Hauptquartier Omer Paſcha's, der Sammelplatz aller europäiſchen Abenteurer, Offiziere und Touriſten, die der Krieg herbeigelockt hatte, belebt durch die täglich wechſelnden Neuigkeiten von der Belagerung Siliſtria's, und durch die Kuriere, die hin- und herflogen — war Schumla jetzt, da die türkiſche Armee über die Donau gegangen, die Ruſſen das türkiſche Gebiet geräumt, die Alliirten den bulgariſchen Boden mit dem der Krim vertauſcht hatten, in ſein voriges Nichts zurückgeſunken. Kein Mittel, irgend eine Nachricht von

Außen zu erhalten, kein Mittel, eine Zeile in die Ferne gelangen zu laſſen. Nirgends ein europäiſches Geſicht zu erſpähen; die Stadt gehörte den Baſchibuſchuks, Kurden, ſchwarzen Arabern, Albaneſen, Tuniſern, die keinen andern Kampf zu beſtehen hatten, als den mit dem Hunger und mit der wildeſten Verzweiflung. Alle Bande waren gelöst; man hörte nur von Morden und Plünderungen. Die Cholera wüthete ſchrecklich, da die verhungernden Einwohner, wie die verhungernden Baſchibuſchuks ſich nur von den eben gereiften Weintrauben nährten. Jeden Augenblick konnten die Baſchibuſchuks kommen, um den Europäern, bei denen ſie immer Geld, viel Geld vorausſetzten, die Gurgel abzuſchneiden — eine Kunſt, in der ſie ſich täglich an armen Bulgaren übten.

In dieſer Hölle, unter dem Meſſer der Baſchibuſchuks, von Cholera, Ruhr und Typhus belagert, abgeſchnitten von aller Welt, ſo abgeſchnitten, daß wir ſelbſt von der Einſchiffung der Alliirten nichts erfuhren, verbrachten wir nahe an zwei Wochen, da ein Pferd des Generals krank war und ſein Wagen ausgebeſſert werden mußte. Mir war dieſe Verzögerung trotz Allem ſehr willkommen; apathiſch gegen die Gefahren, die mich umgaben, gefoltert von den unſäglichſten Schmerzen, dachte ich mit Schaudern an die Bewegung der Weiterreiſe. Zu der Krankheit, die ich mitgebracht, kamen noch kleine Anflüge aller der Krankheiten, die in Schumla heimiſch geworden waren, und wenn ich ſchon ſterben ſollte, ſo wollte ich doch lieber ruhig auf meinem Divan als auf offener Heerſtraße ſterben. Der Tſchorbatſchi oder bulgariſche Notable, bei dem wir eingekehrt waren, trat täglich an mein Lager, betrachtete mich mit prüfendem Auge und meinte, daß es wohl heute zu Ende gehen werde. Auch der amerikaniſche General verhehlte mir nicht, daß mich bereits eine hippokratiſche Maske ſchmücke — und die ganze Welt erſchien mir als ein hippokratiſcher Maskenball. Durch mehrere Tage ſchrieb ich an einem kurzen Briefe, in dem ich von Freunden und Verwandten reſignirten Abſchied nahm; er war an daſſelbe liebe Haus gerichtet, an daſſelbe ſchöne Belleſontaine, in welchem ich jetzt, umgeben

von Freundſchaft und lieblicher Waldeinſamkeit, dieſe traurigen Erinnerungen mit frohem Herzen niederſchreibe. Ich zerriß ihn und warf ſeine Fetzen, ungefähr zwei Wochen ſpäter, in einer ſtürmiſchen Nacht vom Bord des „Pharamund“ in die Fluthen des ſchwarzen Meeres, der Leiche eines franzöſiſchen Soldaten nach, die man auf Seemannsweiſe ſo eben beſtattet hatte.

Der amerikaniſche General war ſelten zu Hauſe, und ich wollte die Einſamkeit meiner letzten Tage und die Mußeſtunden, die mir manchmal der ermüdete Schmerz gönnte, benützen, um meine Sammlung bulgariſcher Volkslieder, die ich vor Wochen begonnen hatte, zu vermehren. Ich ſchickte nach einem Schneider, meinem Freunde, der mir als lebendige Quelle des Volksgeſanges gedient hatte; er war todt. Ich ſchickte in ein anderes Haus, das ich früher bewohnt hatte und deſſen zwei Familien und drei Generationen manches Volkslied kannten — es war ganz und gar ausgeſtorben; der Herbſtwind ſang ſeine Trauerlieder durch die öden Räume.

Mein Tſchorbatſchi war ein zu würdiger Mann, als daß er ſich als Volksliederquell hätte brauchen laſſen; umſonſt ſchlug ich an dieſen Felſen. Aber ein Zufall entlockte ihm Töne.

Die eine Wand der Stube, in der ich lag, war ganz von einer mit Heiligenbildern bemalten Leinwand bedeckt; wie grell und grob auch die Farben auf dem Goldgrund aufgetragen waren, die unzähligen Köpfe hatten doch eine gewiſſe byzantiniſche Einfalt, die anſprach. Mein Tſchorbatſchi, mit unterſchlagenen Beinen vor meinem Lager ſitzend, bemerkte, wie ich das Gemälde aufmerkſam betrachtete, und erklärte mir, daß an dieſem Bilde eine große Heiligkeit hänge, da es direkt aus Jeruſalem komme. Ein Pilger aus ſeiner Familie hat es ihm von dort mitgebracht. Jedes ordentliche orthodoxe Haus müſſe ein ſolches Bild aus Jeruſalem beſitzen, wenn es gedeihen und vor den Angriffen des Böſen geſichert ſein ſoll. So kämen denn auch alljährlich unzählige ſolche Bilder aus Jeruſalem in die Bulgarei. Leider, fügte er traurig hinzu, ſei dieſes Bild entweiht,

er wisse nicht, durch wen, da er in diesen Jahren so viele europäische Einquartierung gehabt; jedenfalls sei es ein Jude, Protestant oder Lateiner gewesen. Gott möge ihn verfluchen. So sprechend, sprang er auf, schob den Divan von der Wand und zeigte mir, wie allen Heiligen der unteren Regionen die Augen ausgestochen waren. Das Bild ist entweiht, geschändet; wo soll ich jetzt ein neues finden? Die Zeiten sind schlecht, und Niemand wagt es, die Heimat zu verlassen und in das heilige Land zu pilgern, und damit fing er mit einer Fistelstimme in melancholischen Molltönen einige Verse zu singen an, die meine Aufmerksamkeit erweckten, und da er sich selbst gestimmt hatte, war es mir nicht schwer, nach und nach einen ganzen Gesang aus ihm herauszupumpen. Es war ein Klaggesang flüchtiger Bulgaren, wahrscheinlich aus den Russenkriegen der Jahre 1828 und 1829 stammend und vielleicht durch die Aehnlichkeit der Zeitläufe aufgefrischt in der Erinnerung des Volkes. Der Gesang lautet in ungefährer Uebersetzung wie folgt:

Sind es Rosen, sind es rothe Blüthen ꝛc. (vgl. Bd. I.).

Wie das Heiligenbild, so erinnerte auch die Cholera meinen Tschorbatschi an ein altes Volkslied, das, wie er sagte, älter sein müsse als Sultan Abdul Hamid und sich auf die Pest beziehe, welche Pravadi, die Stadt zwischen Schumla und Varna, und andere Städte und Dörfer gänzlich entvölkert haben soll.

Ueber das Gebirge kam die Pest ꝛc. (vgl. Bd. I.).

Am 2. Oktober trug mich Abdul, der Arnaute, auf seinen Armen in den Wagen, und wir verließen das unglückselige Schumla, an das ich so zurückdenke, wie ein erlöster Geist an das Fegefeuer zurückdenken mag. Einen lichten Punkt in dieser Erinnerung bildet besagter Arnaute, ein Moslem, der mich mit der Milde eines wahrhaft barmherzigen Bruders behandelte. Sonderbar, wie sich Milde, Barmherzigkeit, Mitleid so oft in Herzen einnisten, in denen man sie am Wenigsten suchen würde. Où la vertu va-t-elle se nicher! — Abdul, schön wie ein

Apollo und doppelt ſchön in ſeiner Albaneſertracht, war erſt zwei und zwanzig Jahr alt und hatte bereits mehrere Jahre unter den Räubern Albaniens zugebracht. Als Baſchibuſchuk an die Donau gekommen, hatte er ſich unter türkiſchem Kommando gelangweilt, war deſertirt und in die Dienſte des amerikaniſchen Generals getreten. Aus ſeinen naiven Erzählungen ging hervor, daß er als Räuber und Wegelagerer bereits mehr Köpfe abgeſchnitten, denn als Soldat des heiligen und wahren Glaubens; und daß ihm Tödten und Sterben gleichgültige Dinge waren, hat er uns bewieſen. Eines Tages trat er, anſtatt mit zwei Piſtolen im Gürtel, mit vieren in unſere Stube, und auf die Frage, wie er zu dieſem Waffenvorrath gekommen, erzählte er uns ohne die geringſte Gemüthsbewegung, daß heute Morgen ſein Bruder, Baſchibuſchuk in Schumla, wegen irgend eines Verbrechens oder vielleicht in Folge eines Streites im Gefängniß erdroſſelt worden. Die zwei Piſtolen waren Abduls Erbtheil. Als wir vier Tage nach unſerer Abreiſe aus Schumla in Varna eintrafen, fand er in dieſer Stadt einen andern Bruder; dieſer macht ihm Vorwürfe, daß er Schumla verlaſſen, ohne den Todten gerächt zu haben. In ſeinem jugendlichen Leichtſinn hatte Abdul dieſer heiligen Familienpflicht vergeſſen, aber die Vorwürfe ſeines Bruders erweckten plötzlich die ganze albaneſiſche Vendettaluſt in ſeinem Gemüthe, er wüthete gegen ſich ſelber als gegen einen Verworfenen, nahm vom amerikaniſchen General, an dem er mit der Treue eines Hundes hing, plötzlichen Abſchied, lud ſeine Piſtolen und lief nach Schumla zurück, um die heilige Pflicht der Blutrache zu erfüllen.

Die Herbſtregen, die in der Bulgarei ſtrömend vom Himmel fallen, hatten den Boden ſo ſehr erweicht, daß unſere Fahrzeuge bis an die Achſe in den Grund ſanken. Der General wollte ſeine Pferde ſchonen, und wir konnten nur langſam vorwärts gelangen. Wir machten darum drei Nachtlager, immer auf hartem Boden. Der ganze Weg war in der Gewalt der Räuber, die wir in einzelnen Haufen bald im Gebüſch gelagert, bald aus weiter Ferne

hoch zu Roß erblickten. In ihren verſchiedenen orientaliſchen Trachten, mit den unzähligen Dolchen, Handſcharen, Piſtolen im Gürtel, mit den langen Flinten, die quer über den Rücken hingen, waren ſie immer überaus maleriſch anzuſehen. Abdul mit ſeinem geübten Auge erkannte ſie aus der größten Entfernung. Er erhob ſich im Wagen, kniff die Augenlider zuſammen, prüfte einen Moment und murmelte dann: Tschoch fäna Adam, d. i. „ſehr ſchlechte Menſchen.“ Wir wußten, was Das zu bedeuten hatte, und nahmen unſre Büchſen und Revolver zur Hand. Die Räuber ritten, meiſt in Häuflein von 5, 6—10 an uns vorbei und grüßten höflich. Dieſe Höflichkeit hatten wir theils unſern Revolvern zu danken, welche die Orientalen in jener Zeit kennen und achten gelernt hatten, theils unſrer Eigenſchaft als Europäer. Die Räuber wußten ja nicht, wen ſie vor ſich hatten. Sie hätten ſich leicht an irgend einer einflußreichen Perſon vergreifen können; die türkiſchen Autoritäten wären dann gezwungen worden, einzuſchreiten, vielleicht hätten dann ſelbſt die Franzoſen in Varna Jagd auf ſie gemacht, während ſie türkiſche und franzöſiſche Autoritäten in Ruhe ließen, ſo lange ſie nur arme Bulgaren plünderten und ermordeten. Daß ſie dieſes thaten, erfuhren wir in jedem Dorfe. Am Dewanh-See war einem armen Bulgaren, der mit einigem für Heu gelösten Geld heimkehrte, eine Stunde vor unſerer Ankunft an derſelben Stelle der Hals abgeſchnitten worden. Die dritte Nacht verbrachten wir in einem Dorfe, das, einen Negerſklaven des Aga von Varna ausgenommen, von ſämmtlichen Einwohnern verlaſſen war. Sie hatten ſich mit ihren Habſeligkeiten vor den Räubern in die Stadt und ins Gebirge geflüchtet. Am Eingang in das Dorf lag ein Bulgare mit durchſchnittener Gurgel. Wir nahmen ein verlaſſenes Haus in Beſitz, zündeten im Hofe ein Feuer an und wachten abwechſelnd zu Zweien die ganze Nacht hindurch. Da ſaß ich neben Abdul, und obwohl von körperlichen Schmerzen zerriſſen, beobachtete ich ihn doch mit Intereſſe, wie er, dieſer göttlich ſchöne Jüngling, mit Tigeraugen hinausſpähte und offenbar einen

Angriff heranwünſchte, um Kampf und Blut zu genießen. Beim geringſten Geräuſche erhob er ſich und ſchlich mit Katzenſchritten, das Gewehr in der Hand, in die Nacht hinaus, um mit enttäuſchtem und traurigem Geſichte, die Achſel zuckend, zu mir zurückzukehren. Mein Gefährte, wie die ganze Räuberromantik der letzten Tage erinnern mich noch an ein Volkslied, das auf dieſem Boden gewachſen und deſſen ich während meines erſten Aufenthaltes in der Bulgarei habhaft geworden.

Einen Wolf hab ich im Wald gefangen ꝛc. (vgl. Bd. I.).

Und da der Mond aufging und die Welt trotz allen Jammerns, trotz der Tauſend von Franzoſengräbern in meiner Nähe in lieblichſte Poeſie tauchte, gedachte ich des Liedes „von der ſchönen Nacht," das vielleicht von einem Jüngling wie mein Abdul herrührt, und ich ſetze es hierher, um aus der Räuberromantik mit einem melancholiſch ſchönen Akkorde herauszutreten.

Hoher Berg und tiefes Thal ꝛc. (vgl. Bd. I.).

Am 5. Oktober ſchiffte ich mich in Varna ein und landete am 6. in Konſtantinopel. Hier beſchäftigte ich mich zuvörderſt mit meinen Hoſpitalangelegenheiten und erfuhr erſt nach mehreren Tagen, welche auf mich bezügliche Gerüchte durch die deutſchen Zeitungen liefen. Jene Verhaftung in Bucareſt hat ſie wahrſcheinlich veranlaßt, und mein Schweigen während der wochenlangen Krankheit und während des Aufenthaltes an weltvergeſſenen, von aller Verbindung abgeſchnittenen Orten hat ſie unfreiwillig beſtätigt. Dieß zur Erklärung und zur Entſchuldigung, daß ich durch mehrere Wochen in den deutſchen Zeitungen ſo vielen Raum einnahm, der intereſſanteren Gegenſtänden hätte gewidmet werden können.

* * *

Dieſes abgethan, könnte ich, die Privilegien moderner Vorreden benutzend, noch Vieles über die kulturhiſtoriſche Bedeutung, über den tiefen Sinn, über die künſtleriſche Vollendung ꝛc. der

nachfolgenden Erzählungen hinzufügen und bei dieſer Gelegenheit emphatiſche Klagen darüber erheben, daß mich das deutſche Publikum noch immer nicht in meinem ganzen Umfange und nach Verdienſt anerkannt. Ich thue es nicht, ich bitte einfach und mit aufrichtigem Herzen Publikum und Kritik um Nachſicht und verſichere, daß ich nichts Anderes zu liefern mir einbilde, denn zwei Bände kleiner Erzählungen, die vielleicht manches Unterhaltende bieten. Ich gehöre nicht zu jenen Schriftſtellern, die in der Vorrede genau das Rezept angeben, nach dem die Bewunderung ihrer Werke zu brauen iſt, während ſie es ſelbſt am Deutlichſten fühlen müſſen, wie ſehr wir Epigonen und nur die Grube auszufüllen beſtimmt ſind, die zwiſchen der vergangenen großen Literaturepoche und einer andern zukünftigen klafft. Niemand betrügt ſich ſelber, er ſucht nur Andere zu täuſchen. Dieſe Herren gleichen ſehr dem Helden eines uralten ruſſiſchen Volksmärchens. Derſelbe, nachdem er ſich ſchon in ſeiner Jugend durch manche Rauferei und große Trinkgelage ausgezeichnet, faßt den Entſchluß, eine Pilgerfahrt ins heilige Land zu unternehmen. Unter tauſend Mühen und Drangſalen gelangt er mit den Gefährten durch die Steppen und Weiten Rußlands ans Meer. Dort baut er Schiffe, und nach einer Odyſſee von Kämpfen und Abenteuern landet er mit den frommen Gefährten endlich an der Küſte des gelobten Landes, an dem Ziele ihres eifrigen, frommen, unermüdlichen Strebens. Sie kommen an den Jordanfluß; es iſt heiß, und der Held wirft ſeine Kleider ab, um ein Bad zu nehmen. Ein Gefährte ruft entſetzt: Du willſt im Jordan baden? in den heiligen Fluthen, in denen unſer Heiland getauft worden — das iſt ja eine ungeheure Sünde! — Narr, erwiderte der Held, weißt du denn noch nicht, daß ich an gar nichts glaube?

Bellefontaine, 5. September 1857.

Moritz Hartmann.

Erſtes Buch.

1.

Die Samaritanerin und die Patrioten.

Ja, weit bin ich geritten, viel hab ich geſehen, und manches Schöne habe ich erlebt. Mit zweiunddreißig Jahren reitet, ſieht und erlebt man nicht mehr wie mit zwanzig Jahren. Man genießt nicht mehr den Augenblick wie früher, rein, ungetrübt, ſorgenlos und abgetrennt von Vergangenheit und Zukunft. Man quält ſich mit Dem, was auf den Augenblick folgen ſoll, und müde von Zukunfts-Gedanken, fliegt man zurück zu jenen ungetrübten Momenten, um bei ihnen auszuruhen. Da verweilt man in ſchönen Landſchaften vor hohen Bergen, in grünen Thälern, auf lachenden Seen, in liſpelnden Wäldern, in einſamen Hütten, und die Staffage bildet man ſelbſt, umgeben von ſchönen, kurioſen, tollen oder abenteuerlichen Menſchen-Geſichtern.

Vor hohen Bergen in einem grünen Thale, die rauſchende Adda hinter mir, ſtand ich im Morgenſonnenſcheine vor dem Wirthshauſe zu Madonna di Tirano und ſah hinauf zu den kleinen Hütten, die wie Neſter am Geſims an den höchſten Rändern der Berge klebten. Sie mutheten mich ſonderbar und fremdartig, aber überaus friedlich und wohlthuend an. Müde von monatelangen Fußwanderungen in italieniſcher Sonne, kam es

mir vor, als ob in dieſen Hütten oben in der kühligen Luft gut ruhen wäre. Um bequemer hinauf ſehen zu können und um auf den Füßen feſter zu ſtehen, ſtützte ich mein Felleiſen mit dem Wanderſtabe. Ach, der Wanderſtab war ſchon kurz geworden und glich faſt einem Marſchallſtabe. Im ſteinigen Boden des Karſtes hatte er ſeinen Eiſenbeſchlag verloren, und ſeit damals wanderte ich jeden Tag ein Stück ſeiner Länge weg. Heute erſchien er mir als ein trauriges Symbol des Lebens; damals — ich war zwanzig Jahre alt — amüſirte es mich, ſeine tägliche Abnahme zu beobachten; ſie bewies mir ja, daß ich viel und immer weiter wanderte. Mein Reiſeſack aber war immer dicker geworden und hing immer ſchwerer und ſchwerer von meinem Rücken. In Mailand hatte mir ein berühmter Bildhauer ein ſchönes Marmor-Basrelief geſchenkt; das wurde mir zum Siſyphusſteine; in Varenna pflückte ich von den drei Citronenbäumen eine ganze Menge grüner Früchte. Meiner Mutter wollte ich ſie heim bringen, um ihr zu zeigen, wie weit ich gekommen mit hundert Gulden in der Taſche, und ihr ſo einen tröſtlichen Begriff von meiner Zukunft geben. Mit Vergnügen bemerkte ich, wie die Citronen von Tag zu Tag gelber wurden. In meinem Dorfe angekommen, werden ſie juſt reif und golden genug ſein, um als wirkliche Citronen anerkannt zu werden und der Mutter eine gute Limonade zu machen. Venedig hatte mich am Wenigſten beſchwert. Was wiegt ein Schnupftuch, ſelbſt wenn der ganze Markusplatz, die Piazzetta, St. Markus, Giorgio Maggiore, Rialto, Frari ꝛc. darauf gemalt ſind?

So ſtand ich alſo dort vor dem Gaſthauſe zu Tirano und ſtützte alle dieſe Reichthümer und meine ganze Reiſegarderobe mit dem kurzen Wanderſtabe und ſtarrte in die Höhe. Der Wirth kommt zu mir und ſagt mit Wohlbehagen: Nicht wahr, gleich am Eingang iſt es ſchön, dieſes Land?

Eingang? Land? Welcher Eingang? welches Land?

Nun, antwortete der Wirth, wiſſen Sie's nicht? Da fängt mein Vaterland an, und ich bin ein Schweizer.

Wie, Das iſt die Schweiz? Per Bacco! und Corpo di Dio! rief ich, noch voll italieniſcher Reminiszenzen — hundert Schritte von der Schweiz bin ich, hundert Schritte vom Vaterlande des Schiller'ſchen Tell, und ich ſoll es nicht ſehen? Ade, Wormſer Joch und Tirol und Andreas Hofer, ich gehe in die Schweiz!

Meinem Wirthe ſchmeichelte es ſehr, daß ich Tirol der Schweiz aufopfern wollte, und er machte ſich ſchnell bereit, mir in der Ausführung meines Planes behülflich zu ſein. Da ich, ohne Paß, wie ich war, durch die Douanen hundert Schritte vom Wirthshauſe nicht durchkommen konnte, wollte er mir einen Führer mitgeben, der mich auf Schmugglerpfaden über die Berge in das Thal von Bruſio auf Schweizer Gebiet geleiten ſollte. Aber aus Grundſatz und Geldverlegenheit ſchlug ich den Führer aus, ließ mir genau die Richtung der Schmugglerpfade angeben und machte mich ſofort auf den Weg. Hinter Madonna di Tirano verließ ich die Straße des Wormſer Joches und vertiefte mich in das Dickicht, das von den Fichtenwäldern des Berges hinab kriecht bis in das Thal. Aufwärts ging es und aufwärts. Von den kahlen oder vorſpringenden Felſen ſah ich das Douanenhaus und die Gränzjäger, die dort umherlagen und der freien Schweizergränze entgegenſahen. Da bückte ich mich und kroch ſo zu ſagen auf allen Vieren, um von ihnen nicht bemerkt zu werden. Sie trugen ſchöne öſterreichiſche Flinten in den Händen und große Schnurrbärte. Daß ſie grün angethan waren, das fand ich tückiſch; leicht konnte Einer im grünen Gebüſche verſteckt liegen, ohne daß ich ihn ſah. Aber er wird doch nicht gleich ſchießen! Mehr als eine Stunde verging, ehe ich auf Umwegen, bald kriechend, bald klimmend, auf der Höhe des Berges ankam. Die Sonne war mir nachgeſtiegen und trieb mir heftige Schweiße aus, ohne daß ich es, in der Furcht vor den Jägern, recht gefühlt hätte. Oben dehnte ſich ein ungeheures kahles, ausgeſchwemmtes Plateau vor mir aus. Ich wollte darauf weiter wandern, aber bald ſchnitt mir ein breiter Wildbach mit Murren

und Schäumen den Weg ab. Er begnügte ſich damit, mir die Richtung ins Thal zu zeigen, und ſo folgte ich ihm. Es ging abwärts nicht viel ſchneller als aufwärts. Zwar hätte ich in allerkürzeſter Friſt auf den Grund kommen können, aber mit zerbrochenen Gliedern, und das wollte ich nicht. Steil aber fiel die Felswand, ſo ſteil, daß der Bach, mein Führer, in einem großen und ungebrochenen Bogen bis hinab kam. Das war ſchön zu ſehen; denn es wölbten ſich vier und fünf Regenbogen über ihn, ſo daß er wie ein Triumphator unten anlangte, wo er ſich mit den größeren Bächen, die das Thal durchbrauſen, vereinigt. So thaten noch mehrere andere Bäche auf beiden Seiten des Thales. Mit ihren Regenbogen flatterten ſie wie bunte Guirlanden von den Zinnen der Felſen ins Thal hinab. Die Nacht vorher hatte es gewaltig geregnet; ſie hatten alle volle Betten und reiche Kaskaden, und im Thal war ein großes Rauſchen. Wie aber da hinab kommen, um all die Pracht vom geeignetſten Standpunkte aus zu betrachten? Die Schneehühner, Geier und anderes Gevögel mit ihren Flügeln ſchienen, wie ſie mich umkreisten, ihren Spott mit mir zu treiben. Ich kroch, ich rutſchte, ich kollerte, ich lief, ich fiel, und ſo kam ich endlich unten an — auf Schußweite von den Gränzjägern, aber auf Schweizerboden. Die ganze Strecke hätte ich auf geſetzlichem Wege bequem und in zehn Minuten zurücklegen können, und ich hatte zwei bis drei Stunden dazu gebraucht. Zu ſolchen Umwegen und Zeitverluſten zwingt das Geſetz den Fortſchritt. Die Gränzjäger, wie ſie mich den Berg hinabkollern ſahen, lachten und hoben lachend die Fäuſte und drohten. Sie hatten gut drohen; ich wanderte weiter dem Fluß entgegen und ſeinen Quellen, die in der Republik Graubünden ſprudeln. In dieſem Felsthale brannte die Sonne noch heißer, und die Hitze wäre nicht zu ertragen geweſen, wenn nicht ein gütiger Windzug von Zeit zu Zeit von den Waſſerfällen her eine Hand voll Wellenſtaub geführt und um die glühende Stirn des Wanderers gehaucht hätte. Auf ziemlich gut gebahntem Wege ging es am hohen Ufer immer aufwärts. Den Namen

des Dorfes, dem ich zuſteuerte, hatte ich vergeſſen, aber wohl hatte ich mir die Signori Trippi gemerkt, bei denen ich einkehren ſollte. Der Wirth zu Madonna di Tirano hatte ihren Namen mit ſo viel Nachdruck und Verehrung ausgeſprochen. So fragte ich einen Eſelstreiber, ob es noch weit ſei zu den Signori Trippi. Der verſtand mich nicht, denn er ſprach nur Romaniſch; aber bei dem Namen Trippi machte er ein Geſicht voll Bedeutung, wies mit der Hand vorwärts und grüßte mich ganz ehrerbietig. Aehnliches begegnete mir mit einem ſchweizeriſchen Landjäger. Er zog die Mütze vor mir ab, ſobald ich den Namen Trippi nannte, ohne ſich, da er Eile hatte, auf weitere Erklärungen einzulaſſen. Ganz neugierig, aber auch ganz müde kam ich im Dorfe Bruſio an. Es erhebt ſich auf einem kleinen Hügel mitten zwiſchen den ungeheuren Bergen; vom Abhange des einen blicken die Reſte eines alten, gebrochenen Feudalbaues herab. Die Dächer ſind ſchon ganz ſchweizeriſch von Steinen bedeckt; hinten im Dorfe braust der Bach, der ſich hier in die Tiefe ſtürzt.

Am Eingange ſteht eine kleine Hütte, die ein einziges Gelaß hat. Nicht weiter konnte ich; in die erſte Hütte wollte ich einkehren. Einladender Geſang ſcholl mir entgegen, und ich lehnte mich an das offene Fenſter, um hineinzuſehen. Da ſaß ein großes ſchönes Weib am Spinnrad und ſpann und ſang. Ihr zu Füßen auf einem Schemel ſaß ein kleines Mädchen, das wickelte das Geſpinnſt von der Kunkel und begleitete die Mutter in der Terz. Sie ſangen in romaniſcher Sprache ein ſonderbares Lied, das klang bald wild wie ein Kriegslied, bald melancholiſch wie ein Klagegeſang. Das Spinnrad ſurrte mit, bald raſcher, bald langſamer, je nach dem Takte des Liedes. Zwei Parzen waren ſie, Mutter und Tochter; die traurige Dritte fehlte. Die Mutter war ungefähr wie das Lied, eine große und gewaltige Geſtalt mit ſchönen großen und wilden Zügen. Das tiefſchwarze Haar hatte ſie in einen dicken Knoten geballt, den eine große Nadel mit zwei ſilbernen Knöpfen, nach italieniſcher Art, zuſammenhielt. Wie ſie ſang und ſpann, lag über ſie und die ganze Stube eine

tiefe Ruhe ausgebreitet, ſelbſt wenn ſie an die wilden Stellen des Liedes kam. Die kleine Tochter glich der Mutter. Ich ſtand ruhig da und ſah und hörte zu. Das Kind bemerkte mich zuerſt, und da es plötzlich zu ſingen aufhörte, ſo bemerkte mich auch die Mutter, und das Lied brach ab.

Sie ſtand ſogleich auf, trat in die Thür und machte eine Geberde der Einladung, über ihre Schwelle zu treten. Wie ſie dazu ſprechen wollte, ſchien ſie ſich plötzlich zu beſinnen. Sie ſind ein Fremder, ſagte ſie in italieniſcher Sprache, wie ſoll ich zu Ihnen reden? — Ich bin ein Deutſcher! — Sogleich fuhr ſie in gutem Deutſch fort: Sie ſcheinen ſehr müde; treten Sie ein, wenn es Ihnen gefällig iſt, und ruhen Sie ein wenig aus. — Dabei nahm ſie mir ſchon Stock und Reiſeſack ab und führte mich am Arm auf die anmuthigſte Weiſe in die Stube. Ich geſtand ihr, daß ich überaus müde, und erzählte ihr die Abenteuer meines Weges von Madonna bis Bruſio. — Sie ſehen ganz danach aus, ſagte ſie mit einem Blicke mitleidsvollſter Theilnahme. Sie ſind blaß und triefen doch von Schweiß. Davor muß man ſich hüten in dieſem Lande, ſonſt kann man ſich leicht aufs Aergſte erkälten. So ſprechend, ſchob ſie die Bank vom grünen Ofen weg an den Kamin; dort machte ihr Töchterlein auf den Wink der Mutter aus Hobelſpänen und Reiſig bereits ein Feuer an, das bald luſtig loderte. Im Augenblicke ſah ich mich von der gaſtlichſten, faſt mütterlichſten Sorge umgeben. Ohne um Erlaubniß zu fragen, öffnete die Frau meinen Reiſeſack, legte die Citronen, die oben auf lagen, bei Seite, achtete das Basrelief keines Blickes und zog ein friſches Hemd hervor. Dann führte ſie mich an das Feuer, ſchloß das Fenſter, zog mir ohne Umſtände Rock und obere Wäſche ab, rieb mir Bruſt und Rücken und reichte mir das friſche Hemd. Dabei ſtand ihr das Kind hülfreich zur Seite und nahm ihr ab, was ſie aus Händen legte oder verlangte. Das gethan, ſagte ſie: So, jetzt legen Sie ſich auf dieſe Bank, ſtrecken ſich, wie Sie mögen, und ruhen aus. Sie brauchen das.

Es war mir wie ein Traum. Ich gehorchte und ließ mit

mir machen, was ihr gefiel. Behaglich ſtreckte ich mich auf die Bank und legte den Kopf auf das Kiſſen, das ſie aus ihrem Bette genommen. Jenes ſüße Gefühl des Müden im erſten Momente der Ruhe überkam mich mit ſeiner ganzen holden Gewalt. Dazu fühlte ich mich ſo wohl unter der Geſchäftigkeit und in der Nähe dieſes guten und ſchönen Weibes, dieſer barmherzigen Samaritanerin. Schöner konnte ich im patriarchaliſchen Lande nicht empfangen, angenehmer in den ſchönen Täuſchungen der Jugend, in den Träumen von Hedwig und Stauffacher, die mit uns aufwachſen, nicht beſtärkt werden. Ich war alſo im gaſtlichen Lande! ich war in der Schweiz! Durch das Fenſter winkten mir die alten Felſenhäupter, wehten mir die Kaskaden die Beſtätigung zu. Alle Sorge, wie ich mit meinem Reſt von dreißig Gulden von Graubünden bis in mein böhmiſches Dorf mich durchſchlagen werde, ſchwand wie ein nichtiger Alp bei Tagesanbruch von mir. Mir war ſo wohl, ſo zwanzigjährig wohl!

Meine Wirthe ſchwiegen, wahrſcheinlich um mich ganz der Ruhe zu überlaſſen; aber ich wollte die Stimme der ſchönen und guten Frau hören, und ſo fragte ich ſie, was das für ein Lied geweſen, das ſie vorhin geſungen.

Ein Lied der Schweizer-Soldaten in Rom, antwortete ſie kurz.

Und was ſagt es, dieſes Lied?

Es ſagt, daß die Schlacht etwas Schönes ſei für den Schweizer, aber daß die Heimat doch noch ſchöner.

Alſo Schweizer-Heimweh! dachte ich — auch Das iſt richtig.

Wie der Pariſer das ſchweizeriſche Gletſcherleuchten, die wilden Schluchten der Pyrenäen mit den Dekorationen der großen Oper vergleicht, ſo fing ich an, Alles, was mich umgab, was ich ſah und erlebte, mit meinen belebteſten Idealen zu vergleichen, und ich fand große Aehnlichkeit. Und nicht nur äußerlich war dieſe Aehnlichkeit; es erfüllte mich ein Gefühl ſo tiefen Wohlbehagens, ſo vollendeter Befriedigung auf meiner harten Bank, wie ich mir vielleicht nie das Glück ſelbſt vorgeſtellt hatte. Unwillkürlich ſchloß ich die Augen. Die ſchöne Frau war wieder

zu ihrem Spinnrade zurückgekehrt, und es fing zu ſummen an. Sie mag gewohnt geweſen ſein, zum Spinnen zu ſingen, und ſo ſummte ſie leiſe, aber ganz leiſe, um mich nicht zu wecken, ein Lied vor ſich hin. Wirklich war ich auch bald entſchlummert, aber es kam zu keinem tiefen Schlaf. Die Bilder, die mich umgaben, die ſchöne Frau, die Waſſerfälle, das ſtille Lied, das ſummende Spinnrad, das kleine Mädchen mit den ſinnigen Augen, die den Fremdling ſo verwundert und ſo freundlich angeſchaut — alles Das ſpielte in meinem halbwachen Traum.

Dennoch mag ich endlich tief geſchlafen haben. Denn als ich wieder die Augen aufſchlug, fand ich die Szene in der Stube etwas verändert, ohne daß ich es früher gemerkt hätte. Meiner Wirthin zu Füßen, auf einem Schemel, ſaß der Landjäger, dem ich vorhin begegnet war, und half dem Kinde das Garn abwickeln, während der eine Fuß das Spinnrad der Wirthin in Bewegung ſetzte. Sein Gewehr lag auf der Uniform, die er abgelegt hatte, in einem Winkel. Sobald die Drei mich die Augen aufſchlagen ſahen, wurde das Lied, das ſie zum Summen des Spinnrades leiſe gemurmelt, unwillkürlich lauter und lauter, bis es als ein ſchönes volles Trio, aus dem Alt der Frau, dem Sopran des Kindes und dem ſchönen Baryton des Mannes zuſammengeſetzt, die Stube erfüllte: Noch halb ſchlafend, horchte ich zu und beſah mir die friedliche Gruppe. Ich winkte dem Kinde, legte meinen Arm um ſeinen Hals und fragte: Das iſt wohl dein Vater?

Nein, antwortete das Mädchen etwas erſtaunt, nein, das iſt der Landjäger.

Wo iſt denn dein Vater? fragte ich weiter, und ich hoffte, ſie werde mir ſagen, daß er auf den Bergen ſei und die Gemſen jage. Das Kind aber ſchwieg, ſah ſich verlegen nach der Mutter um und wiederholte die Frage: Wo iſt denn mein Vater? Da verſtummte das Lied der Frau und des Landjägers mit Einem Male. Die Frau ſchwieg, der Landjäger aber antwortete raſch: Dein Vater iſt in Rom geſtorben!

Das Lied wurde nicht weiter geſungen, und eine unheimliche Stille herrſchte in der Stube. Verlegen, denn ich fühlte, daß ich etwas Schlimmes gethan mit meiner Frage, erhob ich mich, um mich anzukleiden und an meine Wanderung zu denken. Sogleich erhob ſich auch die Wirthin, von deren Angeſichte jede Verlegenheit ſchnell entſchwunden war, und fragte mich mit derſelben Freundlichkeit, mit der ſie mich aufgenommen, ob ſie mir nicht etwas zu eſſen anbieten dürfe. Aber der Landjäger antwortete für mich: Verderbt dem Herrn nicht ſeinen Appetit, Margarethe; er geht zu den Signori Trippi, die werden ihm Beſſeres auftragen.

Wieder bemerkte ich, daß der Name Signori Trippi einen reſpektvollen Eindruck machte, und neugierig, die Allgeachteten kennen zu lernen, machte ich mich nun wirklich bereit, aufzubrechen. Indeſſen wurde noch Manches hin und her geredet, und die Wirthin erfuhr, daß ich meine Rückreiſe nach Deutſchland über Zürich nehmen wolle. Sie blieb einen Augenblick im Nachdenken verſunken, dann ſagte ſie einige leiſe Worte zum Landjäger, der bald darauf Gewehr und Uniform nahm, mir die Hand drückte und ſich entfernte. Sobald er die Hütte verlaſſen hatte, wandte ſich Margarethe zu mir und ſagte mit einem Ausdruck voll bittender Beſcheidenheit: Wäre es dem Herrn beſchwerlich, mir einen Brief nach Zürich mitzunehmen?

Meine liebe Frau, antwortete ich, was kann mir lieber ſein, als Ihnen einen kleinen Dienſt zu erweiſen, da Sie ſo gut und freundlich gegen mich geweſen ſind?

Sie ſind ein guter Mann, verſetzte ſie darauf, und ich bin überzeugt, daß Sie meine Kommiſſion gut beſtellen werden. Aber ich habe noch eine andere Bitte. Meine Tante in Zürich verſteht weder Romaniſch noch Italieniſch. Ich ſollte ihr Deutſch ſchreiben, und das habe ich nicht in der Uebung. So wollte ich Sie bitten, ſelbſt den Brief zu ſchreiben, den ich Ihnen mitgeben will.

Schon ſuchte ich mein Reiſeſchreibzeug hervor, und ſchon ſaß

ich bereit am kleinen Tiſche, von welchem das kleine Mädchen Kunkel, Garn und Hanf wegräumte. Wie ſie das gethan, ging ſie auf einen Wink der Mutter aus der Stube, und ich ſaß allein mit Margarethe am Tiſche, die Feder in der Hand und auf ihr Diktiren wartend. Margarethe ſtützte ihre Stirn in die Hand, war nachdenklich, ſah mich oft und lange an, wollte beginnen, hielt wieder ein, ſah mich wieder an und diktirte mir endlich, offenbar nach einigem Widerſtreben, oft zaudernd, folgende abgebrochene Sätze:

„Liebe Tante!

„Ein guter Mann aus Deutſchland will dieſen Brief an dich nach Zürich mitnehmen. Du haſt mir verſprochen, das Kind zu dir zu nehmen, wenn es ſich zeigt, daß es verſtändig, gut und willig zur Arbeit wird. Das iſt. Meine Pepita iſt verſtändig, gut und willig zur Arbeit. So will ich, daß ſie fortgehe in die Fremde; denn hier iſt noch immer Schande auf mir, und es wird ſo bleiben. Sie ſoll es noch nicht erfahren; wenn ſie aber im Orte bleibt, wird ſie es erfahren mit ihrem Verſtande und zuletzt Leid haben. Dort aber wird es Niemand wiſſen, denn es ſind viele Berge zwiſchen hier und Zürich. So laß es mich wiſſen, ob ich dir meine Pepita bringen ſoll nach Oſtern oder gegen Pfingſten. Ich werde dir von Herzen danken. Deine treue Nichte

Bruſio, den 25. Auguſt 1842.

Margarethe N.

„An Frau N. N. in Zürich."

Während des Schreibens war mir überaus traurig zu Muthe. Die Stimme der guten Frau zitterte beim Diktiren, obwohl ſie ſich offenbar alle Mühe gab, ihre ganze impoſante Ruhe zu bewahren. Sie ſah mich nicht an, ſondern folgte mit ſtarrem Blicke den Bewegungen meiner Feder. Ich ſprach kein Wort, faltete den Brief und legte ihn, ohne die Frau anzuſehen, ſorgſam zu

den Citronen meiner Mutter. Dann nahm ich Felleiſen und Stock und drückte ihr die Hand und rief das Kind herbei, küßte es und ging. Ich ging, als ob ich aus der Heimat ginge. Aber Margarethe und das Kind verließen mich noch nicht; ſie begleiteten mich einige Häuſer weit, bis aus dem Dorfe ſtolz und in ländlicher Pracht ein zwei Stockwerke hohes, aber im Schweizerſtyle erbautes Haus empor tauchte. — In dieſem Hauſe, ſagte Margarethe, wohnen die Signori Trippi. Dann reichte ſie mir noch die Hand und kehrte mit dem Kinde langſamen Schrittes zu ihrer Hütte zurück. Ich blieb ſtehen und ſah ihr nach, bis ſie um die Ecke bog. Wie ſie ſo dahin ſchritt, groß und ruhig mit ſanft gebeugtem Nacken, ſchien mir ihr ganzes Weſen neben unendlicher Milde etwas heldenhaft Duldendes auszudrücken. Auch bemerkten die Leute, die aus den Fenſtern ſahen, meine Nachdenklichkeit und ſandten einander Blicke zu und raunten ſich in die Ohren.

Vor dem Hauſe der Signori Trippi empfing mich ein gewaltiger, weißzottiger Hund, der mir mit Gebell den Eingang verwehrte. So blieb ich davor ſtehen und betrachtete es mit Muße. Es war ein Schweizer Bauernhaus, zum Palaſt erhoben und ſo ſchön, wie nur irgend ein Schweizerhaus, das irgend ein großer Herr in ſeinem Park aufführen läßt, um darin mit großem Gefolge und zahlreicher Gaſterei ein freudiges Stadtleben zu führen. Dabei war es natürlicher, wahrhaftiger und übereinſtimmend mit den hohen Bergen und brauſenden Waſſerfällen. Zwiſchen den Stockwerken, es beſtand aus zweien, die Quer- und Tragebalken entlang, auf den Oberſchwellen und um die Bogen der Fenſter liefen viele Inſchriften, die erhaben aus dem Holze hervorſtanden und leicht zu leſen waren. Die Flügel der Fenſter, welche nach oben ſpitz ausliefen und unten auf einem weit hervorragenden, geſchnitzten Balken ruhten, beſtanden aus unzähligen kleinen, ſechseckigen Scheibchen, welche durch Bleibänder zuſammengehalten wurden. Die Dachrinne war ſo fein und ſorgfältig geſchnitzt, daß ſie einer Halskrauſe aus Spitzen geglichen

hätte, wenn ſie nicht gelb und roth, ziemlich bunt angeſtrichen geweſen wäre. An den beiden Spitzen des nicht abſchüſſigen Daches drehten ſich blecherne Windfahnen, in die Farben der Republik gekleidet, und der Mitte zu erhoben ſich neben einander zwei Schornſteine aus rothen Ziegeln, die ſahen wie Thürmchen aus, denn ſie trugen Zinnen. Das alles betrachtete ich genau, bis eine dicke Stimme aus dem Innern des Hauſes dem Hunde Ruhe gebot und ich ungefährdet die drei Stufen hinauf und über die Schwelle treten konnte. Da ging von der Hausthür faſt geraden Weges eine ſehr breite Treppe in das obere Stockwerk. Dort oben ſtand ein breiter, breitſchultriger Mann mit grauen Haaren und mit den Händen in beiden Jackentaſchen; der winkte mir, hinauf zu kommen, und führte mich, oben angekommen, ſchweigend in die Stube, die ſich breit, geräumig und licht aufthat. Da drinnen, am oberen Ende des großen Eichentiſches, ſaß noch ein anderer alter Mann, der eben ſo wie der, welcher mich an der Treppe empfangen hatte, ganz in ſchwarzes grobes Tuch gekleidet war, hohe faltige Stiefel und eine ſchwarztuchene Kappe trug. Beider Haar war kurz geſchnitten und ſo grau, daß man ihm noch die ehemalige Schwärze anſah; doch ſchienen Beide ſchon in den Siebenzigen. Sie glichen einander, nach der angenommenen Redensart, wie zwei Waſſertropfen, aber wie zwei Waſſertropfen, von denen der eine gefroren iſt, der andere lächelnd, heiter im Sonnenſchein ſchimmert. Der Gefrorne hatte mich an der Treppe empfangen und in die Stube geführt. Drinnen kümmerte er ſich nicht weiter um mich und überließ mich ſeinem Bruder, der ſogleich bei meinem Eintritte aufſtand, mir entgegen ging und freundlich die Hand reichte. Etwas bärenhaft ſchritt indeſſen der Andere in der Stube umher. Ich beſtellte den Gruß meines Wirthes von Tirano und wurde freundlich eingeladen, in einem der großen, holzgeſchnitzten Großvaterſtühle Platz zu nehmen. Der Schweigſame nahm mir den Reiſeſack ab, der Freundliche fragte nach Herkunft, Reiſeziel und Zweck und ſchien ſehr befriedigt, als ich ihm ſagte, daß ich nur ſo in die Welt

hineinlaufe, um ſie zu ſehen. Auch hatte er es bald weg, daß ich ein reiſender Student ſei, und das ſchmeichelte mir ſehr. Ich hatte dieſe Genugthuung ſeit Wochen nicht. Als ich aus Wien ausgezogen, angethan in neue und phantaſtiſche Studententracht, begrüßte mich zwar Jeder als Herr Student und luden mich die Pfarrer zu ihren Tiſchen; nach und nach wurde mein Anzug ſo abgeſchoben und ſchäbig, daß ich bald für einen wandernden Handwerksburſchen höherer Klaſſe, z. B. für einen Goldſchmied, ſpäter für einen Schneider und zuletzt für einen Schuſter gehalten wurde. Der Signor Trippi aber hatte es, wie geſagt, bald weg, daß ich ein Student war, und wurde noch freundlicher, weil er ſelbſt einen Sohn hatte, der in Tübingen ſtudirte, und zwar Theologie. Ganz vertraut aber wurden wir, da es bei längerem Hin- und Herreden kund wurde, daß ich einen Freund der Signori Trippi, einen Graubündner, der in Wien in der Gaſſe der Tuchlauben wohnte, gekannt habe. Bei dieſer Entdeckung kam auch der Schweigſame heran und ſetzte ſich mit uns an den Tiſch. Was macht der Freund in ſo weiter Ferne? fragte er, und dabei nahm ſein braunes, faltenvolles, wettergefärbtes Geſicht einen ſo liebevollen Ausdruck an, daß ich es von nun an viel lieber betrachtete, als das freundlichere, ſo zu ſagen gebildetere und höflichere ſeines Bruders. Junges Blut, fuhr der Erſte fort, indem er mir über den Tiſch die Hand reichte, junges Blut, du wirſt unſerem Freunde in Wien die herzlichſten Grüße bringen von den Signori Trippi, dem Landammann und dem Kapitän.

Landammann und Kapitän? fragte ich.

Ja, ſagte der Alte, mein Bruder iſt der Landammann, und ich bin der Kapitän.

Das iſt das Gute und Schöne am Reiſen, fuhr er fort, daß man von Freund zu Freund Grüße und herzliche Wünſche hin und her tragen kann; ſonſt liebe ich es nicht, das Herumſtreifen in der Welt.

Mein Bruder, der Kapitän, fügte der höflichere Alte ſchnell hinzu, als ob er den Vorwurf, den ich in jenen Worten hätte

erkennen dürfen, verwiſchen wollte — der Kapitän liebt das Reiſen nicht und iſt ſelbſt ſein Lebtag nicht aus dem Lande gekommen. Ich aber war in Geſchäften der Politik in Paris und in Karlsruhe.

Ja, ſagte der Kapitän, ſo iſt es; in der Fremde würde ich immer fürchten, daß man mir indeſſen die Heimat davon trüge.

Dieſe Furcht, fügte der Landammann mit einem freundlich ironiſchen Lächeln hinzu, das trotzdem den Blick voll brüderlicher Liebe nicht verſchleiern konnte, iſt dem Kapitän geblieben, ſeit er in ſeiner Jugend Graubünden an der Spitze des Aufgebotes gegen die Franzoſen vertheidigt hat, die vom Valtelinthale heraufgekommen waren. Er hat ſie wacker zurückgeſchlagen, hier hinter dem Dorfe; aber ſeit damals ſteht er da wie ein Wachtpoſten und will ſich nicht fortrühren. Immer ſtehen ihm die Franzoſen vor Augen, die von Graubünden wegzujagen ſind.

Der Kapitän wollte offenbar nicht, daß das Geſpräch länger bei dieſem Gegenſtand verweile, und ſagte: Das iſt ſo eine fixe Idee, und ſprechen wir nicht weiter davon. Ich mache dir auch keinen Vorwurf daraus, Landammann, daß du in der Welt herumgezogen biſt; du haſt es im Dienſte des Vaterlandes gethan, eben ſo wie ich in dieſem Dienſte auf meinem Poſten ſtehen geblieben bin. Mein Bruder, wandte er ſich zu mir, iſt dreimal Landammann geweſen.

So erfuhr ich denn, daß ich es mit Zweien der höchſten Würdenträger des Staates zu thun hatte, die, wie es ſchien, nicht ohne Erfolg und Verdienſt dem Vaterlande gedient hatten. Voll Ehrfurcht betrachtete ich ſie Beide, die, nach einem würdigen und edel angewandten Leben (denn daß es ſo war, ſagten mir ihre Geſichter), anſpruchslos und mittheilſam rechts und links vor dem blutjungen, unbedeutenden Fremdling ſaßen und ſich mit ihm wie mit einem guten alten Bekannten und wie mit ihres Gleichen unterhielten. Ich bemerkte auch bald, daß die beiden Brüder einer vor dem anderen den größten Reſpekt hatten, daß ſie einander immer mit ihren Titeln, Kapitän und Landammann, anredeten und daß eben ſo wohl aus den buſchigen Wimpern

des Erſten, wie aus den fein und klug blickenden Augen des Anderen ein heller Strahl von Liebe hervorleuchtete, wenn der Eine von dem Anderen ſprach, und daß Jeder immer bereit war, die Thaten des Anderen zu erzählen. Wie groß nahmen ſich ihre Würden und dieſes ihr liebevolles Weſen unter dem ſchlichten, grauen Haar, unter der Wollkappe und in der groben Tuchjacke aus!

Aber noch mehr mußte ich ſtaunen, als, nach längerem Geſpräch, der Landammann einen Brief ſeines Sohnes, des Tübinger Studenten, aus der Taſche zog und mir ihn zum Leſen reichte. Der Brief war auf einer großen und eng beſchriebenen Seite eine erſchöpfende, obwohl kurz gefaßte Auseinanderſetzung der religiöſen Zuſtände in Deutſchland, eine Beleuchtung der brennenden Fragen, die damals nach dem Auftreten Strauß' und Feuerbachs Deutſchland beſchäftigten, und eine Mittheilung der neueſten Forſchungen und Enthüllungen, die der Theologie eine andere Wendung zu geben verſprachen. Auf dieſe Wendung legte der Student den größten Nachdruck. Dann ſchilderte er die beiden Parteien der Univerſität Tübingen: die Partei der Orthodoxen und die Partei, die ſich an Schleiermacher lehnte und ſich deſſen platoniſchen Geiſt anzueignen ſuchte. Der Brief trug das Gepräge außergewöhnlicher Klarheit, feſten Entſchluſſes, freien, durch und durch wohlwollenden und dichteriſchen Geiſtes. Sein Zweck war, Vater und Oheim darauf vorzubereiten, daß er in die Berge anders geſinnt zurückkehren werde, als er ausgezogen war, und ſie zu belehren, daß er dieſes mit gutem Gewiſſen und nach langem Nachdenken thun werde. Aus dieſem Briefe habe ich in dem verlorenen Winkel Graubündens, als Gaſt bei einem Landeskapitän und Landammann, in einer mit Gemsbockhörnern und preisgekrönten, durchs Schwarze geſchoſſenen Scheiben ausgeſchmückten Stube mehr erfahren über die modernen religiöſen Bewegungen in Deutſchland, als ich je gewußt und in Wien hätte erfahren können.

Nun, fragte der Landammann, nachdem ich geleſen hatte, ſagen Sie mir als Student, was halten Sie davon?

Ich glaube, daß Ihr Sohn auf dem beſten Wege iſt und Gedanken heimbringen wird, die Graubünden brauchen kann.

Der Landammann ſchüttelte bedenklich den Kopf. Und ich fürchte, ſagte er, daß er Gedanken heim bringt, die in dieſen Bergen nicht gedeihen, ihm aber leicht eine böſe Stellung machen können.

Der Kapitän, der während des Leſens aufgeſtanden war und wie ein Diener Alles herbei trug, um den Tiſch zum Mahle zu decken, blieb mit Meſſern und Gabeln vor dem Landammann ſtehen und rief mit Nachdruck: Und ich meine, daß der Schleiermacher, wenn er ſo iſt, wie ihn der Junge ſchildert, ein ganz verſtändiger Mann iſt, und das verſöhnt mich mit der Theologie des Jungen, daß er ſich dieſen verſtändigen Mann zum Muſter und Vorbild nimmt.

Der Landammann zuckte die Achſeln.

Zucke nicht die Achſeln, Landammann, fuhr Jener fort; wenn ihm das Konſiſtorium von Coira (Chur) dieſes Schleiermachers wegen keine Stelle geben will, ſo hat er genug, um leben zu können, und wird mir allein die Lehre dieſes Schleiermachers beibringen.

Der Landammann ſchwieg und klopfte mit der Gabel auf eines der Gläſer, die der Kapitän vor uns geſtellt hatte und auf denen Hirſche und Jäger erhaben geſchliffen waren. Der Kapitän, der bemerkte, daß der Bruder einen Widerſpruch zurückhielt, wurde verdrießlich und brummte, während er aus einem großen irdenen Kruge ſchwarzen Valteliner Wein in unſere Gläſer goß und ſich an den Tiſch ſetzte. Der Landammann ſchlug mit dem hirſchhörnernen Hefte des Vorſchneidemeſſers an den Krug, und auf das Zeichen erſchien bald eine Magd, die einen ſaftigen Rehbraten, dann Salate und allerlei geſottene Früchte in großen Schüſſeln auftrug.

Der Landjäger hatte Recht, ſagte ich, als er mir bei den Signori Trippi ein köſtliches Mahl prophezeite.

Ihr kennt den Landjäger? fragte der Landammann — er hat Euch doch hoffentlich nicht nach dem Paſſe gefragt?

Nein, ſagte ich, ich habe ihn zuerſt auf dem Wege, dann bei Margarethe . . ., wo ich einkehrte, getroffen.

Potz Tauſend! lachte der Landammann; Ihr kennt ſchon ganz Bruſio — aber nicht von der beſten Seite. Was haben die Leute für Geſichter gemacht, als ſie Euch von Margarethe gehen ſahen?

Dem Kapitän ſchienen dieſe Worte und der ſpöttiſche Ausdruck, mit dem ſie geſprochen wurden, nicht zu behagen. Mich aber überkam eine Ahnung, als ob ich bei Margarethe im verrufenen Hauſe Bruſio's eingekehrt wäre. Warum? fragte ich den Landammann in Erinnerung an den Brief, den ich geſchrieben, und an das Ziſcheln und Kopfzuſammenſtecken der Leute, als ich an Margarethens Seite durch das Dorf ging.

Der Landammann wollte antworten, aber der Kapitän, der bis jetzt brummend in das gewaltige Stück Wildpret eingehauen hatte, legte ſchnell Meſſer und Gabel bei Seite, verſchluckte eilig den letzten Biſſen und rief! Laß mich antworten, Landammann, laß mich erzählen! — dann wandte er ſich zu mir und rief mit ſtarker Stimme, mit Nachdruck und Feſtigkeit: Ein gutes Weib iſt dieſe Margarethe, ein braves und gutes Weib, ein wackeres Weib! Ein — ein ſehr braves und ſehr wackeres, gutes Weib! Das ſage ich, der Kapitän Johannes Trippi!

Das glaube ich auch gern! rief ich; ſo und nicht anders iſt ſie mir erſchienen.

Bravo! ſchrie der Kapitän voll Freude und leerte ein ganzes Glas ſchwarzen Weines auf einmal.

Der Landammann lächelte den Bruder an, der wieder ihn triumphirend anblickte. Aber das ſteigerte meine Neugierde und machte mich doppelt begierig, das Schickſal meiner guten Samaritanerin zu kennen, und ſo fragte ich weiter: Wer aber iſt ſie? Was hat ſie gethan? Warum lächelt Ihr, Landammann? Warum nehmt Ihr, Kapitän, ſo eifrig ihre Partei?

Laß mich erzählen, rief wieder der Kapitän und machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung gegen den Bruder, der,

immer lächelnd, ſich gern ergab und die Gabel ergriff, zu eſſen anfing und den Anderen erzählen ließ.

Ein gutes Weib! wiederholte der Kapitän mit gerührter Stimme, und ehemals war ſie das ſchönſte und ſtattlichſte Mädchen des halben Kantons. Ich, der Kapitän des Landes, Signor Trippi, habe ſie noch in meinem fünfzigſten Jahre heirathen wollen. Sie aber ſchickte mich heim, denn ſie war einem armen Jungen treu ergeben und er ihr auch. Er trug auf ſeinem Rücken die Früchte des Valtelinthales in unſere unfruchtbaren Thäler. Das iſt ein ſchlechtes Geſchäft, und man kann darauf nicht heirathen. Da ſagte er: Ich will in die Fremde gehen, einige Jahre Soldat ſein, Handgeld und Sold bei Seite legen und dann wieder nach Hauſe kommen und Margarethe heirathen. So that er und ging nach Rom, und da er ein ſchöner und feſter Junge war, wurde er leicht Soldat des Papſtes. Da aber überfiel ihn ein großes Heimweh, und er ſchrieb Margarethen, daß ers nicht aushalte und daß er durchgehen werde zu ihr nach Hauſe, in das Thal von Bruſio. Margarethe fürchtete, daß er eingeholt und erſchoſſen werde, und ſie dachte, daß, wenn ſie bei ihm wäre und ihm von der Heimat erzählte, das ſein Heimweh ſtillen könnte. So machte ſie ſich gleich auf und ging zu Fuß nach Rom. Wirklich hat ſie ihn durch Zureden wieder von ſeiner Krankheit geheilt, und da er ruhiger war und ſie doch nicht in Rom bleiben konnte, kehrte ſie wieder zu Fuß von Rom nach Bruſio zurück. Aber wie ſie hier in Bruſio angekommen, merkte ſie, daß ſie Mutter werden ſollte, und das ſchrieb ſie ihrem Soldaten nach Rom. Der wußte, welche Schande über ſie komme, wenn er ſie nicht heirathe, ehe das Kind geboren ſei, und ſo beeilte er ſich, nach Hauſe zu kommen; aber er wurde eingeholt und erſchoſſen. Bald darauf wurde ſein Kind geboren, und auf Margarethe liegt für ewige Zeiten die Schande. Nun ſage mir, Student, und du, Landammann, ob der Schuß, den der arme Soldat für ſie empfangen hat, Margarethen nicht zum ehrlichen Weibe gemacht hat? Aber daran denken die Leute hier zu Lande nicht.

Weil von jeher ein ſolches Weib verrufen ward, iſt auch Margarethe in Verruf, und das Andere und wie das Alles gekommen, bedenken die Menſchen nicht.

Die Sitte iſt ſtreng, ſagte der Landammann ſelber ſtreng, und das iſt gut, daß ſie nicht viel grübelt. Wohin kämen wir? Auch das Geſetz iſt ſo, das wir achten, und die Sitte iſt älter und ehrwürdiger und, ſo zu ſagen, nicht von Menſchen gemacht, wie das Geſetz.

Pah, ſagte der Kapitän, das kann keine gute Sitte ſein, die ein einziges braves Weib für immer unglücklich macht.

Die Keuſchheit eines Weibes, das Cordula hieß, hat dieſem Lande ſeine Freiheit gegeben! erwiederte der Landammann mit feierlich ernſtem Tone, mit einem Tone, der aus ſo tiefem Herzen zu kommen ſchien, daß mich ein kleines Fröſteln der Andacht überkommen wollte. Auch der Kapitän neigte unwillkürlich den Kopf und ſchwieg ergeben. Eine lange Pauſe trat ein. Nach und nach fing wieder der Kapitän zu murmeln an; er mußte Alles ſagen, was zur Ehrenrettung Margarethens vorzubringen war; denn die war ihm offenbar eine Herzensangelegenheit. So fing er endlich, aber in einem ganz anderen Tone, als ob er nicht weiter disputiren, ſondern bloß erzählen wollte, wieder das Geſpräch an. — Der Landjäger, ſagte er, indem er einen Biſſen zum Munde führte, der Landjäger iſt gewiß ein ganz ehrenhafter Menſch; Niemand kann etwas gegen ihn vorbringen. Ebben! Seit vier Jahren bewirbt er ſich um Margarethe und will ſie heirathen und ihr ein gutes Loos machen. Aber ſie ſchlägt wacker ſeine Hand aus, weil ſie ihre unverdiente Schande nicht über den braven Mann breiten will.

Nach dieſem ſchien der Kapitän vollkommen beruhigt; ſein Geſicht, das ſich während des Streites und der Erzählung mächtig aufgeregt und geröthet hatte, wurde wieder milder und ſo friedlich wie vorher. Ja, noch wohlthuender war es anzuſchauen; denn die ganze Güte, die früher einige Ruhigkeit bedeckt hatte, war ſtrahlend hervorgetreten und lag noch im milden Nachglanze

darauf, wie die noch glühende Abendröthe auf einem bemooſten Felſen. Der Landammann ſah ihn lächelnd und freundlich an und hob das Glas ſchwarzen Weines. Der Kapitän that Daſſelbe, und ſie ſtießen ſchweigend an und tranken. Ich trank für mich, ohne anzuſtoßen, ohne mich in dieſen alten, heiligen Bund drängen zu wollen. Die Beiden verſtanden das; noch einmal füllten ſie die Gläſer, und nun erſcholl es im Dreiklang an einander und wurde es wieder klarer und heiterer am Tiſche.

So ſaßen wir noch zuſammen, als ein kleiner Mann eintrat, den man ſogleich als Schuſter erkennen mußte. Er war aus Poschiavo und hatte im Dorfe zu thun. Der Landammann ließ ihn kommen, um mich ſeiner Führerſchaft zu übergeben, da ich noch heute Poschiavo erreichen wollte. Der Abend ſenkte ſich bereits herab, und ſo machten wir uns auf den Weg. Meine Wirthe drückten mir herzlich die Hand, und ohne viele Worte zu machen, ohne viel zu danken, aber mit tiefer ſchweigender Rührung nahm ich Abſchied.

Nach ſtündiger Wanderung durch ein auf beiden Seiten bewaldetes Thal kamen wir beim Dorfe Meschin an einen See, der das Thal in ſeiner ganzen Breite ausfüllte. Mein Führer, ein ſehr beredtes Schuſterlein, verweilte mit ſeinem Geſpräch noch immer bei dem Gegenſtande, den er nach einigen Fragen über Herkunft und Reiſeziel gleich hinter Bruſio aufgenommen hatte, bei dem Leben und den Thaten der Signori Trippi. Ich erfuhr von ihm, daß der Landammann der größte Rechtskundige nicht nur Graubündens oder der Schweiz, ſondern der ganzen Welt ſei, daß er jetzt in der Zurückgezogenheit lebe, daß er aber früher drei Mal die hohe Würde eines Landammanns bekleidet habe und daß man ihn noch heute darum mit dieſem Titel benenne, obwohl er eigentlich Alt-Landammann heißen ſollte. Außerdem verſicherte der Schuſter, der Landammann habe ſo viel für das Land gethan, wie zehn andere Landammänner zuſammen nicht gethan haben: daß er mit Oeſterreich einen ſehr vortheilhaften Handelsvertrag geſchloſſen, daß er dem Käſe des

Landes neue Abſatzwege erſchloſſen und ſo vielen Leuten reichen Gewinnſt verſchafft, und daß er viele Straßen gebaut und mancherlei nützliche Einrichtungen getroffen. Auch dieſe Straße, auf der wir eben dahin ſchritten, hatte er gebaut, und ihm danken wir es, daß wir mit geraden Gliedern in Poschiavo ankommen werden. Die Weisheit, um ſo viel Nützliches ſchaffen zu können, habe der Landammann aus den verſchiedenſten Büchern geſchöpft, beſonders aber kenne er die Geſchichte des Landes. Er wiſſe, was ſich in Graubünden ſeit Chriſti Geburt an jedem Tage gethan und ereignet.

Der Schuſter war mit dem Lobe des Landammanns noch nicht zu Ende, als wir, auf der Straße am ſüdlichen Ufer des See's hinwandernd, an einem Gemäuer, einer Art von Schanze, anlangten. Sie kam aus dem Walde heraus und lief hinab auf die Straße bis faſt in den See. Zwiſchen ihrem Ende und dem Waſſer war nur ſo viel Raum, als ein Wagen braucht, um mit Mühe paſſiren zu können. Jenſeits wurde die Straße wieder ſo breit und bequem, wie ſie dieſſeits geweſen war. An dieſer Mauer blieb mein Führer ſtehen, legte die Hand an die Steine und ſprach mit einigem Pathos:

Und hier hat der andere Signor Trippi, als Capitano an der Spitze des Landes-Aufgebots, das Land gegen die Franzoſen vertheidigt. Das Aufgebot wollte ſich vor Tirano aufſtellen, um die Gränze zu vertheidigen; der Kapitän aber ſagte: Mögen ſie unſere Häuſer in Bruſio und Meschin verbrennen, hier iſt der rechte Punkt. Der See iſt unſer Bundesgenoſſe und unſer linker Flügel. — Das glaubten die Anderen nicht und ſtellten ſich am Eingang des Thales bei Madonna di Tirano auf. Aber das Thal iſt dort breit, und ihre Zahl war nicht groß genug, es zu ſtopfen. So brachen die Franzoſen durch, und die Graubündner fielen alle. Und die Franzoſen kamen mit vielen Regimentern bis hierher an die Mauer, wo der Kapitän mit nur dreihundert Schützen ſtand, die bei ihm ausgehalten hatten. Denn, hatte er geſagt, wenn ihr alle geht, ich bleibe allein und

vertheidige die Mauer; so blieben dreihundert, um ihn nicht allein zu lassen in solcher Gefährlichkeit. Damals war die Straße noch nicht gebaut, und die Franzosen konnten nur mit Mühe über die herabgerollten Felsstücke und nur je drei und drei vorrücken. So fielen sie auch immer je drei und drei, wie sie anrückten. Immer nur drei Schweizerbüchsen knallten, und drei Franzosen fielen. Das dauerte zwei Tage; die ganzen zwei Tage hat der Kapitän selbst keinen Schuß gethan. Die Franzosen hatten keine Schiffe, um über den See zu kommen, und mit den Kanonen konnten sie zwischen den Felsen auch nicht heran an die Mauer. Am dritten Tage, wie es Morgen wurde, hatten die Franzosen aus den Bäumen dieses Waldes Flöße zusammengezimmert, und auf die Flöße stellten sie Schützen und Kanonen, und so ruderten sie auf den See hinaus und wollten den Kapitän und die Mauer umschiffen. Wie das der Kapitän sah, befahl er hundert Schützen, die Waffen hinzulegen und ihm zu folgen. Er stieg in den See und mit ihm die Hundert, und sie wateten und schwammen den Flößen zu, die sich langsam vorwärts bewegten; denn sie waren schwer beladen. Von den Hundert kamen nicht achtzig an die Flöße, und der See war roth von Blut. Aber die übrig Gebliebenen faßten das erste Floß alle zugleich und alle an Einer Seite und drückten und drückten, bis sie es tief hinab ins Wasser drückten. Zuerst rollten die Kanonen hinab, dann ertranken auch alle Franzosen, die auf dem Floße waren, weil ihre Waffen sie beschwerten und sie nicht zu schwimmen vermochten. So machten sie es auch mit den anderen Flößen. Auch an der Mauer war es indessen blutig hergegangen, denn die Franzosen versuchten einen Hauptangriff. Aber sie wurden wie früher zurückgeschlagen. Am vierten Morgen waren sie abgezogen. Das hat der Kapitän Trippi gethan, und zur Erinnerung daran hat man die Mauer, ohne den Landammann weiter zu fragen, als ein Denkmal für den Kapitän stehen lassen, und auf der Landeskarte der Schweiz steht neben der Mauer die Jahreszahl 1800 ebenfalls als ein Denkmal für den Kapitän, gerade so wie auf der

Landeskarte bei Sempach die Jahreszahl 1386 zu leſen iſt, als eine Erinnerung an eine Heldenthat. Die Mauer hier darf nicht zerſtört werden; denn wer einen Stein davon nimmt, auf den rollen die Felſen vom Berge herab, und es verſchlingt ihn hier dieſer See. Das iſt aber nur eine Sage, um die Mauer zu ſchützen und zu erhalten, und wenn man den Kapitän danach fragt, ſo iſt er ſehr ärgerlich über dieſen Aberglauben und ſagt, daß er ihm die Mauer verleide.

Der Schuſter hielt inne und betrachtete die Mauer, durch ſeine eigene Erzählung zur Andacht geſtimmt, lange und ſchweigend. Daſſelbe that ich. Es war indeſſen ſpät Abend geworden; die Bäume an den Abhängen, dunkle, uralte Tannen, murmelten leiſe, der See bewegte ſich wie entſchlummernd, heilige Stille herrſchte weit und breit. Mir war es, als ſtände ich in den Thermopylen; das Trockene des in mir noch neuen Schuleindrucks jener Erzählung im Herodot gewann an friſchem Leben, und in ihrer ganzen lebendigen Größe ſtand jene That vor mir, aber umgeben von der Szenerie, die ich im Augenblicke vor mir hatte. Spartaniſche Helden ſah ich hier unter ſchweizeriſchen Tannen für ihr Vaterland kämpfen. Ermuntert und geſchmeichelt durch meine Andacht, nahm der Schuſter ſeine Erzählung wieder auf. Der Kapitän, ſagte er, iſt ein ſonderbarer Patron; er, der Einzige im Lande, hat eine große Scheu vor dieſer Mauer und ſucht ſie ſo ſelten als möglich vor Augen zu bekommen. Wenn er ja manchmal aus ſeinem Neſte in Bruſio kriecht, um die alten Glieder auszulüften, wandert er immer gegen Tirano und der Gränze, niemals gegen Poſchiavo und dieſer Mauer zu. Einmal, da er bei Gelegenheit des eidgenöſſiſchen Schießens in Coira hier vorbei mußte, haben ihn die Schützen von Bruſio gefaßt, ihn auf die Mauer geſetzt und ihm die Lieder vorgeſungen, die in der Zeit des Franzoſenkrieges im Lande üblich waren. Erſt brummte er, dann aber ſang er mit, und zuletzt fing er ein Lied an, das damals auf ihn ſelbſt gemacht worden iſt. Die Schützen trugen ihn, immer das Lied ſingend, auf ihren Gewehren bis

nach Bruſio in ſein Haus. Aber dort angekommen, fing er wieder zu brummen an und brummte eine ganze Woche lang. Ein anderes Mal, juſt an ſeinem ſiebenzigſten Geburtstage, iſt er früh Morgens aus ſeinem Hauſe verſchwunden. Man ſuchte ihn überall, aber vergebens. Erſt gegen Abend fand ihn der Landammann hier, wie er an der Mauer ſaß und weinte. Beide alte Jungens ſollen mit verweinten Geſichtern gegen Mitternacht zu Hauſe angekommen ſein. Die Leute in Bruſio haben es geſehen, denn ſie ſtanden in Haufen beſorgt vor der Thür des Hauſes, als die Beiden zurückkamen.

Endlich wanderten wir weiter. Jenſeits der Mauer war es mir, als wäre ich aus den Gränzen eines ſchön bewohnten Landes getreten. Die Samaritanerin, ihr Kind, das Kind der Liebe, die beiden Patrioten und Wohlthäter ihres Landes begleiteten mich, und ich ſuchte mir Alles, was ich an dieſem Tage erlebt, geſehen und gehört, tief einzuprägen. Schweigend ſchritt ich neben meinem Führer einher, der mich endlich in Poschiavo vor einem Wirthshauſe abſetzte. Der Wirth war ein Schweizer, der in Dienſten Hollands als Soldat auf Java ſeine Jugend zugebracht und während dieſer Zeit alle europäiſchen Sprachen vergeſſen hatte. Seine Rede ſetzte ſich aus Romaniſch, Holländiſch, Deutſch und mir vollkommen unbekannten Beſtandtheilen zuſammen. Als ich ihn fragte, welche Sprache er am Beſten ſpreche, antwortete er: Malayiſch! Am andern Morgen machte mir der Malaye eine Rechnung, die mir bewies, daß ich mich nicht mehr im gaſtlichen Lande von geſtern befand.

2.

Das goldene Haar und die Geſchichte zweier Küſſe.

Der kluge Alt-Landammann, der gute Kapitän liegen wohl längſt in der Erde, der ſie treulich gedient haben. Was aus der

Samaritanerin geworden, weiß ich nicht; ich habe sie nie wieder gesehen, und das ist vielleicht gut. „Wenn Zweie von einander gehn, so sagen sie: auf Wiedersehn!“ Der Wunsch „auf Wiedersehn“ ist unter vielen Umständen der thörichtste; man soll ihn nur mit Vorsicht aussprechen. Das habe ich schon in früher Jugend erfahren, und das kam so:

Siebenzehn Jahre war ich alt, als ich einen Theil Norddeutschlands ungefähr unter denselben Umständen zu Fuß durchstreifte, wie einige Jahre später Norditalien. Den Rückweg wollte ich schneller und zu Wagen zurücklegen, um noch zur rechten Zeit, vor Eröffnung des Semesters, in Prag einzutreffen. So stieg ich an einem milden September-Nachmittage im Hofe des Hotel de Pologne zu Leipzig in eine plumpe, gelbe Kutsche, vor welche zwei elende Mähren gespannt waren und die mich für einen Thaler drei Silbergroschen in Dresden absetzen sollte. Denn die Eisenbahn zwischen den beiden Städten war zu jener Zeit nur stückweise fertig und wurde als Merkwürdigkeit befahren, erst wenn man in einer dieser Städte angekommen war.

Daß die Bevölkerung der gelben Kutsche eine weibliche sein werde, hatten mir schon von fern die babylonisch aufgethürmten Schachteln verrathen; welcher Art aber diese weibliche Bevölkerung, verrieth mir ein Gespräch, das sich entwickelte, so bald ich nur den ersten Fuß in das Innere setzte.

Eine Frau, die den ganzen Hintergrund der Kutsche einnahm und noch einen Theil des Fensters verdunkelte, fing mit fettem und gutmüthigem Lächeln so an: Ich halte es für meine Pflicht, jeden Reisegefährten ganz höflichst um Entschuldigung zu bitten, daß ich durch meine Proportionen einen ganz unverhältnißmäßig großen Theil des Raumes in Beschlag nehmen und nothwendiger Weise geniren muß — Ich . . .

Eine lange hagere Mädchengestalt, die neben mir auf dem Vordersitz und der dicken Frau gegenüber saß, mit dem Kopfe an die Decke stieß und kaum den Winkel auszufüllen vermochte, fiel ihr, gegen mich gewendet, ins Wort: Was die Mutter

verbricht, mache ich wieder gut — ich nehme kaum die Hälfte des bezahlten Platzes ein.

So war es auch; ich betrachtete etwas befremdet die beiden ſo verſchiedenartigen Geſtalten, die ſo ungenirt von ihren Komplexionen ſprachen und dabei ſo gutmüthig lächelten, als hätten ſie es mit einem uralten Bekannten zu thun, daß ich in Verlegenheit kam und erſt ſpät das dritte weibliche Weſen bemerkte, das zuſammengedrückt im Winkel neben der Dicken ſaß, wie ein Veilchen neben einer Tuberoſe. Das Veilchen ſah mich mit ſo großen blauen Augen an, als ob es die feſteſte Ueberzeugung hätte, daß ſeine Exiſtenz nicht der geringſten Entſchuldigung bedürfe. Es hatte vollkommen Recht mit ſeiner Ueberzeugung, dieſes Veilchen, welches Ottilie hieß.

Ich ſaß Ottilien gegenüber, und weil ſie ſo ſchön war, wußte ich armer Studioſus nicht, was mit meinen Augen und meinen Knieen anzufangen. In meiner Verlegenheit ſuchte ich nach einem Plätzchen, wo ich mein geringes Gepäck unterbringen konnte; es war Alles ſchon beſetzt, und ich machte mich bereit, es ſo bequem als möglich auf meinen Knieen ruhen zu laſſen. Kaum war das geſchehen, da machte Ottilie eine unmerkliche Bewegung, und neben meinem Reiſeſacke befand ſich noch ein großer Korb voll Viktualien, den ſie ſo eben in der Hand gehalten hatte. Empört über dieſe Zumuthung, richtete ich mich auf und ſah mein vis-à-vis an; aber da begegnete ich einem ſo lieblichen, holden, ſchelmiſchen Blicke, daß ich unwillkürlich die Hand ausſtreckte und nach dem rieſigen Ridicül griff, den ſie auf ihrem Schooße hielt, um ihn noch auf das Andere über meinen Knieen aufzuthürmen.

Aber, Ottilie! rief die dicke Frau.

Aber, Ottilie! wiederholte die Tochter.

Tante? Crescentia? fragte Ottilie mit einem Tone, als ob ſie der Beiden Vorwurf nicht verſtände.

Bitte recht ſehr; rief ich begütigend und mich gegen die Tante und ihre Tochter verneigend.

Indeſſen ſetzte ſich unſer gelbes Reiſewerkzeug in Bewegung. Kaum hatten wir Leipzig hinter uns, als die Tante, die bei jeder Regung den ganzen Wagen erſchütterte und dabei immer eine Bemerkung Ottiliens auszuſtehen hatte, mir den Viktualienkorb von den Knieen nahm und Flaſchen hervorzog und kalten Braten auszutheilen anfing. Crescentia aß ſehr zierlich und mit ſpitzigen Fingern. Ihr ganzes Benehmen hatte etwas von einem ſehr wohl erzogenen Mädchen, das ſich zur Gouvernante ausbildet; ſie ſprach ein ſehr gewähltes Deutſch und hielt ſich überaus gerade. Ottilie hingegen ſaß zuſammengekauert im Winkel, und wie die Tante die Proviſionen austheilte, wühlte ſie in dem Vorrath herum, warf Alles bei Seite, bis ſie einen guten Biſſen ausgefunden. Den nahm ſie dann und bot mir ihn ohne alle Umſchweife an.

Nehmen Sie, ſagte die Tante, während mich Ottilie ſo gebieteriſch anſah, daß ich nehmen mußte. Sehen Sie, lieber junger Herr, fuhr die Tante fort, ich reiſe nie ohne Vorräthe; man kann nicht wiſſen, man fährt über ein hungrig Kraut. Dann macht Das ſchnelle Bekanntſchaft, wenn man mit einem Reiſegefährten etwas zu theilen hat. O, ich bin eine erfahrene Reiſende. Seit dem Tode meines Seligen führe ich mit meiner Crescentia ein wahres Nomadenleben. Meine Verwandten und die Verwandten meines Seligen, des Herren Superintendenten Möbius, ſind über aller Herren Länder durch das deutſche Reich ausgeſtreut. Da fahre ich von Einem zum Andern. So eben komme ich von Oſterode, wo ich meinen Schwager, den Herrn Oberſten außer Dienſten Malsburg, beſucht habe, und nun habe ich ihm ſein Töchterchen, das ungezogene Ottilchen, entführt und ziehe nach Dresden, wo ich einen Schwager Hofrath habe. Da ſoll mein Ottilchen ein wenig Sitte lernen, denn es iſt ein ungezogenes Engelchen, mein Ottilchen, und die Sachſen ſind ein feines Volk. Sie ſollen mir die wilde Harzpflanze ein wenig ziehen.

Crescentia nickte mit ſteifem Halſe den Worten ihrer Mutter

ſehr ernſthaften Beifall; Ottilie aber fing ſo laut und ſo holdſelig zu lachen an, daß wir alle mitlachen mußten. Ich ſah es ihr an, daß ſie ſich der feinen ſächſiſchen Sitte ſchwer beugen werde; denn ich glaubte ſie ſchon zu kennen, ohne daß ſie zehn Worte geſprochen hatte. Jede ihrer Bewegungen, jeder Blick, ſelbſt ihre Ruhe, wie ſie zuſammengekauert im Winkel ſaß, hatte ja den einnehmendſten Ausdruck. Aber ihr Muthwille kam erſt nach eingenommenem Mahle zum Ausbruch.

Wie wir die Gaben des Herrn genoſſen haben, ſagte die Superintendentin mit Salbung, wollen wir ihn auch in einem ſchönen Liede preiſen.

Sogleich ſetzte ſich Crescentia zurecht, legte die Hände auf dem Schooße zuſammen, ſpitzte den Mund und begann:

Wer nur den lieben Gott läßt walten —

die Mutter, auch Ottilie ſtimmten mit ein. Crescentia accentuirte wie ein Vorſänger in der Kirche, die Mutter ſah ihr ſorgſam auf die Lippen und ſuchte ſo genau als möglich den Ton ihrer Vorſängerin nachzuahmen, Ottilie ſang mit friſcher Stimme darein. Aber es ſchien ihr zu langſam zu gehen; ungeduldig ſchlug ſie mit der Fauſt einen ſchnelleren Takt an. Crescentia ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen, da nahm Ottilie plötzlich Reißaus mit ihrer Stimme, ſang luſtig weiter und ſprang mit einer plötzlichen Wendung in ein Volkslied über.

Wenn ich ein Vöglein wär' und auch zwei Flüglein hätt';

erſcholl es ſo luſtig und friſch, daß die beiden anderen Sängerinnen erſtarrt verſtummten. Crescentia blieb ſteif, die Tante aber lachte zuletzt und ſagte lachend: Wirklich, Ottilie, bin ich empört. So ſtörſt du ſeit drei Tagen zum zehnten Male meine Andacht.

Aber Ottilie ſchien keine Angſt zu haben vor dieſer Empörung. Selber aufgeregt, wandte ſie ſich mit glühenden Wangen zu mir, ſchlug die Hände an einander und rief wie verzweifelt: Stellen Sie ſich vor, o Studioſus, ſeit drei Tagen bin ich

verdammt, dieſen fürchterlichen Geſang anzuhören. Crescentia ſingt ſo falſch, daß Gott erſchrecken muß vor dieſem Lobgeſang, und die Tante, die glaubt, ſie müſſe ihrem Töchterlein in die höchſten Höhen folgen, und hat keinen Begriff von Dem, was das heißt, die zweite Stimme, und fiſtulirt wie eine ehrwürdige Katze. Ich bin ſehr unglücklich.

So ſprechend, warf ſich Ottilie mit dem Ausdruck liebenswürdigſter Verzweiflung zurück in ihren Winkel. Sie ſchmollte und blickte mit ihren großen blauen Augen gerade vor ſich hin, während ſich die vollen rothen Lippen immer hadernd und murmelnd fortbewegten. Die Tante lächelte wie immer. Mit ihrem „Aber, Ottilie!“ konnte ſie die Erzürnte nicht zur Ruhe bringen; jetzt, da dieſe ſchwieg, ſagte ſie zu mir: Ottilie iſt eine große Muſikerin und thut ſich etwas zu Gute darauf; ein falſcher Ton bringt ſie in Verzweiflung; aber der liebe Gott hört auf die Töne des Herzens, ob die nicht falſch ſind. Du kleiner Antichriſt ſollſt mich nicht in meiner Andacht ſtören. Fange wieder an, Crescentia!

Dieſe begann, und die Mutter folgte.

Ottilie packte alle Tücher und Shawls zuſammen, die im Wagen herumlagen, und hüllte ſie ſich um die Ohren. Aber es war zu heiß; ſo warf ſie ſie wieder von ſich, beugte ſich zu mir und ſagte reſignirt: Wir wollen plaudern. Wer ſind Sie? woher kommen Sie? wer hat Ihnen dieſe ſchöne Reiſetaſche geſtickt? wie heißen Sie?

Ich beantwortete alle ihre Fragen und mußte manche Erklärung, meine Heimat Böhmen betreffend, hinzufügen. Darauf ſagte ſie mir, daß ſie die Tochter eines alten Oberſten außer Dienſten ſei, der in ſeiner Jugend den Rückzug des Herzogs von Braunſchweig, die Schlachten bei Leipzig und Waterloo mitgemacht hat und in Paris geweſen iſt. Vom alten Herzog von Braunſchweig, jenem edlen Helden, ſprach ſie mit einem Feuer, daß ich ihren Vater und die ganze ſchöne Begeiſterung jener alten Tage aus ihren Worten heraushörte. Ihre roſig blühenden,

kindlich vollen Wangen färbte eine edle Gluth, ihre großen Augen leuchteten, ihre Arme bewegten ſich, als ob ſie einen Degen ſchwänge. Sie erzählte, wie ihr Vater einen franzöſiſchen Colonel gefangen nahm. Rendez vous! rief ſie und packte mich dabei am Kragen, daß die Tante und Crescentia erſchrocken einhielten und ſich mit Entſetzen zu uns wendeten. Ottilie ſah in die entſetzten Geſichter und brach in ein lautes Gelächter aus und entzog mir die Hand, die ich, da ſie mich gefangen nahm, unwillkürlich gefaßt und gedrückt hatte. Wir waren von nun an gute Freunde.

So kamen wir in einem jener Flecken an, in welchen die Kutſcher nach uralt heiligen Traditionen vor einem Wirthshauſe glauben halten zu müſſen. Ottilie ſtützte ſich mit einem Arm an meine Schulter und ſprang flink wie ein Reh aus dem Wagen, die Tante fiel mit ganzer Wucht in meine Arme, Crescentia gab mir nur die Fingerſpitzen. Aus der Kirche nahe am Wirthshauſe kam ein ununterbrochen gehaltener Orgelton heraus. Man reparirte etwas an der Orgel, und die Kirche war offen. Sogleich eilte Ottilie dahin; jetzt erſt konnte ich ihre ganze anmuthige Geſtalt beurtheilen. Sie war eher klein als groß zu nennen, aber von ſchlankem, leichtem, ebenmäßigem Bau. Auf kleinen Füßen lief ſie dahin, anmuthig und friſch, obwohl ſie etwas vom Gaſſenjungen hatte in ihren ganzen Geberden. Das Köpfchen trug ſie etwas ſchief, und daran ſchien die gewaltige Maſſe dunkelgoldenen Haares ſchuld zu ſein, die ſich als dicke Flechte drei und vier Mal um das rund geformte Köpfchen ſchlang. Sie trug ein blaues Merino-Kleid, das kurz genug war, um im Lauf die kleinen Füßchen und die feinen Knöchel ſehen zu laſſen, und um Bruſt und Schultern einen weißen Mouſſeline-Shawl, der ihr, wie ſie dahinlief, gleich einem Nebelſtreife nachflatterte. Ja, ſagte die Tante, an einer Orgel kann ſie nicht vorbei. Der kleine Antichriſt hat mehr Chriſtenthum im Leibe, als er zugeſtehen will! So ſprechend, folgte ſie ihr unwillkürlich, und folgte auch ich mit Crescentien.

Wir ſtiegen die Treppen zur Orgel hinauf und fanden Ottilien ſchon vor den Taſten ſitzend und die Pedale prüfend. Die Arbeiter betrachteten ſie erſtaunt und mit ihnen der Schulmeiſter des Ortes, ein würdiger Alter, dem lange graue Locken über den Nacken floſſen. Einer der Arbeiter ſtellte ſich an den Blaſebalg und begann zu treten. — Jetzt, rief Ottilie der Tante entgegen, jetzt kannſt du ſingen. — Sie ſtrich mit beiden Händen die Scheitel zurück und griff in die Taſten. Großer Ernſt lagerte ſich auf die kindlichen Züge, da die Orgel zu tönen anfing. Nie, ſeit damals, habe ich mir die heilige Cäcilia anders vorgeſtellt. Rührende, unendlich erhabene und erhebende Töne, Töne voll inbrünſtiger Hingebung ſtiegen auf und ſchienen die Kirche in allen Winkeln und alle Winkel unſerer Herzen füllen zu wollen. Sie ſpielte Bachs variirten Choral: Das alte Jahr vergangen iſt.

O du, mein Deutſchland, wo ein Kind, ein Kind voll Unſchuld und kindlichen Sinnes dieſe erhabene Muſik verſteht und es liebt, ſie zu verdolmetſchen! Weit bin ich geritten, viel hab' ich geſehn, es iſt mir in andern Ländern noch nicht geſchehn!

Wie die letzten Töne verklangen und Ottilie aufſprang, drängten ſich die Arbeiter an ſie, um ſie noch zurückzuhalten; der alte Schulmeiſter drückte ſie auf den Seſſel nieder und ſchlang den Arm um ihren Kopf und drückte ſie an ſein Herz. O du Engelskind! rief er und preßte einen Kuß auf ihr goldenes Haar, wo haſt du das gelernt? Warum biſt du nicht am Sonntag gekommen, um mich alten Knaben mit meinem Geklimper vor der ganzen Gemeinde zu beſchämen! — Ich benutzte die allgemeine Aufregung, bemächtigte mich ihrer Hand und drückte einen heißen, heißen Kuß darauf. Kaum daß ſie es bemerkte, die Tante aber rief: Ei, ei, Herr Studioſus, das ſchickt ſich ja nicht bei uns zu Lande, ſo was einem ſolchen Kinde zu thun! — Aber es war geſchehen. Crescentia hatte die Hände gefaltet und war in religiöſe Betrachtungen verſunken.

Der Kutſcher kam und rief; wir eilten aus der Kirche, ſtiegen in den Wagen und fuhren weiter. Ottilie ſaß wieder in ihren

Winkel, aber ſchweigend, in ſich verſunken. Ihr Angeſicht glühte noch und war von tiefem Ernſt bedeckt. So war ſie als eine friſch glühende Frucht anzuſehen, auf welcher ſanft verhüllender, leicht abzuſtreifender Reif liegt. Meine Menſchenkenntniß war nicht groß, aber ich ſagte mir, daß in dieſem Herzen Platz für einen ſchönen Ernſt des Lebens ſein müſſe. Ernſt des Lebens! was wußte ich ſelbſt über dieſes Thema? Aber mit ſiebenzehn Jahren bildet man ſich ein, ihn erſchöpft zu haben, und ſpricht gern davon. Glücklich wäre ich geweſen, wenn ich ihre beiden Hände faſſen und ſo ſchweigend ihr gegenüber hätte ſitzen können.

Wir waren ſchon ziemlich weit vom Dorfe, als der alte Schulmeiſter nachgekeucht kam. Glückliche Reiſe! rief er noch einmal und warf Ottilien den Schooß voll friſchgepflückter Früchte. Dann blieb er zurück. Das weckte ſie wieder; ſie beugte ſich zum Wagen hinaus und nickte ihm dankend. Dann lachte ſie und fing an, die Früchte zu vertheilen.

So wurde es Abend; auf der ganzen Ebene lag Friede ausgebreitet. Die Tante und Crescentia ſtimmten „Nun ruhen alle Wälder“ an, und Ottilie, ihrer angenommenen Politik treu, wandte ſich wieder zu mir mit Fragen und Erzählen. Als wir im Nachtquartier ankamen, kannte Eines des Anderen ganzes Leben. Laupa, glaube ich, hieß das Dorf, in welchem wir übernachteten. Im Hofe des Gaſthauſes gab es großen Streit. Die Tante und mit ihr Tochter und Nichte wollten, daß der babyloniſche Thurm von Koffern und Schachteln in ihre Schlafzimmer gebracht würde, damit ſie in Sicherheit wären; der Kutſcher wollte nicht abpacken, behauptete, der Hof werde von trefflichen Hunden bewacht, die jeden Dieb zerreißen würden, und er möge am Morgen nicht wieder Stunden verlieren mit Aufpacken. Ich legte mich ins Mittel und bot mich an, als Wächter die Nacht im Wagen zuzubringen. Ottilie nahm es gleich an, die Tante nach einem gefälligen Hin- und Herreden. Dann nahmen wir gemeinſchaftlich unſer Nachteſſen ein auf dem Zimmer der Tante, und Ottilie machte den Thee. Sie that es mit ſolcher Anmuth, daß

ich oft dachte: Welche Hausfrau wäre das! Mit ſiebenzehn Jahren denkt man öfter ans Heirathen, als man mit dreißig Jahren glaubt. Man iſt eben naiver und zugleich geſetzlicher, und dann — wer ſetzt nicht in dieſem Alter ſein ganzes Leben ſchnell bereit aufs Spiel?

Da die Tante zu gähnen anfing, machte ich mich auf und ging auf meinen Poſten. Ottilie gab mir noch die Hand und meinte, ich wäre einer der edelſten Menſchen und das beſte Herz Deutſchlands. Im Wagen ſuchte ich mir ein Lager zurecht zu machen, ſo gut es ging. Die Damen hatten mir ihre großen Tücher mit gegeben, ſo hüllte ich das Ottiliens um Bruſt und Schultern und ſpannte es ſo ſtraff als möglich um mich; die anderen zwei brauchte ich als Fußbedeckung. Natürlich drückte ich mich in den Winkel Ottiliens.

Anfangs ging Alles gut. Ich dachte an Ottilien, an die Orgel, an den Thee und träumte wachend. Als es aber ſpät wurde und der Hausknecht die Hunde von der Kette ließ, daß ſie den einſamen und ſonſt ganz verlaſſenen Hof bewachten, fingen Leiden an, die ich nicht vorausgeſehen hatte. Die Hunde, groß und rieſig wie Löwen, hatten nicht ſobald bemerkt, daß ſich ein menſchliches Weſen im Wagen befinde, als ſie ſchon mit Bellen und Springen eine förmliche Belagerung begannen. Und ſie thaten es mit ſolcher Wuth, daß ich eine nahe Beſtürmung fürchtete. Glücklicherweiſe hatte ich die Wagenfenſter geſchloſſen, ſonſt hätten mich wohl die gewiſſenhaften Beſtien angegriffen. Der Hausknecht hatte ſich entfernt, und ich wollte nicht rufen, aus Angſt, Ottilien, deren Fenſter auf den Hof gingen, meine Furcht zu verrathen. — So ſtreckte ich mich ſeufzend hin und hielt mich ſo ruhig als möglich. Das beruhigte auch die Thiere, die ſich knurrend rings um den Wagen lagerten. Da ich bemerkte, daß ſie bei jeder leiſeſten Bewegung, die ich machte, aufs Neue wüthend aufſprangen, ſuchte ich ſo ſteif und regungslos wie ein Todter da zu liegen. So gewann ich doch eine ruhige Viertelſtunde. Da klang ein Fenſter des Gaſthauſes, und

„Studioſus! Studioſus!“ rief es. Ich erkannte die Stimme Ottiliens und richtete mich auf, um ſie beim Schein des Mondes und der einſamen Stalllaterne, die im Hofe brannte, noch einmal zu ſehen; aber das Wagenfenſter zu öffnen, wagte ich nicht, denn ſchon ſprangen die Hunde wüthend und bellend rings herum. — Ich wollte Ihnen noch gute Nacht ſagen, rief Ottilie wieder, und dann ſetzte ſie hinzu: Zeigen Sie ſich doch! — Mit verzweifeltem Muthe riß ich das Fenſter auf und ſtreckte, ſchmerzlich lächelnd, den Kopf hinaus. Fünf ſchreckliche Hundeköpfe bellten mich an, ſahen mich mit glühenden Augen an. Gute Nacht, Fräulein Ottilie, rief ich zurück. Die Hunde ſprangen immer höher, aber ich rührte mich nicht. Ottilie winkte mir mit der Hand, ich winkte wieder; einer der Hunde richtete ſich am Wagen auf und glotzte mir ins Geſicht. Ich erhob die Fauſt und gab ihm einen gewaltigen Schlag auf den Kopf, daß er zurück prallte. Aber das war das Zeichen zum allgemeinen Angriff. Alle fünf ſprangen nun heran. Glücklicher Weiſe rief die Tante, Ottilie zog ſich zurück, und ich ſchlug ſchnell das Fenſter zu. In kalten Schweiß gebadet, ſank ich in meinem Winkel zurück und ließ die Hunde bellen.

Erſt ſpät nach Mitternacht entſchloß man ſich im Hauſe, nach der Urſache des ungewöhnlichen Lärms zu ſehen, und kam der Hausknecht, um die Hunde an die Kette zu legen und mich von meinen Feinden zu befreien. Mein Schlaf war dahin; nur minutenweiſe nickte ich ein, immer an Ottilien denkend, und ſobald ich Bewegung im Hauſe merkte, ſprang ich aus dem Wagen, um verſprochener Maßen meine Reiſegefährtinnen früh zu wecken. Als ich an die Thür pochte und mich zu erkennen gab, waren die Damen ſchon wach und auf. — Du Himmel! rief die Superintendentin, kommen Sie mir nicht herein, meine Mädel ſind noch mit ihrer Toilette nicht fertig! Aber ſie hatte noch nicht ausgeſprochen, als Ottilie ſchon den Riegel weg ſchob, die Thür aufriß und ſagte: Kommen Sie nur immer herein, Sie treuer Wächter; wir werden Sie doch nicht vor der Thür ſtehen laſſen!

In der That war keine Urſach dazu da; die Bettvorhänge waren vorgezogen, die Mädchen waren angekleidet, nur hatten ſie noch ihr Haar nicht in Ordnung gebracht. Und dieſer letztere Umſtand verſchaffte mir einen Anblick, wie ich ihn nie, ſage nie, wie ich ihn dreimal nie gehabt habe. Ottiliens losgelöstes Haar floß bis an die Knöchel als ein einziger, großer, goldener Mantel herab. Nur vorn war ein Theil ihres blauen Kleidchens zu ſehen, ſonſt war die ganze Geſtalt von der herrlichen, unvergleichlichen Fülle bedeckt. Erſtaunt blieb ich an der Thür ſtehen, ohne ein Wort hervor zu bringen, und ſtarrte die Pracht an. Unbewußt hob ich die Hand auf, um dieſes Gold anzufühlen; da merkte Ottilie erſt mein Erſtaunen und lachte laut auf. Auch die Tante bemerkte es und ſagte: Ja, ja, langes Haar und kurzer Verſtand! ein Sprüchwort, ein wahr Wort! — Zum Glück war die Tante ſammt Crescentia mit Einpacken ihrer Nacht-Toilette beſchäftigt und konnten ſie mein ferneres komiſches Benehmen, das ſie lachen gemacht hätte, nicht bemerken. Ich ſtreckte die Hand aus und faßte nach dem goldenen Schmucke; Ottilie entwiſchte mir und machte hundert Thorheiten mit den Haaren, die meine Bewunderung nur noch vermehrten. Bald hüllte ſie ſich ganz darein, daß ihr holdſeliges Geſichtchen wie aus einer Kutte hervor blickte, bald warf ſie es rückwärts und lief durch die Stube, daß es wie ein Komet nachflog; dann kniete ſie mit plötzlich ernſtem Geſichte hin, und es fiel ihr über die Füße hinab und auf den Boden, wie die Schleppe einer betenden Königin. Magnetiſch angezogen, that ich doch, als ob ich nur auf ihr kindiſches Spiel einginge, und kniete ebenfalls hin und küßte den Saum dieſer herrlichen Schleppe.

Keine Poſſen! rief die Tante; wir haben keine Zeit zu verlieren! Ottilie ſprang auf, und in wenigen Minuten hatte ſie die außerordentliche Fülle in zwei herrliche Zöpfe verwandelt. Sie wollte ſie um den Kopf ſchlingen, aber ich bat ſie, ihnen doch heute ihre Freiheit zu laſſen. Warum nicht? ſagte ſie; im Wagen kann man Alles.

Und ſo fuhren wir langſam weiter gegen Dresden. An dieſem zweiten Reiſetage war ich nicht mehr der Fremde, ſondern der vertraute Reiſefreund, oder, wie die Tante ſagte: eine angenehme Reiſe-Bekanntſchaft. Außerdem erklärte ſie mich für ein ſonderbares Subjekt, für ein ächtes Studentenblut, und ſo konnte ich mir ſchon Manches erlauben und galt es nur als Ausdruck meiner Sonderbarkeit und Studentenhaftigkeit, wenn ich, oft ſtundenlang, die goldenen Flechten, die vor mir lagen, in Händen hielt und mit ihnen ſonderbar träumeriſch ſpielte.

Mit tiefer Wehmuth ließ ich ſie fahren, als Dresden am Horizont auftauchte und die Frau Superintendentin befahl, daß ſie ſittſam unter den Hut verſteckt würden. Wir hatten viel geplaudert, aber ſchweigſam fuhr ich in Dresden ein. Dort im Gaſthauſe erwartete die ankommenden Damen ein Schwarm von Anverwandten. Da wurde geküßt, umarmt, gefragt; ich mit meinem Stock und Reiſeſack ſtand ſchweigend dabei, während die Koffer und Schachteln auf einen Karren gepackt wurden, um zu den Anverwandten gebracht zu werden. Alles drängte ſich um Ottilien, und ſie verſchwand in dem Gedränge. Die Tante hielt es noch für ihre Pflicht, mich als liebenswürdigen Reiſegefährten vorzuſtellen und ihr Bedauern auszudrücken, daß ſolche Bekanntſchaften ſo flüchtig ſeien. Dann machte ſie mir eine tiefe Reverenz. Daſſelbe that Crescentia. Ottilie küßte einen Onkel, und ich ging. Aber wie ich um den Wagen bog, ſtand Ottilie da. Geben Sie mir Ihr Wort, daß, wenn Sie je nach Oſterode kommen, Sie mich beſuchen! ſagte ſie ſchnell. — Mein Wort! erwiderte ich eben ſo ſchnell und ſchlug in die Hand, die ſie mir darreichte. — Ade! — Ade!

Acht Jahre, ſage acht Jahre weniger drei Monate ſpäter fuhr ich wieder durch Norddeutſchland. Ich kam aus einer Univerſitätsſtadt und eilte nach einer der kleinen Reſidenzen, wo ich von Freunden am Abend dieſes Tages erwartet war. Neben mir im Poſt-Coupé ſaß ein Student, ein Schwabe, der gewaltige Rauchſäulen in den herrlichen Junimorgen hinaus ſandte und

mir den ganzen Morgen von den Hohenſtaufen und der Einheit Deutſchlands geſprochen hatte. Aber als wir in ein freundliches Thal kamen, wurde er plötzlich ſchweigſam und nachdenklich. Er legte die Pfeife bei Seite und blickte, die Ellbogen aufs Spritzleder geſtützt, ſehnſüchtig und ſchwärmeriſch vor ſich hin. Nach und nach fing er zu murmeln und zwiſchen den Zähnen zu ſprechen an, und als im Hintergrunde des Thales ein altes Städtchen mit ſpitzen Giebeln auftauchte, rief er plötzlich aus: O Oſchterode, wüßteſcht du! — und hielt wieder inne. Er ſchien in einer Art eigenthümlicher Ekſtaſe. Mir aber tauchte bei dem Namen Oſterode meine ganze Leipzig-Dresdener Studentenfahrt mit Ottilien und der Orgel und dem goldenen Haar auf.

Iſt das Oſterode? fragte ich den Studenten.

Er aber machte eine abwehrende Bewegung und deklamirte wieder: O Oſchterode, wüßteſcht du. . .

Ob das Oſterode iſt, frage ich Sie!

Stören Sie mich nicht! rief er unwillig; ich mache Verſe. — O Oſchterode, wüßteſcht du. . .

Es war kein Zweifel, daß das Städtchen vor uns Oſterode war, denn der Student wendete ſich mit ſeiner Apoſtrophe immer den Giebelhäuſern zu.

Kennen Sie Oſterode? fragte ich ihn wieder.

Ob ich es kenne! rief er pathetiſch; beſſer, als es ſich ſelbſcht kennt, wie ich die geheimſchte Gefühle meines Herzens kenne. O Oſchterode, wüßteſcht du!

Kennen Sie daſelbſt ein gewiſſes Fräulein Ottilie Malsburg?

Der Student ſah mich ſprachlos und mit großen Augen an. Endlich rief er: Iſcht ihr Ruhm bis in die böhmiſchen Wälder gedrungen? Sie iſcht ja eben der Gegenſtand meiner dichteriſchen Begeiſchterung!

So werden Sie mir auch ihre Wohnung angeben können, und wenn wir lange genug in Oſterode halten, werde ich ſie beſuchen.

Der Schwabe ſah mich mißtrauiſch an und ſchien eiferſüchtig

zu ſein. Um ihn zu beruhigen, fügte ich hinzu: Acht Jahre ſind's, ſeit ich ſie zum erſten und letzten Male geſehen.

Er athmete auf und wurde freundlicher. Ja, ſagte er, beſuchen Sie ſie und ſagen Sie mir dann, wie ſie ausſieht, welches Kleid ſie heute trägt, ob ſie gut geſtimmt iſcht. Ich Unglücklicher bin ihr nicht vorgeſtellt und verehre ſie aus der Ferne; ich hatte nie den Muth, ihr ein Wörtchen zu ſagen. O wir Schwaben! rief er und ſchlug ſich mit den Fäuſten vor die Stirn; dann fuhr er fort: Jede Woche komme ich herüber und ſtarre zum Fenſter hinauf wie der Ritter Toggenburg, und ſo ſitz' ich eine Leiche eines Morgens da.

Er verſank in melancholiſches Hinbrüten. Der Kondukteur verſprach mir, den geſetzlichen zehn Stationsminuten fünf ungeſetzliche hinzufügen und mir eine Viertelſtunde gönnen zu wollen. So kamen wir auf dem Platze des Städtchens an. Der Student verſprach mir, die Poſt nicht weiter zu laſſen, bis ich komme, dann deutete er ſtumm nach einem Hauſe, das auf dem Berge ſtand und das ganze Städtchen überſchaute. Ich lief die ſteile Gaſſe hinauf und kam athemlos vor dem Hauſe an. Langſam ſtieg ich die Treppe des erſten Stockwerkes hinauf, und noch athemlos fragte ich das Dienſtmädchen nach Fräulein Ottilie, die ich dringend zu ſprechen wünſchte. Sie iſt mit einer Freundin im Garten, ich will ſie holen gehen, ſagte das Mädchen und ging.

Ich trat indeſſen in die Stube. Da ſah es reinlich und wohlgeordnet aus; von Ueberfluß oder Ueppigkeit war freilich keine Spur. An der Wand hingen einige hübſche Kupferſtiche und ein kleiner Bücherſchrank. Die ganze eine Seite nahm ein Klavier ein, auf welchem große Notenſtöße lagen. Zu Athem und zu Beſinnung gekommen, fiel mir jetzt erſt das Sonderbare meiner Lage auf, und ich fing an, zu fürchten, daß ſie auch etwas Lächerliches habe. War es nicht wenigſtens komiſch, jenes vom Kinde dem Kinde gegebene Wort halten, und ſchien es nicht eitel, von dem zur Dame herangewachſenen Kinde erkannt werden zu wollen? Die Züge des Knaben hatten ſich ſeit acht Jahren

bedeutend verändert; ſein Geſicht war von Italiens Sonne, von der verſchiedenen Luft verſchiedener Klimate gebräunt, und das ehemals glatte war von einem dichten Barte beſchattet. Ich fing an, mich auf eine Demüthigung vorzubereiten, und legte das freudig aufgeregte Geſicht in ernſte und anſtandsgemäße Falten. Und ſie? wie wird ſie ausſehen? dieſer Gedanke machte mir noch mehr bange als der erſte. Ottilie mit ihrem ganzen Jugendreize, Ottilie, die ungeöffnete Knoſpe, trat mir friſcher und lebendiger denn ſeit Jahren vors Gedächtniß, und mit ihr mancher Schatten jener Gefühle, die ich in den zwei Reiſetagen verſpürt hatte. Eine außerordentliche Aufregung bemächtigte ſich meiner; mein Herz pochte vor Furcht, Erwartung und Ungewißheit, als ich auf der Treppe Schritte hörte.

Die Thür öffnete ſich; an der Seite einer Freundin, ein Arbeitskörbchen in der Hand, trat Ottilie herein. Nur im Momente, da ſie über die Schwelle ſchritt, ſchien ſie überraſcht, dann aber ging ſie ſchnell auf mich zu, reichte mir die Hand, nannte mich beim Namen und hieß mich herzlich, herzlich willkommen.

Kaum hatte ſie meinen Namen ausgeſprochen, als mir auch ſchon die Freundin ihre Hand reichte und ſagte: Der Reiſegefährte zwiſchen Leipzig und Dresden?

Ich ſah, daß ich kein Fremdling war in Ottiliens Kreiſe, und alle Bangigkeit verſchwand.

Sie ſehen, fuhr Ottilie freundlich fort, Sie ſehen, daß ich von Ihrem Beſuche kaum überraſcht bin; ich wußte, Sie würden Wort halten.

Nun war ich trotz dieſer freundlichen Aufnahme noch befangener als bei meinem Eintritte. Ich hatte Ottilien ſogleich erkannt, und doch war ſie es nicht mehr. Ich hatte alle Mühe, mich zu überzeugen, daß ſie Dieſelbe war, die vor acht Jahren mir gegenüber im Wagen geſeſſen. Noch war ſie ſchön, noch war ſie anmuthig in jeder Bewegung; aber es war die Schönheit der verblühenden Roſe, und ihre Bewegungen, einſt ſo keck, ſo friſch und wild, waren voll Ruhe. Eine ernſte, melancholiſche

Würde lag über ihr ganzes Weſen ausgegoſſen, ſelbſt wenn ſie lächelte, ſelbſt wenn ſie ſich an die Tollheiten unſerer Reiſe erinnerte. Die runden kindlichen Wangen waren von einer roſigen Bläſſe bedeckt; die großen blauen Augen hatten ſich etwas ſcheu in die Tiefe zurückgezogen, aus der ſie nur mit gedämpftem, ſanftem Lichte hervorſtrahlten. Unwillkürlich fiel mein Blick auf das Haar, das mich entzückt hatte — der Goldglanz und auch die Fülle waren dahin. Doch war ſie ſchöner als je, es war die Schönheit der traurigen, umhüllten Abendſtunde — es war die ſchwermüthige Schönheit des Verblühens.

Ich fürchtete, ſie mein trauriges Gefühl errathen zu laſſen, und fing zu plaudern an. Ich erkundigte mich nach der Tante; die war geſtorben — nach Crescentia, die war an einen Paſtor verheirathet. Ottilie fragte mich nach meinem Leben in dieſen acht Jahren; geizig mit den mir zugezählten Minuten, erzählte ich ſchnell, und in meiner Erzählung kam viel des Bunten und kamen die Namen von vielen Ländern und Städten vor. Dann fragte ich ſie nach ihrem Leben. Sie ſchien wie aus einem Traume erwacht, ſtrich ſich mit der feinen und mageren Hand über die Stirn und ſagte, wie ſich beſinnend, als ob es ihr jetzt zum erſten Mal auffiele: Ich? — ich war immer hier in Oſterode, immer zu Hauſe — bei meinem Vater.

Einſamkeit! trübe, froſtige, tönende Einſamkeit! Pflicht und keine Freude, keine Liebe! dachte ich bei mir und ſchlug die Augen nieder. Auch Ottilie ſaß traurig ſchweigend da und ſah zu Boden. — Ich ſprang vom Stuhle auf und entſchuldigte mich mit der kurz zugemeſſenen Zeit. Die Freundin wünſchte eine glückliche Reiſe, und Ottilie begleitete mich bis an die Treppe. Sie nahm meine Hand und ſagte: Ich nehme Ihnen daſſelbe Verſprechen ab — wenn Sie je wieder in dieſe Gegend kommen ...

Aber ... fiel ich ein.

Sie werden mich finden, fügte ſie raſch hinzu. Ich ſah ſie an; ſie ſchlug die Augen nicht nieder, ſondern lächelte ſchmerzlich, zuckte die Schultern und ſagte: Kann ich meinen alten Vater

verlaſſen, der Niemanden hat als mich? Und dann — ich bin ein Mädchen ohne Vermögen und — bald nicht mehr jung.

Ich küßte ſchweigend ihre Hand, und ſie wiederholte: Verſprechen Sie?

Ich verſpreche es.

Und wie ich ſchon einige Stufen tiefer ſtand als ſie, faßte ſie mit einer Hand das Geländer, mit der andern ſtützte ſie ſich auf meine Schulter und bückte ſich tief hinab zu mir und reichte mir die Stirn. Ich drückte einen warmen Kuß darauf und eilte, damit nicht die Thräne Zeit habe, brennend auf den Kuß zu folgen.

Ich ſah mich nicht um, bis ich wieder unten auf dem Platze war und in das Coupé ſprang. Der Student ſtand vor den Pferden und hielt ſie am Zügel. Wie er ſie los ließ, zogen ſie an, und es ging fort. — Wie befindet ſie ſich? fragte er ſchreiend. — Sehr wohl! — Und was für ein Kleid trägt ſie heute? — Ein blaues! — Danke! — Wie wir aus dem Schatten des Poſthauſes heraus waren, bog ich mich aus dem Coupé und ſah zurück. Ottilie ſtand am offenen Fenſter und winkte mir. Und wie wir aus den Gaſſen herauskamen und auf die Anhöhe, ſah ich ſie noch dort ſtehen und mit einem weißen Tuche Grüße zuwehen. — Auch der Schwabe mochte es bemerkt haben, denn er kam dem Wagen nachgekeucht, ballte die Fauſt und rief mir zu: Elender! Verräther! — Ich zuckte die Achſeln, und wir fuhren raſch weiter.

Und dieſes habe ich eben ſagen wollen, daß es oft ein eitler Wunſch iſt, wenn man beim Scheiden ſagt: Auf Wiederſehen! Es dient oft nur dazu, daß man ſich traurig überzeugt, an einem Glücke vorübergegangen zu ſein. Denn nicht ſelten iſt, noch dünn geſäet das Glück, man geht nur daran vorüber.

Dieſer Kuß auf Ottiliens weiße Stirn war mir von jeher einer der liebſten von allen, die ich im Laufe meiner langen Lehr- und Wanderjahre gegeben oder empfangen habe. Er mahnt mich aber an einen anderen, den ich unter ganz verſchiedenen

Umſtänden, mit verſchiedenen Gefühlen und auf ganz anderer Szene, ich weiß nicht, ob gegeben oder empfangen. Wer weiß da die Gränze zu finden zwiſchen Geben und Empfangen! Meiſt liegt ja ein taumelnder Nebel über dieſer Gränze.

Es war in Wien, und zwar in Wien während der Belagerung im Oktober des Jahres 1848. Dem Stadt-Kommando war die Anzeige zugekommen, daß ſich in gewiſſen zwei Häuſern in einer gewiſſen Gaſſe nahe dem Augarten ein Waffenmagazin der loyalen Bürger vorfinde, deſſen ſie ſich zu einer Contrerevolution im Innern der belagerten Stadt bedienen wollten. Da meine Kompagnie beordert war, in den Augarten zu marſchiren, um die daſelbſt hart bedrängten Studenten zu unterſtützen, ſo gab man uns den Auftrag, auf dieſem Wege jene zwei Häuſer zu unterſuchen und, wenn ſich der Waffenvorrath daſelbſt wirklich vorfinden ſollte, die Einwohner zu verhaften. So rückten wir in die Gaſſe ein und auf die Häuſer los — freilich mit einigem Skepticismus, denn wir waren ſchon gewohnt daran, daß dergleichen Gerüchte von Waffenvorräthen, Verſchwörungen, Contrerevolutionen ausgeſtreut wurden, um zu beunruhigen und einen Theil der Kraft der Revolution mit ſolchen unnützen Beſchäftigungen zu abſorbiren.

Die Gaſſe, in die wir rückten, war wie ausgefegt. In den Hausthüren ſtanden die Bewohner blaß, zitternd, betend — hier und da auch wohl fluchend. Denn vom Augarten her fiel ein Regen von allerlei Kanonenkugeln, theils in die Gaſſe, theils auf die Dächer und in die Fenſter. Dort und da brachen ſie durch mehrere Stockwerke, dort und da zündeten ſie. Oeſterreichiſche Jäger hatten ſich nämlich, gedeckt vom Morgennebel, theilweiſe des Augartens bemächtigt, und da dieſer, als Eingangspunkt in mehrere der Hauptſtraßen der Leopoldſtadt, von Wichtigkeit war, wurde er mit eben ſo großer Hartnäckigkeit angegriffen als vertheidigt. Die öſterreichiſche Artillerie hatte einige hohe Punkte auf den Dämmen eingenommen und beſtrich, wie geſagt, die Gaſſen, während die Vorſtadt noch auf verſchiedenen

Punkten angegriffen wurde, um allerſeits zu beſchäftigen und ſtarken Zuzug nach dem Augarten zu verhindern. In dem Augenblicke, da wir durch die Gaſſe zogen, war der Kanonendonner allgemein, während vom Augarten her eine Gewehrſalve nach der anderen und dazwiſchen ununterbrochenes Geprаſſel des Einzelfeuers erſchallte. Einer in unſeren Reihen — dieß ſei ſo nebenbei erzählt — fing bei Wahrnehmung dieſes Sabbaths und beim Anblick der Kugeln, die uns entgegen flogen, gewaltig zu jammern an und ſprach, obwohl er nie verheirathet geweſen, von fünf Kindern, die er zu ernähren habe und die er, himmelſchreiend ungerechter Weiſe, nun als arme Waislein und hülflos in der Welt zurück laſſen ſolle; denn aus dieſem furchtbaren Geſchieße werde nicht ein Einziger von uns lebend zurück kehren. Unſer Lieutenant, ohne ein Wort zu ſagen, packte ihn am Rockkragen, ſchüttelte ihn, daß ihm der Kalabreſer vom Kopfe fiel, und warf ihn voll Verachtung den Weibern zu, die in einer der Hausthüren ſtanden. Dieſe verſtanden ſchnell, umringten den Feigling und führten ihn als Gefangenen zum nächſten Poſten. — Wir kamen an die zwei bezeichneten Häuſer. Der Lieutenant ſchickte die ganze Kompagnie voraus in den Augarten und behielt nur zehn Mann zurück, von denen er ſelbſt fünf in das erſte Haus führte und vier unter meinen Befehl ſtellte, damit ich mit ihnen das andere durchſuche.

Wir traten ein; das ganze Haus war wie ausgeſtorben, nirgends eine menſchliche Seele zu erſpähen; im Hofe ſtreckte ſich ein gewaltiger Wächterhund, der jeder herabfallenden Kugel entgegenbellte, und er war von dieſem Geſchäfte ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß er nicht Zeit hatte, uns auch nur mit einem Knurren zu empfangen. Meine Gefährten drangen in Keller und Holzlager, ich ſelbſt ging in das Haus, um die Bewohner, wenn einer zu finden, auszufragen. Die Thüren waren alle angelweit offen, aber die Stuben leer; ſo durchſchritt ich den erſten Stock. Der dritte ſchien mir eben ſo menſchenleer, denn nirgends regte ſich etwas. Doch trat ich in die Stube. Da ſaß ein junges

Mädchen von etwa achtzehn Jahren, die Hände im Schooß, die blonden Haare aufgelöst, vor einer Wiege, welche ihr Fuß mechaniſch in Bewegung ſetzte. Sie ſchien halb zu ſchlafen, denn ihr Kopf fiel einnickend auf die Bruſt. Ihr ſchönes, junges Geſicht war blaß, abgehärmt und müde, doch ſah man ihr an, daß es noch vor wenigen Tagen ſchön geblüht haben mochte.

Wie ich einige Schritte ins Zimmer that, fuhr ſie auf, ſtrich ſich die Haare aus dem Geſicht und fragte ſchlaftrunken und erſchrocken, was ich wolle.

Es that mir leid, ſie aus dem Schlafe, der ihr ſo nothwendig ſchien, geſtört zu haben, und ich brachte mein Anliegen ſo kurz als möglich vor.

Ach nein, ſagte ſie lächelnd, ſolche Waffen möchten wir nicht verbergen. Hier im Hauſe ſind wir alle für die Freiheit.

Sie ſagte das, wie man ſich in der gerichtlichen Sprache auszudrücken pflegt, mit einem ſolchen Accent der Wahrheit, daß ich an ihrer Ausſage nicht zweifeln konnte. Ich entſchuldigte mich, daß ich ſie wahrſcheinlich erſchreckt hätte. — O nein, erwiderte ſie, ich erſchrecke nicht vor einem Studenten. (Alles, was einen Kalabreſer trug, hieß Student.) Die Herren Studenten ſeien ja ſo brav! ſie thun Alles fürs Volk, fügte ſie hinzu. Ich bin nur ſo aufgefahren, fuhr ſie fort, um mich zu beruhigen, weil ich grad einſchlafen wollte. Schau'ns, ſeit vielen Nächten hab' ich ſchon kein Auge geſchloſſen. Der arme Wurm, und dabei deutete ſie nach dem Kinde, das in der Wiege lag — iſt ſo krank.

Bei dieſen Worten beugte ſie ſich zu dem Kinde hinab und horchte auf ſeinen ſchweren Athem. Unendliche Trauer lagerte ſich auf ihr ganzes Geſicht, und ſie ſchien zu vergeſſen, daß ich in der Stube war, eben ſo wie ſie die Gewehrſalven, den Kanonendonner und die herabfallenden Kugeln kaum zu hören ſchien. Nur manchmal, wenn in nächſter Nachbarſchaft ein Dach durchbrochen wurde und Fenſter und Thüren zitterten, zuckte ſie unwillkürlich zuſammen. Wie ſie ſo hinabſchaute und in den Anblick des kranken Kindes ſo tief ſchmerzlich verſunken war, ſchien mir dieſer

Kummer nur ein mütterlicher ſein zu können, und ich hätte ſie auch für die Mutter gehalten, wenn nicht doch hinter der Bläſſe des Geſichts jugendlich blühende Jungfräulichkeit widerſprechend hervorgeleuchtet hätte.

Sie ſollten doch das Haus verlaſſen, ſagte ich wieder, es iſt zu ſehr ausgeſetzt. Auch haben es in der That ſchon alle Anderen verlaſſen.

Sie erwachte wieder bei dieſen Worten und ſagte: Ich fürcht mich nit. Auch möchte ich das Kind nicht in die kalte, neblichte Luft hinaustragen, das könnte es noch früher tödten, das arme Ding, das ſo nicht mehr lange zu leben hat.

Sie ſagte das mit einem Tone, aus dem größerer Kummer ſprach, als alle Thränen auszudrücken vermocht hätten.

Sind Sie denn ganz allein? fragte ich wieder; denn es that mir leid, ſie ſo einſam und allein mit ihren Schmerzen zurückzulaſſen.

Mein Vater, antwortete ſie, iſt ſeit acht Tagen fort und ſchlägt ſich irgendwo an der Linie. Vielleicht iſt er ſchon todt.

Und Ihre Mutter?

Die iſt auf dem Währinger Kirchhof — der iſt kommen und ſie iſt gangen, fügte ſie hinzu, indem ſie auf das Kind in der Wiege deutete.

Indeſſen hatte ſie das Geſpräch doch aus ihrem Halbſchlummer und aus dem Hinbrüten geweckt. Sie horchte aufmerkſamer auf den Lärm des Geſchützes und ſagte: Im Augarten ſcheint es böſe herzugehen.

Das erinnerte mich an den Befehl, der uns dahin beorderte; die Gefährten hatten indeſſen des Haus unterſucht und riefen mich; ſo wandte ich mich, um fortzugehen.

Schon ſtand ich auf der Schwelle, als ich plötzlich eine Hand, die mich zurückhielt, auf meiner Schulter fühlte. Ich ſah mich um, und das Mädchen ſtand hinter mir. Ihr Geſicht war blaß, die Augen voll Thränen, und ſie zitterte am ganzen Leibe. Gehen Sie nicht! flehte ſie mit gerührter Stimme — hören Sie,

wie die Kugeln niederregnen; im Augarten ſcheint es ſehr arg zu ſein — der Himmel ſei den Fallenden gnädig! Jetzt ſtehen Sie friſch und geſund vor mir — in wenigen Minuten vielleicht ſind Sie ein todter Mann.

Stotternd drängten ſich dieſe Sätze und abgebrochen über ihre blaſſen Lippen. Jede Gewehrſalve, die ſie jetzt erſt zu hören ſchien, machte ſie erbeben, und wie ſie zuſammenfuhr, fielen ihr die ſchon halb aufgelösten Haare über Schulter und Bruſt und ſtürzten die mit Mühe zurückgehaltenen Thränen in einzelnen Güſſen aus den Augen über die Wangen. Sie war das Bild innigſten, menſchenliebendſten Mitleids.

Wie heißeſt du, gutes Mädchen? fragte ich, indem ich den Arm gerührt und brüderlich um ihren gebeugten Nacken legte.

Nani heiße ich, antwortete ſie leiſe.

Nani, gutes Mädchen, ſagte ich, du ſiehſt wohl, daß wir gehen müſſen.

Nani ſtand traurig da und ſchien nach Worten zu ſuchen. Sie ſetzen es doch nicht durch, murmelte ſie endlich, indem ſie die Arme ſinken ließ und gottergeben die Hände über dem Schooße faltete.

Da rief ein Student vom Hofe herauf, was ſoll das Plaudern, ſoll das Zaudern?!

Er weckte mich mit ſeiner fauſtiſchen Citation aus den Betrachtungen, in die ich beim Anblick und bei den Worten des Mädchens verſunken war. Du haſt Recht, Nani, ſagte ich, in wenigen Minuten kann ich ein todter Mann ſein. Es gilt, ſo ſchön und heiter aus dem Leben zu gehen, und du biſt ſo holdſelig und gut! Gib mir einen Kuß zum Abſchied.

Ohne ein Wort zu erwidern, ſchlang Nani beide Arme um meinen Hals und drückte einen langen Kuß auf meine Lippen.

Wieder rief es, aber ſchon näher auf der Treppe: Unnützes Zagen, Zaudern und Plaudern! und ich ging. — —

Zehn Tage ſpäter irrte ich unſtät und flüchtig durch die Gaſſen der Leopoldſtadt. Wien war genommen, die Gefährten

ſaßen in enger Haft und ſahen dem Tode entgegen; durch glückliche Zufälle war ich demſelben Schickſale entgangen. Aber es hing drohend über meinem Haupte; ich flüchtete aus einem Verſtecke ins andere, um die Späher und Häſcher von meiner Spur abzubringen. Bei Freunden durfte ich nicht verweilen, denn dort wurde ich zuerſt geſucht, und alle anderen Verſtecke waren bereits erſchöpft. So irrte ich durch die dunklen, abendlichen Gaſſen der Vorſtadt; die feuchten Novembernebel ſtiegen aus der Donau und breiteten ſich als ein Leichentuch über die Gaſſen, in denen unheimliche Stille waltete. Die einzelnen Fußgänger huſchten bedächtig, vorſichtig „mit leiſen Sohlen“ an einander vorüber; Einer ſah den Andern mißtrauiſch an. Die ausgeſtellten Wachen ſchienen jeden Vorübergehenden durch und durch blicken zu wollen, und man hatte Angſt vor dem Tone ſeines eigenen Schrittes, der doch auf dem feuchten, ſchmutzigen, hier und da aufgeriſſenen Pflaſter kaum hörbar war. Ich wußte nicht, wo in dieſer Nacht mein Haupt zu herbergen, und war entſchloſſen, mich aus einem dunklen Winkel in den andern zu ſchleichen.

Da fiel mir Nani ein. Die mich ſo warm geküßt hat, wird mich nicht verrathen, ſagte ich vor mich hin und lenkte meine Schritte ihrer Gaſſe zu. Ich fand das Haus ſo ſtill wie vor zehn Tagen; ich ſtieg die drei Treppen hinauf, ohne Jemandem zu begegnen; ich pochte an die Thür, und Niemand ſagte: Herein. So drückte ich an die Klinke und öffnete leiſe und trat in die Stube. Unheimliche Dämmerung lag über ſie ausgebreitet. Vom Bette her fiel ein ſchmaler Lichtſtreifen, der den Boden der Stube halb erhellte. In dieſem Lichtſtreifen ſaß das Kind, das ich krank in der Wiege geſehen hatte, und ſpielte. Es war friſch und geſund. Am Tiſche ſaß ein ältlicher Mann, dem die halb ergrauten Haare wirr und wild über die Stirn fielen. Er ſtützte den Kopf in beide Hände und ſtarrte auf ein großes Papier, das mit großen Lettern angefüllt war. Ich wandte meine Blicke dem Lichte entgegen, das vom Bette herkam. Es war ein Todtenlicht. Dort lag Nani. Ihre Bruſt war entblößt und trug eine breite, roſige

Wunde. Ein milder, ſeliger Friede lag über ihr Geſicht gebreitet, trotz der ſchmerzlichen Verzückung der noch immer roſigen Lippen.

Wir hatten in dieſen Tagen ſo Schreckliches geſehen, daß mir das Bild, das ſich vor mir ausbreitete, ein lieblich-friedliches erſchien, und daß ich nur traurig, nicht entſetzt, bei ſeinem Anblicke ſtehen blieb. Ich wandte mich endlich dem Vater zu, um zu fragen, und las anſtatt der Antwort die Inſchrift auf dem Papiere, die er ſeinem Kinde als Grabſchrift beſtimmt hatte. Sie lautete: Auch ſie ſtarb für das Vaterland und ihre Ehre.

Ich ſetzte mich an das Bett Nani's und verbrachte dort meine Flüchtlingsnacht. Des Morgens kamen fremde und kalte Männer, um die Rebellin geheim fortzutragen; da mußte ich, ehe ſie mich bemerkten, weiter eilen, und die Grabſchrift des Vaters war umſonſt. Nani bekam keinen Grabſtein, der von ihrem Tode erzählen durfte.

3.

Miß Ellen.

Undankbar Der, der glücklich iſt und es nicht zugeſteht; ſelbſt Derjenige, der glückliche Zufälle nicht anerkennt. Hätte ich Nani einige Wochen länger gekannt, ihr Ende würde mir vielleicht einige Wunden geſchlagen haben. So iſt mir ihr Tod ein trauriges Ereigniß, gemildert durch den ſchönen Eindruck. Meinem armen Freunde Proſper Carard aus Lauſanne hatte das Schickſal Härteres beſchieden, und wie das kam und wie ich ihn kennen gelernt, will ich erzählen, wieder anknüpfend an jene Wanderlebens-Epoche, aus welcher die zwei gehärteten Geſtalten des Landammanns und des Landes-Kapitäns hervorragen.

Ungefähr drei Wochen bevor ich bei den Signori Trippi eingekehrt, durchſtrich ich an einem ſonnigen Sonntags-Nachmittage den wunderbaren Park des Vizekönigs zu Monza. Ich tröſtete

mich über das Unglück, daß man mir in der Kirche die daſelbſt verwahrte fabelhafte eiſerne Krone nicht hatte zeigen wollen, mit dem Anblick all der Wunder, die dieſer herrliche Park verbirgt, und mit dem Schauſpiel, das mir die überall auf Wieſen und in ſchattigen Laubgängen zerſtreuten Gruppen luſtigen Volkes gewährten.

Vor einem prächtigen Waſſerfalle, der von einem ziemlich bedeutenden Hügel, beſchattet von himmelhohen Eichen und Tannen herabfiel, blieb ich ſtehen und horchte ſeinem Rauſchen und betrachtete ſeinen glänzenden Schimmer. Ungebrochen und ungeſtört fiel er zwiſchen zwei dichten Hecken, die den Hügel herab kamen, in die Tiefe und glich einem Spiegel in grünem Rahmen. Er hatte dieſe Eigenthümlichkeit, daß er, unten angekommen, nicht als Bach weiter gefloſſen, oder, zum See geſammelt, ſtehen geblieben wäre — nein, er verſchwand in einer Ritze am Boden wie von der Erde verſchlungen. So umgab ihn etwas Beſonderes, ſchien er ein dichter ſilberner Vorhang, der ein Geheimniß verhüllt.

Und ſo war es auch. Denn während ich vor ihm ſtand und ihn nachdenklich und träumeriſch betrachtete, theilte er ſich plötzlich, und aus ſeinem ſilbernen Gewebe mit einem gewaltigen Satze und lachend ſprang ein Jüngling von ungefähr neunzehn Jahren. Es war, als hätte ihn die Fluth geboren. Der Junge ſchüttelte leicht die geringe Feuchtigkeit ab, die an ſeinem Strohhute, ſeinem leinwandenen, doch eleganten Reiſekittel hangen geblieben war, und immer noch lachend blieb er neben mir ſtehen und ſah ſich nach dem Waſſerfalle um, aus dem er hervorgeſprungen war, während ich ſelbſt erſtaunt bald dieſen, bald den Wellenſtaub-Geborenen betrachtete. Das Wunder war auch von Anderen bemerkt worden, und bald ſammelte ſich vieles Volk um mich und den jungen Mann, der, immer dem Waſſerfalle zugekehrt, Proſper! Proſper! rief und endlich Assez de bêtises! hinzufügte. Aber ſeine Stimme verhallte im Rauſchen des Waſſers, und aus dem Innern kam keine Antwort zurück.

Das Volk, das um uns herum ſtand, ſchien wohl mit dem Geheimniſſe des Waſſerfalles bekannt, aber doch nicht weniger begierig, als ich, zu wiſſen, was das Rufen des Foreſtiere bedeute, ja, vielleicht um ſo begieriger, als es deſſen fremde Laute nicht verſtand. Da immer kein Laut aus dem Waſſerfalle hervor kam, ſchlich, wie ich wohl bemerkte, ein Knabe hinter der Hecke auf den Hügel und drückte auf einen Balken. Die oben befindliche Schleuſe fiel zu, der Waſſerfall ſank wie ein abgeriſſener Vorhang und verſchwand in die Tiefe der Erde.

Wir ſahen in eine ziemlich geräumige, mit Epheu austapezierte Grotte — im Hintergrunde der Grotte, auf einer Moosbank ſaß eine ſchwarzhaarige Lombardin, ein reizendes junges Geſchöpf, und vor ihr lag auf den Knieen, ſie an beiden Händen auf der Bank zurückhaltend, ein Jüngling, ſchön wie ein junger Gott. Ihr war die ſilberne Nadel aus dem Haar gefallen, und es rollte in dicken Wellen herab; er, der mit ſeinem Gefährten neben mir gleich gekleidet war, hatte den Strohhut abgeworfen und zeigte ein herrliches, griechiſches Profil auf einem edel und griechiſch geneigten Nacken. Es war ein prächtiges Bild im ſchönſten Rahmen.

Der Foreſtiere neben mir lachte; mir that der Anblick wohl. Nicht ſo ſehr ſchien er dem Volke zu behagen. Nach den erſten Momenten der Ueberraſchung fing es zu murren an und brach endlich in Verwünſchungen aus gegen die verfluchten Fremden, die da kommen, den Mädchen des Landes die Köpfe zu verrücken. Das Paar in der Grotte hatte nicht ſobald bemerkt, daß Tageshelle einbrach, als es erſchrocken aufſprang. Proſper — denn ſo hieß der junge Mann — trat ruhig und ſtolz an den Eingang der Grotte und maß die Menge, die immer lauter wurde, mit muthigen, dunkelblau glühenden Augen. Auf dem etwas bleichen Grunde ſeiner Wangen lag eine ſanfte Röthe; ſein herrlicher Kopf hob ſich hoch empor, und ſein fein geſchnittener Mund, aus dem eine Reihe glänzender Zähne hervorleuchtete, liſpelte dem Gefährten ein kaum vernehmliches: Zu mir, Emil! entgegen. —

Emil ſtellte ſich an ſeine Seite, und ich, der ich anfing, als Fremdling mich mit dem Fremdlinge ſolidariſch zu fühlen, zu ihnen durch eine leiſe erwachende Neigung, durch die imponirende und wohlthuende Erſcheinung des Einen, ſo wie durch gleiches Alter hingezogen und vom murrenden Volke, das mich für ihren Reiſegefährten hielt und gleichmäßig mit Verwünſchungen überhäufte, unwillkürlich zu ihnen hingedrängt — ich folgte Emil und ſtellte mich an die Seite Proſpers. Die beiden Fremdlinge nahmen ihre Reiſeſtöcke am unteren Ende und ſchienen ſich zu einem Kampfe zu bereiten. So that auch ich. Proſper bemerkte es und lächelte dem unverhofften Bundesgenoſſen dankbar zu.

Die Männer aus dem Volke, wie ſie uns in dieſer kampfgerüſteten Stellung ſahen, ſtürzten auf die Hecke los und brachen mit lauten Ausrufungen Stöcke ab. So wurde ein Theil des Ausganges frei. Das Mädchen, das bisher erſchrocken und zitternd im Hintergrunde der Grotte geſeſſen hatte, benutzte dieſe Gelegenheit, raffte die ſilberne Nadel auf, ſchob das lange ſchwarze Haar wie einen Schleier vors Geſicht und entwiſchte aus der Grotte. Sie bog um die Hecke und verſchwand bald im dichten Gebüſche. Proſper ſah ihr nach, unbekümmert um die Männer, die ſich waffneten. Sobald ihre letzte Spur verſchwunden war, griff er nach einem kleinen, rothen Seidentüchlein, das ſie in der Angſt hatte liegen laſſen, ſchob es in die Bruſt und rief: Jetzt Flucht! und zum Wagen!

Mit dieſen Worten, den Stock in die Lüfte ſchwingend, ſprang er über den Graben; wir nach und mitten durch das Volk, Männer und Weiber, die vor dem plötzlichen Sprunge auseinander wichen. In wenigen Minuten waren wir aus ihrem Bereiche und aus dem Bereiche der Steine und Stöcke, die uns nachflogen. Am Eingange des Parkes ſtand ein großer offener Wagen; wir ſprangen hinein, die Pferde zogen an, und wir flogen, über die nachſchimpfende Menge lachend, aus den Mauern Monza's, der alten Stadt der eiſernen Krone.

Hinter Monza eine Erkennungs-Scene. Wir waren alle

Drei Studenten. Proſper und Emil kamen von der Akademie zu Lauſanne und benutzten die Ferien, um die drei Seen des nördlichen Italiens zu beſuchen. In wenigen Tagen ſollte ihre Reiſe einen offiziellen Charakter annehmen, ſich dem Norden zuwenden. Proſper war der Abgeordnete der Lauſanner Studentenſchaft zum Zofinger Studententage, wo ſich, nach einem neulich konſtituirten Bunde, alljährlich im September die Deputirten der verſchiedenen Schweizer Univerſitäten und Akademieen verſammelten, um einen lebendigen und gegenſeitig anregenden Verkehr zu unterhalten. Emil begleitete den Abgeordneten der Lauſanner Akademie als Freund und freiwilliger Sekretär. Man ſah es Proſper an, daß er unter ſeinen Kollegen eine Rolle ſpielte, und Emils Weſen verbarg es nicht, daß er zu jenen weiblichen und hingebenden Charakteren gehörte, die ſich ſchon in der Schule an die hervorragenden und unwillkürlich überwiegenden Perſönlichkeiten mit verehrungsvoller Freundſchaft anſchließen und in dieſer rührenden und beſcheidenen Freundſchaft oft ein ganzes Leben ausharren.

Wir fuhren bereits eine Stunde, als es uns erſt einfiel, nach den beiderſeitigen Reiſezielen zu fragen — es traf ſich glücklich, daß wir alle nach Como wollten, und ſo ging die Reiſe gemeinſchaftlich und ununterbrochen fort.

Als wir in Como ankamen, lag ſchon tiefe Nacht auf Stadt und See; doch bekamen wir noch beide in herrlicher Beleuchtung zu ſehen. Auf den Bergen flammten plötzlich ungeheure Feuerſäulen auf, welche die Ankunft des Erzherzogs Stephan feiern ſollten. Sie tauchten Stadt und See in eine ſanfte Gluth. Auf dem Waſſer fuhren einzelne Kähne hin und her und klangen luſtige Lieder. Aber die Ankunft des Erzherzogs und die offiziellen Feierlichkeiten hatten ſo viel Volkes in die Stadt gezogen, daß in keinem beſcheidenen Gaſthauſe ein Unterkommen zu finden war. So mußten wir al Angelo, dem prächtigſten Hotel Como's, das den Hafen und einen Theil des See's beherrſcht, anfragen. Auch hier war Alles überfüllt, und wir heuchelten

nur, der Nothwendigkeit weichen und eine hoch oben auf der oberſten Terraſſe gelegene Bedientenſtube annehmen zu wollen. Man bereitete uns ein gemeinſames Strohlager, und wir ſchliefen bald den Schlaf des Gerechten.

Plötzlich weckte uns ein gewaltiger Lärm. Aus der lauten, in franzöſiſcher Sprache geführten Konverſation des Kellners mit einem Fremden erkannten wir, daß letzterer ſich weigerte, eine Bedientenſtube anzunehmen, und daß er die Zumuthung unverſchämt fand. Der Kellner beharrte auf der Unmöglichkeit, beſſer zu dienen; der Fremde entwickelte eine außerordentliche Beredtſamkeit in der Gegenbeweisführung, in den Ausfällen gegen italieniſche Unverſchämtheit, erhob ſeine donnernde Stimme immer gewaltiger und ſchloß endlich mit der Verſicherung, daß er nicht eher weichen wolle, als bis er das ganze Haus ſammt dem Erzherzog und ſeinem ganzen Hofe geweckt haben werde.

Das war uns denn doch zu viel. Wie auf ein gegebenes Zeichen ſprangen wir auf die Terraſſe. Beim Lichte des Kellners ſahen wir einen großen Mann, der auf breiten Schultern einen wahren Negerkopf trug, welcher bloß, wie es ſchien, durch ein Verſehen der Natur nicht mit dunklem Schwarz, ſondern nur braun gefärbt war. Aber Backenknochen, Naſe, Lippen, Augen und Kraushaar hätten jedem ächten Neger Ehre gemacht. Wir erkannten bald, daß es mit ſeinem Zorne und ſeinem Ruheſtörungs-Projekte nicht ſo arg gemeint war. Er blickte ganz ruhig, faſt freundlich, und ſchien ſich nur in den großen Worten und dem Erguſſe ſeiner Beredtſamkeit zu gefallen.

Monſieur! ſagten wir, fügen Sie ſich ins Unvermeidliche und ſtören Sie gefälligſt nicht den Schlaf müder Wanderer. Wir verſichern Ihnen, daß man hier oben vortrefflich ſchläft; wir haben es erfahren, bevor Sie die Güte hatten, uns aus unſeren Träumen zu wecken.

A vingt ans, qu'on est bien dans un grenier! zitirte der Fremde, indem er uns lächelnd anblickte. Dann ſagte er:

Sie ſollen Recht haben; ich will ſo unſchuldigen Schlaf, wie der Ihrige noch ſein muß, nicht morden und ziehe mich in mein Gemach zurück. Doch will ich Sie früher noch um Entſchuldigung gebeten haben. Ich habe die Weigerung dieſes Sklaven, ſagte er weiter, auf den Kellner deutend, für eine gewöhnliche italieniſche Filouterie genommen, und ich weiß, daß man dieſem Volke nicht weichen darf. Da ich aber ſehe, daß ſich eine ſolche edle Trias mit einem erbärmlichen Strohlager begnügen muß, ſo füge auch ich mich und bitte Sie noch einmal um Verzeihung.

Fürchtend, daß er eine neue Rede anfange, verbeugten wir uns ſchnell und zogen uns zurück.

Aber der ſüße erſte Schlaf war unterbrochen, und es war ſchwer, den abgeriſſenen Faden wieder aufzunehmen. Wir fingen zu plaudern an.

Wie ſchade um meinen ſchönen Traum! ſagte Proſper gähnend. Ich habe von dem ſchönen Mädchen aus Monza geträumt und von der Grotte, in der ich ſie geküßt habe! Armes Kind! meinetwegen hat ſie vielleicht von einem gefühlloſen Vater Schläge bekommen, und ich ziehe luſtig weiter in die Welt!

Emil ſagte: Thut nichts! Es war ein ſchönes Abenteuer, und an mir lag's nicht, daß es ſo unangenehm endete. Es war eine Blume am Wege, und es hätte mich gefreut, wenn dir ihr Duft eine angenehme Reiſe-Erinnerung mitgegeben hätte.

Du irrſt, Emil, erwiderte Proſper, ich habe die Sache nicht ſo leicht genommen. Das liebliche Kind, ſo allein in meiner Gewalt, wie es war, rührte mich ganz ungewöhnlich. Noch eine Stunde länger mit ihr, und ich hätte mich verliebt. Das fühle ich, daß ſie mein Herz für Liebe empfänglich gemacht hat. Es iſt oft ſo, daß ein kleines Abenteuer, ein Scherz, eine Einbildung das Herz aufwühlt, wie einen Acker — der nächſte Windhauch, ein Zufall kann es dann mit Leichtigkeit befruchten. So bildet Romeo's Liebe zu Roſalinden das Vorſpiel zu der eigentlichen Tragödie. Es iſt mir ſeit lange, als ſchwebte was in der Luft über mir — aber die Examina ließen mir bis jetzt keine Zeit, an dergleichen zu denken.

Emil hörte mit Andacht zu; ich mußte lächeln. Prosper aber ſchien in Nachdenken verſunken, und es trat wieder Stillſchweigen ein. Bald ſchliefen wir aufs Neue.

Mit dem erſten Morgenſtrahle wurden wir wieder durch Lärm geweckt, und wieder war es der weiße Neger, der auf der Terraſſe rumorte. Waſſer! mehr Waſſer! rief er — einen Schaffhauſer Waſſerfall! — Und zu dieſen Worten hörten wir in der That das Rauſchen kleiner Waſſerfälle. Wir kleideten uns an und traten auf die Terraſſe, um den herrlichen Morgen zu begrüßen. Da ſtand der Neger in einer großen, flachen Wanne und ließ ſich einen Kübel kalten Waſſers nach dem anderen über den Kopf gießen. Er troff und ſah aus wie der Gott des Fluſſes Niger.

Sobald er uns erblickte, ſprang er aus der Wanne, und die knochige Geſtalt uns entgegen bewegend, wiederholte er ſeine Entſchuldigung von geſtern. Dann trat er in die Stube zurück, um ſich anzukleiden. Wir nahmen unſer Frühſtück auf der Terraſſe ein, um uns für die Morgenwanderung auf die Berge zu ſtärken. Unten rief man uns in den Saal des Gaſthauſes und legte uns das Fremdenbuch vor. Der Fremde war früher hinabgeſtiegen und verließ ſo eben den Saal, wo er ſich ebenfalls eingeſchrieben hatte. Seine Schrift glänzte noch friſch; in künſtleriſch ſchönen Zügen, in großen prachtvollen Lettern laſen wir den Namen: Alexander Dumas.

Emil wurde beim Anblick dieſes Namens ſehr nachdenklich, und er erwachte aus ſeinem Brüten ſelbſt nicht, als wir durch die Stadt, an Volta's Monument vorbei, um die Biegung des See's gegen Borgo di Vico wanderten und glücklich waren im Anſchauen der herrlichen Landſchaft, der dampfenden Wälder, der ſonnigen Berggipfel, des lieblich lächelnden See's. Alexander Dumas war Emils Lieblings-Schriftſteller — Dumas' Prahlhänſe waren des guten und gläubigen Emil romantiſche Helden. Als wir den Berg hinanſtiegen und rückwärts ſahen, um die ganze Herrlichkeit, die ſich vor uns aufthat, mit einem durſtigen

Blicke zu überſchauen, ſpähte er nur, ob er nicht irgendwo ſeinen Dichter entdecken möchte.

Der Morgenwind ſäuſelte in den Zweigen; die Wellen des See's, auf dem es lebendig wurde, kräuſelten ſich leiſe, und die Sonne, die bereits über die Berge geſtiegen war, ſpiegelte ſich golden in den Millionen Facetten; im Hafen flaggten alle Schiffe, der Dampfer fing zu ſummen und zu brummen an; Spazierkähne kamen hervor und verbreiteten ſich über die Fläche, nach der Villa Paſta, Odescalchi, Pliniana mit vollen Segeln, Schwänen gleich, dahinſteuernd. Die Glocken der alten Kathedrale von Como läuteten, und ihr Ton zitterte über die Wellen — da kamen ihnen die Morgenglocken-Grüße von Blevio, Cernobbio, Moltraſio entgegen und vereinigten ſich zu einem ſanft gedämpften Chore.

Ich gehe nicht weiter, rief Proſper und warf ſich am Fuße einer Hecke hin, die uns von einer grünen Wieſe auf der Höhe des Berges trennte. So was, ſagte er, die Hand nach dem Thale ausſtreckend, muß mit Ruhe geſchlürft werden. Ich kann dieſer Schönheit, immer weiter wandernd, nicht den Rücken zukehren. Dieſe Schönheit iſt meine Braut, die ich bald ohne Schleier ſehen und kennen werde — dieſe Schönheit iſt die Schönheit der Natur, und ihr weihe ich mein Leben. Emil, du mußt dich endlich auch entſchließen, Medizin zu ſtudiren.

Wie du willſt, antwortete Emil — dann ſetzte er hinzu: Ja, das wird ein ſchöner Tag; er hat auch ſchön angefangen. Der erſte Menſch, den wir heute geſehen haben und ganz nackt geſehen haben, war ein Dichter, und dieſe Pracht hier, wie ſtimmt ſie mit einer Dichterſeele und einem ſolchen Tagesanfang zuſammen!

Vergleichſt du Dieſes hier mit Dumas? rief Proſper und lachte laut auf. Emil war verlegen und fürchtete, ſchlechten Geſchmack verrathen zu haben.

Um nur etwas zu ſagen, ſprach ich: Nein, mein Freund! Dieſes hier iſt Goethe. Noch heute werden wir die Villa Sommariva ſehen. Und ich murmelte vor mich hin:

Kennſt du das Haus? auf Säulen ruht ſein Dach,
Es glänzt der Saal, es ſchimmert das Gemach,
Und Marmorbilder ſtehn und ſehn mich an. —

Leider kenne ich Ihren Goethe nur wenig — mir iſt der See, der auch brauſen und ſtürmen kann, der herrliche See im dunklen Walde, mir iſt er die wilde Dichterſeele, in edle Form gegoſſen, die wilde Dichterſeele in beſchaulicher Künſtlerruhe — mir iſt er der herrliche Lord.

So ſprechend, ſtand Proſper auf, trat auf einen Vorſprung des Berges, wo er das Land beſſer überſehen konnte, hob den Hut in die Höhe und rief mit friſcher und begeiſterter Stimme: Ich grüße dich, Mylord, ich grüße dich, Noel Gordon Byron!

Da rauſchte es in der Hecke — die Zweige bogen ſich aus einander; zwiſchen ihnen erſchienen zwei große, blaue, erſtaunte Mädchenaugen, ein grüner Schleier verwickelte ſich im Geſträuche, zwei feine weiße Hände hielten die Zweige aus einander, und eine ſüße Stimme fragte ſchüchtern, doch etwas aufgeregt, in franzöſiſcher Sprache, aber mit engliſchem Accente: Wer rief hier den Namen Noel Gordon Byron?

Wir kehrten uns erſtaunt der ſonderbaren und überraſchenden Erſcheinung zu; doch war Keiner von uns fähig, mit einem Worte auf die Frage des lieblichſten Mundes zu antworten. Endlich erhob Emil die Hand und deutete auf Proſper, welcher mit einem großen Schritte an die Hecke herangetreten war und wie erſtarrt in die großen blauen Augen ſah. Aber Das alles dauerte zu lange. Die ſonderbare Fragerin hatte nicht Kraft genug, das dichte Gezweige mit ihren kleinen feinen Händen länger auseinander zu halten, und die Hecke ſchloß ſich plötzlich wieder, wie eine zugeſchlagene Flügelthür. Proſper athmete auf, wie aus einem Traume erwachend. Mit Einem Male nahm er einen Anlauf und ſprang über die Hecke; wir ihm nach.

Drüben auf der Wieſe empfing uns eine eigenthümliche Gruppe. Die ſchöne Engländerin lag, anmuthig, doch nachläſſig hingegoſſen, auf einem Shawl, der über die feuchten Gräſer

gebreitet war. Den Ellbogen auf ein rothſeidenes Kiſſen und den Kopf in die Hand geſtützt, über die eine reiche aſchblonde Lockenfülle herabfloß, ſah ſie uns entgegen, wie wir über die Hecke ſprangen, und lächelte freundlich. Ihr zu Häupten, auf einem ſchottiſchen Plaid, ſaß ein alter Mann mit trockenem, vielgefurchtem Geſichte und feinem grauem Haar, der unſerem Beginnen ruhig, und ohne eine Miene zu verziehen, zuſah. Der Gentleman blickte aus ſeinem ganzen Weſen. Das trockene und wohlraſirte Geſicht war von einem feinen weißen Backenbarte eingefaßt und ſtak in zwei hohen, blühendweißen Vatermördern. Die ganze Kleidung war ſchwarz, einfach und ſtreng, die weiße Kravate und die obligaten karrirten Kamaſchen ausgenommen. Natürlich trug der Mann auch Handſchuhe. Wie konventionell und typiſch auch die Erſcheinung im Ganzen war, ſo konnte man auf den erſten Blick doch eine auffallende Aehnlichkeit der Geſichtszüge zwiſchen dem Manne und der jungen Dame erkennen, obwohl dieſe nichts Gewöhnliches, nichts Allgemeines in ihrem Weſen hatte. Man mußte ihn auf den erſten Blick als ihren Vater erkennen. Dazu half nicht nur die Aehnlichkeit der Züge — ein ſtiller Kummer auf dem alten und trockenen Geſichte näherte es dem holden und jungen, das ſichtbar von einem Schleier tiefer Melancholie bedeckt war. Der jungen Dame zu Füßen ſtand regungslos und ſteif ein dicker, breitſchultriger Bedienter, mit einem wohl gefalteten Teppich auf dem Arme. Er ſah uns kaum an, ſondern ſtarrte unverwandt den Augen ſeines Herrn zu, um auf jeden Wink bereit zu ſein.

Ich hatte Zeit genug, dieſe Bemerkungen zu machen. Proſper, der auf die Ruhende zugetreten war, ſtand verlegen vor ihr, und ſo war denn auch Emil verlegen, und es wurde durch mehrere Minuten kein Wort geſprochen. Ich betrachtete das Ganze als eine Angelegenheit Proſpers, blieb ruhig und legte mich, nahe dem Vater, ins Gras, um die Entwicklung dieſer Szene abzuwarten.

Sie waren es, ſagte endlich die Fremde, freundlich lächelnd

und mit jener Freiheit, die nur fein erzogenen Engländerinnen Männern gegenüber eigen iſt, zu Proſper — Sie waren es, der den Namen ausſprach; ich ſehe es Ihnen an.

Im Angeſichte dieſer Herrlichkeit mußte ich ſein gedenken, antwortete Proſper und neigte ſich wie magnetiſch angezogen zu ihr hinab. Gewiß, fügte er nach einiger Zeit hinzu, gewiß lieben Sie Ihren herrlichen Landsmann.

Ob ich ihn liebe! liſpelte ſie vor ſich hin, und ohne ſelbſt zu wiſſen, was ſie that, in Gedanken vertieft, hob ſie ihre Hand und ſtreckte ſie Proſper wie zum Gruße entgegen. Doch beſann ſie ſich ſchnell wieder und ließ die Hand ſinken. Proſper hatte nicht den Muth, ſie auf halbem Wege zu faſſen, obwohl er mit ſichtbarer innerer Freude die Bewegung bemerkt und ſich ihr immer näher zugebeugt hatte.

O Wahnſinn, der ſich einer ganzen Welt bemächtigt! murmelte der Vater mit einem Seufzer und leiſe vor ſich hin, ſo leiſe, daß ich glaubte, die ſonderbaren und räthſelhaften Worte allein gehört zu haben. Aber ſie waren auch der Tochter nicht entgangen. Sie wandte ſich um, ſtreckte dem Vater die Hand entgegen und rief ihm mit einem Tone, der ſowohl um Verzeihung zu flehen, als einen Vorwurf zu enthalten ſchien, ein „Dear father“ zu, das ihn ſchnell entwaffnete. Sein trockenes Geſicht überzog eine milde Freundlichkeit, und mit einem „Well, dear Ellen“ faßte er die dargereichte Hand und drückte ſie herzlich. Sein ganzes Weſen war in dieſem Augenblicke verwandelt; ein unendlicher Ausdruck tiefſter Liebe verklärte die ganze ſtrenge, feſtverſchloſſene Geſtalt. Aber ſo bald ſich Ellen wieder zu Proſper und vom Vater abwendete, verſchwand ſchnell die ganze Freundlichkeit, und von aller Milde blieb der Kummer allein auf dieſem verjammerten Geſichte liegen.

Proſper hatte ſich indeſſen mit ſtudentiſcher Keckheit neben dem ausgebreiteten Shawl, dem Lager Ellens, ins Gras geſetzt und, ehe man es erwartete, ſich mit ihr in ein lebhaftes Geſpräch eingelaſſen. Er erzählte ihr von den Reizen ſeiner

Heimat und des Genfer-See's; sie fragte ihn nach Ouchy, wo Byron den Gefangenen von Chillon geschrieben, und nach dem Schlosse von Chillon selbst, nach der Villa bei Genf, wo der große Dichter mit Shelley so herrliche Tage verlebt. Prosper malte mit den glänzendsten Farben und lud sie endlich ein, diese schöne, von ihrem Lieblingsdichter belebte Welt zu besuchen. Ellen lächelte. Nichts Anderes, sagte sie leise, suche ich ja in Europa, als seine Spuren.

In Europa? fragte Prosper erstaunt — zählen Sie Ihr Vaterland nicht zu Europa?

Gewiß nicht, lächelte Ellen — ich bin eine indische Pflanze und komme von den Ufern des Ganges.

Des Ganges? rief Prosper überrascht und sah ihr stumm und lange in die Augen, als ob er darin alle Geheimnisse einer fernen, wunderbaren Welt zu entdecken suchte. Ich aber, wie ich die zarte, feingewobene Pflanze betrachtete, die mir allerdings nicht für nordische Lüfte geschaffen schien, zitirte in Gedanken:

Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein.

Prosper fühlte sich offenbar von einer höheren Gewalt zu der fremden Pflanze hingezogen. Wie man sich zu einer Blume hinabbeugt, um in ihren Kelch zu blicken, so neigte er sich ihr immer mehr und mehr zu, da sie müde den Arm sinken und den Kopf in das Seidenkissen fallen ließ. Er vergaß uns, seine Reisegefährten, den Vater und die ganze Welt ringsum und begann unwillkürlich so leise zu sprechen, daß wir, die wir doch nahe genug saßen, kaum ein Wort des weiteren Gespräches vernahmen.

Indessen fing das Dampfschiff unten im Hafen immer lauter zu brausen an; der Vater sah auf die Uhr und stand auf. Er beugte sich über Ellen und sagte mit sanfter Stimme: Wenn du noch heute über den See willst, müssen wir aufbrechen.

Ellen streckte ihm die Hand entgegen und schlang den Arm

um ſeinen Hals. Zärtlich hob er ſie auf und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn. Wie ſie da auf der Wieſe ſtand, zart und ſchwächlich gebaut, mit ſanft gebeugtem Nacken, mit den blonden Locken, in denen der Wind ſpielte, dem ſie ſelber kaum widerſtehen zu können ſchien, glich ſie noch mehr einer zarten Blume aus dem fernen Indien.

Proſper ſtand vor ihr und betrachtete ſie nachdenklich. Der Vater hob den Teppich auf und nahm ſelbſt das Kiſſen unter den Arm; es ſchien, als wolle er dem Diener nicht den geringſten Theil des Dienſtes bei ſeinem Kinde überlaſſen. Während er mit Zuſammenpacken beſchäftigt war, ſtörte es ihn ſichtbar, daß Ellen ſo lange ohne Stütze und allein ſtehen mußte, und als er auch, und dieſes Mal mit Hülfe des Bedienten, von den Bäumen einen Hamak los band, den wir jetzt bemerkten, forderte er endlich Proſper auf, Miß Ellen den Arm zu geben. Wie ſchnell kam Proſper dieſer Aufforderung nach!

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung, abwärts der Stadt entgegen. Proſper und Ellen gingen voraus; ihnen nach der Vater mit dem Bedienten und hinter dieſen Emil und ich.

Ellen ſchien eifrig zu ſprechen; der Vater ſchwieg und beobachtete nur jeden ihrer Schritte, wenn es etwas ſteiler und ſchwieriger abwärts ging, immer bereit, hülfreich beizuſpringen. Aber es that nicht noth; Proſper wachte mit mehr als galanter Sorgfalt über ſeine Schutzbefohlene.

Emil bemerkte es mit wohlgefälligem Lächeln und ſagte leiſe zu mir: Da haben Sie wieder eine Eroberung! Geſtern eine Italienerin, heute eine Anglo-Indierin! Es widerſteht ihm Keine.

Ich widerſprach dem guten Emil nicht, der ſich an den Erfolgen ſeines verehrten Freundes erfreute, obwohl ich die Sache anders auffaßte. Dieſes Mal ſchien mir Proſper an ſeinem eigenen Netze zu arbeiten. Wir kamen vor unſerem Hotel an, wo auch die Engländer wohnten. Wir empfahlen uns und eilten auf unſere Stube, wohin uns Proſper ſchon mit großen

Schritten vorausgeeilt war. Daſelbſt fanden wir ihn heftig bewegt auf- und niedergehend.

Was iſt dir, Proſper? fragte Emil beſorgt.

Aber Proſper antwortete nicht ſogleich. Endlich ſagte er: Wir laſſen Como und den Dom und fahren mit dem Dampfſchiffe ab.

Dann wandte er ſich zu mir und legte, fieberhaft zitternd, beide Hände auf meine Schultern und ſah mir mit irren Blicken ins Geſicht. Schrecklich! rief er, ſchrecklich, wunderbar ſchön, herrlich und doch toll, lächerlich, engliſch, ſpleenhaft, wahnſinnig, höchſt wahnſinnig!

Emil, der ſchon im Rücken Proſpers mit Einpacken beſchäftigt war, konnte deſſen verſtörtes und wild geröthetes Geſicht nicht ſehen und lachte bei den verwirrten Ausrufungen des Freundes laut auf. Das weckte Proſper aus ſeinem Paroxysmus; er warf ſich auf einen Stuhl und ſagte etwas ruhiger, zu mir gewendet:

Stellen Sie ſich die Lächerlichkeit vor! Nur engliſches Blut iſt ihrer fähig, und nur die indiſche Sonne kann dem grauen Spleen eine ſo märchenhaft ſchöne Farbe geben. Es iſt verrückt und zum Verrücktwerden! Die kleine Perſon liebt, und liebt einen Todten, liebt Lord Byron!

Was liegt daran? ſagte ich ſo ruhig und beruhigend als möglich, da mir die innere Aufregung, mit der dieſe Worte ausgeſprochen wurden, nicht entging: lieben wir ihn nicht auch?

Das iſt was Anderes! rief Proſper — ſie liebt ihn, liebt ihn wirklich wie einen Lebenden, iſt in ihn verliebt, als ſtände er leibhaftig vor ihr, als wäre jeder ſeiner Verſe ein Liebesbrief an ſie. Das iſt bei ihr zum Wahnſinn geworden, zur fixen Idee. Ich bin ſchon Arzt genug, um Das zu erkennen. Sie liebt ihn fieberhaft, und was ſie denkt, thut und ſagt, dreht ſich um dieſe fixe Idee, die im Innerſten ihres Gehirnes ſitzt, wie eine Spinne, und um ihre ganze Seele ein giftiges Netz webt. Bedenken Sie, ſie iſt nur darum nach Europa gekommen, um

jede Stelle aufzuſuchen, die ſein Fuß berührt, die ſein Vers beſungen hat. Sie nennt Das ihre Pilgrimage und thut es mit allem Glauben und Frömmigkeit. Der Vater, Lord-Oberrichter von ganz Indien, ſollte mehr Verſtand haben, als er hat; aber er iſt ein Narr und weicht ſeinem Kinde in allen Stücken. Er hat die ganze indiſche Gerechtigkeit im Stich gelaſſen um der fixen Idee ſeines Kindes willen, die, ſo geſchmeichelt, nach und nach zum kompleteſten Wahnſinn werden kann. Und ſo ziehen ſie in dieſem Welttheile umher, immer den flüchtigen Schatten eines Todten verfolgend und unbekümmert um Leben und Lebende, für die ſie keine Augen haben.

Proſper bedeckte beide Augen mit den Händen und ſchwieg; aber ſein ganzer Leib zitterte, und man ſah es ihm an, daß er umſonſt nach Beruhigung ſtrebte. Ich war betroffen, Emil ſo erſchrocken, daß er die eine Hand im Reiſeſacke, an dem er mit Einpacken beſchäftigt war, ſtecken ließ und auf dem Boden knieend regungslos und verlegen bald Proſper, bald mich mit großen Augen anſtarrte. Mein Freund, ſagte ich, Sie ſcheinen ſich die Sache zu ſehr zu Herzen zu nehmen und zu arg auszumalen. Nehmen Sie das Ganze für Das, was es iſt: auf der einen Seite eine bizarre, nicht unpoetiſche Grille einer Engländerin, auf der anderen ein Reiſe-Abenteuer, das man nach vierundzwanzig Stunden vergißt.

Sehr richtig! rief Emil, aufſeufzend und wie aus einem böſen Traume erwachend.

Auch Proſper leuchteten meine Worte ein; er ſtand auf und ſagte: Sie haben Recht, obwohl Sie nicht wiſſen, was ich weiß; denn Sie haben mit Ellen nicht geſprochen und ihr nicht in die Augen geſehen, wie ich. Ich aber habe in dieſen Augen den Tod geleſen. Kennen Sie dieſe dunkelblauen, doch durchſichtigen Augen, die einen ſo überirdiſchen Schein geben und doch, ach! nur von irdiſcher Hinfälligkeit, von Hinſchwinden und Verklingen zeugen? — Aber Sie haben ein weiſes Wort geſprochen: — ein Reiſe-Abenteuer und ſonſt nichts! — Wir wollen einpacken und

mit ihr bis zur Villa Sommariva fahren; dort verlaſſen wir ſie. Ihr verſprechet, mir den Alexanderzug und die Hackert'ſchen Bilder und die Thorwaldſen'ſchen Basreliefs zu opfern und ſogleich weiter nach Varenna reiſen zu wollen. Wir verlaſſen Ellen bei Statuen und Bildern und denken ihrer nicht mehr anders, als ob ſie ſelbſt eine herrliche Antike, ein liebliches Bild wäre.

Er machte eine Handbewegung gegen die Stirn, als ob er zudringliche Gedanken verſcheuchen wollte. Dann lachte er auf: „Was bin ich doch ein Thor!" und ging hin, um Emil beim Einpacken zu helfen.

Da erſcholl die Glocke des Dampfſchiffes. Die momentane Ruhe Proſpers war dahin. „Man fährt ab! rief er erſchrocken, ergriff den Stock und eilte fort, uns und ſein Gepäcke zurücklaſſend. Emil belud ſich ruhig, doch kopfſchüttelnd, mit ſeinem und des Freundes Reiſeſacke, und wir gingen gemächlich nach, wohl wiſſend, daß wir noch eine halbe Stunde Zeit hatten, bis die Glocke zum dritten Male tönte.

Auf dem Schiffe angekommen, fanden wir Proſper bereits um und für Ellen beſchäftigt. Er half dem Vater und dem Diener einen Winkel am hinteren Verdecke als Lager für Ellen zurecht machen und übertraf den Erſteren an Sorgfalt bei Zurechtlegung der Teppiche, Shawls und Kiſſen, die alle ein orientaliſches Gepräge trugen. Er legte dabei einen Eifer an den Tag, welcher von der emſigen, man möchte ſagen: ammenhaften Sorgfalt des Vaters unruhig abſtach. Das Lager ſchien ihm immer zu hart, und er legte Teppich auf Teppich, Kiſſen auf Kiſſen, ſah ſich dabei nach der Sonne um und prüfte, nach welcher Seite Ellen am Beſten liegen könne, ohne von den heißen Strahlen geplagt zu werden. Dabei wandte er ſich immer zu ihr, die indeſſen auf einem Tabouret ſaß, und entſchuldigte ſich, daß es ſo lange währe. Der Vater hingegen ordnete und glättete ruhig und mit Umſicht das Lager und ebnete, was Proſper zu dienſtfertig und unbequem angehäuft hatte. Ellen, wie Emil bemerkte, ſah dabei mit einem dankenden Lächeln mehr nach dem

Vater als nach Proſper. So bald das Lager bereitet war, reichte ihr der ehemalige Lord Oberrichter mit einer Art von Höflichkeit den Arm und führte ſie dahin, milde die herbeiſtrömenden Reiſenden nach der Seite ſchiebend, um ſich und ihr einen bequemen Weg zu bahnen, während Proſper unbewußt eine Bewegung machte, als ob er ſie auf die Arme nehmen und hintragen wollte.

Ellen ſah auf ihrem indiſch-üppigen Lager in der That reizend aus. Der ruhige Emil ſelbſt, obwohl er, wie ich aus einzelnen Aeußerungen merken konnte, eine Art leiſen Aergers und verhaltener Eiferſucht gegen ſie zu verſpüren anfing, geſtand es zu und betrachtete ſie mit mir lange und aufmerkſam.

Was glauben Sie? fragte er: dieſes Geſchöpf könnte Einem wohl ſehr gefährlich werden?

Bedeutend!

Proſper, fuhr er fort, wäre im Stande, ſich aufs Gewaltigſte in ſie zu verlieben.

Es iſt klar, daß dieß ſchon geſchehen iſt.

Emil erſchrak und ſah mich an, ob ich das im Ernſt meinte. Dann ſchüttelte er den Kopf und ſagte nachdenklich: Es iſt wahr, daß er ſeit einer Stunde wie toll iſt, der ruhige, ſtolze, über Alles lächelnde Proſper! Aber, fügte er mit größerer Unruhe hinzu, das iſt ja ein Unglück! denn erſtens iſt ſie eine Närrin, zweitens ſteht ſie am Rande des Grabes. Sehen Sie ſie nur an! Iſt das nicht eine früh verwelkende Blume?

In der That lag ſie auf ihrem grünen, golddurchwirkten Teppich wie eine kleine, früh gebrochene Blume da, die der Tod nicht mehr zu pflücken, ſondern nur noch aufzuleſen brauchte. Die feine, durchſichtige Wangenröthe, die, während ſie ſprach, ſchnell kam und verſchwand, ſchien verrätheriſch, und die langen und dunkeln Wimpern konnten es nicht genug verbergen, die Augen beſtätigten, was die fliegende Röthe und die ganze zarte Geſtalt bezeugten. Wie lieblich ſie auch anzuſehen war, ſo kam doch ein Hauch von Wehmuth aus ihrem ganzen Weſen, der ſich

traurig und hemmend vor die Seele drängte. Emil ſchien dieß weniger zu fühlen; er dachte nur an Proſper, der indeſſen, unſer vergeſſend, dort am Lager ſaß und ſich eifrig mit Ellen unterhielt.

Das Schiff hatte ſich indeſſen in Bewegung geſetzt. Wir dampften dahin über den herrlichen See, der überall und bei jedem Blicke den neueſten und ſchönſten Genuß bietet, dahin durch dieſe vollendete Welt, in der nichts ſtört, nichts aus ſüßeſten Träumen weckt, die abgeſchloſſen, edel, klar in ſich ſelber ruht. Emil gab ſich offenbar Mühe, traurige Gedanken abzuwehren, um ſich ungeſtört freuen zu können. Bah! rief er, ich bin ein Narr! in drei Viertelſtunden verlaſſen wir die tolle Engländerin und ſehen ſie vielleicht nie wieder! Mit dieſen Worten ſchien er eine beängſtigende Laſt abgeſchüttelt zu haben; er nahm mich unter den Arm und wanderte mit mir auf und ab, um ſich keinen Punkt dieſer Schönheitsfülle entgehen zu laſſen.

Auf unſerem Gange kamen wir oft zu Ellen und Proſper zurück; ſie führten, wie wir hören konnten, ein lebhaftes Geſpräch, deſſen Gegenſtand oft wechſelte. Da wir einmal vor ihnen ſtehen blieben, erzählte Ellen eben von einem indiſchen See, und ſie malte ihn mit ſo lebendigen Farben, daß nicht nur Proſper, daß auch wir die uns umgebende, zunächſt liegende Herrlichkeit vergaßen. Sie liebte es, ihre Beſchreibung mit Byron'ſchen Verſen aus Childe Harold, dem Giaur ꝛc. zu ſchmücken; wie gut angebracht auch die Citationen waren, ſo ſchienen ſie Proſper doch zu ſtören. Bei jedem Byron'ſchen Verſe legte ſich ſeine Stirn in Falten und nahm ſein Geſicht, das bis dahin lächelnd und glücklich zugehört hatte, den Ausdruck unterdrückten Aergers, heimlichen Zornes an.

Ein anderes Mal ſahen wir ihn ſchon von fern lebhaft und zornig geſtikuliren. Wir näherten uns raſch und hörten, wie er mit bebender Stimme rief: Glauben Sie denn z. B., daß, wenn er lebte, er Sie lieben würde?

Ellen, überraſcht vom Tone dieſer Worte, wandte ſich ihm

ganz zu, ſah ihm groß in die funkelnden Augen und ſagte ſtolz und feſt: Ja, Sir, das glaube ich!

Nein, Miß! rief hart und bitter Proſper dagegen: nein, Miß, ich glaube es nicht! Das Mädchen, das mit nackten Füßen über die ſchottiſchen Berge läuft, zog er allen gebildeten Damen vor, die von Shakeſpeare, Milton und ihm wußten.

Ellen war erſchrocken; ſie drückte ein glänzend gebundenes Buch an ſich und verſuchte, ungläubig zu lächeln. Proſper aber wandte ſich von ihr, nahm mich unter den Arm und ſchloß ſich unſerer Wanderung an. Bald blieb er ſtehen und blickte ſchweigend in die ſchäumenden Furchen, die das Schaufelrad hinter ſich zurückließ. Das Rauſchen und Brauſen ſchien ihm wohl zu thun.

Der Lord Oberrichter weckte ihn aus ſeinem Brüten. Er kam heran und faßte die Hand Proſpers. Junger Mann, ſagte er und blickte ihm mit Wohlwollen ins Auge, ich habe das größte Vertrauen zu Ihnen und ſpreche, trotz der kurzen Bekanntſchaft, wie zu einem alten Freunde. Ich bin überzeugt, daß Sie nur der edelſten Gefühle fähig ſind und daß nur dieſe Ihnen die Worte eingegeben, die Sie zu meinem Kinde geſprochen. Sie haben ſchnell die unheilvolle Einbildung erkannt, die an Miß Ellen zehrt, und ſuchen mit Wohlwollen ihr entgegen zu wirken. Ich danke Ihnen, aber bitte Sie, ſie in ihrem Wahne nicht mehr zu ſtören, ja, die Kränkung wieder gut zu machen. Handeln Sie darin wie ich ſelbſt. Sie iſt ein hinſchwindendes Weſen; ihres Bleibens iſt nicht auf dieſer Erde, in dieſem heiteren Sonnenlichte. Die wenigen Tage, die ihr zugemeſſen ſind, ſoll ſie, von keinem Widerſpruche geſtört, ganz ihren Träumen lebend, ohne einen Moment des Kummers dahinbringen. Das zu erreichen, habe ich mir zur theuren Aufgabe gemacht; ſie iſt mein einziges Kind, das einzige Pfand der Liebe, das mir mein früh entriſſenes geliebtes Weib zurückgelaſſen. Sie ſoll glücklich und ihr kurzes Leben von keinem Wölkchen getrübt ſein.

Proſper nickte bejahend und gerührt lächelnd. Dann eilte

er zu Ellen zurück. Noch bevor er sprechen konnte, streckte sie ihm die Hand entgegen und sagte halb bittend, halb vorwurfsvoll: Mr. Prosper, Sie waren den ganzen Morgen so gut gegen mich; warum wurden Sie plötzlich so hart und böse?

Verzeihung! lispelte Prosper. Er faßte die dargereichte Hand, von der Ellen den Handschuh gezogen hatte, und drückte einen heißen Kuß darauf. Es entging uns nicht, daß dem Kusse eine volle, schwere Thräne folgte, die auf die weiße Hand fiel. Ellen blickte erstaunt und verlegen. Kein Wort wurde gesprochen, und wir waren der Villa Sommariva, dem Scheidepunkte, schon so nahe. Der schöne Jüngling stand bleich und gebrochen da.

Wenige Männer gibt es, die am Krankenbette eines Freundes oder einer Freundin nicht unbeholfen wären. Meist rennen sie rathlos umher, sind eckig, ungeschickt und stoßen überall an, mit dem besten Willen, zu helfen, und während gleichgültige Personen auf Mittel sinnen und sie finden, lassen sie, die ihr Leben hingeben möchten, unthätig die Arme sinken. So stand Emil bei Prosper in jenem Momente, der für ihn sichtbar ein schwerer, ein kummervoller gewesen. Wenn aber der Augenblick höchster Gefahr, des drohendsten Verlustes gekommen, wo die gewöhnliche Pflege nicht mehr ausreicht, dann entwickeln jene Unbeholfenen, Rathlosen, Ungeschickten eine Energie, die überrascht und ans Heldenhafte gränzt. Auch dieser Moment sollte für Emil kommen.

Das Dampfschiff beschrieb schon den Bogen, um an der Landungsbrücke vor der Villa Sommariva anzulegen. Prosper bebte am ganzen Leibe, als er Ellen vom Lager aufhob und sie dem Vater übergab, der ihr den Arm reichte. Schon wurde das Brett auf das Schiff gelegt; neue Reisende kamen in Massen an; die andern suchten nach ihrem Gepäcke. Gedränge und Verwirrung entstand; man forderte die Landenden auf, das Schiff so schnell als möglich zu verlassen. Prosper mußte den abgehenden Freunden den Weg bahnen; er wußte nicht, was er that, er stieß und drängte die Passagiere, die sich gegen den unartigen

Gaſt vertheidigten, ohne daß er es merkte. An der Brücke reichte uns der Lord Oberrichter, dann Ellen die Hand. Proſper faßte ſie zuletzt und küßte ſie. Dann ſah er ihr noch einmal ins Geſicht; ſeine Augen öffneten ſich weit und ſchienen durſtig ihr Bild für ewige Zeiten faſſen zu wollen. Da ſie ihm die Hand entzog, ſeufzte er ſchwer auf und ließ den Kopf auf die Bruſt fallen. Aber bald ſchnellte er wieder empor; er richtete ſich auf, und wild vorſchreitend, ſetzte er einen Fuß auf das Landungsbrett. Der ganze Oberleib war vorgebogen; es zog ihn unwiderſtehlich vorwärts. Er machte eine Bewegung — da faßte ihn Emil mit einem mächtigen Griff am Arme und ſchob ihn mit einem Rucke zurück ins Gedränge. Zornesröthe überflog Proſpers Geſicht; er wandte ſich entrüſtet gegen den Freund. Dieſer ſah ihm ruhig und feſt ins Auge. Proſper ließ die Arme ſinken, wandte ſich und ging langſamen Schrittes auf das Hinterdeck. Das Schiff zog weiter, ohne daß er ſich ein einzig Mal umgeſehen. Er ſah hinab in die Wellen und ſchwieg.

Kaum merkte er es, daß das Schiff anlegte und daß wir in Varenna angelangt waren. Mechaniſch folgte er uns, und wir gingen durch die aufſteigende Gaſſe des Fleckens, wie man von einem Begräbniß zu gehen pflegt. Auf der Terraſſe des Poſthotels, in das wir einkehrten, im Angeſicht der beiden Arme des herrlichen Sees, erwachte er wieder und hielt es für nothwendig, ſich ſeiner Schweigſamkeit wegen zu entſchuldigen. Emil zuckte die Achſeln. Nach eingenommenem Mahle forderte uns Proſper auf, eine Tour auf dem See zu machen. Wir mietheten einen Kahn und fuhren hinaus. Proſper hatte ſeine Mappe mitgenommen und zeichnete. Er vertiefte ſich in ſeine Arbeit und führte ſie in den kleinſten Einzelheiten mit großer Geſchicklichkeit aus. Nicht Eine Nuance der Schönheit von Varenna ging ſeiner Zeichnung verloren. Als dieſer Flecken aufs Papier gebannt war, fuhren wir der gegenüber liegenden Villa Serbelloni zu, und Proſper nahm daſelbſt ſeine Arbeit mit demſelben angeſtrengten und gewiſſenhaften Eifer vor.

So rückte der Abend dieſes bewegten Tages heran; bevor wir in Varenna ankamen, war vollſtändige Nacht herabgeſunken. Wir ſetzten uns auf die Terraſſe, und bei duftigen Cigarren und gutem ſchwarzen Weine lösten ſich bald die Zungen, die ſeit Stunden in ſchweigendem Banne gelegen hatten. Die Nacht war ſchön, der Himmel dunkelblau; die Sterne ſchienen größer und näher; der Mond kam von Lecco herauf und tauchte den einen Arm des See's in zitternden Silberglanz, während der andere von melancholiſchen, doch lieblich friedlichen Schatten bedeckt blieb. Aus den Gaſſen Varenna's ſcholl von Zeit zu Zeit Gelächter oder die Strophe eines Volksliedes herauf, während uns zu Füßen, von einem leiſen Nordhauche bewegt, die Wellen nur ſchüchtern lispelten. Ueber die mondbeglänzte Fläche fuhr ein einſamer Kahn — hinter uns, vom Norden her, blickte ein ſchneebedeckter Berggipfel, im Mondſchein doppelt glänzend, über das friedvolle Bild.

Stunde um Stunde entfloß in Anſchauung und behaglichem Geſpräche. Ein feierliches Uebereinkommen ſetzte für alle Zukunft eine ſyſtematiſche Korreſpondenz feſt, auf daß wir einander nicht aus den Augen verlieren und Einer dem Anderen künftig auf ſeinem Lebenswege folgen könne. Proſpers Plane waren einfach. Er wollte Arzt werden und in ſeiner Heimat Lauſanne als nützlicher Bürger leben. Der Schmuck ſeines Lebens ſollte das Studium der Naturwiſſenſchaften werden, dem er ſich bereits ſeit Jahren mit Eifer ergeben hatte. Er ſtützte ſein ſchönes Haupt in die Hand und ſagte vor ſich hin: Ein Mann kann eigentlich nie unglücklich ſein. Das Unglück iſt eine Fabel. Man wirkt und vertieft ſich; man findet und ſchafft ſich überall Pflichten, die man erfüllt oder zu erfüllen ſucht. Die Wiſſenſchaft, das Vaterland, der Freund beſchäftigen Geiſt und Herz ſo reich und angenehm, daß man glücklicher Weiſe nicht Zeit hat, an ſich ſelbſt zu denken. Und bei allem Dem hat die Naturwiſſenſchaft etwas ſo Beruhigendes, iſt ſie eine Brücke, die aus dem beſonderen, beſchränkten Leben in das Große und Allgemeine führt, in dem

man ſich gern und mit Hingebung als ein Theil des Ganzen verliert. Das unſcheinbarſte Reſultat iſt ein großer Sieg; die kleinſte Errungenſchaft gibt, wenn auch nur momentan, doch volle Befriedigung. Wie ſoll man da unglücklich ſein?

Während er ſo ſprach, wurde der Ton ſeiner Stimme immer unſicherer; es war, als ſpräche etwas in ihm gegen ſeine eigenen Worte. Er ſchwieg und verſank in trauriges Nachdenken. Emil fürchtete dieſe Stille und ſagte: Es iſt ſpät, wir müſſen zu Bette! — Und er rief dem Kellner, um das Nachtlager zu beſtellen.

Da ſprang Proſper auf. Er legte die Hand auf meine Schulter und rief: Mein Freund! Alles, was ich hier geſagt habe, iſt Lug und Trug! Und mit der Hand nach der Villa Sommariva deutend, fügte er aufgeregt hinzu: Dorthin liegt mein Glück!

Aber, Proſper! ſagte Emil vorwurfsvoll: du biſt heute den ganzen Tag ſo ſchwach, wie ich dich nie geſehen habe.

Schwach? fragte Proſper, indem er ſich ſtolz aufrichtete. So erfahre, daß ſie zu uns nach Lauſanne und an den Genfer See geht, und daß ich nicht zurückkehre, ſondern meine Reiſe nach dem Lago Maggiore und dann nach dem Norden fortſetze. Du könnteſt wohl meine Verpflichtung übernehmen und an meiner Statt nach Zofingen gehen — aber ich will es nicht! Ich gehe ſelber hin; ich kehre nicht nach Lauſanne zurück, wo ich noch einige herrliche Tage mit ihr verleben könnte. Ich habe für immer Abſchied von ihr genommen, und du nennſt mich ſchwach? Aber dieſe Schwäche habe ich; ich will heute noch in ihrer Nähe ſein, ich will das Haus, in dem ſie ſchläft, noch ſehen. Ich fahre nach der Villa Sommariva, und du wirſt hoffentlich deinen ſchwachen Freund begleiten.

Emil ſah mich fragend an; ich nickte ihm bejahend, und ſo bezahlte er, welcher der Reiſe-Kaſſirer war, die Rechnung, und eine Viertelſtunde ſpäter fuhren wir auf einem gemietheten Kahne, von der mitternächtlichen Briſe begünſtigt, mit vollem Segel

und zwei Ruderern von Varenna über den See hin, der Villa Sommariva zu. Proſper ſetzte ſich ans Steuer und ſorgte dafür, daß die Spitze des Kahnes immer dem Lichte zugekehrt blieb, das uns von der Villa entgegenkam. Dabei blickte er heiter und forderte endlich die Schiffer auf, eines ihrer Lieder zu ſingen, was ſie gern thaten. Wir ſangen den Rundreim kräftig mit, und die Fahrt, die eine traurige zu werden gedroht hatte, wurde zu einer gemüthlichen, klaren, verſchönert durch milden Mondſchein und leiſe Nacht-Zephyre.

Der Villa nahe, bat Proſper die Sänger, das Lied abzubrechen, und wir landeten ſtill wie Schmuggler an der Treppe, die aus dem Garten am Hotel der Sommariva direkt in den See führt. Die Schiffer blieben im Kahne; Proſper und Emil nahmen ihre Reiſeſäcke auf den Rücken, und wir ſtiegen aus. Das ganze Hotel lag in tiefem Schlummer; kein Laut war zu hören.

Wir ſtanden vor der Thür und wußten nicht, was zu thun, immer erwartend, daß Proſper etwas beginne. Er blieb aber ruhig und ſah ſchweigend zu den Fenſtern hinauf. Plötzlich rief er: Und ſie ſoll ſich doch meiner und dieſes Tages erinnern!

Er griff in die Seitentaſche und zog das Album hervor, in das er den ganzen Nachmittag mit ſo großem Eifer gezeichnet hatte. Aber wie er es hervorzog, fiel das rothe Seidentüchlein heraus, das er Tags zuvor in der Grotte eingeſteckt und als Andenken an die braune Lombardin mitgenommen hatte. Ueberraſcht hob er es vom Boden auf und betrachtete es beim Lichte des Mondes. Dann lächelte er und reichte es Emil; aber ſchneller, als er es hingereicht hatte, zog er es wieder zurück und ſagte lächelnd: Der Menſch ſei nicht undankbar! und ſteckte es wieder in die Bruſttaſche. Dann pochte er an die Hausthür; nach einigen Minuten kam ein verſchlafener Kellner heraus und fragte, ob man Nachtquartier wolle. Nein! ſagte Proſper und reichte ihm das Album und zugleich ein Geldſtück. Geben Sie das Album, aber gewiß, an Miß Ellen Grey, die junge engliſche Dame, die heute Mittags mit einem älteren Herrn und einem Bedienten

hier eingekehrt iſt. Sie hat es auf dem Schiffe vergeſſen, und ſagen Sie ihr, daß es ihr Reiſegefährte gebracht hat.

Soll morgen mit dem Früheſten beſtellt werden, verſicherte der Kellner.

Wohl! ſagte Proſper und kehrte zu uns zurück.

Jetzt ſchnellen Abſchied! rief er und reichte mir die Hand — wir wandern die Nacht durch über dieſe Berge nach Mendriſio. Leben Sie wohl, mein Freund, und verzeihen Sie mir die Langeweile, die ich Ihnen heute nothwendiger Weiſe verurſacht haben muß. — Er umarmte mich herzlich; ſo that auch der gute Emil.

Einige Minuten ſpäter ſah ich nur noch ihre gelben Hüte aus dem Gebüſche des Berges hervorſchimmern. Traurig kehrte ich zum Kahne zurück, der mich bald auf den offenen See hinaustrug. Da erſchollen von der Höhe des Berges noch grüßende Rufe; ich ſah zwei ſchlanke Schatten; auch ſie verſchwanden bald.

Am anderen Morgen wanderte ich einſam durch die Galerieen des Comer-See's dem Norden zu, der rauſchenden Adda entgegen. Erſt in Sondrio fand ich Ruhe genug, die Abenteuer der letzten Tage nachträglich in mein Tagebuch zu ſchreiben. Bereits erſchienen ſie mir in ſo verklärtem Glanze, daß ich, wie ich jetzt, da ich das Tagebuch kopire, merke, den Titel „Schöne Tage" über die drei Seiten ſchrieb.

Ich verließ, wie ſchon geſagt, vor den Schweizer Bergen bei Madonna di Tirano angelangt, die Tiroler Straße, und drei Wochen ſpäter lag der Bernina, das Engadin-Thal, der Albula, ganz Graubünden, Chur, Pfäffers hinter mir, und an einem ſchönen Sonntage fuhr ich über den Wallenſtädter-See. Der Felſen-See vergaß ſich und ſeinen düſteren Charakter und lächelte ganz gemüthlich in die Welt hinein; die ſieben Churfirſten oder Kuhfirſten ſtreckten ihre kahlen Häupter ins Sonnengold und blickten uns freundlich und herablaſſend, wenn auch majeſtätiſch, nach. In Weſen verließen wir das Dampfſchiff und beſtiegen einen Kahn, um auf den raſchen Wellen des Linthkanals, jenes ſprechenden Denkmals nutzbringender Bürgertugend, hinabzu-

gleiten in den Schooß des Züricher Sees. Der Kahn ſchoß dahin wie ein Pfeil, obwohl die Ruderer müßig ruhten. Deſto größeres Mitleid erweckten bei der Reiſe-Geſellſchaft die armen Muſici, die am Ufer, auf ſtaubigem Wege, in brennender Sonnenhitze gegen Uznach, wo ſie dieſen Abend aufſpielen ſollten, dahinkeuchten. Sie trugen ihre Inſtrumente unter dem Arme auf dem Rücken, wie wandernde Väter und Mütter ihre Kindlein tragen. Unſer ganz beſonderes Mitleid erweckte der Baßgeigenträger, und wir ſtießen ans Land und luden die Träger ſüßer Töne ein, mit uns auf unſre Koſten die Reiſe fortzuſetzen. Sie ſtiegen ein, wiſchten den Schweiß von der Stirn, und dankbar huben ſie zu blaſen und zu geigen an und ſpielten ſchweizeriſche Heimats-Melodieen. Ein ſchweizeriſcher Konditor, der eben aus Rußland nach jahrelanger Abweſenheit mit vollen Säcken heimkehrte, weinte dicke Thränen; die Anderen jauchzten und jodelten. So kamen wir mit Sang und Klang in Uznach an.

Dort beſtieg ich wieder das Dampfſchiff und fuhr in den Züricher See hinein. Die lange Brücke von Rapperſchwyl öffnete ſich; wir flogen durch, und vor uns lag die grüne Inſel Ufnau, das heilige Grabdenkmal und Grab des Mannes von Schwert und Feder. Verehrungsvoll richtete ich meine Blicke dahin. Da ſtieß aus einer kleinen, buſchigen Bucht ein Kahn in den See; die Ruderer zogen mächtig an, und er flog auf uns zu. Das Zeichen wurde gegeben, das Dampfſchiff hielt, die Treppe wurde niedergelaſſen. Zwei der Ruderer warfen die Ruder hin und erhoben die Köpfe. Mein Herz jauchzte auf: Proſper und Emil ſprangen an Bord und an meine Bruſt. Ueberraſchung, Freude, Frage und Antwort. Wie glücklich war ich mit meinem Entſchluſſe, den Rückweg durch die Schweiz anzutreten.

Dießmal genoſſen wir die Freuden der Seefahrt alle Drei gemeinſchaftlich; es war keine Ellen da, die uns Proſper hätte entziehen können, und Emil brauchte nicht beſorgt zu ſein. Proſper meinte, jetzt genieße er erſt die Reiſe recht, denn ſeit drei Wochen habe es ihm beim Anblicke jeder Naturſchönheit unnatürlich

geſchienen, daß ich nicht dabei geweſen. Emil verſicherte Daſſelbe, und ich glaubte ihnen, denn ich hatte Aehnliches empfunden, und wir drückten einander die Hände.

Prosper und Emil, da ſie ſich einer Univerſitätsſtadt näherten, hatten, um ihren offiziellen Charakter als Abgeordnete zum Zofinger Bunde zu bekunden, dem Brauche gemäß Schärpen mit den Landesfarben angelegt. Das that ſogleich bei unſerer Ankunft in Zürich ſeine Wirkung. Alle Studenten, die ſich am Hafen befanden oder uns in den Gaſſen begegneten, begrüßten und begleiteten uns in den großen Zügen in das beſcheidene Hotel zum Schwan, dann in den großen Kneipengarten zur Tanne, wo wir mit Liedern und Wein empfangen wurden. Emil fühlte ſich im Treiben dieſes, deutſchen Univerſitäten nachgeahmten Lebens ſehr behaglich, und er trank und ſang gemüthlich mit den Anderen. Proſper war freundlich, aber ernſt und ſtill. Wir hatten noch kein Wort von Ellen geſprochen, doch fühlte ich, daß ihn ihr Andenken begleitete. Sein ganzes Weſen war mild, faſt melancholiſch; ſeine Stimme zitterte manchmal unwillkürlich, ſein ernſtes, doch freundliches Geſicht ſchien immer etwas zu verſchweigen. Keinesfalls ſtimmte es mit dem jugendlichen, etwas rohen Behaben der übrigen Studentenſchaft. Zu Hauſe verhehlte er es nicht, daß er ſich für dergleichen lärmende Vergnügungen nicht mehr tauglich fühle, und am Morgen, da uns die Studenten wieder zu holen kamen, ließ er Emil allein fortziehen und ſchloß ſich mir an, da ich mich aufmachte, die Tante Margarethens zu ſuchen und ihr den Brief zu übergeben. Ich hatte Proſper die Geſchichte dieſes Briefes erzählt, und er betrachtete den mir gewordenen Auftrag, wie ich ſelbſt, als heilig. Er ſcheute die Mühe nicht, mit mir alle Gaſſen zu durchrennen und hundert Mal nach der Adreſſe der alten Frau zu fragen. Endlich fanden wir ſie. Die Tante Margarethens wohnte unweit Zürich in einem einſamen kleinen Hauſe, am Ufer des Fluſſes, unfern von dem ſchattigen Parke, in welchem Geßners Monument ſteht. Wir fanden eine gute Alte, die ſich in einem

beſcheidenen, wenn auch nicht reich eingerichteten, Hausweſen behaglich fühlte. So wie ich ſelbſt den Brief geſchrieben und überbracht, eben ſo mußte ich ihn ſelbſt leſen, da die Alte, wie ſie ſagte, ihre Brille nicht finden konnte. Sie war von dem Inhalte ſehr gerührt und verſicherte, daß ſie das Kind lieber heute als morgen zu ſich nehmen wolle und daß ſie hoffe, es wohl erziehen und endlich als ihre Erbin gut an den Mann bringen zu können. Sie wollte Margarethen alles Das gleich ſelbſt ſagen, und ſo ſetzte ich mich hin und ſchrieb es in ihrem Namen wieder nach Bruſio. Dießmal ging der Brief mit der Poſt ab. Die Alte ließ ſich noch mancherlei erzählen und war ſehr zufrieden, daß Margarethe bei den Signori Trippi, den Honoratioren ihres Ortes, in Anſehen und Achtung ſtehe. Zum Dank für ſo gute Nachrichten ſetzte ſie uns ein gutes Frühſtück in Wein und Käſe vor, und als wir uns verabſchiedeten, nahm ich die Beruhigung mit, daß Margarethens Kind hier gut aufgehoben und geborgen ſein werde. Möge der Dichter der Idyllen über Pepita's Jugend gewacht und ihr eine glückliche Ruhe für alle Zeiten ins Herz gehaucht haben!

Proſper war mit ſeinem Vormittage zufrieden; er wollte ſich den guten Eindruck nicht ſtören laſſen, und wir ſpazierten allein durch die ſchattigen Alleen in der Nähe. Auf einer Steinbank ruhten wir aus. Plötzlich zog Proſper einen Brief aus der Taſche und hielt ihn mir unter die Augen. Von Ellen? ſagte ich.

So iſt es! lächelte er — ſie hat ihr Wort gehalten und mir von Lauſanne aus geſchrieben — ich habe ihr nach Montreux, wo ſie jetzt iſt, geantwortet.

Und wie ſchreibt ſie? fragte ich.

So, wie Sie es wünſchen, antwortete Proſper und verſuchte, zu lächeln — wie eine „Reiſe-Bekanntſchaft" an eine „Reiſe-Bekanntſchaft" ſchreibt. Ich hoffe, fügte er dann hinzu und drückte mir krampfhaft die Hand — ich hoffe, Sie, auch eine Reiſe-Bekanntſchaft, werden mir wärmer ſchreiben. In wenigen Tagen verläßt ſie den Genfer See, um noch vor dem

Winter Italien zu erreichen; nächſtes Jahr geht ſie nach Griechenland und in den Orient, immer den Spuren ihres Lords folgend und ſich immer mehr und mehr vertiefend in ihren unheilvollen Wahnſinn.

Sein Nacken, der ſtolz und energiſch, wenn auch etwas geneigt, den ſchönen Kopf zu tragen gewohnt war, beugte ſich herab; er legte beide Hände in den Schooß und betrachtete ſchweigend den Brief, den er halb zerknittert vor ſich hin hielt. Dann ſprang er auf und ſagte: Wir wollen die kurze Zeit, die wir noch mit einander zu verbringen haben, nicht ſo eitel verſchwenden, ſondern heiter leben. Sprechen wir nicht mehr von Como und ſeinem Abenteuer.

Das thaten wir denn auch nicht. Die zwei Tage wurden nützlich und heiter dahin gelebt; die Kollegien waren noch nicht geſchloſſen, und wir beſuchten den belehrenden Profeſſor Löwig und den intereſſanten Oken.

Als ich weiter wanderte, nahm ich das ſüße Bewußtſein mit, in den Schweizer Bergen zwei gute, warme Freunde zurückgelaſſen zu haben. — —

Proſper ſchrieb mir, ich antwortete, und Jahr auf Jahr verging. Proſper hatte ſchon die Univerſitäten von Bern und Paris hinter ſich und ſaß bereits als Arzt in ſeiner Vaterſtadt Lauſanne, und ſeine Lebens-Anſichten, die er mir auf der Terraſſe von Varenna aus einander geſetzt, ſchienen, trotzdem er ſie ſelbſt als Lug bezeichnet hatte, nach und nach Lebenswirklichkeiten werden zu wollen. Mit Emil ging es nicht ſo, wie es Proſper gewünſcht hatte. Der ſah bald ein, daß er nicht für die Wiſſenſchaft geboren war, und hatte ſich, lange bevor der Freund aus Paris zurückgekommen, als ſolider und ruhiger Beſitzer eines kleinen Gutes am Ufer des Genfer Sees, in der Nähe von Lauſanne, eingerichtet und mit bürgerlicher Ruhe unter den Töchtern des Landes gewählt und ein Weib genommen. Proſper ſchrieb mir oft und mit Freude von des Freundes, wenn auch beſchränktem, doch ſchönem Glücke. Im Ganzen bildeten die Erfahrungen,

die er in der Fremde, beſonders in Paris, gemacht, den Inhalt ſeiner lebensvollen und warmen Briefe. Bei den nur wenigen gemeinſchaftlichen Erlebniſſen war es natürlich, daß er von Zeit zu Zeit auf die Tage vom Comer-See zurückkam und an dieſen oder jenen Moment erinnerte. Der Ton, in welchem er von jenen Zeiten ſprach, war aus einem melancholiſchen nach und nach ein ziemlich klarer und endlich ein ſo ruhiger geworden, daß ich, da ich Anfangs nur mit Vorſicht auf dieſen Gegenſtand unſeres Briefwechſels eingegangen, endlich ohne Rückhalt darüber ſprach und ihn zuletzt als einen veralteten und erſchöpften ganz fallen ließ. Aber damit verſchwand auch der Stoff, der uns urſprünglich an einander geknüpft hatte — unſere Lebenswege nahmen ganz verſchiedene Richtungen — Proſper war ſehr beſchäftigt, und der Briefwechſel ſtockte. Höchſtens alle zwei Monate kam mir ein Brief mit dem Poſtſtempel Lauſanne zu.

So kam das Jahr 1846 heran. Ich bereiste Norddeutſchland und machte in Hannover einen längeren Halt. Dort erreichte mich ein Brief Proſpers, in welchem wie ſchon ſeit lange nur noch von politiſchen und geſellſchaftlichen Zuſtänden ſeiner Heimat die Rede war und in welchem der junge Arzt für einige Zeit Abſchied von mir nahm, da er, zu einer munizipalen Würde erhoben, viel Arbeit vor ſich ſah. Deſto mehr überraſchte es mich, als ich ſchon einige Tage ſpäter wieder einen Brief Proſpers in Händen hielt. Dieſer war kurz, offenbar in Eile geſchrieben, und lautete ſo:

„Mein Freund!

„Stellen Sie ſich meine Ueberraſchung vor! Vorgeſtern iſt Miß Ellen Grey mit ihrem Vater hier in Ouchy angekommen. Sie ſtieg im Anker ab und ließ mich ſogleich holen. Ihre Geſundheit iſt angegriffen und ſchwächer als vor vier Jahren, aber ſie ſieht doch jünger und unendlich ſchöner aus als damals. Ihr Wahnſinn iſt derſelbe, nur, wie es ſcheint, intenſiver. Sie hat ganz Italien, Griechenland und einen Theil des Orientes

geſehen — oder vielmehr nicht geſehen. Sie ſpricht nur von Abydos, Miſſolunghi ꝛc., nur von den Orten, die Byron berührt hat und die ihr heilig ſind. Ich habe den ganzen geſtrigen Tag in ihrer Geſellſchaft verbracht; heute ging ſie in das Lauſanne gegenüber liegende Bad Evian ab, und ich bin ihr Arzt. Sie erſehen daraus, daß ich ein gewiſſenhafter Medicus bin, denn ich ſelbſt habe ſie dahin und von Ouchy fortgeſchickt. Doch werde ich ſie oft beſuchen. Emil grüßt Sie. Er iſt ein ganzer Philiſter geworden. Da er von Ellens Ankunft hörte, ſchlug er verzweifelt die Hände über dem Kopf zuſammen. Er iſt ein Narr und hält mich auch dafür. Ich aber bin es ſeit lange nicht mehr, ſondern bin ein ruhiger Bürger und praktiſcher Mann. Apropos! Meine Familie will mich verheirathen, ich glaube aber nicht, daß etwas aus der Sache wird.

Ihr Proſper."

Dieſem Briefe, welcher trotz ſeiner Schlußſätze meine Beſorgniß erweckte und meine Aufmerkſamkeit dem Genfer See zulenkte, folgten raſch und unregelmäßig viele andere, die mir bald bewieſen, daß jene Beſorgniß nicht unbegründet geweſen. Ich gebe hier nur Auszüge derjenigen, welche dem Ende zudrängende Einzelnheiten enthalten.

„Evian, im Auguſt.

„Ich ſchreibe Ihnen dieſes unter den zwei prächtigen Platanen, die den ganzen Hof des Badehauſes wie ein großartiges Zelt undurchdringlich beſchatten. Im Badehauſe ſelbſt wohnt Ellen, die jetzt Sieſta hält, nachdem wir auf dem See eine kleine Spazierfahrt gemacht. Ich bin nämlich ihr Arzt und habe mir einen ſchönen, bequemen Kahn bauen laſſen, der mich alltäglich von Lauſanne hieher bringt. Von Lauſanne aus ſehe ich mit einem guten Fernrohr über den See, der hier am Breiteſten iſt, aus meinem Fenſter gerade in das Fenſter Ellens, und das thue ich oft und verbringe mit dieſer kindiſchen Beſchäftigung meine halbe Zeit; hier in Evian hüte ich mich, hinüber

nach Lauſanne zu ſehen, was doch das Hauptvergnügen der hieſigen Gäſte auszumachen pflegt. Jeder Blick da hinüber vermehrt meine Gewiſſensbiſſe; denn ich vernachläſſige meine Kranken, meine Familie, meine Pflichten, meine ganze Zukunft. Sie ſehen, ich fange an, mich anzuklagen, ich greife zu dem erbärmlichen Mittel ſchwacher Seelen, das zu nichts führt, als zur Befeſtigung in der Schwäche. Anſtatt mit einem energiſchen Ruck ihrem Zuſtande eine andere Wendung zu geben, erleichtern ſie ſich für Momente in Worten. Wenigſtens gebe ich mich in dieſer Hinſicht keiner Täuſchung hin. Die kurze Spanne Zeit, die Ellen noch gegönnt iſt, will ich mit allem Glück und Unglück bis auf die Neige auskoſten. Sie ſchwindet dahin und wird den Herbſt nicht überleben. Folge dann, was will; mir iſt die Zukunft gleichgültig, darum bin ich geizig mit der Gegenwart, mit dem Augenblicke, den ich mit ihr verleben kann. Sollte man nicht meinen, daß dieſe Augenblicke nur Freude, nur Glück bringen? Mein Freund, ſie ſind nur eine Reihe der bitterſten Kämpfe, der erniedrigendſten Kämpfe gegen Schatten. Ihre Einbildung, ihr Byron zehrt an ihr wie ein Vampyr. Es iſt furchtbar, ſich ſagen zu müſſen, daß ſie ohne dieſen Vampyr vielleicht ihrer Krankheit hätte entriſſen werden können, und beſchämend iſt es, ſich in einem nutzloſen Kampfe gegen einen unſichtbaren Feind, gegen einen todten Nebenbuhler aufreiben zu müſſen. Wo ihn faſſen und wo den Muth hernehmen, den ſchönſten Traum eines geliebten Herzens zerſtören zu wollen?

„Trotzdem bin ich nicht ganz elend. Meine Fahrten über den See zu ihr herüber; kleine Ausflüge mit ihr über die herrliche Waſſerfläche, durch Sonnenlicht oder Mondſchein; ihr hingebendes Vertrauen; das Glück, ſie ungeſtört, oft allein, abgeſondert von aller Welt, betrachten zu können, ihr zuzuhören — alles Das webt doch ein Netz von lieblichen Stunden und Gefühlen um mich, dem ich nicht entrinnen möchte. Der Vater überläßt ſie meiner Sorgfalt gern, und Emil iſt gut. Oft begleitet er mich als Steuermann, wenn ich in der Nacht herüber

muß, und läßt nun auch von den Vorwürfen ab, die er mir nach der Ankunft Ellens ſchuldig zu ſein glaubte. Ja, er ſucht mich zu beruhigen, wenn ich mir ſelbſt über Vernachläſſigung meiner Stellung Gewiſſensbiſſe mache. Warum iſt man mit ſolcher Freundſchaft nicht zufrieden?!"

„Evian, vom Ende Auguſt.

„— es war einer jener Tage, die man als unvergängliches Stück Jugend, als Zehrpfennig für traurige Zeiten und armes Alter mit ſich fortträgt durchs Leben. Wir fuhren ſchon ſehr früh von Evian ab. Ellen befand ſich wohl und war heiter. Sie lag auf einem weichen Lager mitten im Kahn, der Vater übernahm die Beſorgung des Segels und kam als ächter Engländer ſeinen Verpflichtungen trefflich nach. Ich ſaß zu Häupten Ellens am Steuer. Ein ſanfter Südweſtwind trieb uns ſacht gegen Chillon, das wir ſchon ſeit lange nicht beſucht hatten und das eine der heiligen und von Ellen beſonders bevorzugten Stätten iſt. Wie ſehr es mich Anfangs auch empörte, immer den Prieſter und Helfer ihrem Götzendienſte zu ſpielen, ſo habe ich mich doch endlich daran gewöhnt, ich denke bei ſolchen Fahrten mehr an das Vergnügen, mit Ellen zu ſein, als an den Zweck der Fahrten. Auf der kleinen, kaum zwei Schritte breiten Inſel, auf welcher die drei Bäume ſtehen, die in dem Gedichte „Der Gefangene von Chillon" erwähnt werden, legten wir zuerſt an. Ellen ſetzte ſich am Fuße der Bäume hin und flocht aus Gräſern, Blättern und wilden Blumen, die da wuchſen, einen Kranz, den ſie ſich dann aufſetzte. Sie ſah wie Ophelia aus, und der Eindruck von Friſche und Geſundheit, den ſie mir am Morgen gemacht, war dahin. Traurig brachte ich ſie nach Chillon.

„Eine geſchwätzige Pförtnerin fing an, mit großer Suade die Geſchichte des alten Schloſſes zu erzählen. Ellen gebot ihr Stillſchweigen und ſtieg mit feierlichen Schritten in den Kerker Bonivards hinab. Wie ſie in dem langen, dunkeln Säulengange, noch immer den Kranz auf dem Haupte, auf und niederſchritt,

ſchien ſie mir bald eine begeiſterte Prieſterin, bald eine Wahnſinnige. Wie ſchön ſich auch auf dem dunklen Grunde die junge, zarte Geſtalt ausnahm, doch ergriff mich ein Gefühl der Entrüſtung; es war mir, als ob plötzlich alle Liebe von mir abfiele, und mit ſchnellen Schritten verließ ich das Gewölbe und ging hinaus, über den öden Hof, und ſetzte mich aufathmend auf das Geländer der Zugbrücke ans heitere Sonnenlicht. Ich kam mir ſelber ſo wahnſinnig vor wie Ellen und bildete mir ein, mit dieſem Bewußtſein plötzlich meine Heilung erreicht zu haben. Aber ich fühlte mich ſo öde; mein ganzes Weſen ſchien ſeinen Inhalt verloren zu haben. Ich drückte mein Geſicht in die Hände und ſuchte in der Erinnerung den Menſchen, der noch vor Wochen in mir gelebt hatte; ich fand ihn nicht. — Ich öffnete die Augen und ſah nach dem ſchönen Berge des Dent de Jaman, nach den rauſchenden Bäumen rings um mich, nach dem lächelnden See; ich verſuchte es, den Liedern der Vögel in den Zweigen zu lauſchen — es war mir Alles farb- und tonlos, kalt, gleichgültig.

„Mit dieſen Experimenten des Arztes mit einem Kranken mochten Stunden vergangen ſein, denn als Ellen aus dem Schloſſe trat, war es bereits ziemlich ſpät. Sie ſah mir erſchrocken ins Geſicht, das allerdings zerſtört und blaß geblickt haben mochte, und fragte mich theilnahmsvoll, was mir fehle. Der ekſtatiſche Ausdruck, den ſie aus dem Kerker mitgebracht, verſchwand bei dieſer Frage ſchnell aus ihren Augen und wich dem herzlichſten innigſten Mitleiden. Seit Wochen gewohnt, in ihrem Geſichte zu leſen, entging mir dieſer ſchnelle Wechſel nicht, und meine Seele jubelte auf in der unterdrückten Frage, ob nun endlich das Phantom zu weichen anfange. Ich beruhigte ſie, ſchützte ein vorübergehendes Kopfweh vor und führte ſie in den Kahn.

„Indeſſen hatte ſich das Wetter geändert; der ſanfte Südweſtwind war in einen ziemlich energiſchen Südwind umgeſchlagen, der gerade von Evian, dem wir zuſteuern wollten, ſtark herwehte. Wir lavirten: der ſegelkundige Vater that ſein Möglichſtes; ſo

kamen wir zwar etwas vorwärts, konnten aber vom nördlichen Ufer nur ſchwer abkommen. Schon ſenkte ſich die Nacht herab, als wir noch zwiſchen Vevay und Lauſanne hin und herfuhren, ohne Hoffnung, bei anhaltendem Winde das ſüdliche Ufer vor vielen Stunden zu erreichen. Ellen war zwar munter und freute ſich am Schaukeln des Kahns und der Verlegenheit ihres Kapitäns und Bootsmannes, ich aber beſorgte, daß ihr der laue Südwind eine böſe Nacht verurſachen werde. Aehnliches ſchien der Vater zu fürchten, denn er fragte mich mit beſorgter Miene, ob nicht am nördlichen Ufer wo eine Herberge für dieſe Nacht zu finden wäre. — Wenn Sie, ſagte ich, die Fahrt unterbrechen wollen, was ich vollkommen billigen würde, ſo wüßte ich unfern von Lauſanne ein gaſtliches Haus, das glücklich wäre, Sie zu beherbergen. — Der Vater ging darauf ein, und Ellen war mit der Abwechſelung zufrieden. So richtete ich das Schiff gegen Lauſanne und Ouchy; dahin ging es raſch, und ſchon nach einer halben Stunde konnte ich Ellen die Fenſter des Hauſes zeigen, in dem ſie übernachten werde. Eine freundliche Villa, in der gut wohnen ſein muß! ſagte ſie — ſie muthet mich gaſtlich an. So habe ich mir immer meine Villa gedacht, abgewendet vom Lärm der Welt, mit einem Fuße im See und einen Kahn davor. Aber, fügte ſie hinzu, werden wir ihrem Eigenthümer auch willkommen ſein? — Er wird glücklich ſein, ſagte ich und küßte ihre Hand, denn es war mein Landhaus, vor dem wir eben anlangten. Meine Tante hatte es mir gekauft, um der beabſichtigten Heirath mehr Glanz zu geben, und es ſo komfortabel als möglich eingerichtet. — Ich führte, zitternd vor Freude, Ellen durch meinen Garten, in mein Haus; die Dumpfheit, die ſich vor Chillon meines Weſens bemächtigt, verſchwand und machte ganz dem ſüßeſten Gefühle Platz, der holden Illuſion, als ob ich Ellen für immer und ewig in meinen Lebenskreis einführte. Jedes Wort des Wohlgefallens, das ſie auf dem Wege durch den Garten über die freundliche Beſitzung ausſprach, fiel mir warm ins Herz, und das verwunderte Geſicht meiner

Wirthſchafterin, als ich über die Schwelle trat, machte mich glücklich lächeln. Ich führte Ellen und den Vater in den untern Salon. Bei wem ſind wir? fragte Jener. — Seien Sie mir in meinem Hauſe herzlich willkommen! antwortete ich. Der Vater ſchlug herzlich in meine Hand, und Ellen war freudig überraſcht; auch ſie faßte meine Hand und drückte ſie warm. Sie ſchien etwas aufgeregt und war ſchweigſam, dann reichte ſie mir die Stirn zum Kuſſe. Der Vater verließ uns, um mancherlei aus dem Kahne zu holen, und ich war allein, in meiner Stube allein mit Ellen. Wir waren beide ſtumm. Schweigend führte ich ſie an einen großen Fauteuil; ſie ſah ſich in der Stube um und lächelte, dann ſagte ſie: Lieber, theurer Freund, ich fühle mich ſo wohl und glücklich unter Ihrem Dache! Wäre die alte Wirthſchafterin nicht mit der Lampe gekommen, ich wäre ihr zu Füßen geſunken, ich hätte ihr geſagt, daß ich ſie unendlich liebe. — Bald ſaßen wir gemüthlich um den Tiſch, auf welchem die Theemaſchine ſang. Wir plauderten, wir ſcherzten, wir lachten, wie wir es noch nie gethan hatten; es herrſchte eine klare Heiterkeit, deren ich uns drei nicht für fähig gehalten hätte. Der Vater wurde ganz und gar zum behaglichen, engliſchen Hausvater, und er geſtand es zu, indem er verſicherte, daß er ſich nicht ſo komfortabel gefühlt habe, ſeit er ſeinen Theetiſch in Calcutta verlaſſen. Ellen ſtimmt mit ein in das Lob meines Hausweſens und machte die Hausfrau. Sie hatte ſich den Schrank gemerkt, aus dem die Alte die Utenſilien genommen, und ſie holte manches Fehlende und ging, lieblich waltend, beſtellend und beſorgend hin und her. Mein lieber, ferner Freund! muß ich es Ihnen erſt ſagen, welche Gedanken und Wünſche mir während dieſer Stunden lieblich ſchwärmend durch den Sinn zogen?

„Es wurde ſpät, und ich mußte mich zurückziehen, um meine Gäſte der Ruhe zu überlaſſen. Ich nahm Abſchied, verſprach, mit dem Früheſten zu kommen, und wanderte gegen Lauſanne, da ich es nicht für gut gehalten haben würde, in dem Landhauſe zu übernachten, ſelbſt wenn es des Raumes genug gehabt hätte.

Schon hatten die Frau Baſen von Lauſanne ohnedieß viel zu ſprechen von der „tollen Engländerin", mit der ich umherziehe, für die ich meine Kranken vernachläſſige, meine Carriere ruinire und eine ſehr vortheilhafte Heirath vereitele. Langſamen Schrittes ging ich den Hügel hinauf der Stadt zu, immer in Gedanken bei dem Bilde häuslichen Glückes verweilend, das ich eben verlaſſen hatte. Ich malte es mir immer ſchöner und ſchöner aus, ich ſuchte es zu feſtigen für ewige Zeiten, und mitten unter dieſen Gedanken mußte ich mich daran erinnern, daß Ellen jetzt in dem Bette ſchlafe, das meine Tante der mir beſtimmten Braut zugedacht hatte. Ich erſchrak, als ich mich plötzlich vor meinem Hauſe in der Stadt fand; ich wollte pochen, es war mir nicht möglich. Es ſchien mir hart, das einſame Haus am See ſo allein und unbewacht zu laſſen, und ohne zu wiſſen, was ich that, wandte ich meine Schritte und wanderte wieder der Villa zu. Es war eine ſchöne Nacht, und Alles lachte mir freundlich, nur die Häuſer, in denen über mein Treiben ſo viel geplaudert worden, ſchienen mich dumm und neidiſch anzuglotzen, und ich zuckte verächtlich die Achſeln. Freudiger Lebensmuth überkam mich, ich hob den Kopf und ſchritt friſch und munter, den Sternen in die Augen ſehend, mit großen Schritten die Berge hinab. Leiſe ſchlich ich durch den Garten und ſah zu der Stube hinauf, in der Ellen ſchlief. Good night! ſagte ich leiſe und ſetzte mich auf die Treppe vor dem Hauſe. Ich ſah über den See, der Bahn entgegen, auf der ich morgen mit Ellen wieder fahren ſollte, und ich entdeckte noch Lichter in Evian, dem Bade, das ihr ihre Geſundheit wiedergeben ſollte. Erſchrocken ſchlug ich die Hände zuſammen, und mein ganzes Glück ſchien zerrinnen zu wollen. Seufzend ließ ich den Kopf fallen; all mein ärztliches Wiſſen kam in wilde, chaotiſche Bewegung. Ich wühlte es auf und ſuchte nach Mitteln, dieſes theure Leben zu retten. Mit ungeheurer Anſtrengung kombinirte ich, verglich ich, ſuchte ich mich an Alles zu erinnern, was ich je gehört, geleſen, gelernt hatte. Oft warf ich mich entmuthigt

auf die Steintreppe hin und küßte verzweifelt und doch wie Troſt und Muth ſuchend, die Schwelle, die ihr Fuß berührt hatte. Dann fielen mir wieder die häufigen Täuſchungen der Aerzte, die plötzlichen Rettungen ein, und ich ſchöpfte Athem und klammerte mich an dieſen Halm. Ihre wahnſinnige Byrons-Idee, ſagte ich mir, die keine Befriedigung finden konnte, mag der einzige zehrende Wurm ihres Lebens ſein. Gottlob! ſie ſcheint ſie verlaſſen zu wollen, und wie viele Wahnſinnige, die während des Wahnſinnes hinſiechen, mit der Heilung des Geiſtes auch die des Körpers erlangen, ſo kann auch ſie wieder aufblühen, wenn ſie zur Wirklichkeit erwacht — wenn ſie liebt, wenn ſie mich liebt! Der Gedanke war zu ſchön, als daß ich ihn hätte laſſen können; ich ſpann daran weiter, und ich glaubte, daß Ellen ſeit dieſem Abend die Schönheit des wirklichen, liebenden Lebens erkannt habe. — Nicht vom Rauſchen der Bäume, vom Liſpeln des See's wollte ich geſtört ſein, und ich drückte die Ohren in die Hände und ſchloß die Augen und träumte von den Abenden in dieſer Stube hinter mir. Schnell vergehen die Stunden mit ſolchen Träumen. Als ich die Augen wieder aufſchlug, war es Tag, und ich wußte nicht, ob ich wachend oder ſchlafend geträumt hatte. — Ich ſtieg in den Kahn und bereitete Alles zur Abfahrt und trug Kiſſen und Teppiche hinein. Dann ſetzte ich mich in die Stube, dem Fauteuil gegenüber, welcher geſtern Ellen umarmt hatte. Das ganze Haus ſchien mir ſo freundlich, daß ich mir vornahm, es künftig ausſchließlich zu bewohnen. Die Tante hatte es mit großer Bequemlichkeit eingerichtet, aber es ſollte doch Manches verändert werden, Manches hinzukommen, was ihm einen mehr engliſchen Anſtrich und einen edleren Anhauch geben ſollte. Ich war ganz in Wirthſchafts-Gedanken vertieft, als meine Gäſte eintraten. Ellen ſah man nicht, wie ſonſt, die Müdigkeit von der geſtrigen Reiſe an; ſie blühte, wie eine junge Roſe, und ſie ſchrieb Das der ſüßen Ruhe in meinem Hauſe zu. Ich gab ihr den Arm, um ihr noch den Garten und die ſchöne Ausſicht zu zeigen. Am

Kahne bemerkte ſie die Vorbereitungen zur Abfahrt. Wollen Sie uns ſo ſchnell los werden, lieber Proſper? fragte ſie vorwurfsvoll ſcherzend — das iſt ſchade; denn ich hoffte, Sie würden uns noch wenigſtens den Tag hindurch beherbergen wollen. Ich fühle mich hier ſo wohl wie nirgends, wie ſeit lange nicht! — Jubelnd ſprang ich in den Kahn und warf Kiſſen und Teppiche rückſichtslos zurück in den Garten und auf das naſſe Gras. — Theure Ellen! rief ich und faßte ihre beiden Hände — ſchon der geſtrige Abend hat mir dieſes Haus fürs ganze Leben theuer gemacht! — Sie ließ ihre Hände in den meinigen ruhen und ſah mich ſchweigend an; dann wie aus einem Traume erwachend, ſagte ſie: Ja, es war eine ſchöne Einkehr! Und um ſich blickend, fügte ſie hinzu: Es iſt ſo ſchön hier, ſo ſchön iſt der ganze See, ſo ſchön iſt Alles! die Berge, die Sonne, die Bäume, die Blumen hier. Es iſt mir, als ob ich Das alles, als ob ich Sie, lieber Proſper, Sie, den guten, alten theilnehmenden Freund, zum erſten Male ſähe. — Ellen! rief ich entzückt, halten Sie dieſes Gefühl feſt! Gehören Sie Ihrem Vater, Ihrem Freunde! Laſſen Sie nicht wieder den undurchdringlichen Nebel aufſteigen, der Sie von ihnen trennt! Halten Sie dieſe theuren Augen offen für Sonne, Bäume und Blumen und das Herz offen für Die, die Sie lieben! Ellen, rief ich endlich mit gebietender Stimme, Ellen, werden Sie geſund!

„Sie fuhr ſich mit beiden Händen über Stirn und Wangen und blickte gedankenvoll vor ſich hin. Dann ließ ſie den Kopf ſinken und ſagte beſchämt, aber lächelnd: Glauben Sie mir, mein Freund, ich ſehe klar.

„Sie hängte ſich an meinen Arm, und wir gingen ſchweigend durch den Garten auf und nieder. Wie ſie manchmal ſtehen blieb und die Stirn in die Hand ſtützte, ſchien ſie Gedanken zu ſuchen und zu ſondern, und ich wollte ſie nicht ſtören; nur lächelte ich ihr manchmal Ermuthigung zu. Doch wollte ich ſie nicht in Brüten verſinken laſſen, ſie im Gegentheil in der ſchönen Welt, die ſie erkannt hatte, feſthalten, und ſo führte ich ſie auf eine

Terraſſe am See und deutete hinaus auf das herrliche Schauſpiel, das ſich vor uns aufthat. Sie nickte mit dem Kopfe und folgte meiner Handbewegung, dann aber wandte ſie ſich mir zu und hatte die Augen voll Thränen. Ja, mein Freund, rief ſie, ich ſehe und erkenne Alles! und mit dieſen Worten fiel ſie an meine Bruſt, und ich drückte einen glückſeligen Kuß auf ihre Lippen.

„Ich habe dieſen Brief mit der Abſicht angefangen, Ihnen den Tag auf meiner Villa zu beſchreiben; ich werde es nicht thun, ich kann es nicht. Es war der ſchönſte, glücklichſte, reichſte Tag. Genug! Ich glaube an Glück, ich hatte eine Offenbarung des Glückes. — Ellen war den Tag hindurch die Hausfrau in meinem Hauſe — der Vater war der glückliche Zuſchauer eines glücklichen Schauſpiels. Er ſprach wenig, er ließ uns gewähren. Nachmittags kam Emil herüber und fühlte ſich bei der Engländerin ſehr wohl und behaglich. Abends begleitete er uns hinüber nach Evian und kehrte heute Morgen zurück auf meinem Kahne. So bin ich glücklich abgeſchnitten und muß hier bleiben, bis er mich holt. Ellen kommt. Leben Sie wohl. — Ich mußte von meinem Glück ſprechen, ich mußte es weit in die Welt hinaus und in das vertraute Herz eines Freundes verkünden. Leben Sie wohl.

Ihr Proſper.“

Wochen, Monate verfloſſen — es kam mir nach dieſem Briefe vom Genfer See keine Nachricht zu, wie ſehr ich auch drängte, wie ſehr ich Proſper mit Fragen beſtürmte. Endlich gegen Ende des Jahres erreichte mich in Prag ein Brief, der den Poſtſtempel Lauſanne trug und deſſen Schrift mir faſt ganz unbekannt war. Er war von Emil und ſagte nach einer traurigen Einleitung und unter Anderem ungefähr Folgendes:

„Vor vierzehn Tagen haben wir ſie begraben, und zwar hier auf Lauſanner Grund; denn ſie ſtarb in Proſpers Hauſe, ihn liebend und drei Tage vor ihrem Tode mit ihm vermählt. Der Lord Oberrichter von Indien iſt vorgeſtern mit ſeinem Schwiegerſohn Proſper auf ſeinen Poſten in Calcutta zurückgekehrt. Er

hat es zwar von Proſper nicht verlangt, daß er Europa mit ihm verlaſſen ſolle, aber dieſer hat, ohne ein Wort darüber zu ſagen, ſeine Sachen gepackt und iſt mit in den Wagen geſtiegen. So fuhren ſie Beide ab. Ein Mann wie Proſper kann ſeinem Kummer nicht erliegen; ein Mann wie Proſper rafft ſich auf. In wenigen Jahren werden wir von ihm hören und von den Dienſten, die er, ſeinen Aufenthalt in Indien benutzend, den Naturwiſſenſchaften geleiſtet haben wird. So wird ſein Schickſal, ich hoffe es mit ganzer Seele, noch eine günſtige Wendung nehmen und er ſich ein Leben ſchaffen, das ſeines edlen Geiſtes würdig iſt. Hier, wo alle ſeine Verhältniſſe gelöſt waren, wäre ohnehin nicht länger ſeines Bleibens geweſen. Ich aber bin nun allein. Von Alexandria verſprach er mir und Ihnen zum erſten Male zu ſchreiben. Könnten wir es für die Zukunft nicht ſo einrichten, daß wir die empfangenen Briefe eintauſchten und uns ſo der Korreſpondenz mit dem fernen Freunde doppelt freuten? Schreiben Sie mir und kommen Sie doch, ſobald es Ihre Verhältniſſe erlauben, nach Lauſanne — wie Vieles hätten wir zu beſprechen! Ihr ergebenſter Emil."

Zweites Buch.

1.

Eine indo-germaniſche Geſchichte.

Miß Ellen Grey, die in Lauſanne begraben liegt, war nicht die einzige Blume aus Hindoſtan, die der Wind des Zufalls über meine Lebenswege trug. Noch einen zweiten Gruß ſchickte mir das fabelhafte Hindoſtan in Geſtalt Aurengs, den ich auch eine Blume nenne, obwohl ich ihn nur in Schmutz und Gaſſenkoth blühen ſah. Denn ſeit ich Sakuntala geleſen, erſcheinen ſie mir alle als Blumen und Pflanzen, dieſe Kalidaſa'ſchen Menſchen, alle als ſchöner Uebergang vom Lotos zum redenden Geſchlechte, und dieſer Aureng war ein ächter, wirklicher und wahrhaftiger Nachſproſſe jener Sakuntala'ſchen Weſen, ein wirklicher und wahrhaftiger Sohn der uralten Hindus vom heiligen Ufer des Ganges.

Spring Street iſt nur durch Newroad von jenem Theile Londons getrennt, den man gewöhnlich allein unter dem Namen Weſtend begreift — aber welche zwei verſchiedene Welten in Weſtend und in Spring Street! Weſtend, die Welt der Grooms, Jockey's, Kammerjungfern, die Welt der Renten, der Eitelkeit, des Glanzes, mit Einem Worte „Vanity Fair" — Spring Street eine ökonomiſche Gaſſe zimmervermiethender Wittwen und arbeitender Gentlemen, die von der Gentry wohl eingeladen, aber

nie beſucht werden, die ein Bedroom ohne Salon und höchſtens zu Fünfen einen Parlour haben. Im Mai 1850 war dieſe ökonomiſche Gaſſe von Flüchtlingen aller geſchlagenen Nationen bewohnt, und in einem kleinen Hauſe, das einen Parlour, gar keinen Salon und viele Bedrooms beſaß, wohnte ich.

Um ins Leſe-Kabinet oder zu Freunden oder in die City zu gelangen, mußte ich alltäglich an Stanhope Place vorbei, der vom Weſtend dem Hyde Park zu ausmündet. Als ich den Weg zum erſten Mal machte, um ihn in Zukunft mit Regelmäßigkeit zur ſelben Stunde zu wiederholen, blieb ich an der Ausmündung dieſer Weſtend-Gaſſe überraſcht ſtehen.

Es war ein unangenehmer Tag. Durch den dicken Nebel blickte die Sonne ſtrahlenlos und hing todt und braun wie eine Leber am Himmel; ein feiner Regen rieſelte unaufhörlich herab und erweichte den Mac-Adam, der unter den Rädern der eleganten Cabs aufſpritzte und die Kleider plebejiſcher Wanderer beſprenkelte. Mit großen Sprüngen ſuchte man von einer Seite der Gaſſe auf die andere zu gelangen. An der Mündung von Stanhope Place, Hyde Park gegenüber, wurden die Sprünge überflüſſig, denn da führte ein reingefegter Steg hinüber. Der Mann aber, der mit ſeinem Beſen in der Hand an dieſem Stege ſtand und dem man dieſen bequemen Uebergang verdankte, er war es, vor dem ich verwundert ſtehen blieb. Es war der erſte Hindu, den ich im Leben geſehen. Sein Kopf war von einem ſchneeweißen Tuche turbanartig umwunden; die tiefſchwarzen und dichten Locken, die hervorquollen und auf den nackten Hals fielen, und das braune, bronzene Geſicht, ohne die geringſte Farben-Nuance, ſtachen ſo deutlich von der weißen Kopfbinde ab, und wieder von dem braunen Geſichte, ohne geringſten Farben-Uebergang, traten die dunkelglühenden, großen Augen mit langen ſchwarzen Wimpern und breitgewölbten, feinen Brauen auffallend hervor, faſt eben ſo auffallend wie die weißen und kleinen Zähne, die aus dem halbgeöffneten Munde glänzten. So war dieſer Kopf mit gutem Gewiſſen ſchön, jedenfalls intereſſant zu nennen. Daß die Naſe

nur klein war und faſt weibiſch geformt, vergaß man über dem feinen Schnitt und über den heißen Nüſtern. Am Leibe trug der Hindu einen weißen, eng anliegenden Kittel von dünner Baumwolle, als ob er noch in den warmen Palmenwäldern von Benares wandelte, und um den Gürtel einen breiten Shawl, der zwar von Alter ausgefranzt war, aber ſo unabſichtlich zum maleriſchen Schmuck wurde. Die ganze Geſtalt war ſchwächlich, zart und trotz einer gewiſſen Trägheit, die ſich in der Haltung ausſprach, leicht beweglich und anmuthig. Das Alter war einem ungeübten Auge ſchwer zu beſtimmen; aber bei näherer Betrachtung glaubte man noch an Jugend, wenn auch an eine früh verwelkte. Wie er da ſtand, den Kopf nach der einen Seite neigte, mit großen Augen die Vorübergehenden anſah und ſtumm den Lohn für ſeine Arbeit verlangte, bedeckt von nordiſchen Nebeln und zitternd in der dünnen Kleidung, hatte die ganze Erſcheinung etwas ſo Rührendes, ſo traurig Schönes, daß ſie trotz der ſchmutzigen Beſchäftigung, trotz des niedrigen Amtes und des Beſens nichts von der Romantik verlor, die ein Leſer der Sakuntala bei der erſten Begegnung mit einem Hindu zu finden wünſcht. Dieſe Romantik bekam nur noch einen tragiſchen Anſtrich.

Er bemerkte bald, daß ich darum nur ſo lange nach dem Penny in der Taſche ſuchte, um ihn deſto länger betrachten zu können, und ſchüchtern ließ er den Kopf noch tiefer ſinken. Erſt als ich merkte, daß mancher Vorübergehende, meinen Aufenthalt benutzend, hinter meinem Rücken vorübereilte, ohne den Obolus zu bezahlen, ging ich weiter. Der Hindu erkannte meine Abſicht, wie er mein anfängliches Erſtaunen bemerkt hatte, und er lächelte mir dankbar nach.

So erkannte er mich denn auch ſogleich wieder, als ich am nächſten Tage vorüberkam, und ſchon nach einer Woche waren wir gute Bekannte. Immer wurde ich mit einem „good morning, Sir!“ empfangen und einem „thank you, Sir“ entlaſſen. Denn das Mitleid, das mir der überpflanzte Hindu ein-

geflößt, ließ mich nie ohne die Steuer eines Penny an ihm vorübergehen. War er mir von Anfang an intereſſant, da uns Alles, in deſſen Geſellſchaft wir nicht aufgewachſen und das wir erſt ſpäter kennen lernten, ewig fremdartig und romantiſch bleibt, ſo wurde er mir von Tag zu Tage noch intereſſanter, je öfter ich in dieſes melancholiſche Auge blickte, je ſchreiender und ſchmerzlicher mir der Kontraſt zwiſchen dem zarten Leibe, dem ſanften Ausdrucke des Geſichtes und der niedrigen Beſchäftigung erſchien. Eine Beobachtung rührte mich ganz beſonders. Ich hatte bald bemerkt, daß er, der aus dem Sonnenlande kam, an ſonnigen Tagen, die ihn meiner Berechnung nach hätten erheitern ſollen, beſonders betrübt und traurig daſtand, während er an regneriſchen ein zwar durchfröſteltes, aber doch zufriedenes Geſicht zeigte. Anfangs wollte ich mir das ſo erklären, als ob die Sonne in ſeinem Gemüth Heimweh weckte — bald aber ſah ich ein, daß ſeine Trübſeligkeit einen proſaiſchen Grund hatte. Die ſonnigen Tage waren für ihn die unfruchtbarſten. Der Engländer iſt ſo geartet, daß er wohl geleiſtete Dienſte gern bezahlt; für eingebildete aber hat er kein Auge und keinen Lohn. So mochte denn der Hindu an trockenen Tagen den Weg über die Straße mit ſeinem Kehrbeſen noch ſo „evident" machen — der vorübergehende Engländer ſagte ſich, daß dieſe ſeine Bemühung eine nutzloſe ſei, und ließ den Penny in ſeiner Taſche ruhen. Mir aber ward der Hindu ein guter Bekannter und eine intereſſante Erſcheinung, ſo gehörte denn der Penny zu meinen täglichen Ausgaben. Und er war mir dankbar für dieſe Rückſichtsloſigkeit dem Wetter und dem Mac-Adam gegenüber, und aus dem „good morning, Sir!" wurde mit der Zeit ein freundlich lächelnder Gruß, der ſich auf ſeinem Geſichte ſchon vorbereitete, wenn er mich aus weiter Ferne kommen ſah. Wer merkt es nicht bald, daß er einen Freund gewonnen? So wußte ich auch, daß der Gaſſenkehrer mir wohl wollte.

Und ſo fragte ich einmal, da ich ihm ſeinen Penny in die Hand drückte: Wie heißt du?

Aureng, Sir.

Guten Morgen, Aureng!

Guten Morgen, Sir! erwiderte er noch freundlicher als je.

Guten Morgen, Aureng! war nun meine tägliche Begrüßungs-Formel, und ſie wurde von Tag zu Tage mit größter Freundlichkeit entgegen genommen. Wir waren bereits ſo gute Freunde, daß es mir unnatürlich erſchien, täglich mit dem bloßen Gruße an ihm vorüber zu gehen. So blieb ich eines Tages wieder vor ihm ſtehen.

Woher biſt du, Aureng?

Aus Gomeah, Sir!

Aus Gomeah? — wo liegt Gomeah? am Ganges?

Nein, Sir! am Dammhudöur, den die Europäer Downa nennen. Gomeah liegt zwiſchen Roganatpour und Benares, nicht ſehr weit vom Ganges, dem heiligen, im heiligen Lande ſelbſt, mitten unter ſchönen Palmen.

Du biſt alſo ein wirklicher Hindu? biſt in Hindoſtan geboren?

Ich bin ein Brahmane, Sir!

Ein Brahmane! Der Name gab mir ſo viel nachzudenken, daß ich nichts weiter zu fragen wußte und ging. Ein Brahmane! Ich habe einen Freund, der ſich mit Sanskrit beſchäftigt; ich hielt es für meine Pflicht, Aureng näher kennen zu lernen.

Die Gelegenheit dazu bot ſich bald. Ich hatte in Oxford Street Bücher gekauft, und es war nicht „gentlemanlike", das Paket ſelbſt nach Hauſe zu tragen. So fragte ich Aureng, ob er mir nicht den Dienſt leiſten wollte, da er, des ſchönen Tages wegen, nicht viel einzubüßen hatte. Sofort ſtellte er, freudig zu dem Dienſte bereit, ſein ewiges Attribut, den Beſen in einen Winkel und holte mit mir die Bücher. Auf meiner Stube legte er das Paket hin und wollte ſich ſogleich wieder entfernen.

Nichts da, Aureng! — rief ich — ſo gute Freunde wie wir Zwei dürfen einander nicht ſo verlaſſen. Du mußt erſt ein Glas Sherry mit mir leeren.

Aureng war ſehr verlegen, und nur mit Mühe brachte ich ihn dahin, daß er ſich an den Tiſch ſetzte, eine Cigarre und das Gläschen Wein annahm. So oft das Dienſtmädchen eintrat, ſtand er auf und verneigte ſich tief. Erſt nachdem ich ihm durch Zureden zwei bis drei Gläſer guten Sherry's beigebracht, wurde er geſprächig, heiter und frei. Hinter dem Braun der Wangen zeigte ſich eine feine Röthe, die dem Geſichte einen ganz anderen Charakter gab, man möchte ſagen: einen mehr occidentaliſchen als orientaliſchen. Die Augen glühten doppelt heiß, und doch ſchwammen ſie milde wie in Nebeln.

Sein Geſpräch begann mit der Erklärung, daß er mich heiß liebe; ſofort aber knüpfte er eine Entſchuldigung daran und bat um Verzeihung für dieſe Kühnheit. Aber mit all Dem war mir nicht gedient; ich wollte, daß er mir die Räthſel und Myſterien Hindoſtans aufſchließe, und ſtellte ihm alle möglichen Fragen über indiſche Kaſten, über indiſche Religion ꝛc. Er wußte von allem Dem nichts; er wußte nur, daß ſein Gott Brahma hieß. Aber an die Natur ſeines Landes, an die Schönheit ſeiner Heimat erinnerte er ſich lebhaft und ſchilderte ſie beredt, denn er ſprach trefflich Engliſch, und mit den glühendſten Farben. Er erwärmte ſich ſo ſehr dabei, daß er im Feuer der Beſchreibung die Binde vom Kopfe riß und die dicken, ſchwarzen Lockenwellen frei auf den Nacken herabfallen ließ. Dann klagte er, daß ihn ſein Schickſal aus den Palmenwäldern Gomeahs entführt habe.

Auf welche Weiſe geſchah das, mein Freund?

Ich war ein Knabe von zwölf Jahren, erzählte er, als eines Tages ein großer Zug von Pferden und Elephanten und vielen Dienern in Gomeah ankam. Auf einem der Elephanten unter einem Palankin ſaß ein „Sir" und las in einem Buche. Seine Diener ſchlugen vor Gomeah Zelte auf und leerten vor dem Sir, der ſich auf einen Teppich ſetzte, aus Säcken und Blechbüchſen eine große Menge von Blumen und Kräutern aus, die der Sir ſofort zu ordnen und zwiſchen Papiere zu legen anfing. Nach einer Stunde kamen alle Gentlemen aus Gomeah heraus, die

Gentlemen vom Gericht und vom Heere, und begrüßten den fremden Sir, ſtellten ihm Sachen vor die Zelte, und ihre Frauen machten ihm Thee. Ich wußte ſpäter, daß der Sir, der Mr. W. hieß, ein ſehr weiſer und ſehr vielwiſſender Mann war, und als ich mit ihm reiſte, bekam er von einem Kaiſer in Multan den Titel: Sonne der Weisheit, Meer der Wiſſenſchaft und Abgrund des Verſtandes. Alles Volk von Gomeah ſtand um das Lager des Mr. W. umher und bewunderte die Pracht und den Reichthum. Er war nicht lange da, ſo verließ er alle Gentlemen und ging mit ſeinen Dienern in die Wälder und ſuchte Pflanzen. Wir Kinder liefen alle mit. Ich merkte bald, welche Kräuter dem alten Herrn die größte Freude machten; aber er wußte ſie nicht zu ſuchen, und ich kannte genau alle Blumen und Pflanzen, die auf Stunden rings um Gomeah wuchſen. So winkte ich ihm und führte ihn durch den Wald auf einen Platz, wo ſeine Lieblingspflanzen in großer Fülle wuchſen. Er war ſehr erfreut, klopfte mir auf die Schulter und gab mir ein Goldſtück. Nachdem er einen gehörigen Vorrath dieſer Pflanzen abgepflückt, ſah er ſich nach anderen um, die er nicht finden konnte. Er nahm einen Stift und Papier, zeichnete die Pflanze und zeigte ſie mir. Ich nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu der Blume, die er ſuchte. Der alte Herr ſchlug vor Freude die Hände zuſammen, dann griff er wieder in die Taſche und gab mir wieder ein Goldſtück, und das that er, bis es Abend war, vielleicht zehnmal. Wie wir wieder im Lager ankamen, wollte ich mit meinen Goldſtücken zu meinem Vater laufen; da aber packten mich zwei Wachen und ſetzten mich in ein Zelt und ſtellten ſich davor, daß ich nicht entwiſchen konnte. Ich weinte die ganze Nacht. Am Morgen kam mein Vater, nahm mir das Geld ab und ſagte mir, daß ich mit dem Sir abreiſen müßte, daß es der Gouverneur ſo wolle und daß mich der Sir zu ſeinem „Blumenſucher" von Gomeah bis Kaſchmir ernannt habe. Ich weinte ſehr, und mein Vater weinte auch; aber er tröſtete mich und ſagte, daß ich als reicher Mann nach Gomeah zurückkehren werde. Darauf ſetzte man mich auf

ein Pferd, das Lager wurde abgebrochen, und wir zogen fort. Ich ritt neben Mr. W., der von Zeit zu Zeit eine Blume zeichnete und ſie mir zeigte; dann ſprang ich vom Pferde und holte ſie. Mr. W. war ein guter Mann, und mit jeder Blume, die ich ihm brachte, gewann er mich lieber; ich mußte zuletzt in ſeinem Zelte ſchlafen und reiſte ſo bequem wie er ſelber. In Mirzapur kaufte er mir neue Kleider und in Bandah ein ſchönes Pferd. Er ſprach immer mit mir, und ich lernte ſchnell ſeine Sprache, die ich ſchon in Gomeah zum Theil gekannt hatte. Er aber machte im Hindoſtaniſchen nur geringe Fortſchritte; er kümmerte ſich bloß um die hindoſtaniſchen Namen der Pflanzen und unſerer Götter. Beide liebte er gar ſehr und ſagte, ſie ſeien mit einander verwandt. In Delhi mußte ich ihm verſprechen, daß ich nie auf die engliſchen Miſſionäre hören und nie meinen Gott Brahma verlaſſen wolle. So reiſte ich lange und lange mit ihm, bis nach Kaſchmir, durch die ſchrecklichen Berge des Himalaya, durch Schnee und Eis, bis wir nach Ladak kamen, wo uns die Chineſen mit Wurfgeſchoſſen zurücktrieben. Erſt nach drei Jahren kamen wir nach Calcutta zurück. Die Reiſen und das Klima hatten meinen armen Maſter arg mitgenommen, und kaum war die letzte Blume gepreßt und zwiſchen zwei Pappendeckel gelegt, als er ſelbſt, wie eine gepreßte Blume ohne Saft und ohne Kraft, zuſammenbrach. Er war von jeher dünn und mager geweſen, nun aber ſah er erſt recht wie ein blätterloſer, dünner Stengel aus. So blieb ich noch bei ihm, obwohl ich alle meine angeſammelten Habſeligkeiten bei meinem Vater in Gomeah gelaſſen hatte, wohin ich bei der Abreiſe Mr. W.'s zurückkehren ſollte. Dieſe Abreiſe erfolgte bald, da die Aerzte ſagten, die hindoſtaniſche Sonne würde ihn wie das Feuer einen Strohhalm verzehren, wenn er ſich nicht bald davon machte. So trug man all die ungeheuren Päcke getrockneter Pflanzen auf das Dampfſchiff und nach den getrockneten Pflanzen meinen guten Maſter W. — Ich ſelbſt trug an der Sänfte mit, in der er traurig und weinend ſaß; denn er liebte Hindoſtan mit ſeiner Sonne, mit ſeinen

Palmen, mit ſeinen Menſchen, und er klagte, daß er in das nebelige England zurück ſolle. Auch ich weinte, weil es mir weh that, ihn in einem ſolchen Zuſtande zu verlaſſen. Wir ſetzten ihn zwiſchen ſeine trockenen Pflanzen nieder, und ich küßte ihm die Hand zum Abſchied. — Aureng, ſagte er vorwurfsvoll, das iſt Alles, was ich von Hindoſtan mitnehmen ſoll? Du willſt mich verlaſſen; mit dieſen trocknen Blumen aber werde ich nicht von den Palmenwäldern von Benares, von den Felſen des Himalaya, vom Tempel zu Delhi, von den Thälern von Kaſchmir ſprechen können — Das alles könnte ich mit dir!

Ich weinte bitterlich, wie er ſo ſprach, aber es that mir zu weh, das Land zu verlaſſen. Ich küßte ihm noch einmal die Hand und ſprang vom Schiffe. Wie ich aber wieder umſah, ſaß er bei ſeinen Päcken ſo verlaſſen da. O, hätte ich nicht wieder zurückgeſehen! in der Rohrhütte von Gomeah am Ufer des Dammhudöur ſäße ich jetzt und ſähe hinaus auf die goldenen Wellen, durch die zurückgeſchlagenen Vorhänge, die ich aus Kaſchmir und Multan mitgebracht habe — und Gretchen ſäße neben mir, und ich ſchnitte in die Ananas und gäbe ihr die Hälfte, oder preßte ſaftige Früchte aus und reichte ihr den ſüß berauſchenden Saft in einer Kokosſchale oder auch in einer Porzellanſchale aus China.

Aureng ſchob beide Hände in die Locken, daß ſie in dem dichten Walde verſchwanden, und er ſtützte den Kopf darauf, ſchloß die Augen, ſchwieg und fing an zu träumen. War es die Erinnerung an ſeine ſchöne Heimat, war es der Sherry, der während ſeiner Erzählung zu wirken anfing — genug, er ſchien mir berauſcht. Jedenfalls klang es höchſt unzuſammenhängend, wenn er von einem Gretchen in einer Rohrhütte am Dammhudöur ſprach. Ich fürchtete die Wirkungen meines Sherry's, der allerdings etwas ſtark mit Rum verſetzt war, ſchüttelte Aureng und ſagte: Nimm dich zuſammen! was plauderſt du da von einem Gretchen am Dammhudöur? Ich glaube, du biſt berauſcht.

Aureng ſchlug wieder die Augen auf und ſah mich lächelnd an, obwohl ſein Blick in Thränen ſchwamm. Nein, Sir, ſagte

er, ich bin nicht berauſcht, obwohl es freilich dumm iſt, von Gretchen und von Dammhudöur zuſammen zu ſprechen; denn wäre ich am Dammhudöur geblieben, ich hätte Gretchen nie gekannt. Sie ſollen Alles wiſſen, Sir. Aber, fügte er hinzu, indem er durch das Fenſter der untergehenden Sonne nachſah, es iſt ſo ſchön draußen, könnten wir nicht in den Garten hinabſteigen? dort unten könnte ich Ihnen das Uebrige beſſer erzählen.

Ich nahm die Flaſche und mein Glas, er das ſeine, und wir ſtiegen in den Garten, d. i. in einen mit wenigen Bäumen und etlichen Blumen beſetzten Hof hinab, in deſſen einem Winkel unter einem breiten Aſte ein Tiſch ſtand. Dahin ſetzten wir uns, und Aureng nahm ſeine Erzählung ſofort wieder auf.

Ich ſah mich alſo noch einmal nach meinem Maſter um. Da ſtand er auf und ſtreckte beide Arme dem Lande entgegen, und ich ſah die Thränen, die ihm über die trockenen Wangen liefen, und ich ſtand ihm ſo gegenüber, daß ich geradezu in die ausgebreiteten Arme hätte ſpringen können. Er wollte wohl ſein geliebtes Hindoſtan umarmen, aber ich nahm es für mich. Das Schiff ſetzte ſich in Bewegung, die Offiziere ſchrieen, die Schaufeln rauſchten, die Kanonen auf dem Lande donnerten, denn es war ein Kriegsſchiff, die Kanonen an Bord antworteten, das Volk im Hafen ſchrie: Glückliche Reiſe! — ich ſchrie mit, ich war betäubt und that einen großen Sprung, und wie ich erwachte, lag ich in den Armen meines Maſters und fuhr zum Hafen hinaus. Es war mir, als ob ich Maſter W. nun noch viel mehr liebte, als ſonſt, und ich mußte ihn wärmer lieben, da ich ſonſt Niemanden mehr zu lieben hatte. Er beſchäftigte ſich auch aufs Väterlichſte mit mir und benutzte die langen Tage auf der See, um mich in allerlei, beſonders in der engliſchen Sprache zu unterrichten, die ich ſchon auf der Landreiſe ziemlich gut erlernt hatte und die ich nun vollkommen in meine Gewalt bekam, ſo vollkommen, daß ich die Geſpräche und Zänkereien ganz verſtand, die zwiſchen meinem Herrn und einem Clergyman, der an Bord war, tagtäglich ſtattfanden. Der Clergyman wollte meinem

Herrn täglich beweiſen, daß er ein Heide wäre, und ſagte ihm vielerlei über Religion; mein Herr deutete jedesmal nach den getrockneten Pflanzen und antwortete nur: Aus dieſen Büchern könnte ich Ihnen das Gegentheil beweiſen. Aber endlich hörten dieſe Streitigkeiten auf; mein Herr wurde von Tag zu Tage ſchwächer und konnte am Ende kaum mehr ſprechen. Ich wollte vor Schmerz mit ihm ſterben, da ich ſah, daß es mit ihm vorbei ſei; er aber wurde gegen Ende immer heiterer, und es machte ihm ein beſonderes Vergnügen, den Clergyman zu ärgern; er nahm den letzten Reſt ſeiner Stimme zuſammen, um ihm Dinge zu ſagen, die ihn in Wuth und Verzweiflung brachten. Eines Tages, nach einem ſolchen Ausbruche, rief mich mein Maſter an den Hamak, in dem er ſich auf dem Verdecke wiegte, und ſagte mir mit gebrochener Stimme, doch mit Lächeln, ins Ohr: Aureng, mein lieber Junge, in wenigen Tagen werde ich geſtorben ſein. Sogleich nach meinem Tode wird ſich der Clergyman an dich machen und wird verſuchen, dich zu bekehren; es liegt ihm viel daran, denn er iſt Miſſionar und kehrt nach England zurück, ohne Eine Seele gefiſcht zu haben. Aureng, mein lieber Junge, thu ihm nicht den Gefallen. Dein Gott Brahma iſt ein ganz anſtändiger Gott und iſt der älteſte Gott, den es heute gibt; es wäre nicht ſchön, ihn in ſeinen alten Tagen zu verlaſſen. Verſprich's mir, mein Aureng! — Ich verſprach ihm, um was er mich bat, der gute Herr. — Nach wenigen Tagen ſenkte man ihn auf der Höhe der azoriſchen Inſeln ins Meer. Der Clergyman weigerte ſich, ihm einen Segen nachzuſagen, ich aber ſchickte ihm der Thränen viele nach. O, wie einſam war ich nun auf dem weiten Meere und wie traurig!

Mein guter Herr hatte gut prophezeit; kaum war er hinabgeſenkt, als ſchon der Miſſionar mir zu predigen anfing; ich aber antwortete ihm, wie mein weiſer und guter Maſter es mich gelehrt hatte, und ſagte: Mein Gott Brahma iſt ein ganz anſtändiger Gott und iſt der älteſte Gott, den es heute gibt; es wäre nicht ſchön, ihn in ſeinen alten Tagen zu verlaſſen. —

Der Miſſionar lachte laut auf und mit ihm alle Offiziere und die ganze Schiffsmannſchaft. „Das iſt eine Thorheit," ſagte der Miſſionar, „die leicht zu beſiegen ſein und bald der Wahrheit weichen wird." Er irrte ſich aber. Täglich erneuerte er ſeine Predigten, und täglich antwortete ich ihm Daſſelbe. Da drohte er mir und ſtellte mir vor, daß ich in England mit dem Gotte Brahma unmöglich leben könne, und daß ich ſchon auf Erden alle Pein werde auszuſtehen haben, oder auch redete er mir ſanft zu und verſprach mir, daß ich in einem ſchönen Hauſe zu London wohnen, ſchöne Kleider tragen, gute Koſt eſſen ſolle, wenn ich nur den alten Gott Brahma verlaſſen wolle. Ich that es nicht, weil ich es dem guten alten Herrn verſprochen hatte; auch wurde ich in meiner Standhaftigkeit von den Offizieren des Schiffes beſtärkt. Dieſe unterhielt es nämlich, die vergeblichen Anſtrengungen des Miſſionars mit anzuſehen und ſeine Predigten anzuhören und ſeinen immer mehr und mehr wachſenden Aerger zu beobachten. Dieſer ſein Aerger verwandelte ſich in wahre Wuth und Raſerei, je mehr wir uns der engliſchen Küſte näherten, und wurde durch die Sticheleien der Offiziere immer wilder und wilder. Als wir aber nur noch wenige Tage Seefahrt vor uns hatten, verließen mich auch die Offiziere; denn ſie meinten, nun ſei des Spaßes genug, und es wäre billig, daß ich die Küſten Englands als bekehrter Chriſt beträte. Der Schiffs-Kapitän, ein alter Offizier, der zum letzten Male kommandirte und nach England zurückkehrte, um ſich gänzlich vom Dienſte zurück zu ziehen, war mir, von allen Offizieren der einzige, von Anfang an meiner Widerſpenſtigkeit wegen aufſäßig geweſen; denn er war ein frommer Chriſt und wünſchte meine Bekehrung eben ſo eifrig als der Miſſionar. Oft miſchte er ſich in deſſen Predigten und ſagte Bibelſprüche und behauptete, daß, wenn ich ſein Matroſe wäre, er noch andere Mittel beſäße, mich raſch zu bekehren. Auch wandte ſich der Miſſionar an ihn mit ſeinen Klagen, und ich ſah, wie ſie ſich oft mit einander beſprachen. Eines Tages, da wir nun ſchon in den Kanal einlaufen ſollten, mit

früheſtem Morgen begann der Miſſionar ſeine Predigten aufs Neue, und zwar mit größerem Eifer als je. Er wurde blaß, er zitterte am ganzen Leibe, ſeine Stimme donnerte. Die ganze Schiffsmannſchaft verſammelte ſich um ihn und hörte andächtig zu; Aller Augen richteten ſich auf mich, und man erwartete, daß ich um die Taufe bitten werde. Da das nicht geſchah, brach theilweiſes Murren aus, und dadurch aufgemuntert, packte mich der Miſſionar am Kleide, warf mich zu Boden und rief mit vor Wuth bebender Stimme: Verfluchter Heide, bete an! — Dann, zum Schiffs-Kapitän gewendet, fügte er hinzu: Ich weiß von den Inſeln her, wie man die Heiden behandeln muß; nur mit Gewalt kann man ſie in den Himmel leiten! — Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als der Kapitän winkte und ſchon ein Matroſe mit der Peitſche bereit ſtand. Ich lag auf dem Boden und ſah mich nach Hülfe um und ſagte mir, daß ich trotz Allem meinem todten Maſter Wort halten werde. — Die Offiziere murrten und waren mit dem Verfahren des Kapitäns und des Miſſionars unzufrieden; ich ſah ſie hülfeflehend an, ſie aber ſtanden unentſchloſſen; da kam mir von anderer Seite unverhoffte Hülfe.

Aureng athmete ſchwer auf und ich mit ihm. Er wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn, und ſo that ich.

Da war, fuhr er nach einigem Stillſchweigen fort — da war auf unſerem Schiffe ein alter Mann, der mit ſeiner Tochter nach Europa zurückkehrte. Gewöhnlich kümmerte er ſich wenig um Alles, was am Bord vorging, ſondern ſaß immer bei ſeiner holdſeligen, kranken Tochter, der er vorlas, die er pflegte, wie eine liebende Wärterin ein kleines Kind. Es war Mylord Grey, Chief-Juſtice von Indien, und ſeine Tochter hieß Miß Ellen.

Du haſt Mylord Grey und Miß Ellen gekannt? rief ich überraſcht aus und faßte ſeine beiden Hände.

Ja gewiß, Sir, — Mylord Grey war mein Retter. Warum ſind Sie ſo überraſcht und aufgeregt? fragte Aureng erſtaunt.

Es iſt nichts — ein anderes Mal davon; erzähle weiter.

Alſo Mylord Grey, wie er ſah, was vorging, und wie er den Mann mit der Peitſche erblickte, drängte ſich durch den Kreis, trat auf mich zu und hob mich vom Boden auf. Biſt du ein Unterthan Ihrer Majeſtät der Königin Viktoria? fragte er.

Ja, Sir! das bin ich.

So erkläre das laut und rufe den Schutz der engliſchen Geſetze an.

So that ich denn, und ich rief: Ich bin ein Unterthan Ihrer Majeſtät der Königin Viktoria und rufe den Schutz der engliſchen Geſetze an!

Alle Umſtehenden neigten die Köpfe; der Kapitän winkte, und der Mann mit der Peitſche verſchwand; er ſelbſt zog ſich ſchweigend auf ſeine Galerie zurück. Der Lord Chief-Juſtice nahm mich am Arme und führte mich aus dem Kreiſe. Jedermann ging auf ſeinen Poſten und der Miſſionar in ſeine Kajüte zurück und kam erſt zum Vorſchein, als wir in Southampton landeten. So kam ich in England an.

Mr. W. hatte mir vor ſeinem Tode als einziges Vermächtniß einen Brief an ſeine Verwandten übergeben. Der gute Mann konnte nicht mehr für mich thun, da ſeine Reiſe und die Krankheit ſein ganzes Vermögen aufgezehrt hatten. Die Anverwandten, meinte er, würden für mich ſorgen und mich um ſeinetwillen nicht darben laſſen, da er ihnen aus Hindoſtan ſo große Schätze, nämlich die Pflanzen-Sammlungen, mitbringe, an denen ich ſo bedeutenden Theil habe. In Southampton verlor ich der Käſten und Päcke wegen bei der Mauth mehrere Tage und konnte erſt ſpäter als die anderen Reiſenden in London ankommen. Hier begab ich mich ſogleich zu den Verwandten Mr. W.'s, wurde aber nicht ſo gut empfangen, als ich nach den Worten des todten Herrn erwartet hatte. Die Schätze aus Hindoſtan wurden von ihnen nur ſehr gering geachtet, und mich überhäufte man mit Vorwürfen, daß ich ſie nicht in den Mauth-Niederlagen habe liegen laſſen, da man nicht wußte, wo ſie im Hauſe unterzubringen. Einigen Beſuchern, die bei meiner Ankunft zugegen

waren, wurde ich, ſo zu ſagen, als der „Sklave“ Mr. W.'s gezeigt, und über den guten todten Herrn machte man ſich als über einen alten Narren luſtig, der im reichen Indien keine anderen Schätze als getrocknete Kräuter und Blumen zu ſammeln verſtanden. — Man ließ mich einen Tag lang, ohne mich weiter zu beachten, im Hauſe umhergehen und nach Winkeln ſuchen, wo ich die Sammlungen Mr. W.'s unterbringen könnte. Ein junger Mann meinte endlich, man müſſe doch daran denken, was mit mir anzufangen; aber die alte Dame des Hauſes erwiderte, ſie wolle nichts von mir wiſſen, ſo lange ich in meiner heidniſchen Verſtocktheit verharre. Es wurde mir nicht verhehlt, daß der Miſſionar ſchon da geweſen ſei und mich als ein Kind böſer Geiſter dargeſtellt habe, das durch Noth und Elend auf den Weg der wahren Religion geführt werden müſſe. So verließ ich das Haus, ohne daß mir Jemand geſagt hätte, ich ſolle wieder kommen. Das Haus der Verwandten W.'s lag auf einem Square, und in der Trauer meines Herzens wollte ich mich unter die Bäume auf den Raſen lagern und nachdenken, was ich nun anzufangen hätte. Aber kaum war ich in den Garten getreten, als die darin ſpielenden Kinder zu ſchreien anfingen und ein Bedienter mich als nicht hinein gehörig wieder hinaus wies. So wanderte ich troſtlos und traurig durch die langen, unendlichen Gaſſen. In Gedanken vertieft, wie ich war, kam ich jeden Augenblick in Gefahr, von den unzähligen Wagen überfahren zu werden, und wurde rechts und links von den eilenden, haſtigen Menſchen in die Rippen geſtoßen. Ich kam mir vor wie ein gehetztes Wild. Wie die Nacht kam und mit ihr ein mächtiger Regen, wußte ich nicht, ob dieſer meine Wangen ſo naß gemacht, oder die Thränen, die in ſtarken Strömen aus meinen Augen floſſen. In den menſchenleeren Gaſſen fühlte ich mich noch trauriger als zuvor, und ich ſehnte mich nach den raſſelnden Wagen und den Rippenſtößen, die mich nicht hatten zur Beſinnung kommen laſſen.

Ich flüchtete mich in eine Schenke und machte da die Bekanntſchaft eines Irländers, der mich für einen Sixpence zu

einer Frau führte, welche Dachſtuben vermiethete. Auf einer Stube, die ich mit einigen Irländern theilte, verbrachte ich mehrere Tage, ohne auszugehen, denn ich hatte Angſt vor den Gaſſen und den Menſchen. Noch hatte ich Geld genug, um mir das nothwendige Eſſen holen zu laſſen. Als aber der Sonntag kam, fragte mich die Hauswirthin, warum ich nicht in die Kirche gehe. Ich antwortete ihr, daß ich nicht an den Chriſtengott glaube. Sie erſchrak und ſagte mir, daß ich morgen ihr Haus verlaſſen müſſe; es ſei genug, daß ſie Irländer beherberge, ſie müſſe nicht noch Heiden unter ihrem Dache dulden. So ging es mir in mehreren Häuſern, und endlich entſchloß ich mich, jeden Sonntag früh Morgens auszugehen, um der Frage der Hauswirthin auszuweichen, und ſo gelang es mir, einige Zeit in einem Hauſe der Frederick Street auszuhalten.

Aber dieſe Heuchelei half mir nicht lange. Das letzte Geld, das mir von den Geſchenken Mr. W.'s übrig geblieben, war ausgegeben und ich nahe daran, auch aus dieſem letzten Aufenthaltsorte gejagt zu werden. Der Hunger hatte ſich ſchon eingeſtellt, und nun ſollte auch bald die Obdachloſigkeit hinzukommen. Ach, wie ſehnte ich mich da nach der blühenden Heimat von Gomeah zurück! — Um das Elend voll zu machen, ließ mich der Zufall zu jener Zeit in New Road mit dem Miſſionar zuſammen ſtoßen. Er hatte ſogleich bemerkt, daß ich in Kummer war, und fing mit milder Stimme an: Warum ſo traurig, mein Sohn? — Ich war ſo erſchrocken, daß ich nicht antwortete; trotzdem fuhr er zu reden fort und erneuerte mit großer Milde ſeine Bekehrungs-Verſuche. Ich antwortete ihm immer nur, daß ich meinem todten Maſter mein Wort halten wolle. So kamen wir vor meiner Wohnung an, und er trat mit mir ein. Aber er ließ mich allein auf meine Stube gehen und verlangte, die Hausfrau zu ſprechen. An dem Tage ſah ich ihn nicht mehr, aber wohl in der darauf folgenden Zeit, denn er beſuchte mich von nun an öfter. Ich merkte bald, daß er mich nur darum begleitet hatte, um meine Wohnung zu kennen, und ich fühlte auch die

Wirkungen ſeines Geſpräches mit der Hauswirthin. Sie ließ mich ruhig in meiner Stube, obwohl ich nicht die Miethe zahlen konnte, und das wohl nur darum, damit mich der Miſſionar nicht wieder aus den Augen verliere — aber dieſer hatte auch mein Geheimniß verrathen, und kein Menſch im Hauſe oder in der Nachbarſchaft richtete mehr ein Wort an mich, und wenn ich Jemanden anredete, antwortete er nicht. Sie wichen mir aus, als wäre ich mit einer böſen Krankheit behaftet geweſen. Am Meiſten ſchmerzte mich das von einem jungen Mädchen der Nachbarſchaft, das bis dahin gern meinen Erzählungen aus Hindoſtan gehorcht hatte, und das, wie es ſagte, gern in meine ſchwarzen Augen ſah, jetzt aber, wenn ich es anredete, mich mit der Hand fortwinkte und ängſtlich ins Haus floh.

Dieſes Leben in der Einſamkeit mitten unter Menſchen wurde mir unerträglich, und ich ging aus dem Hauſe und kehrte nicht wieder. Anſtatt aller Bezahlung ließ ich einen Shawl zurück, den ich um den Leib getragen und der meiner Wirthin immer gefallen hatte. Nun aber irrte ich obdachlos viele Tage in der weiten Stadt umher, ohne zu wiſſen, wie mir einen Biſſen Brod zu verſchaffen. Da ſah ich in der Nähe der Bank einen Neger, der den Straßenkoth zwiſchen den Gaſſen wegkehrte und dafür von den Vorübergehenden bezahlt wurde. Sogleich tauſchte ich für meinen letzten indiſchen Shawl einen Beſen ein und ſuchte eine Stelle, wo ich mir auf dieſelbe Weiſe mein Brod verdienen konnte. Der Ausgang von Stanhope Place gefiel mir, weil ich dort den ſchönen Hyde Park vor Augen hatte; dort ſtellte ich mich hin und ſtehe noch heute dort. Gleich am erſten Abend hatte ich ſo viel gewonnen, daß ich mir eine Wohnung zu ſuchen wagte. Mit den Hausleuten kam ich ſo wenig als möglich zuſammen, um ihnen nicht Gelegenheit zu geben, mich nach meiner Religion zu fragen; der Miſſionar hatte mich aus den Augen verloren, und ſo lebte ich in Ruhe. Mein Gewerbe brachte mir ſo viel ein, daß ich ſchon daran zu denken anfing, wie ich ſparen wollte, um mit der Zeit die Ueberfahrt nach Indien bezahlen

und ins Vaterland zurückkehren zu können. Da geſchah etwas, das mir London ſo lieb machte wie mein Vaterland.

Aureng ſprach dieſe letzten Worte mit einem gewiſſen glücklichen Lächeln aus, das ſein ganzes Angeſicht verklärte. Doch hielt er in ſeiner Erzählung inne und ſah mich prüfend an, als wollte er noch einmal erforſchen, ob ich ſeines ganzen Vertrauens würdig ſei. Ich ahnte, daß nun vorerwähntes Gretchen auf die Szene treten ſollte; denn jenes glückliche Lächeln war ein Lächeln voll Liebe, und jener Mädchenname der einzige, der in ſeiner Erzählung vorgekommen. Um ihm über ſeinen Zweifel hinweg zu helfen, ſagte ich ſo zutraulich als möglich, wie ſeine Erzählung fortſetzend: Da lernte ich Gretchen kennen.

So iſt es! rief er, indem er aufſprang und über meinen Divinationsgeiſt verwundert die Hände zuſammenſchlug — ſo iſt es, wiederholte er, da lernte ich Gretchen kennen! — Aber wie lernte ich ſie kennen! fügte er mit melancholiſchem Geſichte hinzu. An einem kalten regneriſchen Abend, nach einem gewinnreichen Tage kehrte ich von meinem Poſten in meine Wohnung zurück. Der Regen floß in Strömen herab, und ich eilte, ſo ſchnell ich konnte, über Gloceſter Terrace, um mich zu Hauſe an einer Taſſe Thee zu erwärmen. Denn ſo weit hatte ich es gebracht, daß ich mir auf meiner Stube ſchon ziemlich gütlich thun konnte. Da zog vor einem der lieblichen und reichen Cottages auf Gloceſter Terrace ein Klagen und Wimmern meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Ich näherte mich und fand ein junges Mädchen, das zitternd in Fieber und bis auf die Haut durchnäßt vor einer der Gartenthüren lag. Neben ihr im Gaſſenkothe fand ich einen geſchnitzten Staubwedel, wie ihn die heſſiſchen Mädchen in Händen tragen, um ihrer Bettelei den Schein des Handels zu geben. Auch war das arme Geſchöpf ein heſſiſches Mädchen. Ich drehte ihr Geſicht der Laterne zu; es war lieblich und hold, aber bleich und krank. Trotz der Kälte glühte es in Fieber und war dabei traurig und ſchön anzuſehen. Ich nahm ſie auf die Arme und trug die leichte Laſt wie ein Kind eine

Stunde weit in meine Wohnung. Ich legte ſie aufs Bett, hüllte ſie in eine warme Decke und bereitete ihr eine gute Taſſe Thee. Sie ließ Alles mit ſich geſchehen, ohne nur ein Wort zu ſagen. Am anderen Morgen erzählte ſie mir, daß ihr Maſter — denn alle dieſe heſſiſchen Mädchen ſind an einen Maſter verkauft — ihr mit Prügeln gedroht habe, wenn ſie an dieſem Tage nicht wenigſtens zwei Schilling nach Hauſe brächte, da ſie ſchon durch mehrere Tage nicht einmal einen Sixpence habe zuſammenbringen können. Sie aber war krank, blieb in der Gaſſe liegen und hatte nicht die Kraft, die Vorübergehenden um ein Almoſen anzuflehen. So hatte ſie an jenem Abend nicht den Muth, wieder zu ihrem Maſter zurück zu kehren, da ſie ſchon die Mißhandlungen kannte, welche ſie erwarteten, wenn ſie nicht die beſtimmte Summe mitbrachte. Auf Gloceſter Terrace hatte das Fieber ſie ſo heftig ergriffen, daß ſie nicht weiter konnte und daſelbſt liegen blieb, wartend, bis ein Konſtabler kommen und ſie unter Dach bringen werde. O Sir! wie traurig klang die Geſchichte von dieſem ſüßen Munde, von dieſen blauen Augen erzählt, und wie freundlich ſah dabei doch meine Stube aus, da ich ſie mit dieſem blonden Mädchen theilte! Ich beruhigte ſie, indem ich ihr verſicherte, daß ſie bei mir bleiben könne, ſo lange ſie wolle, und daß ihr Maſter ſie hier nicht ſuchen werde. Dann ging ich aus, um Arzneien für ſie zu holen. Mein Geſchäft habe ich in jenen Tagen ſehr vernachläſſigt; erſt als Gretchen beſſer wurde, ſtellte ich mich wieder an Stanhope Place auf, und Schnee und Regen thaten mir nicht weh, wenn ich daran dachte, daß ich Abends Gretchen zu Hauſe finden ſolle. Ach, Sir, ſie war bald mein Alles und erſetzte mir Gomeah und Vater und Mutter und Blumen und Palmen Hindoſtans.

Es thut mir noch heute leid, daß ich bei dieſen Worten Aurengs Geſicht kaum mehr ſehen konnte; denn es war indeſſen ſpät und dunkel geworden. Doch leuchteten ſeine Augen durch die Dunkelheit. Während er, bewegt, in ſeiner Erzählung innehielt, ſchien er das Heranbrechen der Nacht zum erſten Male zu

bemerken, und erſchrocken ſprang er von ſeinem Sitze auf. Ach, rief er, es iſt ſo ſpät — Gretchen wird nicht wiſſen, was mit mir geſchehen, und um mich beſorgt ſein!

Aber ich drückte ihn wieder auf ſeinen Sitz zurück. — Gretchen iſt alſo noch bei dir? Ich laſſe dich nicht eher fort, als bis du mir Alles erzählt haſt.

Ob Gretchen noch bei mir iſt? fragte Aureng — glauben Sie, Sir, daß ich das kranke Kind von mir, daß ich ſie wieder zu ihrem harten Brodherrn zurückgelaſſen hätte, ſelbſt wenn ſie gern gegangen wäre? Aber ſie wollte nicht wieder von mir. Sie blieb und liebte mich; ſie blieb, und ich liebte ſie. Sie war ein vierzehnjähriges Kind, als ich ſie krank und elend in der Gaſſe fand, und ich bildete mir gern ein, daß ich ihr Vater wäre, und ich lebte in dieſer Einbildung, bis ſie ſechszehn Jahre alt und eine holdſelig blühende Jungfrau war.

Aureng hielt wieder inne. — Nun, und dann? fragte ich.

Dann, ſagte Aureng kurz und kräftig — dann wurde ſie mein Weib, und ſeit vier Jahren iſt ſie die Mutter meines Kindes.

Ihr ſeid verheirathet?

Sie iſt die Mutter meines Kindes, wiederholte Aureng. Wo hätte ich einen Prieſter finden können, der dem Heiden ſeinen Segen gegeben hätte? Gretchen aber iſt aus einem anderen Lande und erſchrak nicht vor meiner Religion.

Aureng ſprang wieder auf. Seine anfängliche Schüchternheit war ganz verſchwunden; freundſchaftlich faßte er meine Hand und ſagte mit einem Tone voll Innigkeit: Sie ſind der erſte Menſch, der die Geſchichte meines Elends und meines Glückes erfahren und mit Güte angehört hat. Ich danke Ihnen. Es iſt mir ſo wohl! es thut ſo gut, von ſeinen Leiden und ſeinen Freuden nach jahrelangem Schweigen erzählen zu können!

Dann wandte er ſich, um zu gehen. Aber er hatte mir noch etwas zu ſagen, doch zögerte er. Nach einigem Ueberlegen brach er hervor: Sie müſſen ſie ſehen!

Wen?
Gretchen, o Sir!
Sehr gern!
Und wann?
Sogleich, wenn du willſt!

Nach einigen Minuten waren wir auf dem Wege. Aureng war ſehr aufgeregt und immer um einige Schritte voraus. Er rieb ſich die Hände vor Freude und betheuerte ein Mal übers andere, daß ich ſein Wohlthäter. Nie noch, ſeit Gretchen bei ihm war, hat er ihr einen Gaſt zugeführt, und nun brachte er ihr einen Gaſt und Landsmann zugleich. Wir wanderten durch jenes prachtvolle Viertel von Weſtborn-Terrace, durch die grünen Gaſſen, die ſich daran ſchließen, wo ſich ein Cottage neben dem anderen aus Bäumen und Blumen wie aus Blumenkörbchen erhebt, und kamen endlich, ungefähr nach einer Stunde, in eine jener londoner Gegenden, die ſich unfehlbar immer an die reichen Stadttheile anſchließen und die aus einförmigen, angerauchten Backſteinhäuſern beſtehen. Da wohnt das Elend, das den Reichthum jener Terraces und Cottages bedient.

In einem dieſer Häuſer wohnte Aureng. Gretchen erwartete ihn vor der Thür und war ſehr erſtaunt, ihn in Geſellſchaft eines Fremden kommen zu ſehen. Aber die Landsmannſchaft half ihr ſchnell über alle Verlegenheit weg, und mit ſichtbarer Freude ſuchte ſie ihre halbvergeſſene Mutterſprache hervor, um mich mit den möglichſt herzlichen Worten zu empfangen und in die Stube zu führen. Gretchen war ein ſchönes Weib von ungefähr dreiundzwanzig Jahren. Man ſah es ihr wohl an, daß ſie ihre Jugend in Mühſal und Entbehrungen dahingebracht, doch war ihre Blüthe nicht gebrochen. Das blaſſe Geſicht färbte ſanfte Röthe, die dunkelblauen Augen blickten friſch und jugendlich, der ſchmächtige, ſchlanke Leib bewegte ſich behend und elaſtiſch. Schöner noch wurde ſie durch das Kind, das ſie auf dem Arme trug: — eine ſonderbare Pflanze, zu deren Schönheit germaniſcher Norden und hindoſtaniſcher Süden gleich viel bei-

getragen hatten. Wie ſonderbar und doch wie ſchön blickten des kleinen Jungen blaue Augen hinter den ſchon dichten und ſchwarzen Locken aus dem dunkelbraunen Geſichte hervor, und wie eigenthümlich klangen von den hindoſtaniſch vollen Lippen die deutſchen Laute, die er ſeiner Mutter nachſtammelte. Wie wunderlich zuſammengewürfelt auch dieſe Geſellſchaft, die bald um den Tiſch zuſammenſaß, auf den erſten Blick erſcheinen möge, ſo herrſchte doch bald große Gemüthlichkeit und harmoniſches Leben in der Stube. Dazu trug freilich die Stube ſelbſt das Ihrige bei. Sie war ſo ſchön aufgeputzt, als nur ſinnige Armuth mit langem Sparen und mit Gemüth ihren Aufenthalt aufzuputzen im Stande iſt. In einer Niſche ſtand das Bett, von dunklen baumwollenen Vorhängen bedeckt, die in zierlichen Falten bis faſt auf den Boden herabfielen. Das einzige Fenſter hatte auch die ſeinigen, aber dieſe waren blühend weiß und von roſenrothen Bändern und zierlichen Schleifen zuſammengehalten. Den Tiſch bedeckte ein rother Teppich, der freilich hier und da geflickt, aber mit Sorgfalt geflickt war. Ein alter, geſchnitzter Schrank, der noch Reſte von Vergoldung ahnen ließ und der einſtens in größeren und glänzenderen Räumen geprangt haben mochte, warf einen großen Schimmer über die arme Beſcheidenheit der anderen Einrichtung. In Allem erkannte man das Walten einer ſorglichen Hausfrau, die mit dem Wenigſten eine vergnügliche Heimlichkeit zu ſchaffen verſteht. Der Thee, den Gretchen bereitete, machte den Aufenthalt bald noch mehr gemüthlich, und Aureng war offenbar erfreut, daß ich mich in ſeinem Haushalte heimiſch fühlte und dem Walten ſeines Weibes mit Aufmerkſamkeit zuſah. Gretchen hatte ihr Deutſch, wie geſagt, zur Hälfte vergeſſen und miſchte engliſche Worte in ihr Geſpräch — doch freute es ſie, ihre Mutterſprache zu hören, und wir plauderten bis gegen Mitternacht. Es war ganz idylliſch in der kleinen Stube des armen hindoſtaniſchen Gaſſenkehrers, und wie ich wieder heimkehrte, ſchien mir die meinige nicht ſo einladend und lächelnd wie jene der Verſtoßenen.

Am nächſten Tage gab ich meinem Gaſtfreund Aureng den hergebrachten Penny nur mit einiger Verlegenheit, und er nahm ihn nicht ohne Zaudern. Das änderte doch nichts an unſerer Freundſchaft. Wir fuhren fort, uns täglich an Stanhope Place zu ſehen, und von Zeit zu Zeit beſuchte ich ihn des Abends in ſeiner Häuslichkeit und verbrachte daſelbſt manche angenehme Stunde.

Aber das Schickſal hatte mich auch beſtimmt, in Aurengs Häuslichkeit nach der Idylle ein Ereigniß voll Aufregungen, ein im Leben des armen Hindu Epoche machendes Ereigniß mit anzuſehen. Der Leſer wird ſich vielleicht einer Anekdote erinnern, die im Juni des Jahres 1850 erſt durch alle engliſchen, dann durch die meiſten deutſchen Zeitungen lief und manches weiche Herz rührte. Die große Geſandtſchaft des Königs von Nepaul, an deren Spitze ein Fürſt geſtanden, machte mehr der Diamanten wegen, welche die achtzig Geſandtſchafts-Beamten bedeckten, als der Fremdartigkeit halber großes Aufſehen. Die Londoner Zeitungen verfolgten den Fürſten von Nepaul auf Schritt und Tritt und wußten vom täglichen Leben der achtzig nepauliſchen Gentlemen genaue Rechenſchaft zu geben. Eines Tages erzählten ſie: Der Fürſt von Nepaul in Begleitung mehrerer in Diamanten gekleideter hindoſtaniſcher Hoheiten fuhr geſtern durch die Gaſſen Londons; an einer Straßenecke bemerkte er mit Ueberraſchung einen hindoſtaniſchen Landsmann, der das niedrige Geſchäft des Gaſſenkehrens verrichtete. Sogleich ließ der Fürſt den Wagen halten, rief den armen Hindu heran, wechſelte einige Worte mit ihm, und nach wenigen Minuten ſah man, wie der Gaſſenkehrer ſeinen Beſen hinwarf, in den Wagen ſtieg und mit den hindoſtaniſchen Hoheiten davonfuhr.

Ich hatte die Zeitungen noch nicht geleſen, als ich am Morgen jenes Tages an Stanhope Place vorüberkam. Ich wunderte mich, Aureng nicht auf ſeinem Poſten zu finden.

Ich nahm mir vor, ihn am Abend aufzuſuchen, um die Urſache ſeines Ausbleibens zu erfahren. Aber Aureng kam mir

zuvor. Denn als ich des Nachmittags zu Hauſe ſaß, ſtand er plötzlich, prachtvoll angethan, vor mir und freute ſich über meine Verwunderung, über das Staunen, das mir die feinen Shawls, die ſich ihm um Schulter, Gürtel und Stirn ſchlangen, und die diamantne Agraffe an ſeinem Turban einflößten. Kindiſch reichte er mir den Zipfel der Shawls hin, daß ich anfühlen und ſehen möge, wie feine Gewebe aus Hindoſtan kommen.

Ich bewunderte Alles, wie ſich's gebührte, das Gewebe, den Edelſtein und Aureng ſelbſt, der allerdings in der prächtigen Tracht gar ſtolz und ſchön anzuſehen war. Er lächelte zufrieden und etwas ſelbſtgefällig; dennoch konnte ich bald bemerken, daß hinter ſeinem Lächeln ſich eine gewiſſe Trauer verbarg. Er erzählte mir, wie er in dieſe Tracht gekommen war, wie ihn der Fürſt von Nepaul in ſeinen Palaſt gebracht, wie er ihn, gerührt durch die Erzählung ſeiner bisherigen Schickſale, zu einem Würdenträger und zwar, weil er einer hohen Kaſte entſtammt, zu einem hohen Würdenträger in ſeinem Gefolge ernannt habe, und wie ihn der gute Prinz wieder in ſeine Heimat zurückbringen wolle.

Nun mußt du doch ganz glücklich ſein, Aureng! ſagte ich.

O, Sir, ich bin es nicht! Wie ich geſtern ſo angethan vor Gretchen trat und von ihr mit Jubel empfangen zu werden hoffte, ach, Sir, da erſchrak ſie vor mir. Sie fing zu ſchreien an und ſagte, ich werde ſie nun verlaſſen. Dann nahm ſie das Kind, drückte es in ihre Arme und ſchrie, daß ſie ſich es nicht werde rauben laſſen. O, Sir, ſie will nicht mit mir fort.

Er ließ traurig den Kopf hangen, und eine dicke Thräne rollte über die braune Wange. — Kommen Sie mit mir, Sir, ſagte er nach einigen Augenblicken, und helfen Sie mir mein Weib beruhigen.

In der That fand ich Gretchen in großer Aufregung. Sie lief mit dem Kinde auf dem Arm in der Stube auf und ab; ihre ſonſt ſo milden und klar blickenden Augen waren verweint und blickten fieberiſch, faſt wild. — Nicht wahr, mein Country-

man, Sie rathen mir nicht, Europa zu verlaſſen? — rief ſie mir gleich beim Eintritt entgegen.

Es kommt darauf an — ſagte ich unſchlüſſig und zögernd.

Nein, gewiß, Sie rathen mir nicht dazu — ich würde ja alle Hoffnung verlieren, meine Heimat je wieder zu ſehen — rief ſie mit einiger Hitze —; lieber will ich noch viele Jahre allein als Bettlerin durch die Straßen Londons irren, bis ich irgend eine Gelegenheit finde, mit meinem Kinde in den Odenwald zurückzukehren.

Sie glaubt, ich werde ſie verlaſſen! ſagte Aureng traurig, doch mit Lächeln die Achſeln zuckend, während er ſich auf einen Schemel ſetzte und den Kopf in die Hand ſtützte.

Mein Dorf im Odenwalde muß ich wieder ſehen, fuhr Gretchen fort. Ich war noch ſehr klein, als ich es verließ, aber ich habe es nicht vergeſſen. O, es iſt ſo ſchön da, wenn auch die Häuſer nur mit Stroh bedeckt ſind. In der Mitte iſt ein grüner Hügel, auf dem Hügel ſteht die Kirche, und hinter der Kirche ein großer, herrlicher Lindenbaum. Und um das Dorf herum zieht ſich der Wald ſo groß und breit.

In Gomeah iſt es auch ſchön — ſagte Aureng, ohne aufzuſehen. — Vorn ſtehen die großen ſteinernen Häuſer der engliſchen Gentlemen, aber hinter den ſteinernen Häuſern ſtehen die Hütten aus Rohr, die ſehen aus wie Gold. Sie ſind überdacht von blüthenvollen Mangozweigen und umſtellt von Jasminbüſchen mit weißen Blumen. Die ganze Erde iſt roth von der Blume Kiſuka, und aus dem Walde leuchten die feurigen Parijatas. Ueberall aber wiegen ſich bunte Vögel, und verſteckt ſingt die Nachtigall. Hinter Gomeah iſt eine Bucht im Fluſſe, da wiegen ſich tauſend und tauſend herrliche Waſſerblumen, die wachſen aus der Tiefe empor, und wenn es Herbſt wird, heben ſie ihre Wurzel auf und ſchwimmen immer blühend weiter und ziehen auf dem Fluſſe fort wie hier die Wandervögel. Dort würdeſt du am Abend gehen, o Gretchen, eingehüllt in goldfarbiges Seidengewand und in krokusgelbe Schleier.

Das alles ſagte er, obwohl ſcheinbar monoton, doch mit einer gewiſſen milden und melancholiſchen Melodie, daß es den Eindruck machte, als ob er aus dem Stegreif dichtete und ſänge, und während er ſo redete, wickelte er den weißen Bund mit der Agraffe vom Kopf und legte ihn neben ſich auf den Boden.

Gretchen ſah ihn erſchrocken an, erſchrocken, theils über die Trauer, die ſich in dem Tone verrieth, theils weil ſie aus ſeinen Worten den feſten Entſchluß, in die Heimat zurück zu kehren, heraushörte. Sie ſchlang die Arme noch feſter um das Kind und rief: Aber mein Kind wirſt du mir doch nicht nehmen?!

Aureng zuckte wieder die Achſeln und löste ſchweigend den prächtigen Gürtel ab und band die Shawls von den Schultern und legte ſie zu der Kopfbinde auf den Boden. Jetzt erſt verſtand ihn Gretchen; ſie ſtellte das Kind auf den Boden, warf ſich vor ihn hin, ſchlang die Arme um ſeinen Leib und rief: Mein Geliebter, nein, ich folge dir — wann reiſen wir ab?

Aureng ſchüttelte den Kopf, während er ſeinem Weibe mit Zärtlichkeit die Scheitel ſtreichelte und ihr die Thränen zu verbergen ſuchte, die ihm aus den Augen ſprangen. Aber ſie blieben ihr nicht verborgen, und bald miſchten ſich die ihren mit den ſeinigen. Ich hatte indeſſen das Kind zu beruhigen, das, vom lauten Schluchzen der Eltern erſchreckt, Miene machte, ebenfalls in Weinen auszubrechen.

Niemals wieder werde ich Hindoſtan ſehen! ſagte endlich Aureng mit ergebener und feſter Stimme. Er ſtand auf, band das prächtige Gewand in ein Bündel und ging aus der Stube, um dem Prinzen von Nepaul Gewand und Würden zurück zu ſtellen.

Am anderen Tage ſah ich ihn wieder an Stanhope Place ſtehen, den Beſen in der Hand, gekleidet wie vorgeſtern, aber etwas trauriger lächelnd als ehemals.

Wenige Tage darauf verließ ich London und England. Im Juni des Jahres 1853, da ich die Weltſtadt auf einige Tage beſuchte, habe ich meinen Freund Aureng wiedergeſehen, und

um einen Zeugen für dieſe wahrhaftige Geſchichte zu haben, habe ich ihn, da wir zuſammen an Stanhope Place vorüber fuhren, um auf Gloceſter Terrace eine berühmte Sängerin zu beſuchen, meinem Freunde, dem kölniſchen Kapellmeiſter Ferdinand Hiller, vorgeſtellt. Aureng iſt in dieſen drei Jahren ziemlich gealtert; die Kinder ſeines Stammes verwelken eben ſo ſchnell, als ſie aufblühen. Aber ſein gutmüthiges Lächeln that noch immer wohl, ſeine Augen glühten wie einſt, und ſein germaniſches Weib liebte er ſo warm wie ehemals, und wärmer vielleicht, da er ihr ein großes Opfer gebracht hat.

2.

Gloria und eine Sage von Johannes Parricida.

Nur wenig Raum bedarf das Glück. In der Fremde, auf dem ſchmalen Fleck, den ihnen Armuth, Geſetz, Vorurtheil übrig gelaſſen, hat ſich das Paar, von dem ich ſo eben erzählt, ſein Glück angebaut, und es trug der Blüthen genug, um mit ihnen manches ſchmerzbringende Kräutlein zu verhüllen und zu überwuchern. Unter ſchönerem Himmel aber ſah ich, was traurig macht — unter dem blauen Himmel der Provence erkannte ich die Strenge der Sitte, die ſtärker iſt als das Unglück der Heimatloſen, ſtärker als Armuth, Geſetz und Vorurtheil. Ich ſah, wie ein Geſchöpf, das die Natur mit beſonderer Liebe zum Glücke geſchaffen, für einen einzigen Fehltritt jahrelanger Büßung hingegeben worden und ohne eine günſtige Wendung des Geſchickes der erbarmungsloſen Sitte faſt erlegen wäre.

In den Ruinen des Kloſters Mont-Major und ſeiner Umgebung geht es noch heute ſo luſtig her, wie damals, als gelehrte und frohe Benediktiner in ſeinen koloſſalen Mauern hausten und von Zeit zu Zeit den Papſt von Avignon oder ſeinen

Legaten bei ſich bewirtheten. Heut zu Tage wohnen reiche Gutsbeſitzer in dieſem zerſtörten Kloſter und in ſeiner Nachbarſchaft, am Abhange des letzten Auslaufes der Alpinen, und führen bei gutem provenzaliſchem oder Languedoker Weine ein vergnügliches Leben. Bei einem derſelben war ich zu Gaſte geweſen, und voll des ſüßen Weines von Lunel und des männlichen, würdevollen von Langlade, kehrte ich luſtig und guter Dinge nach meiner Lieblingsſtadt Arles zurück, von der das Kloſter kaum eine halbe Stunde entfernt iſt. Es war an einem Abend des Monats Mai, des provenzaliſchen Monats Mai. In allen Büſchen am Wege ſangen ſchön die Nachtigallen; Pfirſich- und Mandelbäume ſtanden in voller weißer und roſenrother Blüthe; der Granatbaum ließ ſchon ſeine Gluthen durch die Nacht leuchten; die Cypreſſen ſchnitten ſich dunkel und würdig am mondhellen Nachthimmel ab, und da und dort ſchickte eine breite Pinie, ſanft vom Abendwinde bewegt, ein leiſes Säuſeln über die Ebene hin. Mir war ſo wohl, daß ich deutſche Lieder in dieſe ſüdliche, mondbeglänzte Zaubernacht hineinſang; nichts fehlte mir als ein Freund, ein Wandergenoſſe, mit dem ich ein Wörtchen hätte reden können. Auch das ſollte mir werden.

Schon ſah ich deutlich die mauriſchen Thürme der römiſchen Arena zu Arles am Himmel emporſteigen, als ich plötzlich Mossjou, Mossjou! hinter mir rufen hörte. Aus dem Gebüſche am Wege ſprang mit großer Behendigkeit ein flinker Burſche, der nach Art der Männer aus dem Volke eine breite, runde Baskenmütze auf dem Kopfe und eine dicke Wollſchärpe, die in Franſen herabfiel, um den Leib trug. Er ſprang mit einem großen Satze auf mich zu, faßte meine Hand und drückte ſie herzlich. Erſt nachdem ich ihn gegen den Mond gewendet, erkannte ich meinen alten Freund Jaques, und ich erwiderte ſeinen Gruß freudig überraſcht.

Ich brauchte nicht den Mond, um Sie zu erkennen, ſagte er ſcherzend, ich habe Sie an dem Liede erkannt. Sie ſangen es immer, wenn das Meer ruhig war und Sie des Abends vor meiner Cabane ſaßen.

Richtig, mein Freund, es ist dasselbe Lied. Was macht unsere Cabane, was macht die Camargue und das Meer?

Es ist Alles beim Alten, antwortete Jaques mit guter Laune; das Meer ist noch blau, die Camargue noch immer sumpfig, und meine Hütte, seit Sie mich verlassen haben, einsamer als je.

Jaques war nämlich mein Gastfreund gewesen, als ich das große Sumpfland, das den größeren Theil Nieder-Languedocs ausmacht, durchstreifte. Es erstreckt sich mehr oder weniger breit von der linken Rhone-Mündung bis über Montpellier hinaus gegen Cette und ist von Menschen nur sparsam bewohnt. Seine weiten, mit hohem Gras und Rohr bewachsenen Flächen sind der fast ausschließliche Aufenthalt von Pferden und Rindern, die hier wild aufwachsen, um in einem gewissen Alter, jene vor den Pflug gespannt, diese zur Schlachtbank oder zu den Stierhetzen geführt zu werden. Neben ihnen gedeiht ein riesiges Geschlecht von Hunden, welche von den Hirten und Wächtern, die einzeln in erbärmlichen Hütten zerstreut wohnen, hierher verpflanzt wurden und verwilderten, ohne ganz ihre natürliche Gutmüthigkeit zu verlieren. Die Fieber, die sich hier gern erzeugen, haben die Menschen fast ganz vertrieben; nur am Ufer des mittelländischen Meeres stehen hier und da einsame Fischerhütten, aber auch diese werden im September, aus Furcht vor den Krankheiten, verlassen. Die Camargue oder das Rhone-Delta bildet einen durch die Rhone-Mündungen abgesonderten Theil dieses, wenn auch traurigen, doch interessanten Landstriches. Daß dieser nicht immer so verlassen gewesen, beweisen die da und dort aus Sumpf, Schilf und mannshohem Grase auftauchenden Ruinen ehemaliger Menschenwohnungen. Befestigte Thürme, Kloster-Ruinen und dergleichen haben der Zeit am Längsten widerstanden und bieten in dem einförmigen Lande manchen malerischen Anblick und manche Belehrung über die Baukunst des Mittelalters. Sie waren es vorzugsweise, die mich in diese Gegenden gelockt und mich hier zurückgehalten haben.

Meine Ausflüge gingen meiſtens von Jaques' einſamer Fiſcherhütte aus. Dort war ich an einem regneriſchen Tage nach langer Wanderung einmal gaſtlich aufgenommen worden, und dorthin kehrte ich immer wieder gern zurück und verbrachte mehrere Tage mit dem einſamen Fiſcher in ſeiner Hütte, wohl auch in ſeinem Kahne mit ihm auf hoher See. In unſerer Einſamkeit hatte ſich bald eine Art freundſchaftlichen Verhältniſſes gebildet, und ich wußte, daß Jaques ein Stadtkind aus Arles ſei, daß er des einſamen, mühevollen und undankbaren Fiſcherlebens nicht bedürfe, um bequem zu leben, daß er in der Stadt ein ziemliches Vermögen beſitze, aber es doch vorziehe, in dieſer ererbten Fiſcherhütte zu hauſen, weil er in Arles der Urſache manches Schmerzes auszuweichen habe. Soweit ging das freundſchaftliche Verhältniß Jaques' gegen Fremde nicht, daß er mir auch dieſe „Urſache manches Schmerzes" vertraut hätte, und ich fragte nicht. Daß dieſe aber in der That vorhanden war, merkte ich an der Trauer, die oft das ganze Weſen des ſonſt heiteren jungen Mannes beherrſchte. Vor drei Wochen erſt hatte ich Abſchied von ihm genommen, ohne Hoffnung auf Wiederſehen, da ich nicht wieder in die Camargue zurückkehren und er in ſeiner gut gelegenen Hütte immer zu bleiben die Abſicht hatte. Deſto größer war die Ueberraſchung, als wir uns unter den Mauern von Arles wieder fanden. Jaques hatte, wie er ſagte, Geſchäfte, die ihn in die Stadt geführt haben.

Im Freien durch die ſchöne Nacht zurückgehalten, ſchlenderten wir um die Stadtmauern. Ich forderte Jaques auf, als geborner Arleſer meinen Cicerone zu machen, und er führte mich, da er, wie er ſagte, meine Neigungen für alte Reſte von Steinmetz- und Mauerwerk kannte, in die ſo genannten Eliscamps, auf jenen merkwürdigen alten Begräbnißplatz aus der erſten chriſtlichen Zeit von Arles. Im Mondſchein nehmen ſich die rieſigen Stein-Sarkophage, die in freier Luft ſtehen, meiſt offen, großentheils verſtümmelt ſind, unheimlich ſchön und groß aus. Wir wanderten zwiſchen den unendlichen Reihen auf und ab, und mein

Führer theilte mir mit, was er über dieſe Todtenſtadt aus alten Sagen und Legenden wußte. Wir ſtanden eben vor jenem koloſſalen Grab-Denkmale, das ſich über dem Sarge barock in Geſtalt eines geſchweiften Blattes, von Inſchriften bedeckt, hoch in die Luft erhebt, als Jaques mit Einem Male erſchrocken und am ganzen Leben bebend: Diou, Diou! (Gott, Gott!) ausrief, erſt einen Moment nach dem Eingange des Friedhofes ſtarrte und dann, mich am Arm faſſend, mit mir in den Schatten des Monumentes flüchtete. Er duckte ſich tief, bat mich, ein Gleiches zu thun und um Gotteswillen ja ſtille zu ſein, daß uns die beiden Frauen, die dort herankommen, nicht bemerken.

Die lange Allee von Särgen herab ſchritten leiſe und langſam, wie mit Geiſtertritten, zwei weibliche Geſtalten. Es war ſo ſtill, daß wir jedes ihrer Worte hören konnten.

Maire (Mutter) ſagte die Eine, indem ſie ſich furchtſam umſah, haſt du nicht Geräuſch und Stimmen gehört?

Nein, ich habe nichts gehört, antwortete die Mutter ungeduldig, und noch ungeduldiger fügte ſie hinzu: Dieſe Frage wiederholſt du, ſeit wir aus dem Hauſe gegangen, ſchon zum dritten Male.

Jaques ſeufzte leiſe.

Sei nicht böſe, Mütterchen! bat die jüngere der beiden Nachtwandlerinnen.

Schon gut, ſagte die Mutter, ich ſetze mich hieher auf den Sarg; geh du indeſſen auf und ab; du brauchſt Bewegung. Es ſind nun bald zwei Monate, daß wir nicht draußen geweſen ſind.

Jaques ſeufzte wieder und drückte mir krampfhaft den Arm. Die Jüngere ſchob den ſchwarzen Schleier zurück, der von ihrem Arleſer-Häubchen dicht und in vielen Falten niederfiel, und ich ſah beim Licht des Mondes ein Geſicht, wie man es nur in dem mit Frauenſchönheit geſegneten Arles zu ſehen bekommt. Ueberraſcht und fragend wandte ich mich zu Jaques. Nicht wahr, ſie iſt ben poulita (ſehr ſchön)? fragte er ſchmerzlich lächelnd. Und wie ſchön war ſie! Ich konnte es jetzt erſt beurtheilen, da ſie,

wahrhaft majeſtätiſch, hart vor uns auf und ab zu wandeln anfing. Ich habe die Schönheit der Arleſerinnen an einem anderen Orte beſchrieben und will mich dieſes Mal von dem undankbaren Geſchäfte der Beſchreibung nicht aufhalten laſſen. Es genüge, wenn ich ſage, daß ich ſelbſt in Arles noch kein Geſicht, noch keine Geſtalt geſehen hatte, die ſich mit dem Geſichte, der Geſtalt der einſamen Wandlerin hätten meſſen können. Jaques weidete ſich Anfangs an meinem Erſtaunen, dann aber folgte er ihr unverwandt mit den Augen auf Schritt und Tritt. Mit ſichtbarer Anſtrengung ſtarrte er ihr nach, als ob er keine Bewegung verlieren wollte; ſeine Blicke klebten an ihren Ferſen, ſein Athem ſtockte, ſein Herz pochte hörbar. — Dem Mädchen ſchien die Bewegung und die milde klare Nacht wohl zu thun. Langſam, faſt traurig war ſie hereingetreten; nach und nach wurde ſie heiterer; ſie ſcherzte mit der Mutter, ſie pflückte die Blumen, die da wie aus Gartenbeeten aus den Särgen wild herauswuchſen; ſie ſprang flink wie ein Reh von einem Trumm zum andern und ließ mich den Wohllaut ihrer Stimme, die Anmuth ihrer Bewegungen, den herrlichen ſchlanken Bau ihres Leibes bewundern.

Treten Sie hervor! ſprechen Sie die Frauen an! ſuchen Sie ihre Bekanntſchaft zu machen, lispelte mir endlich Jaques ins Ohr. Er ſprach die Worte ſo dringend, ſo bittend, als ob er einen höchſt wichtigen Freundſchaftsdienſt von mir verlangte, und ich mußte ihm gehorchen.

Guten Abend, Madame! Eine ſchöne Nacht.

Die Mutter fuhr bei dieſer meiner Anrede erſchrocken zuſammen; bald aber faßte ſie ſich und erwiderte meinen Gruß mit jener Grazie, die in Arles den Frauen aus dem Volke in ſo hohem Grade eigen iſt. Die Tochter blieb einige Schritte vor mir ſtill ſtehen, wie verſteinert, nachdem ſie mechaniſch, aber haſtig den Schleier vors Geſicht gezogen hatte.

Welche merkwürdige Dinge man in Ihrer Stadt ſieht! fuhr ich fort.

Ja, antwortete die Mutter, die Fremden finden das. Sie ſind wohl auch ein Fremder?

Ja, Madame, ich komme aus weiter Ferne, ich komme aus Böhmen.

Denke, mein Kind, rief die Mutter der Tochter mit beſonderem Nachdrucke zu, der Herr kommt bis aus Böhmen!

Die Tochter näherte ſich und begrüßte mich.

Ich fing wieder von der nächſten Umgebung Arles', von ſeinen Schönheiten zu ſprechen an. Die Mutter ging gern auf mein Geſpräch ein und entwickelte jenes Konverſations-Talent, das neben der Schönheit an den Frauen von Arles berühmt iſt. Ja, es ſchien ihr ſogar Herzensbedürfniß, ſich auszuſprechen; ſie fragte und erzählte, theilte mir Manches über Volksſitten und Bräuche mit und hörte aufmerkſam zu, wenn ich ihr dagegen etwas über fremde Länder ſagte. Mehr noch aber ſchien es ihr am Herzen zu liegen, ihre Tochter, die ſchweigſam neben mir ſaß, ins Geſpräch zu ziehen. Oft that ſie, als ob ſie ſich an Das und Jenes nicht erinnern könnte, und wandte ſich mit allerlei Fragen an ſie. Dieſe antwortete immer mit Anmuth, aber kurz und abwehrend, als ob ſie Angſt vor dem Geſpräch hätte. Dieſe Sonderbarkeit machte mir die beiden Frauen, abgeſehen von der Schönheit der Einen, noch intereſſanter, und ich beſchloß, Jaques' Auftrage ſo weit als möglich nachzukommen und die nähere Bekanntſchaft der Spaziergängerinnen zu machen. Mit jener Zudringlichkeit, die der Reiſende, pochend auf das Gaſtrecht, ſich manchmal erlaubt, bat ich ſie, als ſie ſich erhoben, mich, da ich die Wege nicht kenne, in die Stadt mitzunehmen. Man nahm dieſe Bitte mit vieler Güte auf; ich reichte den beiden Frauen die Arme, und ſo wanderten wir in ſtiller Nacht der Stadt entgegen. Arm in Arm wird man ſchneller vertraut. Wir plauderten gemüthlich; ſelbſt die ſchweigſame Tochter wurde beredt und machte mich im Vorübergehen auf Dieß und Jenes, auf die Ruinen des Karmeliter-Kloſters, auf das römiſche Thor ꝛc., aufmerkſam. Ihre Stimme war ſo milde, ihre Ausſprache ſo edel,

daß es wohl that, ſie anzuhören. Sichtlich vergnügt horchte ihr auch die Mutter zu. So kamen wir vor ihrem Hauſe in einer der vielen engen Straßen Arles' an. Die Mutter fragte, wann ich abreiſen wolle, und es fuhr mir durch den Kopf, daß ich nicht die ganze Wahrheit ſagen müſſe. Wahrſcheinlich ſchon morgen, Madame! Sie bedauerte das, da ſie ſonſt gewünſcht hätte, mich noch bei ſich zu ſehen. Die Antwort hatte ich gehofft. So hatte ich die Einladung, die, wie ich ahnte, mir ſonſt nicht zu Theil geworden wäre. Wir begrüßten einander, die Frauen verſchwanden im Innern des alten Hauſes, und ich eilte zurück, um Jaques aufzuſuchen, ihm das Ergebniß meiner Bekanntſchaft mitzutheilen und Auskunft über manches Räthſelhafte zu verlangen.

Wie ich um die Ecke bog, ſtand er vor mir. Er fing mich in ſeinen Armen auf und rief: Herrlich, vortrefflich haben Sie es gemacht!

Was iſt's mit dieſer ganzen Geſchichte? fragte ich.

Stille, ſagte er, indem er mich fortzog, hier können wir noch geſehen werden! Kommen Sie!

Er zog mich durch eine dunkle Gaſſe auf jenen Platz, wo einſtens das griechiſche Theater geſtanden und wo noch heute einzelne Sitzreihen und zwei prachtvolle Säulen der Szene zu ſehen ſind. Am Fuße der Säulen ſetzte er ſich hin, und mich ebenfalls niederziehend, rief er: O, Mossjou, wüßten Sie, was in mir vorgeht, wüßten Sie, was ich dieſen Abend gelitten habe! —

Er drückte das Geſicht in beide Hände und ſchwieg.

Sapriſti! ſchrie ich ungeduldig, jetzt bin ich der Räthſel und Geheimniſſe ſatt. Wer ſind dieſe Weiber? wer iſt dieſes prächtige Mädchen?

Einen Namen werde ich Ihnen nennen, ſagte Jaques, bitter lächelnd, und Sie werden Alles wiſſen, denn Sie kennen ja Arles und ſeine Merkwürdigkeiten. Dieſes Mädchen, das Sie nach Hauſe begleitet haben, iſt Gloria.

Jaques hatte Recht: der Name Gloria erzählte mir eine ganze Geſchichte, eine Geſchichte, die mich ſchon gerührt hatte,

ehe ich ihre Heldin gekannt habe. Die mit Recht hochberühmte Schönheit der Arleſerinnen bildet neben griechiſchen, römiſchen und romaniſchen Antiquitäten einen Hauptbeſtandtheil in den Mittheilungen bezahlter Cicerones oder gaſtfreundlicher Führer. Sie analyſiren ſie, ſie weiſen ihren griechiſchen Urſprung nach, ſie bezeichnen die Hauptmerkmale, welche arleſiſche Schönheit von der Schönheit anderer Frauen unterſcheiden. Um ihrer Theorie mit lebenden Beiſpielen größeren Nachdruck zu verſchaffen, machen ſie den Fremden, durch die Gaſſen wandelnd, auf dieſe und jene Schöne aufmerkſam, führen ſie ihn vor Schaufenſter und laſſen ihn hier eine ſchöne Bäckerin, dort eine Gewürzkrämerin, hier eine Haubenmacherin, dort eine Wäſcherin bewundern, wenn ſie ihn nicht gar in die Kirche führen, um am heiligen Orte mit der weltlichen Schönheit ihrer Landsmänninnen zu prahlen. Das gethan, halten ſie es für Pflicht, im Fremden jeden Verdacht zu unterdrücken, der ſich beim Anrühmen der hohen Gaben leicht gegen arleſiſche Tugend erheben könnte. Sie erzählen von der ſtrengen Sitte, die ſich wie ein diamantner und unnahbarer Schild zwiſchen die Schönheit und die Verführung ſtellt, und von der Unbarmherzigkeit dieſer Sitte. Und um auch Das mit einem Beiſpiele zu belegen, zeigte mir mein Gaſtfreund und Führer ein verhängtes Fenſter,[1] hinter welchem eine ehemalige Königin der Schönheit, die eigentlich Marion heißt, die man aber, weil ſie den Ruhm von Arles ausmachte, Gloria getauft hat, ſeit acht Jahren in tiefer Einſamkeit ein bußvolles Leben vertrauert. In der Blüthe ihres Ruhmes hat die Liebe ſie der Schmach in die Arme geworfen. Gloria war zu ihrer Zeit als die Schönſte unter den Schönen anerkannt und bei einem Volksfeſte mit einer gewiſſen Feierlichkeit als ſolche ausgerufen worden. Ihr Ruf drang in die weite Ferne. Ihr Bild wurde von einer Pariſer illuſtrirten Zeitung veröffentlicht, und ein anderes hing in den Schaufenſtern des Boulevard des Italiens. Kein Maler reiste

[1] Siehe mein Tagebuch aus Languedoc und Provence. Bd. III. S. 167.

durch Arles, ohne eine Zeichnung ihres vollendeten Profils mitzunehmen, und von der Diana im Arleſer Muſeum, jenem Meiſterſtücke helleniſcher Kunſt, ſagte man: wenn ſie eine Naſe hätte, wäre ſie faſt ſo ſchön wie Gloria. Ein junger Maler, den wir Paul nennen wollen und der heute zu den jungen Berühmtheiten Frankreichs gehört, reiste, preisgekrönt und von der Regierung geſchickt, durch Arles nach Rom. Es war gewiſſermaßen Pflicht, das Bürgermädchen Gloria zu malen, und er fand leicht Eintritt in das Haus, wo man, an ſolche ſchmeichelhafte Beſuche ſchon gewohnt, ihn mit Anmuth und einer gewiſſen ſicheren Würde empfing. Paul war jung, lebhaft, geiſtvoll, ſchön, voll Hoffnungen und verſchönerndem Ehrgeiz — er verzögerte ſeine Abreiſe — er malte ein großes Bild — er verbrachte ganze Tage und Wochen im Hauſe Gloria's — er ging endlich an ihrer Seite durch die Stadt und auf die Promenaden; warum ſollte ein zukünftiger großer Maler nicht das Ideal der Schönheit heirathen? Gloria war ſeine erklärte Geliebte. Endlich mußte Paul denn doch ſeine Reiſe nach Rom fortſetzen; ſein Ruhm, ſeine künftige Stellung hingen von dieſer Reiſe ab, und Ruhm und Stellung mußte er erwerben, um der Geliebten ein ihrer würdiges Leben zu bereiten und Das zu thun, was bereits zur doppelten Pflicht geworden. Die Liebenden trennten ſich nicht ohne Schmerzen und mit der Hoffnung auf ein freudiges Wiederſehen. Paul reiste und kam nicht wieder; ja, er ſchrieb endlich nicht mehr, trotz aller Bitten Gloria's, ſie von Arles fortzunehmen, wo ſie die Schande, die über ihrem Haupte hing, nicht werde ertragen können. Zur Zeit, da Gloria Mutter wurde, reiste Paul mit der in Frankreich ebenfalls wegen ihrer Schönheit berühmten Herzogin v. P... von Rom nach Griechenland.

Wir wollen die Martyrologie, die begann, ſobald Gloria's Schickſal bekannt wurde, nicht weiter ausführen. Man kennt die mittelalterlichen Bräuche, die ſich überall Alles gegen Jugendfehler erlaubt glaubten, und in Arles lebt noch ein groß Stück Mittelalter. Ganz Arles wähnte ſich in ſeiner Ehre gekränkt,

und ganz Arles hielt ſich für berechtigt, ſeine gekränkte Ehre zu rächen. Verſchmähte Liebhaber und neidiſche Schönheits-Rivalinnen übernahmen es, den Chor anzuführen — und die Stolze, die Gekränkte, die Martyrerin ihrer Liebe und Schönheit zog ſich in ihre Einſamkeit zurück, in der ſie zur Zeit, da ich nach Arles kam, bereits acht volle Jahre in Geſellſchaft einer trauernden Mutter verlebt hatte. Nur ſelten, und nur in der Nacht und verſchleiert, verließ ſie das einſame Haus, deſſen Fenſter dicht verhängt war, deſſen Thor, immer geſchloſſen, jeglichen Beſuch abwies. Die erſte Wuth der Tugendhaften hatte ſich gelegt, und ſelbſt ehemalige Nebenbuhlerinnen und zurückgewieſene Anbeter ſahen mit Theilnahme zu dem verhüllten Fenſter hinauf, und wenn man der einſam Wandelnden in der Nacht begegnete, that man, als ob man ſie, die nicht geſehen ſein wollte, wirklich nicht ſähe. Uebrigens war ſie nur ſehr ſelten ſichtbar und zu einer Art von Mythus geworden. Auf einem ſolchen Spaziergange in den Eliscamps war es, wo ich ihre Bekanntſchaft machte, jetzt, und als Jaques ihren Namen nannte, erinnerte ich mich an ihre ganze Geſchichte und deutete ich mir das zurückhaltende Weſen der einen Nachtwandlerin und das einladende, zuvorkommende der Mutter, die offenbar ihr Kind wieder an menſchlichen Umgang gewöhnen wollte und Das mit einem Fremden vielleicht leichter glaubte thun zu können.

Während ich am Fuße der Säulen des griechiſchen Theaters ſo da ſaß und mir ſchweigend und nachdenklich das Schickſal Gloria's ins Gedächtniß zurückrief, war das Benehmen meines Freundes Jaques ein höchſt ſonderbares. Er ſah mich unruhig an; er ſchien zufrieden, daß er nicht genöthigt war, mir des Mädchens Geſchichte zu erzählen, und wieder ſchien er über die Berühmtheit dieſer Geſchichte höchſt gekränkt, ja, unglücklich. In Blick und Geberden drückte ſich eine fieberhafte Unruhe aus, und endlich warf er ſich auf die Marmor-Trümmer der Szene hin. Seine rothe Fiſchermütze fiel ihm vom Haupte, die dichten und dunklen Locken rollten am Steine herab, und ſo lag er da wie ein tragiſches Opfer.

Was iſt dir, Jaques? fragte ich beſorgt.

Mossjou! erwiederte er aufgeregt, ohne ſich zu erheben, ich will es Ihnen in wenigen Worten ſagen. Ich habe Gloria vor ihrem Unglück geliebt, ich habe ſie nachher geliebt, ich liebe ſie noch heute.

Dann richtete er ſich auf und fuhr ſo ſchnell fort, als ob er fürchtete, in wenigen Minuten wieder den Muth zu dieſer Mittheilung zu verlieren. Ja, ich liebe ſie! Darum habe ich die Stadt verlaſſen und mich in die einſame Fiſcherhütte zurückgezogen; ich konnte es in ihrer Nähe nicht länger ertragen. Sie war in ihrer glücklichen Zeit meine Freundin, ich bin mit ihr aufgewachſen, mich hat ſie allen Anderen vorgezogen — wenn ſie mich auch manchmal, wie die Anderen, ihren Stolz hat fühlen laſſen. Mein wäre ſie geworden ohne die Ankunft des Pariſers. Was konnte ich gegen einen ſchönen Pariſer, der ſo ſchön malte und ſeine Worte ſo ſchön zu ſtellen verſtand? Wie das Unglück herauskam, floh ich zum erſten Male in die Camargue; ich hörte, was ſie litt, und kam zurück, um ſie zu vertheidigen, und ließ mich für ſie verhöhnen. Ich floh wieder und kehrte nach Jahren abermals zurück, ich drang in ihr Haus, ich liebte ſie wie zuvor. Ich fürchtete die Schande nicht und wollte ſie heirathen, ich wollte das noch vor wenigen Tagen, aber ſie iſt ſtolz und will ihr Leid allein tragen; auch weiß ich nicht, ob ſie mich liebt, wohl aber weiß ich, daß ſie den Pariſer nicht mehr liebt. Ihren Fehler hat ſie abgebüßt. — O Gott, acht Jahre hat ſie gelitten, in der Einſamkeit, in Schande, in der Blüthe ihres Lebens! Mochten die Leute ſagen, was ſie wollten, ich wollte ſie in meine Hütte am Meere führen, fern von den Menſchen. Iſt das ſchändlich, Herr? Iſt das ehrlos? Sagen Sie mir das ohne Rückhalt, daß ich es wiſſe; denn mir ſcheint es nicht ſo, und wenn es mir auch ſo ſchiene, ich könnte an mir nichts ändern.

Ich reichte ihm die Hand, und ruhiger fuhr er fort: Ich will Ihnen nun auch ſagen, warum ich dieſes Mal in die Stadt gekommen bin. Gloria's Schickſal ſoll ſich bald entſcheiden —

es geht etwas vor, und das habe ich so erfahren: Es lebt ein sonderbarer guter Mann in Nimes, der heißt Laurent und macht Bilder und schreibt Bücher. Aber alle seine Bücher sprechen von Arles, und alle seine Bilder stellen Arleserinnen vor; denn er liebt Arles wie seinen Augapfel; er kommt jede Woche in die Stadt, ist von jedem Kinde gekannt und kennt jedes Kind und weiß eines Jeden Geschichte. Von ihm ist das Bild Gloria's gemacht, das bis nach Paris gekommen ist; er liebte sie, der gute, alte Mann, er betete sie an, er nannte sie sein Ideal, und er hat mit ihr gelitten. Der kannte auch den Pariser Maler und war froh darüber, daß Gloria einen Künstler heirathen sollte. Seit sie von ihm verlassen worden, hat er ihn nicht aus den Augen verloren, und vor Kurzem schrieb man ihm aus Paris, wo er auch alle Welt kennt, daß Paul aus Griechenland zurückgekehrt sei und eine reiche Bourgeoise heirathen solle. Aber der Bourgeois, ihr Vater, will, daß er sich, wie er sagt, erst in Arles als honetter Mann benehmen solle, bevor er heirathet. Paul hat an Gloria geschrieben, und Gloria soll ihm kurz geantwortet haben, er müsse hieher kommen nach Arles. Das alles hat mir Herr Laurent erzählt, wie er durch die Paluden gekommen; der gute Mann hat eigens einen Umweg darum gemacht, und ich eilte hieher, um zuzusehen, wie Das alles ablaufen wird, um wo möglich zu erfahren, ob Gloria's alte Liebe bei Pauls Anblick wieder erwacht, oder ob sie für immer Abschied von ihm nimmt. Auf jeden Fall will ich in der Nähe sein, wenn Gloria einen Freund braucht, der für sie eintritt. Herr, ich habe in der Arena manchen Stier bei den Hörnern gepackt und auf den Rücken gelegt, ich werde auch mit einem Pariser fertig werden.

Lag Jaques früher wie ein tragisches Opfer da, so stand er bei diesen letzten Worten mit strammen Armen und geballten Fäusten, mit glühenden Augen und zurückfallenden Locken wie ein Kämpfer, ein Held auf der griechischen Szene.

Auch ich stand auf und sagte: Jaques, morgen besuche ich Gloria, und wenn es mir möglich, warte ich hier die Entwicklung

dieſer ganzen Geſchichte ab. Vergiß nicht, daß du mein Gaſtfreund biſt und ich dein Freund bin.

Er drückte mir die Hand aufs Herzlichſte und begleitete mich ins Hotel du Forum zurück, das auf dem alten Forum oder dem Platze der Männer liegt.

Um eilf Uhr des anderen Morgens pochte ich an die Thür Gloria's. Die Mutter öffnete nur halb, wie ſie aber den Fremdling von geſtern Abends erkannte, that ſie die Thür ganz auf und hieß mich herzlich willkommen. Ich ſagte ihr, daß ich meine Abreiſe um einen oder zwei Tage verſchoben und daß ich mir die Freiheit nehme, der Einladung zu folgen, auf die ſie mich in ihren Abſchiedsworten geſtern Abends hatte hoffen laſſen. Die Mutter lobte das und führte mich in die Stube, die das ganze untere Geſchoß einnahm und deren Thür, nach der Bauart des Südens, unmittelbar auf die Straße führte. Die hohe und geräumige Stube, deren Boden mit bunten Ziegeln gepflaſtert war, während die Decke Holzſkulpturen alter Art bedeckten, war von milder Dämmerung und ſanfter Kühle erfüllt, obwohl im Kamine, der die Küche erſetzen muß, eine goldene, von Weinreben genährte Flamme praſſelte. Die Fenſter gegen die Gaſſe waren geſchloſſen, aber die gegenüberſtehende Wand war faſt ganz geöffnet; ein breiter, wehender Vorhang ſchied ſie vom Hofe, auf dem die Sonne lag. Ein koloſſaler Tiſch, breite Stühle, die eine Wand entlang eine breite Bank, Alles aus altem, geſchnitztem Eichenholz, ſtanden, würdig und zierlich zugleich, als Urväter-Hausrath wohl geordnet umher. Die Einfaſſung des hohen und geſchweiften Spiegels über dem Kamine ſowohl, wie die Stuckverzierungen, welche die Wände entlang und herab liefen und ſie in große regelmäßige Felder eintheilten, deuteten auf ein hohes Alterthum des Hauſes, und der Eindruck, den das Ganze machte, wäre ein höchſt ernſter geweſen, wenn ihn die Kinderköpfchen und Roſen- und Blätterwindungen an den Stuckverzierungen nicht gemildert hätten. Ein Blick in die Stube und ein zweiter durch den wehenden Vorhang auf den Hof ſagten

mir, daß ich mich in einem jener Häuſer der ſüdlichen Städte befinde, die meiſtens größere Pracht geſehen, üppigeren Bewohnern, Prälaten oder Patriziern, gehört haben und im Laufe der Zeiten in den Beſitz kleiner Bürger oder mit ihren glänzenden Beſitzern herabgekommen ſind. Da ich der Mutter an den Vorhang folgte und den ganzen Hof überblicken konnte, wurde mir das noch klarer. Der große, viereckige Raum war auf der einen Seite ganz von einem ſchönen, man möchte ſagen: niedlichen Portikus in romaniſchem Style eingenommen, und den Wänden der anderen zwei Seiten ſah man es an, daß er ehemals die Längen und die eine Breite des ganzen Hofes geziert hatte. Man ſah noch die Spuren der Bogen und inneren Pfeiler. Der Gang war offenbar eine Nachahmung jenes Meiſterwerkes romaniſchen Styls, das man in Arles den Kloſterhof von St. Trophime nennt. Es war in Arles wie überall: Ein einziges großes Kunſtwerk reicht hin, mit der Zeit eine ganze Stadt, eine ganze Gegend zu verſchönern und ihr einen Charakter zu geben. Der reiche Mann ahmt es nach, wenn auch in kleinerem Maßſtabe; Stadt- und Landhäuſer und kleinere Kirchen werden nach ſeinem Muſter gebaut; ſein Einfluß dehnt ſich bis auf die Hauseinrichtung, bis auf den Styl des Schrankes, der Spiegelverzierung, des Kamines, der Hausthür aus. Das Kunſtwerk überlebt den erſten Beſitzer und kommt im Laufe der Zeit, oft durch das Alter verſchönert, bis an den Armen und hat ſo nach und nach alle Stände erfreut. Die Säulchen des Portikus im Hofe, der vor mir lag, waren aus dunklem Marmor und trugen reich verzierte, mit Blätterwindungen und allerlei Stein-Arabesken bedeckte Kapitäle. Zwar waren ſie hier und da beſchädigt, aber die Schlingpflanzen, die ſich dicht an ihnen hinangezogen und weiße, rothe, blaue Glocken hangen ließen, verdeckten die Wunden und verdichteten die Dämmerung, die den kühlen, eben im Schatten liegenden Gang erfüllte.

Es war eine ſchöne, blühende, duftige Welt, die ſich in dieſem Hofe vor meinen Augen aufthat. Nur in der Mitte war

ein Stück des alten Pflaſters übrig geblieben, der ganze übrige Hof war von der herrlichſten Vegetation beſetzt. Neben den zwei großen Platanen, die in gleicher Entfernung von den Seitenmauern ſtanden und aus alten Zeiten ſtammten, blühten in reicher Fülle die Centifolie, die braune provenzaliſche Roſe. Sie bildeten ganze Gebüſche, die hoch und breit genug waren, den halben Hof zu überſchatten. An den Wänden ſtand der Oleander oder, wie man ihn hier nennt, der Roſenlorbeer und deckte ſie mit ſeiner ſanften Gluth, während in den Ecken hoch und ſchlank Granatbäume aufragten und ihre glühenden Kelche der glühenden Sonne trotzig entgegen hielten. Zu Füßen dieſer Bäume und Büſche liefen aufgerodete Beete hin, bevölkert vom Geſchlechte zarterer Gattung, von Lilien, Cinerarien, Pelargonien in buntem Gemiſch. Friſch und jugendlich ſtach dieſe Bevölkerung gegen das alte Gemäuer rings umher ab; ein ſanfter Friede war über ſie ausgegoſſen, und eine liebende Hand, eine zarte Pflege war überall ſichtbar. Es war die Welt, die ſich Gloria in ihrer Einſamkeit geſchaffen, es war die Geſellſchaft, welche ihr die der Menſchen erſetzen ſollte.

Sie ſaß, als ich in den Hof trat, in einem ſchattigen Winkel der Galerie, trat mir aber, auf den Ruf der Mutter, die den Herrn von geſtern ankündigte, ſogleich mit einiger Befangenheit zwar, aber doch freundlich entgegen. Ich ſetzte mich zu ihr in den ſchattigen Winkel und dachte, etwas verlegen, nach, wie ich das Geſpräch in Gang bringen wollte. Das war aber leichter, als ich gedacht hatte, und die ſchöne Blumenwelt, die ſie geſchaffen, gab für den Anfang Stoff genug. Ich hatte gefürchtet, ſie zurückhaltend und verſchloſſen zu finden; aber ſchon nach den erſten Worten gab ſich ihr ganzes Weſen in voller Unbefangenheit kund, wenn auch mit einer gewiſſen ernſten Würde, die allerdings mit ihrer ganzen Geſtalt, mit dem edel geſchnittenen Kameengeſichte harmonirte. Wie das edle Geſicht, die edle Geſtalt, ſo war jede ihrer Bewegungen, der Ton ihrer Stimme, jedes Wort, jeder Ausdruck voll Maß. Wer die herrlichſten

helleniſchen Marmorgebilde kalt nennt und nicht die Wärme der Empfindung unter dem Goldglanz antiken Marmors erkennt, der hätte Gloria, obwohl ſchön, doch auch kalt genannt. Vielleicht, daß ihn das blaue Auge und der Wohllaut ihrer Stimme die Strenge der Form hätte vergeſſen laſſen. Bei mir that das nicht noth, und ich gab mich mit vollem Genuſſe dem Anſchauen dieſes herrlichen Geſchöpfes hin, und ich hätte über das Anſchauen alles Andere vergeſſen, wenn nicht gewiſſe zitternde Modulationen ihrer Stimme von Zeit zu Zeit, ſelbſt im heiterſten Geſpräche, an ihr trauriges Schickſal gemahnt hätten.

Ich gab mir Mühe, das Geſpräch ſo zu halten, daß ſie meine Bekanntſchaft mit dieſem ihrem Schickſal nicht merke, oder daß ſie ſich nicht aufgefordert fühle, bei Gelegenheit darauf anzuſpielen — aber ihr weiblicher Takt errieth aus dieſem Benehmen eben, was ich ihr verbergen wollte, und wie um jeden Zwang zwiſchen uns zu entfernen, ſprach ſie ſelber, wo die Gelegenheit es verlangte, von ihrer Zurückgezogenheit, von dem Bittern und Süßen der Einſamkeit, und das kam unſerem ganzen Geſpräche und vorzugsweiſe dem Anfang meiner Bekanntſchaft zu Gute.

Die Mutter war in der Stube beſchäftigt und kam nur manchmal heraus, um auch etwas vom Fremdling zu erfahren, und ſo verplauderten wir, theils in der Galerie ſitzend, theils den ſchattigen Theil des Gartens durchwandelnd, mehrere Stunden. Auf ein wiederholtes Lob ihres Aufenthaltes lud mich Gloria ein, des Abends wieder zu kommen, da ſie mir ihre Terraſſe zeigen wollte, wo ſie ihre Abende zubringe, und die jetzt der Hitze wegen ungenießbar ſei. Auch die Mutter, offenbar erfreut, daß Gloria einige Stunden in Geſellſchaft zugebracht, forderte mich auf, während meines kurzen Aufenthaltes ſo oft, als es mir meine Zeit erlaube, wieder zu kommen. Und ſo kam ich denn, nachdem ich an Jaques Bericht erſtattet hatte, ſchon des Abends wieder.

Gloria führte mich ſogleich über zwei Treppen auf ihre Terraſſe. Da empfing mich eine zweite Blumenwelt, umgeben von grünen Wänden, welche aus Schlingpflanzen gebaut waren.

Gegen Süden öffnete ſich eine weite Ausſicht über die geſegnete Ebene hinweg bis auf Rochelle und Saint-Martin, und gegen Morgen bis an die Alpinen, deren Häupter noch in Abendroth getaucht waren. Es war ſo ſtill da oben. Der Lärm der Stadt und der Spaziergänger vor den Thoren, denen wir hinter Laubgewinden unſichtbar blieben, hallte nur ſanft gedämpft herauf; aber wohl vernehmlich war der Geſang der Nachtigall, die ſich in Gloria's Garten unten, in einem Oleander-Buſche, ihr Neſt gebaut hatte. Die Mutter brachte provenzaliſchen Wein und vorausſichtig und ächt gaſtlich eine Cigarre. Wie behaglich fühlte ich mich bei den Ausgeſtoßenen, und doch wieder mit welcher Wehmuth erfüllte mich der Gedanke an das Beſtreben Gloria's, ihre Welt ſo viel als möglich auszudehnen, ſich ſchöne Abwechſelung zu ſchaffen und von den Reizen der ihr verſchloſſenen verſtohlen etwas zu erhaſchen! Auch an Jaques dachte ich und an das Glück, das er empfinden würde, wenn er hier neben mir ſäße. Ich nahm mir vor, bei der erſten Gelegenheit, die ſich bieten würde, von ihm zu ſprechen. Nach der Aufnahme, die ich von den Frauen erfuhr, glaubte ich etwas wagen zu können, und die Mutter ſchien mir eine gute Bundesgenoſſin. Die Gelegenheit ließ nicht lange auf ſich warten.

Gloria ſprach viel von ihren Schöpfungen, ich meine von ihren Gärten und Blumen, und wußte manches Liebliche von deren Entſtehung zu erzählen, wohl auch Manches, was traurig an ihre Lage erinnerte. In dem Jahre, ſagte ſie, da mein Roſenlorbeer zum erſten Mal die Höhe der Mauer erreichte und mit ſeinen Blumen hinüber ſah in die Gaſſe, fand ich dieſe eines Morgens ſämmtlich abgepflückt und zerriſſen am Fuße der Sträucher. Die That ward in der Nacht ausgeführt und ſollte mir ſagen, fügte ſie ſchmerzlich lächelnd hinzu, daß ich kein Recht auf Blumen habe; denn hier in Arles tragen nur Mädchen, deren Ruf rein iſt, Blumen — im Haar und auf der Bruſt, am Hochzeitstage als Kranz, und ſelbſt im Tode wird die Jungfrau, von Blumen bedeckt, ohne Sarg, zu Grabe getragen.

Es trat eine peinliche Pauſe ein; wahrſcheinlich um dieſe zu endigen, ſagte die Mutter: Du mußt nicht ungerecht ſein, mein Kind; zur ſelben Zeit haſt du doch jeden Morgen vor der Thür einen ſchönen Strauß gefunden.

Es iſt wahr, ſagte Gloria — ich habe ſo eben auch daran gedacht.

Und dieſe Blumen kamen von Jaques! fügte ich ſchnell hinzu.

Mutter und Tochter ſahen mich erſtaunt an. Sie kennen Jaques? Sie wiſſen . . .? riefen ſie wie aus Einem Munde.

Unzählige Male, fuhr ich fort, habe ich im Laufe dieſes Tages und dieſes Abends ſchon an ihn gedacht, und wie glücklich er ſich fühlen würde, an meiner Stelle zu ſein, der gute Jaques.

Ja wohl, der gute Jaques! wiederholte die Mutter; wie freue ich mich, daß Sie ihn kennen! Was macht er, wie geht es ihm? — wir hören nichts von Allem, was draußen vorgeht.

Der gute Jaques! wiederholte auch Gloria — er war eigentlich mein einziger Freund.

Sie ſehen das ein, fragte ich, und haben ihn und ſeine Freundſchaft doch ſo unbarmherzig von ſich gewieſen, und haben ſich doch gegen ihn wie gegen alle Anderen abgeſchloſſen.

Ich that es gewiß nicht, erwiderte Gloria, weil ich ſein gutes, edles Herz, ſeinen Muth und ſeine Treue verkannte — aber ſeine Gegenwart wäre mir am Peinlichſten geweſen. Nachdem ich ihn in der Zeit meines Glückes oft ſtolz und hoffärtig behandelt und oft die Freundſchaft vergeſſen hatte, die mit uns aufgewachſen iſt, nachdem ich ihn für einen Anderen (und — mein Gott, für welchen Menſchen!) vergeſſen gekonnt, hätte ich den Muth haben ſollen, ihm unter die Augen zu treten, oder gar die Frechheit, das edle Gefühl, das er mir bewahrt, erwidern zu wollen? Ich wollte, daß er mich vergeſſe, und nicht, daß er durch ſeine Ausdauer den Hohn der Mitbürger auf ſich lade, oder gar, wenn ich in einem ſchwachen Augenblicke ſeinen

Anträgen Gehör gegeben hätte, meine Schande fürs ganze Leben auf ſeine Schultern nehme. Nein! — rief ſie mit Kraft — wie weh es mir auch gethan hat, einem Freunde im Unglück die Thür zu ſchließen, ſo bin ich doch froh, daß ich es gethan habe! Jetzt habe ich ſeit lange nichts von ihm gehört, kein Zeichen der Theilnahme von ihm empfangen, und ich hoffe, daß mein Zweck erreicht iſt und daß er mich vergeſſen hat.

Sie irren, ſagte ich, Jaques liebt Sie ſo treu, als er Sie je geliebt hat, und es hat nicht den Anſchein, als ob er eine ſo tief eingewurzelte Liebe jemals aus ſeinem Herzen werde reißen können. Sie haben nichts von ihm gehört, weil er als Fiſcher in den Paluden der Camargue lebt, und er hat ſich dahin geflüchtet, um einſam zu leben wie Sie, und weil er es nicht ertragen konnte, in Ihrer Nähe zu ſein, ohne Sie zu ſehen.

Mein armer Freund! ſeufzte Gloria.

Ermuthigt fuhr ich fort: Er iſt noch heute bereit und mit Freuden bereit, für Sie die Meinung der Leute zu verachten und Sie — nicht ſeinet-, ſondern Ihrethalben — in die Einſamkeit ſeiner Fiſcherhütte zu führen. Ein freies, edles und liebendes Herz, das man nicht verſchmähen ſoll, meine Freundin!

Gloria verdeckte die Augen mit der Hand; aber ich ſah die großen Thränen, die hervorquollen.

Mein lieber Herr! ſagte ſie endlich nach langer Pauſe — ich war ihm einmal gut; ohne den Mann, der mein Lebensglück vernichtet hat, wäre ich gewiß keines anderen Mannes Weib geworden. Nun ich jene wahnſinnige Leidenſchaft ganz in mir unterdrückt habe, erwacht, ich geſtehe es offen, wieder die innige Freundſchaft in mir, die ich vorher für Jaques gefühlt habe. Aber ich will zu meinem Fehltritte nicht noch ein Verbrechen hinzufügen und über ein edles, männliches Herz Schande bringen. Niemals!

Nach dieſem Geſpräche war auf ein Aufkommen der früheren Heiterkeit nicht mehr zu hoffen, und da es mich drängte, Jaques Mittheilungen zu machen, ſo grüßte ich die Frauen und ging.

Jaques ſchienen die Worte Gloria's nicht ſo hoffnungverſprechend wie mir; er meinte, ich kenne nicht, wie er, ihre Feſtigkeit und Ausdauer bei dem einmal gefaßten Entſchluſſe. Dennoch konnte er ein freudiges Lächeln nicht unterdrücken, als ich ihm darauf erwiderte, daß ich nunmehr Arles nicht früher verlaſſe, als bis ich ihn bei Gloria eingeführt und ihm ihre Thür für immer geöffnet habe. Schon mit dieſem Glücke, ſagte er, wolle er ſich begnügen und ihr mit ſeiner Liebe und mit Werbungen nicht läſtig fallen.

Um Jaques mein Verſprechen halten zu können, mußte ich noch mehrere Tage in Arles bleiben und die neue Freundſchaft mit den Frauen ſo weit befeſtigen, bis ich etwas von ihnen verlangen oder einen Schritt zu Gunſten Jaques' wagen durfte. Antiquitäten und Geſchichte der Stadt, die mit Troja und Trier an der Moſel wetteiferte, als Konſtantin ſich eine neue Reſidenz erwählen wollte, wären gänzlich vernachläſſigt worden, wenn mir nicht die Geſpräche mit den Frauen, beſonders mit der mittheilſamen Mutter, die Studien einiger Maßen erſetzt hätten. Die Mutter war ein wahres Chronikenbuch von Stadt und Umgebung und ein Wunderhorn voll der ſchönſten provenzaliſchen Lieder, längſt verklungener wie noch lebender Geſänge, die ſie mehr deklamatoriſch als ſingend, aber mit Sinnigkeit vorzutragen verſtand. Bei den wenigen Anknüpfungspunkten, die wir hatten, halfen Lieder und Sagen aus, von Zeit zu Zeit auch eine Anſpielung auf Jaques. Auffallend war es mir, daß im Laufe der Tage, die ich faſt nur in Geſellſchaft der Frauen verbrachte, nie von dem Kinde Pauls und Gloria's die Rede war und daß ich dieſes nie zu ſehen bekam. Dieſes Räthſel aber ſollte mir bald gelöst werden.

Eines Nachmittags, als ich mit Gloria, die mit einer Arbeit beſchäftigt war, in der Galerie ſaß, pochte es ſanft an die Thür, und bald darauf kündigte die Mutter, halb erſchrocken, Mossjou lou Cura, d. i. den Herrn Pfarrer des Viertels, an.

Was kann er wollen? fragte Gloria.

Er wird Ihnen Vorwürfe machen, daß Sie nicht in die Kirche gehen, ſagte ich.

Vielleicht, ſagte ſie, kommt er im Auftrage der Büßerinnen von der heiligen Magdalena, die mich ſchon einmal auffordern ließen, in ihren Orden zu treten. Als ob man nur im Kloſter und unter dem Schleier büßen könnte! fügte ſie traurig hinzu.

Ich flüchtete mich durch die Galerie in die Stube, während der Geiſtliche durch den Vorhang in den Garten trat. Gloria ging ihm ehrerbietig entgegen und führte ihn an den Platz, den ich eben verlaſſen hatte.

Gott ſei mit dir, meine Tochter! ſagte der Prieſter, indem er ſeinen breiten Hut abnahm und die andere Hand wie ſegnend ausſtreckte. Er ſchien, wie ich von der Stube aus bemerken konnte, von der Heimlichkeit des Ortes, von der holden Welt Gloria's überraſcht, ja gerührt. Sein altes, faltenreiches Geſicht nahm einen milden Ausdruck wahrhafter Theilnahme an. — Beruhigt zog ich mich ganz in die Stube zurück; nicht ſo ruhig war die Mutter, die bei mir geblieben war. Was kann er wollen? wiederholte ſie von Zeit zu Zeit, — vielleicht will er ihr die Beichte abnehmen, da ſie ſchon ſeit langer Zeit nicht zur Kirche gegangen iſt. Das arme Kind! was kann ſie ſündigen unter ihren Blumen? Sie hat ächt chriſtlich ſelbſt ihren Feinden und Schuldigern vergeben. Aber der Herr Coura iſt ein guter Mann, und er wird ihr nichts Schmerzliches ſagen, und die Beichte kann ihr vielleicht wohl thun. — So ſprach die gute Mutter vor ſich hin; dann, wie um ſich zu zerſtreuen, wandte ſie ſich zu mir und ſagte: Wir haben eine ſchöne Geſchichte von einem großen Sünder und von einer Beichte. — Tiens! rief ſie dann, die Geſchichte muß Sie intereſſiren, denn der Sünder iſt Ihr Landsmann und heißt Johannes Parricida.

In der That intereſſirte es mich, in der Provence eine Parricida-Sage zu entdecken, und theils darum, theils um die beſorgte Mutter zu zerſtreuen, bat ich ſie, mir die Geſchichte zu erzählen.

Sie wiſſen wohl, begann die Mutter, daß die Päpſte mehrere hundert Jahre in der Provence reſidirten; in Avignon ſteht noch ihr Palaſt, und ein Theil des Landes war noch vor ſechzig Jahren in ihrem Beſitze. Aber ſie wohnten nicht immer in dieſem Palaſte zu Avignon. Ein Papſt, der Clemens hieß, ſchlug ſeine Reſidenz in dem alten und ſchwarzen Kloſter der Prediger-Brüder auf, das bei Vaucluſe ſtand und deſſen Stelle heute große Eiſengießereien einnehmen. Zu jener Zeit einmal ſah man eine ſonderbare Gruppe von Reiſenden, die in der Gegend des Kloſters umherirrten. Ein Mann mit langem Barte führte ein Eſelein am Zügel; auf dem Eſelein ſaß ein junges Weib, und das junge Weib trug ein Knäblein auf dem Arme. Aus der Ferne hätte man glauben können, es ſei die heilige Familie auf der Flucht nach Aegypten; auch in der Nähe ſah die traurige Mutter auf dem Eſelein wie die heilige Jungfrau aus, ſo ſchön und lieblich und voll Schmerzen war ſie und ſah das lächelnde Kind auf ihrem Arm wie das Chriſtkindlein aus; aber der Mann, der das Eſelein am Zügel führte, ſah nicht aus wie der heilige Joſeph. Sein Bart war wild und ſtruppig, ſeine Haare vor der Zeit gebleicht, ſein ganzes Geſicht war ſo düſter, als ob eine Wolke darauf läge; die Augen hatten ſich tief in den Kopf zurückgezogen, als hätten ſie Angſt, in die Welt oder in ein menſchliches Geſicht zu ſehen, und die ihn in der Nähe betrachteten, glaubten auf ſeiner bleichen Stirn ein blutiges, dunkles Zeichen zu bemerken. Seine Füße waren wund und angeſchwollen, Kleider und Leib von Dornen und Geſtrüpp zerriſſen. So irrte er, immer das Eſelein am Zügel führend, Tage lang rings um das Kloſter umher; aber er hatte nicht den Muth, ſich der Schwelle zu nähern, und wenn die Nacht kam, verſchwand er im Walde, um des Morgens wieder hervorzukommen. Nur manchmal wandte er ſich zum Kinde und ſtreichelte ihm die blonden Locken: das that auch die Mutter; dann lächelte das Kind, und der Vater faßte friſchen Muth und näherte ſich wieder dem Kloſter, um wieder zaghaft in den Wald zu fliehen. Eines Tages, da das

Kind gar lieblich lächelte, wagte er ſich doch bis an die Schwelle des Kloſters; aber es übernahm ihn wieder die Angſt, und ſchon wollte er die Schritte wenden, als ſich das Thor öffnete und der Papſt heraustrat. Der fremde Mann warf ſich ihm zu Füßen und rief: Ich bin Johann von Oeſterreich, der ſeinen Ohm und Vormund erſchlagen hat. Seit Monden irre ich mit Weib und Kind durch die Wildniß; Wurzeln und wilde Pflanzen waren unſere Koſt, Höhlen unſer Aufenthalt, die Thiere des Waldes unſere Gefährten, und der Geiſt meines Ohms und die Seelen Derer, die um meiner Sünden willen unſchuldig erſchlagen worden, verfolgen mich. Heiliger Vater, du kannſt ja binden und löſen — erlöſe mich von meiner Sünde und von der tiefen Herzensangſt! — Vatermörder! rief der Papſt entſetzt und erhob ſeine Hand, als ob er ihn verſtoßen wollte; aber da ſah er die weinende bleiche Frau und das lächelnde Kind, und er ſagte: Um dieſer willen! — Und er ſchickte ihn in ein einſames Kloſter, das in den wüſten Alpinen lag, mit einem Briefe, in welchem den Mönchen verboten war, nach des Büßenden Namen zu fragen.[1] Dort ſtarb er nach zwei Jahren, und ſein treues Weib folgte ihm bald.

Während der Erzählung hatte die Mutter zu wiederholten Malen unruhig nach der Galerie hinüber geſehen. Sie ſchien beſorgt, daß der Prieſter ihrem Kind doch etwas ſagen könnte, was es kränkte. Kaum hatte ſie geendet, als ſie ſchon unruhig aufſprang und dem Vorhang zueilte, den ſie bei Seite ſchob. Sie iſt ja nicht im Beichtſtuhl! ſagte ſie, ſich entſchuldigend gegen mich gewendet, dann bog ſie ſich hinaus, um zu lauſchen. Der Prieſter ſprach milde, doch laut genug zu Gloria, daß wir jedes ſeiner Worte hören konnten; ich wollte mich entfernen, aber die Mutter winkte mir, zu bleiben.

[1] Man weiß, daß Johannes Parricida in einem Kloſter zu Piſa ſtarb; wir geben die Sage, wie ſie im ſüdlichen Frankreich lebt. — Eine öſterreichiſche Chronik erzählt, daß Parricida's Sohn zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts als blinder bettelnder Greis in Wien geſtorben.

Meine Tochter, ſagte der Prieſter, ich bin über den Zuſtand deines Gemüths beruhigt. Mit Freuden ſehe ich, daß in deinem Herzen kein Stachel geblieben iſt, daß du dein Leid mit Ergebung getragen und den Feinden vergeben haſt. Deine Fehler werden dir vergeben.

Der Prieſter ſchwieg einen Augenblick; Gloria ſah ruhig vor ſich hin, der Mutter fiel eine Thräne aus dem Auge.

Nach einigem Zaudern, als ob er die rechten Worte ſuchte, fuhr der Prieſter fort: Bei deinen löblichen nnd gottgefälligen Geſinnungen zweifle ich nicht, daß du deinem Kinde eine chriſtliche Erziehung zu geben gedenkſt.

Gloria wurde blaß, ihre Lippen zitterten, ihr ganzer ſchöner Leib erbebte.

Armes Kind! ſeufzte die Mutter.

Der Geiſtliche bemerkte den aufgeregten Zuſtand des Mädchens nicht, denn er ſtand mit niedergeſchlagenen Augen da, und er ſprach mit Milde weiter: Dein Kind muß nun in dem Alter ſein, daß man ihm ſchon vom Worte Gottes ſprechen und es mit den Segnungen der Religion bekannt machen kann. Das iſt nun der Zweck meines Beſuches, dich zu fragen, meine Tochter, ob du ſelbſt, denn du vermagſt es, deinem Kinde die Heiligkeit der Religion offenbaren oder ob du es wie die anderen guten Mütter meiner Pflege anvertrauen willſt?

Statt aller Antwort nahm Gloria den milden und wohlwollenden Mann ſanft am Arme, führte ihn aus der Galerie in den Garten und deutete ſtumm mit ausgeſtreckter Hand auf einen Hügel, der oben mit Roſen, rings umher mit Cinerarien bepflanzt war. Erſchrocken hob der Prieſter beide Hände auf und ſah Gloria ins Geſicht; ihre Bläſſe ſagte ihm und mir das Uebrige. Daß Gloria's Kind in ungeweihter Erde ruhte, ſchien den Prieſter nicht zu überraſchen; es iſt im ſüdlichen Frankreich nichts Seltenes, daß man geliebte Todte in der Nähe des Hauſes, auf einem Felde, im ſchattigen Hofe oder im Garten begräbt. Der Brauch ſchreibt ſich aus der Zeit her, da man den Prote-

ſtanten ehrliches Begräbniß verweigerte, und er theilte ſich hier und da den Katholiken mit. Der Prieſter ſtreckte ſeine Hand ſegnend über das blumenbepflanzte Grab aus; dann ſagte er: Ich werde in den nächſten Tagen kommen und dieſen Boden weihen, auf daß das ſchuldloſe Weſen in geweihter Erde ruhe.

Gran mercis, Mossjou lou Coura! rief die fromme Mutter, der die Thränen in Strömen über die Wangen liefen. Der Prieſter verneigte ſich und ging, von der Mutter bis vor die Thür begleitet. Wie ſie wieder zurückkam, eilte ſie ihrer Tochter zu, die ihr weinend in die Arme ſank.

Der Zufall, der mich dieſe aufregende Szene mit erleben ließ, trug nicht wenig zum ſchnellen Wachsthum unſerer Freundſchaft, zur raſcheren Entwicklung rückhaltloſen Vertrauens bei. So wagte ich es nun öfter, von Jaques zu ſprechen, von Zeit zu Zeit ſeiner treuen Liebe und ſeiner Abſichten zu erwähnen. Meine Mittheilungen wurden ruhig, doch mit einiger Wehmuth aufgenommen; das Gute hatten ſie, daß ſie Gloria an glückliche Zeiten erinnerten, die ſie in früher Jugend ſchön, rein und ungetrübt mit Jaques verlebt hatte. Die Liebe, oder wie ſie das Gefühl nannte, die Freundſchaft zu Jaques, die mit ihr aufgewachſen war, kam in mancher Aeußerung, in manchem bedauernden Wort zum Vorſchein, und bald glaubte ich an ihr das Phänomen beobachten zu können, das ich im Leben ſchon oft beobachtet habe: wie nämlich eine ſchöne Jugendliebe, die man begraben wähnt, nach Jahren und Jahren unter der Decke von Leidenſchaften, Unglück und traurigen Erfahrungen aufs Neue ſich zu regen beginnt, neue Keime treibt und endlich mächtig durch alle Schichten, die ſich über ſie gelagert haben, ſiegreich durchbricht. So weit war es wohl bei Gloria noch nicht gekommen; aber ich hoffte für Jaques, und da es mir ſchien, als ob Alles zu einer Entwicklung dränge, da mich meine eigene, häufige Anweſenheit in Gloria's Hauſe das Ende ihres einſamen Lebens däuchte, ſo beſchloß ich, Jaques vor meiner bevorſtehenden zeitweiligen

Abweſenheit von Arles ins Haus zu führen und das Uebrige ihm und ſeiner Liebe zu überlaſſen.

So ließ ich noch einige Tage nach dem Beſuche des Pfarrers vorübergehen, beſuchte Gloria oft, ſtattete an Jaques, der mich allabendlich im Hotel erwartete, treuen Bericht ab und lud ihn endlich ein, mich, anſtatt ſpät Abends, einmal ſogleich nach Einbruch der Dämmerung zu beſuchen, um mit mir einen Spaziergang in die Umgegend zu machen. Er kam, und wir gingen. Mißtrauiſch ſah er mich an, da ich ihn, anſtatt dem Stadtthore, der Gaſſe Gloria's zuführte. Je mehr wir uns näherten, deſto langſamer wurde ſein Schritt, und als er endlich über den Zweck unſeres Ganges nicht mehr zweifeln konnte, begann er am ganzen Leibe zu zittern. Ich nahm ihn unter den Arm und führte ihn weiter. Was wird ſie ſagen? fragte er beklommen.

Du biſt ein Poltron, Freund Jaques! ſagte ich und zog ihn weiter.

An der Thür Gloria's raffte er ſich zuſammen und ſtellte ſich ſtraff und ſtolz hin. So iſts recht! ſagte ich, ſo muß der Mann auftreten! und ich pochte. Die Thür ging auf, ich ſchob Jaques in die Stube, zog die Thür wieder zu und eilte ins Hotel zurück.

Am andern Morgen früh verließ ich Arles; ich beſuchte die wunderbare Felſenſtadt Les Baux in den Alpinen, die Triumphbögen und das Mauſoleum zu St. Remy, der Vaterſtadt des großen Propheten Noſtradamus, und kehrte erſt nach mehreren Tagen nach Arles zurück. Ich fand Jaques bei Gloria, aber dieſe nachdenklicher, jenen trauriger. Ich fragte nicht, ich miſchte mich in nichts, ich ließ mir von der Mutter Geſchichten erzählen. Ich kam und ging und kam wieder. Jaques' Verhältniß zu Gloria ſchien immer daſſelbe und er immer trauriger. Mehrere Male ſprach er von baldiger Rückkehr in ſeine Fiſcherhütte und verwünſchte ſich und ſeine Schwäche, daß er ſie noch nicht bewerkſtelligt habe.

Seine Klagen ſchienen mir denn auch gerechtfertigt, als ich einmal, von Marſeille zurückgekommen, Gloria beſuchte und bei

ihr nicht Jaques, den Fiſcher aus der Camargue, ſondern einen eleganten, ſchönen jungen Mann fand, der, wie es ſchien, ſchon ſeit mehreren Tagen anweſend war. Er ſaß bei Gloria in der Galerie und machte ein erſtauntes, faſt eiferſüchtiges Geſicht, wie er mich eintreten und als Freund begrüßt ſah. Es war Paul, der berühmte Maler aus Paris, der, wie es Jaques vorausgeſagt und wie es Gloria verlangt hatte, indeſſen angekommen war. Beim erſten Anblick mußte ich mir zugeſtehen, daß der Mann, gegen den ich doch im Vorhinein eingenommen war, alle Eigenſchaften beſaß, die das Herz eines Weibes gewinnen können. Geſtalt und Züge des Geſichts waren ſchön zu nennen; Stirn und Wangen hatten von den Reiſen in Italien und Griechenland eine braune Farbe mitgebracht, die ihnen etwas Männliches gab, neben dem ſich die Weichheit der blauen Augen und des feinen Mundes gut ausnahm. Das Ganze ſprach für künſtleriſche Empfänglichkeit, für ein Gemüth, das allen Eindrücken leicht offen ſteht. Unterſtützt von gefälligen Manieren, nahm das ganze Weſen dieſes Mannes bald für ſich ein, und ich ſagte mir, daß Jaques ſeit ſeiner Ankunft ſehr elend ſein müſſe. So war es auch. Ich erſchrak, als ich ihn des Abends wieder ſah. Seine Augen blitzten, ſeine Stimme zitterte beim Sprechen und ſchien rauher geworden zu ſein. Er erzählte mir, daß Gloria ganze Tage mit dem Maler zubringe, daß ſie ihn ohne die geringſten Vorwürfe, ja mit Freundlichkeit empfangen habe; kurz, daß ſie alle Unbill vergeſſen zu haben ſcheine und ſich ganz unwürdig benehme. Letzteres ſchien beſonders auf Jaques zu laſten; in ſeinen Anklagen klang immer das Leid der Enttäuſchung hervor, das Unglück, eine geliebte Perſon verachten zu müſſen.

Ich widerſprach mit Heftigkeit und behauptete, daß Gloria den Mann, der ſie der Schande preis gegeben und im Unglück unbarmherzig verlaſſen, ganz und gar aufgeben und daß ſie ſich, ſtolz, wie ich ſie kenne, nicht verleugnen werde.

Aber auch ich wurde in meinem Glauben an Gloria erſchüttert, als mir Jaques darauf erzählte, was in den letzten

Wochen vorgegangen war. Eben die projektirte Pariſer Heirath Pauls und die Forderung, die an ihn geſtellt wurde, ſeine Angelegenheiten in Arles zu ordnen, hatten ihn an ſeine Jugendliebe erinnert, die durch den Aufenthalt in Rom, durch die Reiſen in Italien und Griechenland, durch die Reize einer verführeriſchen hochgeſtellten Frau in den Hintergrund gedrängt worden war. Der Briefwechſel mit Gloria, zu dem er gezwungen war, trug noch dazu bei, alte Gefühle neu in ihm aufzuregen. Schon halb erſchüttert und zweifelhaft über Das, was zu thun, hatte er Paris verlaſſen, und in Arles angekommen, wo er zum erſten Male das ganze Unglück erkannte, das er über Gloria gebracht, wo er von ihrer achtjährigen Einſamkeit gehört, wo er endlich wieder in dieſes herrliche, ehemals nur ſchöne, nunmehr durch Unglück veredelte Geſicht geſehen, — in Arles erlag ſein leichtbewegliches, künſtleriſches Gemüth all dieſen Eindrücken und den Vorwürfen ſeines Gewiſſens. Er bat Gloria um Vergebung, er erbot ſich, Alles wieder gut zu machen, was er verbrochen hatte — und wird, fragte Jaques am Ende ſeiner Erzählung, wird Gloria einer Jugendliebe widerſtehen und der Hoffnung, ihre Ehre wieder hergeſtellt zu ſehen?

Sie wird! ſagte ich, obwohl ich ſelbſt nicht ganz überzeugt war.

Sie wird nicht! ſagte Jaques traurig, und wenn ich wirklich ihr Freund bin, darf ich es wünſchen? fügte er noch trauriger hinzu.

Schon der nächſte Tag ſchien dem armen Jaques Recht geben zu wollen. Den Morgen hatte ich auf meiner Stube im Hotel du Forum zugebracht; als ich gegen Abend ausging, rief mir die Wirthin, ſelber auch eine ſchöne Arleſerin, aus der Küche zu: Mossjou! wiſſen Sie ſchon die große Neuigkeit? Gloria iſt ausgegangen am hellen, lichten Mittag; am Arme des Herrn Paul aus Paris iſt ſie ausgegangen! — Der Wirth rief mir aus der Salle à manger Daſſelbe entgegen, und Daſſelbe wiederholte der Lohnbediente, der vor der Thüre lungerte. Wie ich weiter durch die

Gaſſen ging, konnte ich bemerken, daß ganz Arles in förmlicher Aufregung war. Ueberall ſtanden Gruppen zuſammen und erzählten einander, daß Gloria ausgegangen. Ein Ladenmädchen rief dem andern über die Gaſſe die große Neuigkeit zu. Haſt du ſie geſehen? Sie iſt noch ſchöner geworden. — Ja, aber ſie iſt blaß. — Nein, ich finde ſie gealtert. — Sie wird nun eine große Dame und kommt nach Paris. — Der Art abgebrochene Sätze klangen mir rechts und links ans Ohr. Ich ſchüttelte den Kopf und wußte nicht, wie mir die Sache zu deuten. Bei St. Trophime kam mir Jaques entgegen. Nun, Herr? fragte er bitter lächelnd. Leben Sie wohl, ich gehe in die Camargue! damit drückte er mir die Hand und eilte fort, ohne meinen Abſchiedsgruß abzuwarten.

Den Reſt des Tages hindurch war in ganz Arles von nichts Anderem als von Gloria's Ausgang die Rede. Verſtimmt, weil ich Freund Jaques ſo traurig geſehen und weil mich das Benehmen Gloria's, das ich mir nicht zu deuten verſtand, in Zweifel ſtürzte, zog ich mich früh auf meine Stube zurück. Da fiel mir ein kleines Büchlein ins Auge, das auf dem Tiſche lag und welches mir Gloria vor einigen Tagen mit Lächeln gegeben hatte. Ein ſonderbares Büchlein, das auf ſonderbare Weiſe entſtanden iſt und welches der Aufzeichner dieſer Begebenheiten eines Tages in Ueberſetzung dem deutſchen Publikum mitzutheilen gedenkt. Vor zwei Frühlingen nämlich hatten ſich die provenzaliſchen Nachtigallen, ich meine die zahlreichen provenzaliſchen Dichter, ſo wie ſie es zu thun gewohnt ſind, in Arles verſammelt, um einander ihre provenzaliſchen Dichtungen vorzuleſen und einige Tage gemeinſchaftlich in Freuden zuzubringen. Bei einem Glaſe Wein kamen ſie, wie natürlich, auf Arleſer Schönheit, die ſie ſeit Tagen entzückte, zu ſprechen, und einer der Dichter bemerkte, wie die Gabe der Götter, die Schönheit, immer mit großen und traurigen Schickſalen verbunden ſei. Man erzählte einander die Geſchichten einzelner berühmter Schönheits-Königinnen aus Arles und beſchloß endlich, dieſe Geſchichten in kleinen Dramen poetiſch

darzuſtellen. Die Stoffe wurden gewählt und vertheilt und jedem Dichter aufgetragen, ſein kleines Drama binnen einer gewiſſen Zeit zu liefern. Das geſchah, man ließ die Sachen in Carpentras drucken, und ſo entſtand das kleine, höchſt intereſſante Büchlein, das mir Gloria gegeben hatte. Ihr eigenes Schickſal war darin in einem kleinen Drama dargeſtellt, und es war ihr, wahrſcheinlich um ſie zu kränken, über die Mauer in den Garten geworfen worden, wo ſie es eines Morgens fand. Aber wenn es wirklich von einem Feinde kam, ſo hat dieſer ſeinen Zweck nicht erreicht; denn Gloria fand den Troſt darin, daß ihre Geſchichte auch ſchön, poetiſch, verſöhnend betrachtet werden konnte, und ſie hatte keine Scheu, mir es zu geben, als ich es eines Tages auf ihrem Tiſche liegen fand. Ich las es an jenem Abend mit dem bitteren Gefühle, das man empfindet, wenn man zu erfahren glaubt, wie ſchwer es dem Wirklichen, dem Lebenden wird, den Intuitionen der Poeſie nachzukommen. Gloria war in dem ihr beſtimmten Drama von Anfang bis zu Ende ſchön, muthig und weiblich duldend dargeſtellt; das Ende, das der Poet hinzuzudichten gezwungen war, war der Heldin würdig. Wie kontraſtirte es mit dem Ende, das allem Anſcheine nach Gloria ſelbſt in der Wirklichkeit hinzufügen wollte!

Ueber dieſen Kontraſt, über Poeſie und platte Realität nachdenkend, ſaß ich in der Dämmerung da, als es an die Thür pochte und plötzlich die Mutter Gloria's vor mir ſtand. Sie ſah bekümmert und aufgeregt aus.

Madame, fragte ich, nachdem ich ihr einen Stuhl geſtellt und Licht angezündet hatte, ich habe gehört, daß Gloria mit Paul ausgegangen iſt und ſich vor aller Welt an ſeinem Arme gezeigt hat — was geht vor?

Ich weiß es nicht, antwortete ſie, das Benehmen meines Kindes iſt mir unverſtändlich. Sie ſpricht mir nicht darüber, und ich frage nicht. Sie iſt freundlich gegen Paul, und ich weiß, daß in ihr ſeit lange jeder Funke von Liebe zu ihm erloſchen iſt und daß ſie für Jaques ein inniges Gefühl empfindet. Aber ich

vertraue ihr, ich kenne ihre Feſtigkeit und ihren Stolz. Sie wird die Demüthigungen, die ſie erlitten, nicht vergeſſen und ſich nicht der Liebe hingeben, die, wie es ſcheint, in der Bruſt des Malers aufs Neue aufgewacht iſt. Stellen Sie ſich vor, wie ſie heute vom Spaziergang zurückgekommen ſind und meine Tochter, erſchöpft von Aufregungen, faſt ohnmächtig hinſank, da warf er ſich ihr zu Füßen, küßte ihr die Hände und bat ſie, ihn nicht zu verlaſſen, mit ihm als ſein Weib nach Paris zu gehen, wo er Alles thun wolle, um ſein Unrecht an ihr gut zu machen.

Und was hat ſie geantwortet?

Sie verlangte von ihm, daß er dieſe Bitte vor zwei Zeugen wiederholen ſolle, und die zwei Zeugen ſollen Sie und Jaques ſein. Darum eben komme ich, lieber Herr; ich habe Jaques vergebens in der ganzen Stadt geſucht; Sie wiſſen vielleicht, wo er zu finden iſt. Ich bitte Sie, ſo bald als möglich mit ihm zu uns zu kommen.

Ein neuer Hoffnungsſtrahl dämmerte; ich jubelte auf und verſprach, morgen früh mit Jaques vorzuſprechen. Zu Pferde hoffte ich ihn noch zu erreichen, und ſo eilte ich zu Herrn v. O..., dem Direktor des National-Geſtütes, an den ich empfohlen war, bat um ein gutes Pferd, und ſchon nach einer halben Stunde trabte ich auf einem prächtigen Anglo-Normannen durch die dunklen Gaſſen der Stadt, langſam über die Schiffbrücke, ſchneller durch den alten Flecken Trinquetaille, am anderen Ufer der Rhone, und endlich fortbrauſend wie der Sturmwind die breite weiße Straße hin, die eine Strecke lang in die Camargue hineinläuft. Ich kam mir vor wie Einer, der, mit weißem Tuche wehend, einem Richtplatze zuſprengt und eine Begnadigung bringt. Leider mußte ich die Straße bald verlaſſen und mich links in die Sümpfe vertiefen. Da führten nur ſchmale Pfade hin, denen allein die Wurzeln der Tamarisken, welche rechts und links hoch aufwuchſen, einige Feſtigkeit gaben, da ſich der Weg ohne ſie in weichen, haltloſen Sumpf aufgelöst hätte. Doch waren die Wege hier und da durch breite Riſſe, in denen ſich Waſſer geſammelt

hatte, unterbrochen; mein Pferd überſprang ſie inſtinktmäßig, wenn auch oft mit großer Anſtrengung, wohl ahnend, daß es in dieſen Löchern ſammt ſeinem Reiter verſinken könnte. Kam ich mir doch ſo ſchon ſammt meinem Roſſe wie vom Sumpfe verſchlungen vor, da rechts und links die Rohr- und Schilfgewächſe ſo hoch aufwuchſen und ſo dicht zuſammenſchlugen, daß nur über meinem Kopfe ein ſchmaler Streifen zur Ausſicht auf den beſtirnten Himmel offen blieb. Von fern hörte ich das Bellen der rieſigen Camarguer-Hunde, die ich aber nicht fürchtete, da ſie niemals Menſchen angreifen; von Zeit zu Zeit regte es ſich im Schilfe, und aufgeſchreckt vom nächtlichen Reiter, ſprang eine ganze Horde wilder Stiere auf und zertheilte ſich durch den Wald von Rohr, der unheimlich aufrauſchte. Manchmal blieb wohl auch ein Stier am Wege ſtehen und glotzte mich mit blitzenden Augen an oder legte ſogar die Hörner wie zum Kampfe ein; das war wohl einer von denen, die in der Arena von Nimes oder Arles oder anderswo im ſüdlichen Frankreich die Bosheit der Menſchen kennen gelernt haben und ſich nun ewig zum Kampfe bereit machen. An ſolchen ſprengte ich auf meinem Anglo-Normannen raſch vorüber. Von Zeit zu Zeit rief ich „Jaques, Jaques!“ in die Nacht hinaus; mein Ruf verſcholl ohne Wiederhall. Der arme Jaques in ſeiner Verzweiflung mochte ſchnell gelaufen ſein, und ich gab die Hoffnung auf, ihn noch auf ſeiner Wanderung zu erreichen, um ſo mehr, als ich bald jeden Weg verloren hatte. Da war kein feſter Pfad mehr; ich ließ das Pferd mit ſchlaffem Zügel dahin gehen und über Sümpfe von Wurzel zu Wurzel, von einem feſten Punkt zum andern ſpringen; nur darüber wachte ich, daß es die Richtung nach Süden einhielt. Endlich ſah ich Seewaſſer durch die Nacht leuchten; das konnte nur der ſo genannte Etang de Valcarès ſein, eine Art von Meerbuſen, der ſich hier zwiſchen den Rhone-Mündungen in das Delta der Camargue hinein zieht, von Inſeln und Landzungen durchſchnitten und nur durch einen ſchmalen Ausgang mit dem mittelländiſchen Meere verbunden iſt. Im weſtlichſten Winkel dieſes ſchönen Meerbuſens, wo ihn nur ein

ſchmaler, natürlicher Damm, deſſen Breite nach Schritten zu meſſen iſt, vom Meere trennt, liegt das einſame Fiſcherdorf Saintes Maries, wo der Legende nach die beiden Marien, die heilige Martha, die heilige Anna und Lazarus landeten, um das Land zum Chriſtenthume zu bekehren. Sie hatten ſich im heiligen Lande, nach der Kreuzigung des Heilandes, in einen Kahn ohne Ruder, Steuer oder Segel geſetzt und kamen, von einem heiligen Winde getrieben, an dieſe Küſte, die ſie dem Heile gewannen. Ungefähr eine halbe oder drei Viertelſtunden vor dieſem Dorfe, am Ufer des fiſchreichen Etang de Valcarès, mit der Ausſicht über Bucht, Inſel und Meer gut gelegen, ſicher vor dem Fieber, erhebt ſich die Hütte Jaques'.

Am Strande angekommen, konnte ich ſie nicht mehr verfehlen, wenn ich mich immer weſtwärts hielt und der Düne folgte. So ließ ich nun, da ich die Hoffnung aufgegeben hatte, Jaques noch auf ſeiner Wanderung zu erreichen, mein Pferd auf dem vom Wellenſchlage gefeſtigten Sande gemächlich dahin traben. Es ging wie über eine Tenne. Bald traten bekannte Büſche hervor, und bald erkannte ich die Hütte, deren Dach und Wände von großen Fiſchernetzen bedeckt waren und an deren einer Seite der Maſtbaum, der aus dem Kahne genommen war, wie ein ſchlanker Thurm hervorragte. Vor der Hütte auf dem Sande lag der Kahn, an deſſen Hintertheil die Welle plätſcherte. Alles athmete die tiefſte Ruhe. Erſt als ich vom Pferde ſprang und mich umſah, wo ich es anbinden könnte, regte ſich etwas; es war Jaques, der im Schatten auf der Schwelle gelegen hatte, nun ſich erſtaunt erhob und mich mit großen, ſtarren Augen anſah, wie Einer, der aus tiefem Traume erwacht.

Nicht lange geſtaunt, Freund Jaques! rief ich und ſchüttelte ihn — ich komme, von Gloria geſchickt. Sie bittet dich, ſogleich mit mir zurückzukehren — ſie hat uns Beiden etwas Wichtiges zu ſagen.

Jaques ſchüttelte den Kopf.

Hollah! rief ich wieder, nicht lange gezaudert und ſich zur

Wanderung bereit gemacht! Ich wette meine Freundſchaft zu dir, es wird Alles wieder gut.

Jaques athmete auf und fragte nach einem langen Seufzer, was es gebe. — Die Erzählung und Aufklärung wird uns den Rückweg verkürzen, antwortete ich und ſchwang mich wieder aufs Pferd, das ich in Bewegung ſetzte. Jaques folgte mir wie ein Nachtwandler. — Erſt nachdem ich eine Strecke geritten, fiel es mir ein, daß der ganze Weg nicht auf dieſe Weiſe zurückgelegt werden könne, und ich forderte Jaques auf, ſich ein Pferd zu verſchaffen. Er blieb ſtehen und ſchien nachzudenken, ob er ſich denn wirklich auf den Weg machen ſolle. Ich ließ noch einige aufmunternde Worte fallen, worauf er, zwei Finger zwiſchen den Zähnen, nach den Sümpfen zu einen mächtigen Pfiff ergellen ließ. Bald antwortete ein zweiter Pfiff aus den Tiefen des Röhrichts. Ein Pferd, ein Pferd! ſchrie Jaques, und zehn Minuten ſpäter kam ein Pferdehüter angeſprengt, umgeben von einem Rudel wilder Pferde, unter deren Tritten das Rohr zuſammenknackte und dort und da Lachen aufſpritzten wie flüſſiges Feuer; denn das Waſſer dieſer Sümpfe in der Nähe des Meeres leuchtet. Auch die Tropfen, die an ihren Hufen, Schweifen oder Mähnen hängen blieben, leuchteten wie Feuer durch die Nacht.

Zum Teufel! rief der Hirt, was weckſt du mich und meine Pferde mitten in der Nacht?

Ich muß ein Pferd haben, antwortete Jaques kurz.

Ein Pferd! das iſt leicht geſagt, antwortete der Hirt; keines dieſer edlen Sumpfkinder hat noch je ein menſchliches Weſen auf ſeinem Rücken getragen.

Gieb mir deines! ſagte Jaques.

Und ich ſoll unberitten bleiben? fragte der Hirt; nicht um die ganze Camargue und die Weinhügel von Lunel!

Du ſollſt, wenn ich wieder komme, einen ganzen Monat lang Fiſche, Polypen und Krabben umſonſt bekommen.

Und Krabben? wiederholte der Hirt nachdenklicher.

Und Krabben und Seeſterne!

Das läßt ſich hören!

Der Hirt ſprang ab, Jaques ſchwang ſich auf ſein Pferd, und fort gings. Jaques führte mich kürzere und bequemere Wege; wo ſie zu eng wurden, ſcheute ſein ſchlammgebornes Pferd weder Sumpf noch Schilf und ſprang wie der Wind über beide hinweg. Mein Begleiter ſprach wenig und ſchien die Ankunft in Arles nicht erwarten zu können; er ſtieß und ſchlug ſein Roß, ſo flogen wir dahin und kamen in der Stadt an, noch bevor es in den Gaſſen lebendig geworden.

Es war noch zu früh, um zu Gloria zu gehen; ſo ſtellten wir die Pferde in den Stall, und ich warf mich auf mein Bett, um nach der ermüdenden Nacht auszuruhen, während Jaques in meiner Stube auf und ab rannte. Oft blieb er am Fenſter ſtehen und ſtarrte hinaus, ob die Sonne nicht ſchon über die Dächer ſteige; dann wieder hielt er vor meinem Bette und ſah mich vorwurfsvoll an, daß ich ſo ruhig daliegen könne. Endlich ſchien ihm die Zeit gekommen, eben da ich eingeſchlafen war; er ſchüttelte mich und ließ nicht eher ab, als bis ich auf meinen Füßen ſtand und ihm in die Gaſſen folgte. Erſt vor der Thür Gloria's ſah er ein, daß es noch zu früh war, um einzutreten, und folgte meinem Rathe, noch einen kleinen Spaziergang zu machen. Bald haſtig, bald langſam und nachdenklich ſchritt er neben mir einher; ſein Geſicht brannte wie im Fieber, ſeine Locken hingen wirr und wild um Stirn und Nacken. Was kann ſie wollen? fragte er oft, ohne eine Antwort zu erwarten. Manchmal ſchien er einen Verdacht ausſprechen zu wollen, ohne den Muth dazu zu haben, und erblaßte und ſchwieg. So gingen wohl zwei qualvolle Stunden hin. Endlich lenkte ich die Schritte Gloria's Hauſe zu; vor ihrer Thür blieb Jaques plötzlich ſtehen und rief mit wüthendem Blicke: Und was thue ich ihr, wenn ſie uns in der That nur als Zeugen ihrer Verlobung braucht? — Ich unterdrückte einen Fluch der Ungeduld, und Jaques mit der einen Hand faſſend, pochte ich ſtark mit der andern.

Als wir in die Stube traten, ſaß der Maler ſchon da; Gloria

ging mit großen Schritten und unruhig auf und ab. Wie ſie uns erblickte, reichte ſie uns Beiden die Hände; Jaques ſtreckte ihr die ſeine mit Widerſtreben entgegen, ohne ſie anzuſehen, dann ſetzte er ſich in einen dunklen Winkel am Kamin und drehte ſeinen Hut im Kreiſe.

Gloria ſtellte ſich vor Paul hin und ſagte mit zitternder, doch lauter Stimme: Mein Herr, ich habe geſtern verlangt, daß Sie Ihren Antrag vor zwei Zeugen wiederholen; hier ſind dieſe zwei Zeugen.

Gloria, erwiderte Paul, gekränkt lächelnd, doch ſanft — Gloria, ich habe dein Mißtrauen verdient — ich habe ſo an dir gehandelt, daß du ein Recht haſt, jedes meiner Worte durch Zeugen geſichert zu wünſchen; reuig geſtehe ich das ein. Aber, Gloria, dieſe Demüthigung iſt nicht edel.

Mein Herr, fuhr Gloria fort, machen Sie ſich noch auf eine andere gefaßt — aber glauben Sie mir, daß ich ſie zu anderen Zwecken, nicht zu Ihrer Beſchämung erſonnen habe. Ich will mich nicht an Ihnen rächen, und wenn Das, was Sie jetzt erfahren ſollen, wie Rache iſt, ſo ſei mir Das vergeben, und es ſei mir vergeben, daß ich ſeit Wochen geheuchelt habe, daß ich gewünſcht habe, in Ihnen ein Gefühl wieder zu erwecken, das ich nicht mehr erwidern kann, und daß ich Das gethan, um Sie zu einer Erklärung zu bringen, die ich zur Rettung meiner Ehre in den Augen der Welt für nothwendig hielt. Daß ich Ihnen Das voraus ſage, mag Ihnen beweiſen, daß ich Sie edler Regungen für fähig halte. Und ſo frage ich Sie, fuhr Gloria mit erhöhter, faſt gebieteriſcher Stimme fort, ſo frage ich Sie, haben Sie mich geſtern zum Weibe begehrt?

Das that ich, ſagte Paul mit lauter Stimme, indem er aufſtand, und ich wiederhole hier meine Bitte.

Gloria ging mit lächelndem Geſichte auf Jaques zu und nahm ihn bei der Hand, dann ſagte ſie: Du haſt es gehört, mein Freund, und Arles, das mich an ſeiner Seite geſehen, wird es glauben. Ich hielt dieſe Ehrenrettung für nothwendig, ehe ich

dir, mein Freund, mein treuer, geliebter Freund, mit frohem Gemüthe mein ganzes Herz hingeben konnte. Nicht meinetwegen, die ich die Meinung der Welt mit Ruhe ertragen lernte, deinetwegen habe ich es ſo gewollt.

Dann wandte ſie ſich zu Paul und fuhr ſanfter fort: Sie, mein Herr, ſpreche ich jeder Schuld und jeder Verpflichtung gegen mich los und ledig. Von heute an iſt nichts zwiſchen uns, was uns trennt oder verbindet; dieſem Manne, der treu bei mir ausgehalten hat, als ſich Alles von mir abgewendet, gehöre ich von heute an für alle Zeiten. — —

Nur wenige Wochen nach dieſem Tage zog Jaques mit Gloria in die einſame Fiſcherhütte, fern von der Meinung der Welt. Die Einſamkeit war ihr lieb geworden, und nun theilte ſie ſie mit Einem, der ſie, den ſie liebte. Wenn dem Wanderer auf ſeinen Streifzügen durch die weltentlegene, intereſſante Camargue, an der Düne des Etang von Valcarès, aus niederer, doch friedlich anmuthender, mit Fiſchernetzen behängter Hütte, ein Weib von höherer Schönheit entgegen tritt, ſo kennt er dieſes Weib und ſeine Geſchichte.

3.

Der blinde Wilhelm.

Die Schickſale meiner Freunde, die Schönheit der Einwohner waren nicht die einzige Urſache meines längeren und wiederholten Aufenthaltes zu Arles. Neben ihnen hielten mich in dieſer merkwürdigen Stadt vorzugsweiſe ihre Bau-Monumente und unter dieſen wieder beſonders die Schöpfungen romaniſchen Styles zurück. Was kann es Intereſſanteres geben, als eine Entwicklung zu belauſchen, eine Entſtehungs-Geſchichte ihren Quellen entgegen, wie ihren Ausgangspunkten zu, auf und ab, zu verfolgen, ſei es nun die Entwicklungs- und Entſtehungs-Geſchichte

eines Individuums, eines Volkes oder einer Kunſtrichtung. Nur der Philiſter hat Angſt vor dem Werdenden; er freut ſich bloß am Fertigen und klammert ſich mit krampfhafter Erhaltungsſucht daran, ſelbſt wenn es ſchon ein Abgeſtorbenes. Das iſt es, was ihn vorzugsweiſe vom eigentlichen Menſchen unterſcheidet. — Vielleicht nirgends wie im ſüdlichen Frankreich liegt ein Land gleich dem aufgeſchlagenen Geſchichtsbuche der romaniſchen Bauart da. Da kann man es deutlich und klar herausleſen, wie von griechiſcher Anmuth die römiſch-koloſſale Kraft gezeugt worden und wie dann auf das römiſch-übermüthige, gebietende, imperatoriſche Bewußtſein die chriſtliche Demuth folgte. Man ſtelle den griechiſchen Tempel von Nimes, das Triumph-Thor von St. Remy oder von Orange und die Kirche von St. Gilles oder den Kloſterhof von St. Trophime in Arles neben einander, und man wird die Familien-Aehnlichkeit, nur modifizirt durch Stand, Charakter, Zeit und Religion, auf den erſten Blick erkennen. So wird Einem der romaniſche Styl erſt intereſſant und nach längerer Vertrautheit, trotz dem Ascetiſchen in ſeiner Ganzheit, trotz dem Embryonenhaften in ſeinen Verzierungen, endlich ſogar werth. Man liebt in ihm die Züge, die Bewegungen der lateiniſchen Mutter oder helleniſchen Großmutter, je nachdem man der einen oder der anderen den Vorzug gibt. Und endlich ſagt man ſich mit jener Freude, die man bei Auflöſung eines Räthſels empfindet: in einem Lande, wo Sidonius Apollinaris in klaſſiſcher Römerſprache chriſtlich ſchrieb, wo aus römiſchen Senatoren- und Patrizier-Geſchlechtern Väter und Stützen der Kirche entſprangen, wie jener Sidonius Apollinaris, der liebenswerthe Gregor von Tours u. A. — in einem ſolchen Lande mußte ſich nothwendiger Weiſe dieſer romaniſche Styl zu hoher Blüthe entwickeln. — Ja man könnte, um den Genuß noch zu verlängern, aus einzelnen Andeutungen, wie z. B. aus den Bogen von St. Trophime, die ſich ſchüchtern und unmerklich zuſpitzen, herausleſen und prophezeien, wie die chriſtliche Demuth der erſten Jahrhunderte ſich im ſpäteren Mittel-

alter in jene Myſtik verwandeln werde, die himmelan, ins Unendliche ſtrebt. Aber dieſe Betrachtungen würden uns zu weit und bald nach dem Norden führen; uns aber thut es Noth, noch etwas im ſchönen Süden zu verweilen.

Das Wunderwerk von St. Trophime zu Arles, die Rudera an der Kirche Ste. Marthe zu Tarascon in der Provence, das unvergleichliche Portal zu St. Gilles und die romaniſchen Ueberreſte der Biſchofsſtadt auf der märchenhaften Inſel Maguelonne in Languedoc u. ſ. w. hatte ich ausgekoſtet; es blieb mir von romaniſchen Bauwerken in dieſen Gegenden nichts mehr zu ſehen übrig, als das von Wilhelm Kurznaſe, einem der Paladine Caroli Magni, gegründete Benediktiner-Kloſter St. Guilhem le Déſert, das im Weſten an dem wilden Fluſſe Herault liegt.

Schon im Mai 1851, an einem ſonnigen Tage, wanderte ich von der berühmten Heraultbrücke, die auf römiſchen Pfeilern ruht, dem wilden Gebirgsſohne durch das Felſenthal entgegen. Rechts und links ſteil-abſchüſſige Bergwände, hart am ſchmalen Wege der tiefe Abgrund, in welchem der Fluß ſchäumt und jammert. Troſtloſe Oeden bis in die Nähe des Dorfes. Dort befindet ſich jene urſprünglichſte Brücke, das ſchreiendſte Widerſpiel der kunſtreichen römiſchen am Eingange des Thales; ſie beſteht aus einem einzigen Seile, das, an Felsſtücke geknüpft, ſchlaff über dem Abgrunde ſchwebt und an welchem der Wanderer vermittels eines Rädchens und eines Querſtabes von einem Ufer zum andern gelangt. Als ich an dieſer primitivſten aller Brücken angekommen war, bot ſich mir eines der lieblichſten Schauſpiele dar. Vom jenſeitigen Berge herab kam ein junges Mädchen, friſch und luftig von einer Felskante zur anderen ſpringend, das kurze Gewand vorn aufgeſchürzt, das ſchwarze Sammtjäckchen phantaſtiſch um die Schultern geworfen, den breiten Strohhut leicht auf den einen Scheitel gebunden. In den Armen trug ſie eine kleine Harfe, die ſie, um ſie vor den Felſenſpitzen zu behüten, bei ihren gewagten Sprüngen hoch in die Lüfte hob und zugleich, ſie hin und her wiegend, zur Erhaltung

des Gleichgewichtes brauchte. So kam ſie glücklich an der Seilbrücke an. Da nahm ſie die Röckchen zuſammen und ſetzte ſich auf den Stab, der an einem kurzen Stricke vom Hauptſeile herabhängt und oben mit der Rolle verbunden iſt. Das Inſtrument legte die Harfeniſtin in den linken Arm, dann ſtieß ſie mit dem Fuße ab, und einen Jauchzer, eine Art Jodler ausſtoßend, der in den Bergen widerhallte, flog ſie mit Blitzesſchnelle über den felſigen Abgrund, in deſſen Tiefe hundert Tode gähnten. Wie ein Luftgeiſt war ſie während dieſes Fluges anzuſehen, und angſtlos, nur von dem ſchönen Anblick erfreut, ſtand ich am Ufer.

Bravo, Mademoiſelle, gut geflogen! rief ich ihr zu, als ſie mit einem kecken Sprunge gerade neben mir landete.

Ma foi! rief ſie — das ſind wir hier zu Lande gewohnt.

Sind Sie aus dieſem Lande? fuhr ich fort, indem ich mich ihr anſchloß und mit ihr dem Flecken zuwanderte — ich hätte das nicht geglaubt — denn Ihr Inſtrument iſt hier fremd, und dieſes hier iſt das erſte, das ich in dieſem Lande ſehe.

Sie haben Recht, erwiderte ſie, ich bin die Einzige in der ganzen Gegend, die Harfe ſpielt. Das hat ſeine Urſachen. Ich hab's von Einem gelernt, der eben auch nicht aus dieſem Lande iſt. Darum thut's mir auch Keiner nach! rief ſie mit einem gewiſſen kecken Geſichte, das ihr vortrefflich ſtand. — Sie ſind wohl fremd im Süden? fragte ſie dann und maß mich mit großen ſchwarzen Augen von Kopf bis zu Fuß.

Ja wohl, antwortete ich, ich komme aus einem fernen Lande, wo viel Harfe geſpielt wird.

Ei! rief ſie und blieb ſtehen und ſah mich noch einmal an — es wäre prächtig — wenn Sie aus Deutſchland wären.

Nun, wenn es prächtig wäre, ſo bin ich's auch!

Prächtig, herrlich! rief ſie aufjubelnd — kommen Sie, bitte, kommen Sie ſchnell, fügte ſie hinzu, indem ſie mich feurig am Arm faßte und Miene machte, mich in das Dorf hineinzuziehen. Dann aber blieb ſie ſtehen und fragte weiter: Aus welchem Lande Deutſchlands ſind Sie denn? ich weiß, Deutſchland hat viele Länder.

Es iſt ja merkwürdig, ſagte ich und mußte lächeln, es iſt ja merkwürdig, wie Sie mein Vaterland kennen! Ich bin aus jenem der vielen deutſchen Länder, das man Böhmen heißt.

Die Freude der Kleinen hatte keine Gränzen; ſie ſprang in die Luft, ſie klatſchte in die Hände, ſie jauchzte auf, ja, ſie war nahe daran, mich zu umarmen. Ich ſtand verdutzt da und begriff nicht, warum das Languedoker Mädchen ſich ſo ſehr am Anblick eines Böhmen erfreute, als wäre ein Böhme ein Phönix oder Paradiesvogel. Wie wird ſich der alte Mann freuen! rief ſie endlich; ſeine blinden Augen werden weinen vor Freude! Der gute alte närriſche Mann! Pecayré! Wie ſchade, daß er Sie nicht ſehen kann!

Da ich noch ſtutzte und ſie verwundert anſah, fügte ſie ihren Ausrufen wie erklärend hinzu: Er iſt ja Ihr Landsmann, mein alter Großvater. Er iſt auch aus Böhmen! Aber ſeit vierzig Jahren iſt er aus ſeiner Heimat fort, und er hat keinen Landsmann begrüßt, und er ſehnt ſich ſo ſehr zurück nach ſeiner Heimat! — Liebſter, beſter Herr, bat ſie, die Hände wie zum Gebete faltend, kommen Sie mit mir, ſprechen Sie zu ihm, das wird ſein altes Herz erfreuen, das wird ihn glücklich machen; Sie thun ein gutes Werk.

Wie ſie ſo bittend vor mir ſtand und ſich ihr ſüdliches, braun blaſſes Geſicht vor Freude und Innigkeit röthete und die dunkeln Augen noch glühender wurden, war ſie ganz lieblich anzuſehen.

Liebes Kind, ſagte ich, führen Sie mich, wohin Sie wollen; ich werde mich auch freuen, einen Landsmann zu ſehen.

So kommen Sie, bon Mossjou! rief Sie freudig und eilte mir ungeduldig einige Schritte voraus.

Ich begriff nun, woher ſie die in dieſem Lande ausgeſtorbene Kunſt des Harfenſpielens hatte, und wie die Harfe, ein exotiſches Inſtrument im ſüdlichen Frankreich, in ihre Hände gekommen. Ich ſagte mir, daß ihr Großvater wahrſcheinlich einer jener herumziehenden böhmiſchen Muſikanten ſei, die durch aller Herren Länder wandern und oft in weiter Ferne ſitzen bleiben.

Iſt Ihr Großvater ein Muſikant? fragte ich.

Ob er ein Muſikant iſt? Er ſpielt alle Inſtrumente der Welt! rief das Mädchen zurück.

Schien mir dieſe Antwort auch etwas übertrieben, ſo erinnerte ſie mich doch an das Sprüchwort, das da ſagt, man dürfe einen Böhmen nie fragen, ob er ein Inſtrument ſpiele, ſondern wie viele er ſpiele. Sehen Sie, fuhr ſie fort, von ihm habe ich die Harfe ſpielen gelernt, und es gibt keine Hochzeit auf zehn Stunden in der Runde, wo ich nicht aufſpielen muß. Die Tuna und ihre Harfe ſind überall gern geſehene Gäſte, und das danke ich dem guten alten Manne. Er ſelbſt ſpielt nur noch ſelten; für Harfe und Zither ſind ſeine Hände ſchon zu ſchwach, und für Klarinette und Flöte iſt ſchon ſein Athem zu kurz. Aber er verſteht noch die Kunſt, und als er mich als kleines Mädchen unterrichtete, war er noch jünger. Und Lieder weiß er! Herr, man könnte ein ganzes dickes Buch vollſchreiben mit ſeinen Liedern. Ich verſtehe die Worte nicht, aber die Melodieen ſinge und ſpiele ich, und ſie gefallen den Leuten ganz außerordentlich und bringen mir viel Lob und Geld ein. Eben komme ich von einer Hochzeit zurück, wo ich geſtern den ganzen Abend aufſpielte und die Leute faſt weinten vor Rührung. Ich habe dem Großvater verſprochen, ihm was Schönes mitzubringen, und nun bringe ich ihm einen Landsmann. O, er wird weinen vor Freude! Er iſt manchmal — ſetzte ſie langſamer und traurig hinzu — ganz krank vor Heimweh, und da leidet er viel, und — ich leide auch dabei, wie gut er auch ſonſt iſt.

So ſprechend, ſchritt ſie immer raſcher vor mir einher und führte mich ſchnell in den Flecken. St. Guilhem le Déſert oder du Déſert füllt den ſchmalen Eingang in ein ungeheures Keſſel-Felſenthal aus, welches ohne jene ſchmale Oeffnung dem Thale aus der morgenländiſchen Sage gliche, aus welchem den Hineingeworfenen nur der fabelhafte Vogel Rock oder Simurg mit gewaltigen Flügeln tragen kann. Der Flecken ſelbſt iſt freundlich und mit der alten Kirche, dem alten Kloſterhofe und der Ruine

des Schloſſes Don Juans, die von der Höhe goldgelb herabblickt, gleich beim Eintritt ſehr maleriſch anzuſehen. Der viereckige Platz, zum Theil aus Gebäuden gleichen Styles und gleichen Alters mit der Kirche beſtehend, mit der friſch und reichſprudelnden Fontaine in der Mitte, könnte ſich, was intereſſante Schönheit betrifft, mit manchem berühmteſten Platz mancher berühmten Stadt meſſen. Die Stille, die auf ſeinen Räumen ruht, die aus den durch Säulchen getrennten Bogenfenſtern blickt, das Plätſchern der Ciſterne, die ungeheuren Felshäupter, die ſich überall vorbücken, um über die Dächer herein zu lugen, geben ihm noch einen beſonderen Reiz. Ich durfte Das alles nicht länger genießen, denn Tuna ſchritt, immer und eifrig vor ſich hinſprechend, ſchnell vorbei und auf ein Haus los, das ſich zwiſchen Kirche und Felſen, in den verſteckteſten Winkel St. Guilhems hineingezwängt hat. Es gehörte ehemals wahrſcheinlich mit zum Kloſter, denn es ſah mir wie eine Fortſetzung deſſelben aus. Sie ſtieß an eine Thür, die unverſchloſſen, obwohl die große Halle, in die ſie führte, menſchenleer war.

Großvater iſt nicht zu Hauſe, ſagte ſie, ſtellte ihre Harfe in den Winkel, nahm mir mein geringes Gepäcke ab, legte es auf einen Schrank und lief dann ſchnell wieder an die Thür. Ich werde gleich wiſſen, wo er ſteckt, ſagte ſie und ließ darauf aus voller Bruſt einen weithin tönenden Ruf, der mit dem Tiroler Jodler viel Aehnlichkeit hatte, den Bergen entgegenſchallen, woher er in vielfach gebrochenen Echo's zurückkam. Kaum war der Wiederhall verſtummt, als ſich von der Höhe ein lang gezogener, rufender Flötenton hören ließ.

Großvater hütet die Schafe beim Schloſſe Don Juans, ſagte ſie — kommen Sie! — Ich geſtehe es, daß ich bei der ſtarken Nachmittagshitze viel lieber ausruhend in der kühlen Stube geblieben wäre; aber es ſchien ihr ſo viel daran zu liegen, meine Bekanntſchaft mit dem Großvater zu beſchleunigen, daß ich ohne Widerrede folgte. Sie führte mich durch eine dunkle Gaſſe, deren eine Seite von den Häuſern, die andere von der Felſenwand

gebildet war, dann aufwärts einen ſchmalen, ſteilen Felſenpfad. Bald ſchritten wir in der brennendſten Sonnenhitze, mitten durch ein Labyrinth einzelner thurmartig aufragender Steinſpitzen, die glühten, wenn man ſie berührte.

Wie kommt es, fragte ich Tuna, daß Ihr Großvater Schafe hütet, da er doch, wie ich aus Ihren Reden entnommen habe, blind iſt?

Das thut nichts, antwortete Tuna, immer weiter wandernd — die Schafe kennen ihn und ſeine Flöte. Mit dieſer führt er ſie, wie er will, auf die Berge und wieder heim. Auch hat er einen guten Hund, und er ſelbſt kennt alle Wege auf dieſen Bergen und verirrt ſich nie. Er hat ſie eben meiſt als Blinder kennen gelernt. Abends beſorgt ein Anderer die Schafe für ihn, und ſo hat ihm Herr Grenier, der Proprietär, den Dienſt gelaſſen.

Wir ſtiegen weiter. Nach ungefähr zehn Minuten waren wir an den Ruinen des Schloſſes. — Wo biſt du, Großvater? fragte Tuna.

Hier, mein Kind! Hier, mein Töchterlein! antwortete eine Greiſenſtimme. Tuna winkte mir, leiſe aufzutreten, und ging um die Ruinen, dem Schatten zu, wo in einer durch Verfall entſtandenen Niſche ein Greis in der einfachen Leinwandtracht der Bauern dieſer Gegend ſaß. Die ſchwarze Sammtjacke, ſo wie den breiten Hut hatte er neben ſich hingelegt, und reiche, aber hellweiße Locken fielen ihm über Nacken und Hals und rahmten ein tiefdurchfurchtes, ſonnengebräuntes, doch ſanft und zärtlich lächelndes Geſicht ein. Den Augen ſah man es kaum an, daß ſie blind waren; ihr etwas matter Schein erhöhte nur noch die Milde des ganzen Geſichtes, und nur die Bewegungen, das ungewiſſe Entgegenſtrecken der Arme verriethen die Blindheit und flößten durch ihre Unbeholfenheit Mitleid ein.

Biſt du da, Tunette, biſt du da? rief er voll Freude und drückte ſie in die Arme und ſtreichelte ihr die Haare. — Wie iſt es dir ergangen? Was haſt du ihnen geſpielt? Warum biſt du ſo lange ausgeblieben?

Es iſt mir gut gegangen, Großväterchen, antwortete Tuna, deine Lieder habe ich ihnen geſpielt, und ſo gut haben ſie ihnen gefallen, daß ſie mich heute morgen nicht fortlaſſen wollten und daß ich ihnen noch aufſpielen mußte.

Das glaube ich, daß ihnen meine Lieder gefallen haben, ſagte der Alte lächelnd. Dann mit Einem Male murmelte er, immer Tuna ſtreichelnd, auf Deutſch vor ſich hin:

Hier ſind wir arme Narren
Auf Plätzen und auf Gaſſen
Und thun die ganze Nacht
Mit unſrer Muſik paſſen.

So bald der helle Tag
Sich nur beginnt zu neigen,
Gleich ſtimmen wir die Laut',
Die Harfen und die Geigen.

Tuna blinzelte mir zu und fragte mich mit den Augen, ob ich das kenne. Ich blinzelte wieder, und ſie lächelte, indem ſie mir die Achſel zuckend und mit einer Handbewegung andeutete, daß ſie nichts davon verſtehe.

Siehſt du, Tuna, ſagte der Alte, nachdem er dieſe Strophen des deutſchen Volksliedes vor ſich hingemurmelt hatte, wieder in der Landesſprache, ſiehſt du, mit meinen Liedern wirſt du den Leuten immer gefallen. Es kann gar nicht anders ſein; die deutſchen Lieder ſind die ſchönſten der Welt und rühren jedes Herz. Und wenn du ihnen erſt die Worte ſingen könnteſt, und wenn ſie ſie verſtehen könnten, dein Glück wäre gemacht; auf den Händen würden ſie dich tragen von Dorf zu Dorf. Haſt du ihnen denn auch mein Leiblied geſpielt? Weißt du, dieſes? — Und er nahm die Flöte und blies die Weiſe zu den Worten:

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an.

Es wiederhallte traurig und klagend in den Felſen.

Freilich habe ich das, Großväterchen, ſagte Tuna liebkoſend, — du weißt, daß ich immer dein Lieblingsſtückchen ſpiele.

Bah! es nützt nichts, ſagte der Alte plötzlich verdrießlich — wie oft hab' ich ihnen all die ſchönen Sachen vorgeſpielt und vorgeſungen, und jetzt thuſt du's — aber ſie lernen's nicht. Hab' ich doch immer geglaubt, ich werde einmal wo im Felde, von irgend einem Jungen oder einem Mädel ſo ein Lied ſingen hören, es iſt mir noch nicht paſſirt. Glaub, Tuna, dazu muß man deutſches Blut in den Adern haben, wie ich und du, ſonſt verſteht man's nicht.

Tuna lächelte mich wieder an, während ich gerührt auf den Greis ſchaute, den es grämte, daß er das deutſche Volkslied in Languedoc nicht heimiſch machen konnte.

Aber es iſt noch Jemand mit dir gekommen, Tuna, fuhr der Greis fort; ich hörte dich auf dem Wege ſprechen, und jetzt höre ich noch den Athem von Jemand, der in der Nähe ſteht. Biſt du es, Denis?

Nein, Großvater, es iſt nicht Denis, antwortete Tuna raſch, bevor ich erwidern konnte.

Wer iſt es denn?

Ein fremder Herr.

Ein fremder Herr, fragte er erſtaunt, indem er ſich ein wenig gegen die Seite, wo ich ſtand, verneigte — womit können wir Ihnen dienen? fragte er höflich weiter.

Ich habe den Herrn gebeten, mit mir zu kommen, weil ich wußte, daß es dir Freude machen wird! ſagte Tuna.

Gewiß, ſagte der Alte, ſich noch einmal vor mir verneigend — aber —

Der Herr kommt aus weiter Ferne, fuhr Tuna fort.

Aus weiter Ferne? wiederholte der Alte, noch immer ungewiß, was er aus dem Beſuche machen ſolle.

Er kommt aus Deutſchland — ſagte Tuna vorſichtig.

Aus Deutſchland! wiederholte er, vor Freude faſt ſchreiend.

Der Herr kommt aus Deutſchland, aus Böhmen, iſt dein Landsmann! fuhr ſie langſam fort, indem ſie vorſichtig, doch freudig die Ueberraſchung beobachtete, die ſich in allen Zügen, in der ganzen Geſtalt des alten Mannes ausdrückte.

Er ſtand regungslos da; nur die Arme bewegte er und ſtreckte ſie mir mechaniſch entgegen. Er wollte ſprechen und konnte nicht, er wollte auf mich zugehen und war keines Gliedes mächtig. Endlich kam eine Art Stammelns hervor. Tuna und mir wurde bange, denn die Aufregung des alten Mannes ſchien ganz außerordentlich. Um ihn zu ſich zu bringen, faßte ich eine der dargereichten Hände mit meinen beiden und ſagte: Ihre Enkelin meinte, es werde Ihnen Freude machen, einen Landsmann zu ſprechen.

O Herr! ſeufzte er aus tiefſter Bruſt auf, drückte mir die Hände krampfhaft und tappte dann nach dem Steine zurück, auf dem er vorhin geſeſſen hatte. Wie gebrochen, ſank er dort zuſammen. Tuna kniete neben ihn nieder und ſtreichelte und überhäufte ihn mit den zärtlichſten Liebkoſungen. Er drückte ihren Kopf an die Bruſt und fing laut zu weinen an; Tuna weinte mit ihm. Der große Schäferhund aus den Pyrenäen, der unruhig die ganze Szene mit angeſehen hatte, ſchlug an und maß mich mißtrauiſchen Auges. Tuna beruhigte ihn, und er legte ſich vor ſeines Herrn Füße.

O Herr, ſagte dieſer, wieder zu mir gewendet und in deutſcher Sprache, verzeihen Sie der Schwäche eines alten Mannes. Bald ſind es vierzig Jahre, ja vierzig Jahre, daß ich kein deutſches Wort gehört habe. Hätte ich nicht mit mir allein geſprochen, und hätte ich nicht meine Lieder geſungen, ich würde die Sprache meiner Mutter wohl längſt vergeſſen haben.

Nach dieſen traurig ausgeſprochenen Worten etwas ruhiger, deutete er mit der Hand, daß ich mich neben ihn ſetzen ſolle, und ſchob vorſorglich ſeine Sammtjacke hin, um mir einen weichen Sitz zu bereiten. Er bat mich, etwas von der Heimat zu erzählen, und ich erzählte ſo viel als möglich; doch verſchwieg ich, daß ich ſie ſelbſt ſchon vor mehreren Jahren verlaſſen habe, um meinen Mittheilungen nichts von den ihm wohlthätigen Reizen zu benehmen. Oft unterbrach er mich mit Ausrufungen, wie: O Das kenne ich! da bin ich oft geweſen! — wer hätte Das

geglaubt vor vierzig Jahren! — wie ſich die Dinge ſchnell ändern! — ich werde Das wohl nie wiederſehn! Er fragte mich dann um Namen und Reiſezweck und verlangte von Tuna, daß ſie ihm den Fremdling genau beſchreibe. Tuna that es lachend, indem ſie mich ſo gut, als es in Worten ging, von Kopf bis zu Fuß abmalte.

Verzeihen Sie, ſagte der Alte, verzeihen Sie die Freiheit, die ich mir nehme. Landsleute ſind in der Fremde wie Anverwandte. Ich heiße Wilhelm Hille und bin aus dem Petſchauer Thale, unweit von Karlsbad; hier im Flecken nennt man mich nur den blinden Wilhelm. Ich bin auf ganz andere Weiſe hieher gekommen als Sie.

O, ſagte ich, ich weiß es ja, wie böhmiſche Muſikanten die Welt durchziehen und in den verſchiedenen Ländern ſitzen bleiben. Es gibt ihrer überall, in Schweden, in Amerika, in Spanien.

Nein, ſagte der Blinde, bei mir war's anders. In meiner Jugend, als Junge von vierzehn Jahren, bin ich auch mit vielen Kameraden in die Welt gelaufen und habe in aller Herren Ländern aufgeſpielt. Am Längſten bin ich in Deutſchland herumgezogen, in Sachſen, in Weſtfalen, am Rhein, in Schwaben, und da habe ich nach und nach alle die ſchönen Lieder gelernt, die wir im deutſchen Böhmen ſo ſelten zu hören bekommen. Dann aber war ich auch in Dänemark, in Schweden und in Holland. Ich war ſchon weit über die Zwanzig, als ich wieder nach Hauſe kam und mir mit der Erſparniß ein Häuschen bauen wollte. Aber da brach eben der Krieg aufs Neue aus, und ſie ſteckten mich unter die Soldaten, und weil ich ſo viele Inſtrumente ſpielte, wurde ich als Hoboiſt, zu meiner größten Freude, der Regiments-Muſik beigegeben. Wir zogen mit der Armee in Frankreich ein, und unſerm Regiment wurde Lyon als Garniſon angewieſen. Da brachen in Nimes die Unruhen zwiſchen Katholiken und Proteſtanten aus, und weil die meiſten Soldaten nach dem Falle des Kaiſers deſertirt waren und die noch übrigen bezwungen oder maſſakrirt wurden, rief der Herzog von Angouleme die Oeſterreicher aus Lyon zur Hülfe. Viertauſend

Mann marſchirten dahin; der größte Theil beſetzte Nimes und vertrieb die Ruheſtörer, die von Katholiken und Proteſtanten gleich ſehr gehaßt waren. Einige hundert Mann und mit ihnen die Regimentsmuſik blieben in Uzès, welches ruhig war. Aber die Räuber, welche ſich Verdets nannten, durchzogen nun das offene Land und griffen die nur ſchwach oder gar nicht beſetzten Orte an. So kamen ſie eines Tages auch nach Uzès; an ihrer Spitze ſtand der ſchreckliche Böſewicht Graffan, der auch Quatretaillon oder der vierfache Henker hieß. Sie plünderten, mordeten und legten Feuer an; Katholiken oder Proteſtanten, Alles war ihnen gleich. Da war aber ein guter Mann und Prieſter, der Abbé Pathien, dem das Weſen der Verdets ein Gräuel war. Er ſuchte die erſchrockenen Einwohner zu ſammeln und forderte auch die Oeſterreicher auf, ſich an ihn anzuſchließen und die Räuber zurückzuſchlagen. Das thaten die Oeſterreicher, und wir Muſikanten liefen mit. Den guten Abbé an der Spitze, ſchlugen wir Quatretaillon bald aus der Stadt; nun aber verbreiteten ſich ſeine Banden in der Umgegend; wir erfuhren es und eilten in einzelnen Haufen hinaus. Aus einem einſam ſtehenden Landhauſe kam uns Geſchrei und Hülferuf entgegen, obwohl das Haus, wie es das Marienbild über der Thür anzeigte, von Katholiken bewohnt war. In der Thür ſtand ein Mädchen, das allein den Eingang gegen fünf Verdets vertheidigte. Ihr Geſicht war todtenbleich, das Haar zerrauft, die Kleider in Unordnung. Auf der Bruſt trug ſie bereits eine Wunde, und das Blut floß in Strömen herab — dennoch hielt ſie ſich aufrecht mit der einen Hand an den Pfoſten und ſtieß mit der anderen die heranſtrömenden Räuber zurück.

Sehen Sie, lieber Landsmann, unterbrach hier der Alte ſeine Erzählung, ſehen Sie hier meine Tuna an; alle Leute ſagen, daß ſie jenem heldenmüthigen Mädchen ähnlich iſt; jenes Mädchen war ihre Großmutter und hieß wie ſie Tuna oder Marqueſuna. — Wie glücklich wäre ich, könnte ich in dieſes Geſichtchen ſehen! ſagte er zärtlich, indem er Tuna's Kopf in

beide Hände nahm und ſich hinabbeugte, als könnte er wirklich in das ſchöne Antlitz des jungen Mädchens ſchauen.

Der Alte fuhr fort: Eben da wir ankamen, legte Einer ſein Feuerrohr auf das Mädchen an; ich ſchlug es ihm aus der Hand und ihn ſelbſt mit einem Säbelhieb zu Boden. Bei unſerem Anblicke flohen die anderen Verdets, und das Mädchen ſtürzte kraftlos und ohnmächtig zuſammen. Ich trug ſie ins Haus, während meine Gefährten die Verdets verfolgten. In der Stube fand ich eine vornehme Familie, aus einer Dame und einigen Kindern beſtehend. Tuna, das Kindermädchen, hatte ſie vertheidigt. Ihnen übergab ich die Verwundete und wollte meinen Kameraden folgen; ich konnte nicht. Ich konnte das Mädchen nicht verlaſſen, ſo lange die Wunde blutete und ſo lange ſie die Augen nicht aufſchlug. Ihr erſter Blick dankte mir für die Errettung, und dann konnte ich wieder nicht gehen. — Wozu die lange Geſchichte, Herr? Ich kam jeden Tag und verbrachte ganze Tage bei der holdſeligen Tuna. Die Wunde war nicht tödtlich, ſie ſchloß ſich bald, und Tuna genas unter meiner und der Familie zärtlichen Pflege. Da verbreitete ſich das Gerücht, daß die Oeſterreicher Uzès verlaſſen würden, und aus allen Dörfern, Flecken und Städten floh man ins Gebirge der Cevennen, wo man ſich vor den Verdets weniger glaubte fürchten zu müſſen. Auch Tuna zog mit ihrer Herrſchaft in die Gebirge. Die Dörfer waren nicht groß genug, um alle Flüchtlinge zu beherbergen, ſo wohnten ſie unter Zelten auf Feldern, in Weingärten, auf den Bergplateau's und ſtellten Wachen aus, welche die ganze Umgegend beobachten mußten. Da ſie in großer Anzahl verſammelt und die Eingänge in die Thäler leicht zu vertheidigen waren, ſo kamen auch die Verdets nicht, und die Flüchtlinge lebten in Frieden — Katholiken und Proteſtanten mit einander. Die Regimentsmuſik hatte in jener Zeit wenig zu thun, und ich wanderte, mit und ohne Urlaub, jeden Morgen früh einige Stunden weit ins Gebirge zu den Flüchtlingen und kam erſt ſpät in der Nacht zurück. Um den Flüchtlingen eine Freude zu machen, wohl auch

um Tuna meine Kunſt zu zeigen, nahm ich Flöte und Klarinette mit, und die Jungen tanzten nach meiner Muſik. Ich war ein gern geſehener Gaſt und fühlte mich wohl bei den Verfolgten und glücklich bei Tuna. Bald blieb ich Tage und Nächte lang draußen, und immer ſchwerer wurde es mir, von Tuna ins Standquartier zurück zu kehren. Ich durfte mir Manches erlauben, denn der Hauptmann nahm es mit den Muſikanten nicht genau. Wie ich aber einmal nach Uzès zurückkomme, war die öſterreichiſche Garniſon ab und nach Nimes gezogen, um ſich mit dem Hauptkorps zu vereinigen. Von dort aus ſollten ſie zuſammen über die Rhone wieder nach Lyon und endlich von Lyon aus nach Oeſterreich zurückmarſchiren. Ich konnte nicht nach, ich wußte ja nicht, ob mir Tuna folgen wollte. Das mußte ich erſt wiſſen, und ich ging wieder ins Gebirge. Aber ich hatte nicht den Muth, ſie darum zu fragen, und ſo vergingen Tage um Tage, und endlich erfuhr ich, daß das Regiment nach Lyon abmarſchirt ſei. Ich war beſtürzt, doch dachte ich mir, daß ich wohl noch vor Abzug der Truppen mit Tuna in Lyon eintreffen und mit leichter Strafe davon kommen könnte, wenn ich mich ſelber ſtellte, und daß ich dieſe Strafe mit Freude für Tuna tragen würde. Wenn ich ſie nur anſah, war aller Kummer, waren alle Sorgen dahin. Wir Muſikanten ſind ein ſo leichtes Volk. Und wie die Tage vergingen, wurde auch meine Sorge immer geringer, und einmal als beim Brande eines Dorfes, den die Verdets angelegt hatten, meine öſterreichiſche Uniform zu Grunde ging und ich gezwungen war, die Tracht der Leute aus dieſem Lande anzulegen, kam ich mir gar nicht mehr wie ein öſterreichiſcher Soldat vor. Zur ſelben Zeit wurde ich in den öffentlichen Blättern vom öſterreichiſchen Kommando als Deſerteur ausgeſchrieben; das fiel mir ſchwer aufs Herz. Tuna ſagte mir, ich ſolle tiefer ins Gebirge gehen, in das Dorf, wo ihre Eltern wohnten, und ſie wolle mir bald nachfolgen. Dieſe Verſicherung entſchied, und ich ging ins Gebirge. Ich erinnerte mich noch ganz genau, daß ich auf dem ganzen Wege, die ganze Nacht immer die Worte ſang:

Gute Nacht, ihr Offizier,
Korporal und Grenadier,
Und Grenadier.
Ich ſchrei mit heller Stimm',
Von Euch ich Urlaub nimm,
Ja, Urlaub nimm.

Doch war mir's ſchwer, ein Deſerteur zu ſein, wenn ich auch nie ein rechter Soldat geweſen bin. Aber ich ergab mich drein, als ich hörte, daß die Oeſterreicher aus Lyon fort waren, und als eines Tages Tuna mit ihrem Bündel bei den Eltern ankam und zu mir ſagte: „Du haſt mir das Leben gerettet, du haſt mir deine Heimat aufgeopfert; ich liebe dich und will dein Weib ſein.“ — Ich konnte nicht recht an mein Glück glauben; es war immer, als ob mich der Soldaten-Eid früher oder ſpäter doch zurückziehen müſſe, als ob ich an die Ferſe der Oeſterreicher mit eiſernen Ketten gebunden wäre. Von den Nachſuchungen der franzöſiſchen Behörden hatte ich nichts zu fürchten, denn die drückten die Augen zu und lieferten keinen Deſerteur aus; dennoch ſang ich mir immer, ſo oft ich Tuna anſah:

Wohl heute noch und morgen
Da bleibe ich bei dir;
Wenn aber kommt der dritte Tag,
So muß ich fort von hier.

Der blinde Wilhelm ſchwieg. Er ſchien alter Zeiten zu gedenken und mich und die ganze Umgebung zu vergeſſen. Dieſes Schweigen will ich benutzen, um dem Leſer dieſer wahrhaftigen Geſchichten eine Erklärung abzugeben. Es muß ihm auffallen, daß ich, höchſt unklug, wie es ſcheint, Enkelin und Frau des blinden Wilhelm mit demſelben Namen benenne und ſo vielleicht Unklarheit und Verwechslung verurſache. Ich thue das einmal, weil die hier genannten Perſonen wirklich ſo hießen, dann, um den Lokalbräuchen der Schauplätze, auf denen dieſe Geſchichten ſpielen, keinen Abbruch zu thun. Es iſt nämlich im ſüdlichen Frankreich beim Landvolke ſeit uralter Zeit hergebracht, daß ſich

der Name der Mutter immer auf die älteſte Tochter forterbt. So kommt es, daß derſelbe weibliche Name faſt in jedem Hauſe zweimal, oft dreimal vorkommt. Man unterſcheidet ſeine Trägerinnen dann nur durch verſchiedene Diminutive. Heißt die Großmutter Marqueſuna, dann nennt man ihre Tochter Quiſuna und ihre Enkelin Tuna. Stirbt die Großmutter, dann nimmt die ihr nächſte Generation ihren vollen Namen in Beſitz, ſo wie auch die zunächſt folgende zum erſten Grade der Verkleinerung vorrückt. Nur wenn die Jüngſte in der Reihe der Kindheit noch nahe iſt, behält ſie ihr kleinſtes Diminutiv, das man wohl auch aus Zärtlichkeit einer älteren Perſon gibt. So hatte Tuna, wie wir bald erfahren werden, längſt das Recht, den ganzen ſonoren Namen Marqueſuna zu tragen — aber weil ſie ſein holdſeliges Enkelein war, ließ ihr der Großvater ihren kindlichen.

Nicht ſo lange als dieſe Erklärung dauerte das Schweigen des Alten. — Mein Weib, fuhr er fort, machte mich doch bald Oeſterreicher und Eid vergeſſen. Aus den Weiſen, die ich vor mich hinbrummte oder auf der Klarinette blies, errieth ſie jedes Mal, welcher Kummer mich bedrückte, und ſie verſtand es, ihn zu vertreiben. Ich nährte mich gut mit meiner Muſik, denn ich war der einzige Muſikant im Gebirge, und Quiſuna gab mir bald ein liebes Töchterlein. Vaterland und Eid waren vergeſſen, ich war ſo glücklich. Da fing ein Unheil an, das . . .

Hier unterbrach ſich der Alte wieder in ſeiner Erzählung, indem er ſich mit der folgenden ſonderbaren Frage an mich wandte: Herr Landsmann, haben Sie wohl ſchon jemals Klarinettiſten geſehen, die gute, ſehende Augen hatten?

Doch wohl! antwortete ich und unterdrückte ein Lächeln.

Ich auch! ſagte der Alte ganz ernſthaft, ich habe ihrer auch geſehen, aber nicht viele. Es ſcheint ein Fluch auf dieſem Inſtrumente zu liegen. Es iſt faſt das einzige Inſtrument, das Blinde lernen, und wer es mit ſehenden Augen lernt, der wird blind. So iſt es mir ergangen. Kaum zwei Jahre nach meiner Hochzeit wurden meine Augen ſchwach und immer ſchwächer;

kein Arzt und keine Brille half. Da rieth man mir, eine Wallfahrt hieher an das Grab meines Schutzpatrons, des heiligen Guilhem oder Wilhelm, zu machen und ihn um Heilung meiner Augen anzuflehen. Ich machte mich auf den Weg; mein Weib mußte mich führen, obwohl sie ihr Kind auf dem Arme trug. Die Reise durch das Gebirge dauerte über eine Woche; die Anstrengung, die Hitze hatten das Ihrige gethan, und ich war blind, bevor ich das Grab meines Schutzpatrons erreichte. Blind kam ich hier an, und ich war noch in den besten Jahren. Mein Schicksal fand großes Mitleid in St. Guilhem le Désert; es fand sich auch, daß Herr Grenier, der größte Proprietär des Ortes, ein Anverwandter der Familie war, bei welcher mein Weib gedient hatte, und in Erinnerung an den Dienst, den sie bei Vertheidigung des Hauses den Verwandten geleistet, und an die Wunde, an deren Folgen sie von Zeit zu Zeit noch immer litt, räumte er uns das alte Haus an der Kirche zur Wohnung ein. Was ein Weib kann, habe ich damals erfahren; mein Weib war mein Augenlicht und mein Stab, meine Hand und mein Fuß. Sie arbeitete bei Herrn Grenier und nährte das Kind und mich, da ich der Blindheit wegen nicht mehr umherziehen konnte, um mit meiner Musik etwas zu gewinnen. Herr, ich will Ihnen nicht lange erzählen vom Unglück der Blindheit, wie es mich Anfangs bedrückte, und auch nicht von dem größeren Unglück, das mich nur wenige Jahre darauf betraf. Die beständige Arbeit und die Folgen der Wunde, die sie tiefer verletzt hatte, als wir Anfangs geglaubt, zehrten an meinem Weibe, ohne daß ich blinder Mann es merkte, und ehe ich auf mein Elend nur in Gedanken vorbereitet war, lag Tuna auf der Bahre. Meine Tochter heirathete schon mit sechzehn Jahren — man heirathet früh in diesem Lande — einen braven Mann, einen Weber aus St. Guilhem; die Geburt dieses Kindes, das mir hier zu Füßen sitzt, gab ihr den Tod. So traf mich das Unglück Schlag auf Schlag. Das Kind hatte noch nicht sechs Jahre, als mir es der Vater als Führer gab; er selbst ging nach Aniane, um daselbst

in der Fabrik zu arbeiten, da dieſe Fabrik alle Weber des Ortes brodlos machte. Ich hatte indeſſen, wie ich oft in meinem Elend einſam zwiſchen den Felſen umherkroch, trotz meiner Blindheit alle Pfade auf dieſen Bergen kennen gelernt, und Herr Grenier konnte mir ſeine Schafe anvertrauen, die ich ſo abrichtete, daß ſie meiner Flöte folgten. Abends unterrichtete ich meine kleine Tuna in Geſang und Harfenſpiel und habe aus ihr die Freude des ganzen Landes gemacht. So ſind mir vierzig Jahre hingegangen in Glück und Jammer. Alles wollte ich ruhig und geduldig hinnehmen, wenn mir nur Ein Wunſch, nur Einer erfüllt würde.

Welcher Wunſch? fragte ich.

Wir wollen noch darüber ſprechen, ſagte der Alte in einem Tone, als fühlte er eine gewiſſe Angſt, davon anzufangen — wir wollen noch darüber ſprechen, und ich will mich mit Ihnen als meinem Landsmann berathen. Sie wohnen ja bei mir; Sie müſſen bei mir wohnen, ich muß das Glück haben, einen Landsmann unter meinem Dache zu beherbergen. Heute Abends wollen wir plaudern. Sie ſind ja nicht meinetwegen nach St. Guilhem gekommen, ſondern wohl um das Kloſter anzuſehen. So bitte ich Sie um Verzeihung, daß ich Sie mit meiner Geſchichte um Ihre Zeit gebracht habe. Ich konnte nicht anders: es iſt mir, als hätte ich zu einem lieben Verwandten nach ſpätem Wiederſehen geſprochen über Vieles, was mich drückte — ſo leicht iſt mir. Ich bitte Sie noch einmal um Verzeihung.

Ich drückte ihm die Hand, verſprach, Abends bei ihm einzukehren, und ging leiſe fort, um Tuna nicht zu wecken, die während der Erzählung, von der ſie wohl kein Wort verſtanden hatte, das holde Köpfchen auf das Knie des Großvaters gelehnt, eingeſchlafen war.

Die Kloſter-Ruinen mit ihren altehrwürdigen Gängen und Galerien, die wohlerhaltene Kirche mit ihren jüngeren, doch nicht minder maleriſchen Nebengebäuden, der große Platz vor der Kirche mit ſeinen Bauernhäuſern, welche alten kleinen Herrenſitzen gleichen, gaben mir den Reſt des Tages hindurch

volle Beſchäftigung und reichen Genuß. Das Buch von Laurens und Renuvier war mir ein bequemer und lehrreicher Führer. Erſt als ich nicht mehr darin leſen konnte, merkte ich, daß die Dämmerung und, ihr ſchnell auf dem Fuß, die Nacht hereinbrach. Es war Zeit zum Einkehren, und ich ging in die Wohnung des blinden Wilhelm.

Die Halle war von einer irdenen Ampel beleuchtet, die in der Mitte von der Decke herabhing. Doch ſtand noch auf dem Tiſche eine andere, antik wie jene geformt, getragen von einem hohen dreifüßigen Geſtelle aus gebranntem Thon. Dieſe wurde erſt bei meinem Eintritt von Tuna angezündet und beleuchtete ein bereitetes Mahl. Der Alte, der im Winkel hinter dem Tiſche ſaß, ſtreckte mir die Hand zum Gruße entgegen und lud mich ein, mir es bequem zu machen und mich am bereiteten Mahle zu ſtärken. Es hatte, wie das Mahl des ärmſten Mannes im ſüdlichen Frankreich, in den Augen des Nordländers einen reichen und zugleich griechiſch-antiken Charakter, denn es beſtand, neben dem kalten Fleiſche, aus edlen, freilich dießmal, der frühen Jahreszeit wegen, nur getrockneten Früchten, aus Oliven in Oel, aus Weinmuß, wie ihn die homeriſchen Helden genoſſen, aus trefflich duftenden Schaf- und Ziegenkäſen — alles Das auf irdenen, aber anmuthig geformten Schüſſeln. Zwiſchen dieſen ſtanden die zwei ſchlanken, irdenen, faſt etruriſch geformten Vaſen oder Krüge mit Henkeln, deren einer dunklen Wein, der andere friſches Quellwaſſer enthielt. Das heilige Brod lag in der Mitte von alldem auf der nackten Tiſchplatte. So wie ich mich hinſetzte, ſtellte ſich Tuna, gleich einer Sklavin, nach der Sitte des Landes, die den Frauen verbietet, ſich mit den Männern an den Tiſch zu ſetzen, hinter meinen Stuhl, um mich zu bedienen und eine Schüſſel nach der anderen hinzureichen. In der Hand hielt ſie ein Henkelkrüglein mit Oel, um dieſes, ſobald ich eine Olive aus der Schüſſel auf meinen Teller nahm, über die Frucht zu gießen. Sie ſtellte es nur dann hin, wenn ich mein Glas geleert hatte und eine neue Miſchung von Wein und Waſſer nöthig war.

Erſt als gegen Ende des Mahles ein junger Mann in die Stube trat, wurde ſie etwas zerſtreut. Sie nickte ihm vertraut, und er grüßte wieder, ſetzte ſich aber, um ſie in ihrem Geſchäfte nicht zu ſtören, ſchweigend in einen Winkel und legte den breiten Bauernhut vor ſich hin auf den Tiſch. Er trug das dunkelblaue Wollhemd der ſüdfranzöſiſchen Landleute, die rothe Schärpe um den Leib und die ſchwarze Manchesterhoſe. Das ſchwarze, kurz geſchnittene Haar ließ eine braune breite Stirn, dunkelſchwarze Augen, überhaupt ein ſchönes braunes Geſicht ſehen. Der Alte erkannte ihn am Schritt und rief ihm zu: Sind die Schafe wohlverſorgt, Denis?

Ja, Païré (Vater und Schaffner), antwortete der Jüngling mit ziemlichem Reſpekt.

Iſt das kranke wohl verbunden?

Ja, Païré.

Warum kommſt du heute ſo ſpät? fragte der Alte weiter.

Ich wußte nicht, daß Tuna ſchon zurück iſt, antwortete Denis naiv.

Ich konnte es dir nicht ſagen laſſen, entſchuldigte Tuna, zu ihm gewendet — erſt war ich mit dem Großvater auf dem Berge, dann mußte ich das Eſſen für dieſen Herrn, unſern Gaſt, beſorgen.

Denis ſah mich an, dann wandte er auf Tuna einen fragenden Blick.

Ein Landsmann Großvaters! ſagte ſie.

Bei dieſen Worten legte ſich Denis' Stirn in Falten; die Ankunft eines Landsmannes ſchien ihm nicht zu behagen.

Indeſſen war das Mahl beendet. Tuna trug ſchnell ab, dann eilte ſie auf Denis zu und reichte ihm die Hand, in die er herzlich einſchlug, und ſetzte ſich zu ihm. Das Paar fing leiſe an zu plaudern, während der blinde Wilhelm ſich zu mir wandte und, wie es ſchien, über Mancherlei nachdachte, das er mir zu ſagen hatte. Es kam mir vor, als müßte ich ihm helfen, und ſo begann ich: Mein Landsmann, Sie wollten mir etwas ſagen; was iſt es? Um was handelt es ſich? Sprechen Sie ohne Scheu,

aber ich bitte, es in Patois zu thun, da es mich genirt, vor dieſen zwei Landeskindern in ihnen unbekannten Worten zu ſprechen.

Wohl, mein Landsmann, antwortete Wilhelm in der Sprache des Landes, das iſt mir ganz recht, denn ich will, daß mich Tuna verſtehe und daß ſie vernehme, wie ſehr jeder Unparteiiſche ihr Benehmen gegen mich mißbillige.

Bei dieſen Worten erhob ſich Tuna raſch von ihrem Sitze, eilte dem Tiſche zu und ſetzte ſich mir gegenüber. So that auch Denis. — Ja, ſagte Tuna mit Kraft, während ſich ihre Wangen rötheten, ja, das will ich vernehmen! — Es war, als fühlte ſie ein Unrecht, das ihr widerfuhr, und als bereitete ſie ſich zu einer Vertheidigung.

Tuna, ſagte ich, ſieht mir nicht ſo aus, als könnte ſie ſich gegen ihren blinden, alten Großvater ſchlecht benehmen. Sie hat einen guten, herzlichen Blick, die kleine Tuna.

Denis ſah mich mit einem dankbaren Lächeln an, während er die Hand Tuna's faßte und ſie herzlich drückte. Gewiß, ſagte er, Herr, Sie haben Recht.

Schweige du, Denis, ſagte der Alte ſtreng, du biſt parteiiſch in dieſem Streite zwiſchen mir und Tuna. — Dann, zu mir gewendet, fuhr er fort: Herr, Tuna iſt ein gutes Kind; es iſt nichts auf der Welt, was ich ſo liebe, wie ſie. Sie hat ein Herz, ſo gut, wie das Herz ihrer Mutter und Großmutter. Sie iſt mein Alles, der Troſt meines Alters und das Auge meiner Blindheit. Aber in Einem iſt ſie verſtockt, in Einem ſetzt ſie mir ſo harten Sinn entgegen, daß ich verzweifeln muß, meinen liebſten Wunſch je erfüllt zu ſehen.

Hören Sie ihm aufmerkſam zu, ſagte Tuna zu mir — ich weiß, was er ſagen wird.

Sprich, alter Landsmann, rief ich halb ſcherzend dem Blinden zu, indem ich das Geſicht eines ernſten Schiedsrichters annahm.

Ich habe Sie, fuhr der Blinde fort, ich habe Sie heute Nach-

mittag nicht länger mit meiner unglücklichen Geſchichte langweilen wollen. Erlauben Sie mir jetzt, Ihnen weiter zu ſagen, wie es nach dem Tode meines Weibes und meines Kindes mit mir wurde. Allein in der Welt, allein mit dieſem Kinde, umgeben von Bergen, Häuſern, Menſchen, die ich nicht kannte, die ich nie geſehen hatte, fingen meine Gedanken an rückwärts zu fliegen, zurück in die Zeit meiner Jugend und zurück in die Berge, in denen ich geboren bin; Tage lang, Nächte lang (denn mir ſind ja Tag und Nacht gleich) dachte ich an nichts Anderes, als an die Heimat. Was früher, ſo lange mein Weib lebte und als ich noch ſah, in meinem Gedächtniſſe verwiſcht war, wurde wieder friſch; ich erinnerte mich an jedes Haus, an jeden Baum, an jeden Strauch, und das ganze Thal ſah ich immer im ſchönſten Frühlingslichte, wie es an dem Tage war, als ich es zum letzten Male verließ. Eine ſchreckliche Sehnſucht bemächtigte ſich meiner; ich konnte nichts Anderes denken, und wenn ich endlich müde und matt einſchlief, ſah ich Alles noch ſchöner als im Wachen. Im Traume ſah ich, wonach ich mich wachend ſehnte. Freilich erwachte ich manchmal in Angſtſchweiß gebadet, weil die Träume meiſt traurig endeten — denn immer kam es mir vor, als ob ich, der Deſerteur, entdeckte würde. Ich floh, ſie holten mich ein, ſie ſtellten mich vors Regiment, ſie erſchoſſen mich.

Der Alte ſeufzte tief auf und fügte dann die deutſchen Worte des Volksliedes hinzu:

Ach, in Trauern muß ich ſchlafen gehn,
Ach, in Trauern muß ich früh aufſtehn.
In Trauern muß ich leben meine Zeit,
Dieweil ich nicht kann haben, was mein Herz erfreut.

So ſang der Muſikant die Zeilen des deutſchen Volksliedes; ich aber, als ich den alten Wilhelm anſah, der traurig wie dieſe Worte, ſtumm und gebrochen vor mir ſaß, ich dachte an Dante, was er in ſeiner Abhandlung über die Beredtſamkeit ſagt: „Mit allen Unglücklichen fühle ich Mitleid, vor allen aber mit jenen,

die, vom Exile betroffen, ihr Vaterland nur in ihren Träumen ſehen."

Nach einer langen Pauſe, während welcher der herausfordernde Ausdruck auf Tuna's Geſichte einem milderen, mitleidsvollen gewichen war, nahm der blinde Wilhelm wieder das Wort. Beſonders im Frühlinge, ſagte er, wurde mir wehe; ich wollte fort, ich wollte heimwärts wandern und war durch meine Blindheit wie angeſchmiedet. Deſto verhaßter wurde mir das Land, an das ich gebunden war. Gott verzeihe mir's, ich haßte die Menſchen, ich haßte das Vieh, ich haßte die Frucht des Baumes und des Feldes, den Duft der Blumen und den Geſang des Vogels, ich haßte Alles, was hier heimiſch war, was aus dieſem Boden entſtand und was er nährte. Jede Speiſe und jede Frucht, die dieſes Land vor dem meinigen voraus hatte, ward mir zuwider, die Feige, das Oel, der heiße Wein. Selbſt die fremde Sprache mochte ich nicht hören, und ob auch genug getrennt von den Menſchen durch meine Blindheit, floh ich ſie doch noch, um ihren fremden Laut nicht zu hören, und ſang und ſagte mir in der Einſamkeit meine deutſchen Lieder vor. Endlich wurde ich krank. Ich hatte Niemanden, als Tuna, die damals ein Kind von kaum eilf Jahren war. Ihr allein konnte ich klagen, was die Urſache meiner Krankheit war. O, ſie war ein gutes Kind; ſie ſaß Tage lang an meinem Bette und hörte, oft weinend, meinen Klagen zu. Da ſprach ſie einmal, und es war, als hätte es ihr ein guter Engel eingegeben, da ſprach ſie und fuhr mir dabei mit der kleinen Hand über die Wange: „Großvater," ſagte ſie, „ſei ruhig und klage nicht; wenn ich erſt groß bin, führe ich dich nach Deutſchland zurück. Ich werde vor den Leuten die Harfe ſpielen und ſingen, und wir werden uns bis in dein Dorf ſchon durchſchlagen." — Herr, dieſes Wort gab mir die Geſundheit zurück. Stramm ſtand ich wieder auf meinen Füßen; das Herz voll Hoffnung, lehrte ich dem Kind, was ich von Muſik wußte, und unterbrach meine Lehre manchmal nur, um mit ihr von unſerer Wanderung zu plaudern.

Sie lernte ſchnell, und ſchnell, ſchien es mir, gehe die Reiſe heimwärts. Mit Geduld wartete ich, und meine Sehnſucht wurde milder. Nun iſt die Zeit gekommen, ſie iſt herangewachſen, ſie läuft mit der Harfe im Arm ſtundenweit und allein ins Gebirge, nun iſt die Zeit da.

Bei dieſen Worten ſtand der Blinde auf, ſchüttelte die grauen Locken aus dem Geſichte, ſtreckte die Hand aus und rief mit lauter und zorniger Stimme: Und ſie bricht mir das Wort, ſie läßt mich vergehen in der Sehnſucht nach meiner Heimat — ſie will mich nicht dahin führen!

Tuna war von dem Zorne in Wort und Geberde viel weniger erſchrocken, als ich; im Gegentheil athmete ſie auf, als die Anklage gegen ſie heraus war. Sie wandte ſich zu mir und ſagte ſanft, aber beſtimmt und entſchloſſen: Wie der Großvater *ſein* Land, ſo liebe ich das *meine*. Ich bin keine Deutſche, wie er mir immer einreden will, ſondern eine Languedokerin. Nicht wahr, Herr, alle deutſchen Mädchen haben blonde Haare und blaue Augen? ſehen Sie, ich bin ganz ſchwarz, meine Haare, meine Augen ſind pechſchwarz. Ich kann mir nicht denken, daß ich in einem andern Lande leben könnte. Doch thäte ich, was der Großvater will — aber ſagen Sie, ob es möglich iſt, mit einem alten, blinden Manne die lange, lange Reiſe zu Fuße zu machen! Den Wagen zu bezahlen, haben wir kein Geld; muß ich nicht fürchten, ihn in ſein Grab zu führen, wenn ich mit ihm fortziehe, erſt durch die heißen Thäler des Südens, dann durch die Schneeländer des Nordens?

Sehen Sie, rief der Blinde bitter darein, ſehen Sie, ſo ſtellt ſie ſich unſer Land vor, ſo thöricht wie alles Volk in dieſem Lande! Sobald man über die Berge kommt, glauben ſie, fängt ein kaltes, rauhes, ſchnee- und eisbedecktes Land an, ſo eine Wildniß, von Raubthieren und wilden Menſchen bewohnt! Thörichtes Kind, rief er Tuna zu, *hier* iſt es wild, *hier*, wo die Sonne jedes Gräschen verbrennt und die Berge kahl ſtehen und ohne Erdreich, und nirgends ein Schatten iſt für den Wanders-

mann oder den Hirten; hier iſt es wild, denn hier kommen im Winter die hungrigen Wölfe bis vor das Gemeindehaus in jedem Dorfe. Viel Aberglaube iſt noch hier, die Menſchen wiſſen nichts von der Fremde und kennen keine Muſik und leſen nicht in den Büchern. In Deutſchland iſt es ſanft wie ein Schatten und friſch wie ein kühles Waſſer. Die Sonne ſcheint milde und verbrennt nicht Menſchen und Bäume, und wenn es ſchneit, ſitzen wir am warmen Herd und erzählen von fremden Ländern und ſingen Lieder und haben wohl auch manches alte Buch, daraus zu leſen von den Wundern der Welt.

Aus ſeinen blinden Augen floſſen zwei große Thränen herab. Er ſetzte ſich wieder hin und lehnte den Kopf in beide Hände. Wir ſchwiegen alle; Tuna zuckte die Achſeln und wies auf ſein graues Haar und ſah mich an, als ob ſie ſagen wollte: Iſt es möglich, mit dieſem alten gebrechlichen Manne die beſchwerliche Reiſe zu unternehmen? Durch das offene Fenſter drang das Lied der Nachtigall, die in dem nahen Kloſterhofe niſtete. Der Alte, der den Kopf voll deutſcher Volkslieder hatte, murmelte vor ſich hin:

Nachtigall, ich hör' dich ſingen,
Das Herz möcht' mir im Leib zerſpringen,
Komme doch und ſag' mir wohl,
Wie ich mich verhalten ſoll.
Nachtigall, wo iſt gut wohnen?

Es war ganz traurig in der Stube. Der Alte brütete, Denis ſaß mit verſchränkten Armen und düſter da, immer Tuna beobachtend und mit Angſt erwartend, was ſie antworten werde. Dieſe brach endlich in einen Strom von Thränen aus und rief: Ich kann nicht! ich kann nicht!

Ich weiß es! ſagte der Alte darauf — du kannſt nicht! Tuna, Tuna, Alles, was du da von den Mühen der Reiſe geſagt haſt und von wilden, kalten Ländern, alles Das kommt dir nicht von Herzen, — es iſt erfunden und nur eine Ausrede; denn du haſt Muth genug und würdeſt etwas wagen für deinen alten, blinden

Großvater. Dieſer hier, rief der Alte, indem er die Hand gegen Denis ausſtreckte, dieſer iſt Schuld daran, daß du mich aufgibſt.

Ich ſah Tuna an; ſie ſchlug die Augen nicht nieder, ſondern lächelte heiter und ließ es geſchehen, daß Denis bei den Worten des Alten die Arme um ſie ſchlang und ſie ſanft an ſich drückte.

Ich fühlte, daß nun die Zeit gekommen war, wo ich meinen Urtheilsſpruch fällen ſollte, und war in großer Verlegenheit. Das kranke Gemüth des Alten wollte geſchont ſein, und doch mußte ich Tuna Recht geben, die mit vielem Zartſinne bei ihrer Vertheidigung wenig Nachdruck auf ſein Alter und ſeine Gebrechlichkeit gelegt hatte. Ich ſagte mir, daß ich, wie ein Arzt bei einem Kranken, härter und energiſcher werde verfahren müſſen, um den Alten von ſeinen Heimwehträumen ſo viel als möglich abzubringen und für Tuna's künftige Ruhe zu ſorgen. Und ſo ſagte ich, vom Großvater zum Reden aufgefordert, ungefähr Folgendes:

Mein Landsmann, ich werde dir nicht zu Willen reden, das ſage ich voraus; aus Liebe zu dir und zu Tuna werde ich dir nicht zu Willen reden; ich bitte dich alſo, mir es nicht übel anzurechnen und es nicht zu bereuen, daß du einen Landsmann freundlich bei dir aufgenommen haſt. Tuna hat Recht, und ſie handelt weiſe, wenn ſie deinen Wünſchen und Anklagen widerſteht; ſie thut es zu deinem Wohle. Von ihr und ihrem guten Herzen gepflegt, kannſt du in dieſer Stube noch gute, lange Tage leben; aber für die beſchwerliche lange Reiſe biſt du zu alt. Auf halbem Wege würdeſt du hinſinken, und das Kind würde verlaſſen da ſtehen in der fremden Welt. Du biſt ein braver und ehrenwerther Mann — weißt du nicht und haſt du nie bedacht, was aus einem verlaſſenen Harfenmädchen in der wildfremden Welt werden könnte? — Du liebſt dein Vaterland, kannſt du ihr einen Vorwurf daraus machen, daß ſie das ihrige liebt — ſie, die an dir erkannt hat, wie ſchwer ſich die Heimatloſigkeit trägt? Aus Liebe haſt du das deinige aufgegeben, aus Liebe will ſie, wie du ſagſt, in dem ihren verbleiben. Oder haſt du etwas gegen dieſen Denis?

Nein, ſagte der Alte traurig, wenn ich gerecht ſein ſoll — nein, ich habe nichts gegen ihn; er iſt ein braver Junge.

Du biſt alſo hart und ſelbſtſüchtig, wie es alte Leute zu ſein pflegen, wenn du verlangſt, daß ſie deinem Glücke, welches du vielleicht gar nicht mehr findeſt, das ganze Glück ihrer Jugend, ihres Lebens aufopfere. Ich kann dir auch mit Liedern dienen, und da heißt es in einem:

Ach Gott, wie weh thut Scheiden,
Hat mir mein Herz verwund't!

Ergib dich in dein Schickſal. Ich könnte dir Viele und Junge nennen, die ſich in dieſer Zeit an den Gedanken gewöhnt haben, ihr Vaterland erſt mit grauen Haaren oder gar nie wieder zu ſehen! Schwerlich würdeſt du deine Heimat ſo ſchön wiederfinden, wie du ſie dir in jahrelangen Träumen ausgemalt haſt. Viele von Denen, die du geliebt, ſind wohl todt, Andere, an die du in der Fremde denkſt, haben dich vergeſſen; deine Blindheit würde dich doppelt ſchmerzen, wenn du die Orte nicht ſehen könnteſt, wo du glücklich warſt, wenn du den Kaſtanienbaum nur rauſchen hörteſt, unter dem du geſpielt haſt. Und neben dir einher ginge, wenn du dein Dorf glücklich erreichteſt, verlaſſen und einſam, weil ſie die Sprache der Fremde nicht verſteht, die arme Tuna und wäre elender, als du jetzt biſt, und du könnteſt ihr nicht helfen, weil du älter geworden wäreſt und unfähig, die Rückreiſe zu machen, die du dann eben ſo ſehr wünſchen würdeſt, wie du jetzt die Heimreiſe erſehnſt. Dir iſt ein glücklicheres Loos beſchieden. Tuna wird dieſen braven Jungen heirathen, und du wirſt noch Urenkelein auf deinen alten Knieen wiegen und ihnen deine deutſchen Lieder vorſingen.

Der Alte antwortete nicht. Mit verſchränkten Armen ſaß er da und ſtarrte vor ſich hin, als ob er über das Geſagte nachdächte. Denis und Tuna drückten mir dankbar die Hände. Der junge Menſch umarmte ſeine Geliebte aufs Zärtlichſte, als ob er ſagen wollte: Du wirſt mir erhalten, ohne Unrecht mir erhalten!

Da der Alte immer ſchwieg und es ſchon ziemlich ſpät wurde, ſtand Denis leiſe auf und ſchlich, ſich gegen mich verbeugend, zur Thür hinaus. Tuna folgte ihm. Ich zündete meine Cigarre an und fing an, in der geräumigen Halle auf und nieder zu wandeln. Wie ich einmal vor dem offenen Fenſter ſtehen blieb, bemerkte ich das junge Paar, das ſich im Dunkel der Nacht zärtlich umſchlungen hielt. — Die, dachte ich, ſoll man nicht trennen laſſen und ſoll der blinde Wilhelm nicht ſcheiden; vielleicht fiele es ihm ſelbſt nicht ein, könnte er den Ausdruck herzinniger Liebe ſehen, der auf beiden Geſichtern ruht, wenn ſie einander ins Auge blicken. — Die Nachtigall fing wieder zu ſchlagen an und weckte den Blinden aus ſeinem ſtarren Hinbrüten; die Macht des Tones ſchien große Gewalt über ihn zu haben.

Komm, Troſt der Nacht, o Nachtigall,

ſang oder vielmehr murmelte er, ſtand auf und tappte dem Verſchlage zu, in welchem ſein Bett ſtand. Von dort aus hörte ich noch die Worte des Volksliedes, welches „Der Schildwache Nachtlied“ betitelt iſt:

Ich kann und mag nicht fröhlich ſein!
Wenn alle Leute ſchlafen,
So muß ich wachen,
Muß traurig ſein.

Tuna kam zurück und zeigte mir das Bett, das für mich bereitet war, und gab mir die Hand zur guten Nacht.

Habt ihr viel geküßt? fragte ich leiſe.

Ja, Herr, antwortete ſie eben ſo leiſe, aber lächelnd, viel, aber nicht genug.

Weil du alſo noch einige Küſſe übrig haſt, ſo gib mir einen.

Hier, Herr!

Sie küßte mich, dann klomm ſie, flink wie ein Eichhörnchen, die Leiter hinan auf den Boden, wo ſie auf dem Heu ſchlief.

Als ich mit dem Früheſten, während Großvater und Enkelin noch zu Bette waren, vor die Thür trat, um meine Wanderung

auf die Berge zu beginnen, ehe die Sonne ſich in Gluthen getaucht, ſtand ſchon Denis da und ſchien mich zu erwarten. Er trat auf mich zu und ſagte, er wiſſe von Tuna, daß ich auf die Berge gehen wolle, und bitte mich, ſeine Führerſchaft anzunehmen, da es nicht ſo leicht ſei, die nur ſchmalen Pfade an den abſchüſſigen Wänden aufzufinden, und ich außerdem als Fremder an Manchem vorübergehen könnte, was da in den Bergen, an ſonderbaren Geſtaltungen, furchtbaren Riſſen, beſonders aber an Adlerneſtern ſehenswerth ſei. — Ich dankte ihm für ſeine Güte und meinte, es wäre zu viel, wenn ich, ſeine Gefälligkeit mißbrauchend, ihn um einen einträglichen Arbeitstag brächte. Er aber beſtand auf ſeiner Bitte, und indem er ſich meiner Wanderung ſchon angeſchloſſen hatte, verſicherte er, es ſei nur ein kleiner Dienſt, den er mir da leiſte, während ich hingegen durch mein offenes Wort von geſtern ihm und Tuna einen wahrhaft großen erwieſen und mir ihrer Beiden Dank erworben habe. Der Alte, meinte er, ſei über meine Anſicht von der Sache offenbar betroffen geweſen, und er gebe gewiß viel auf das Wort ſeines Landsmannes. Tuna würde nun wohl für einige Zeit Ruhe haben, und auch er, Denis, werde nicht fürchten dürfen, daß ihm der Großvater das geliebte Mädchen endlich doch in die Ferne entführe, was für ihn ein großer Schmerz wäre. Der Alte, welch ein weiſer, erfahrener und ehrwürdiger Mann er auch ſonſt in allen Stücken ſei, in Betreff ſeines Heimwehs ſei er ein rechtes Kind. Er, Denis, müſſe das offen ſagen, wie weh es ihm auch thue und wie großes Mitleid er auch mit dem ſehnſuchtskranken alten Mann fühle. Nun werden ſich auch, wenigſtens für lange Zeit, nicht ſolche Vorkommniſſe ereignen, wie jenes war, das erſt zu Anfang dieſes Frühlings Tuna in Schrecken verſetzt hat. Nachdem der blinde Wilhelm eines Abends das arme Kind wieder mit Vorwürfen überhäuft hatte, war er am Morgen darauf verſchwunden. Tuna ſetzte den ganzen Flecken in Alarm, und alle Bewohner mit Denis und ihr machten ſich auf, den verlorenen blinden Mann zu ſuchen. Man fand ihn

endlich auf dem Wege nach Aniane, unfern der Mühle von Clamous, auf jenem Pfade, der vom Herault hier beſpült, dort unterwühlt iſt, überall am Rande des Abgrundes hingeht und ſelbſt für Wanderer mit zwei geſunden Augen gefährlich iſt. Man fragte ihn, wohin er wollte. Fort, immer fort, ſagte er, fort und weiter; vielleicht komme ich ſo nach Deutſchland und in mein Vaterland. Nur den Thränen Tuna's, die er trotz Allem doch heißer liebt als ſeine Grille, gelang es, ihn wieder in das Dorf zurückzubringen.

So erzählend, brachte mich Denis auf den Pfad, der, von unten kaum bemerkbar, nur wie ein gemalter Strich an der Felſenwand des furchtbaren Thales dahinläuft. Da verließ Denis den Gegenſtand ſeiner und Tuna's Leiden, um mit größter Sorgfalt über jeden meiner Schritte zu wachen, mir jede ſchöne Felſenbildung zu zeigen und mich alle hübſchen Ausſichtspunkte genießen zu laſſen. Manchmal ſtarrte er in die Luft und zeigte mir einen Adler, wo ich nach langer Anſtrengung nur einen dunklen Punkt entdecken konnte. Aber ich mußte ihm glauben, da ſchon der erſte Punkt, den er mir ſo gezeigt hatte, immer größer und größer wurde, bis er ſich endlich, in einen Goldadler verwandelt, mit ausgebreiteten Fittichen und rauſchend, uns gegenüber auf einer Felſenſpitze niederließ. Wir kamen über eine durch Mauern geſtützte und vervollkommnete Felſengalerie auf das waldbewachſene Plateau, wo ſich jene Quelle befindet, von der allerlei Wunder erzählt werden und die jenen Bach ausſchickt, der ſich als ein wilder Waſſerfall in das Thal von St. Guilhem le Déſert hinabſtürzt. Wir wanderten immer weiter, da mir Denis viel zu zeigen und zu erzählen hatte, und ſo verloren wir uns in der Höhenwüſte, wo weit und breit kein Dorf zu finden. Doch mußten wir endlich ruhen, bis die allzu große Mittagshitze vorüber war. So führte mich Denis in den Schatten eines Gebüſches und packte da zu meiner freudigſten Ueberraſchung aus ſeinem Schubſacke ein ſehr angenehmes, aus Brod, Wein, Käſe und Früchtemus beſtehendes Mahl aus. Erſt mit

abnehmender Hitze machten wir uns auf den Rückweg, und ſchon war der Abend nahe, als wir unten im Flecke ankamen. Der Wagen, den ich beſtellt hatte und der mich noch am ſelben Tage nach dem unfernen Aniane bringen ſollte, erwartete mich ſchon auf dem Platze. So eilte ich denn ſchnellen Schrittes zum blinden Wilhelm, um meine Sachen zu holen und von ihm und Tuna Abſchied zu nehmen.

Bevor ich in die Stube trat, bat mich Denis, im Falle es noth thäte, dem Alten meine geſtrige Anſicht noch einmal und wo möglich mit noch größerem Nachdrucke vorzutragen. Es that nicht noth; das ahnte ich ſogleich bei meinem Eintritt in die Stube. Der Alte und Tuna ſaßen friedlich neben einander und ſchienen mich zu erwarten. Beide machten mir freundſchaftliche Vorwürfe über mein langes Ausbleiben, und daß ich ſchon heute wieder abreiſen wollte. Der Großvater ſagte: Sie fürchten vielleicht, daß ich Sie noch mit meinen Klagen quälen werde; fürchten Sie das nicht. Ich habe über Das, was Sie mir geſtern ſagten, die ganze Nacht und dieſen ganzen Tag gedacht, und ich thue, wie Sie mir empfohlen haben: ich ergebe mich in mein Schickſal. Wegen der wenigen Tage, die ich noch zu leben habe und die ich im glücklichſten Falle in meiner Heimat zubringen könnte, ſoll mein geliebtes Kind nicht das Glück eines ganzen Lebens verlieren. Was liegt an mir! Eine alte Frau ſagte mir einmal ein Gleichniß, an das ich nun denken muß. Wenn man um einen Groſchen Aepfel kauft, ſagte ſie, ſo bekommt man die beſtimmte Zahl guter, friſcher Aepfel. Hat man die, ſo bittet man: Guter Mann, gib mir noch einige Aepfelchen zu! Er thut es, aber was gibt er zu? Einige verfaulte Aepfelchen. So iſt es mit dem Leben. Siebenzig Jahre ſind dem Menſchen beſtimmt; hat er die, ſo bittet er: Guter Gott, gib mir einige Jährlein zu! Der gute Gott thut es — aber es ſind verfaulte Aepfelchen.... So will ich mich noch mit den verfaulten Aepfelchen freuen, ſo gut es geht.

Während er ſo ſprach, hielt er immer meine Hand feſt in

die ſeinige geſchloſſen. Aus der Milde des Tones ſprach eine Ergebung, die mich trauriger machte als ſeine geſtrigen Klagen. Nach einiger Zeit fuhr er fort: Mit Ihrem Beſuche haben Sie einem alten blinden Manne eine große Wohlthat erwieſen, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen und aus ganzer Seele. Aber ſo ſind alle blinden Leute; ſie hecken immer was Neues aus, um ſich und Andere zu quälen. Ein neuer Wunſch bedrückt meine Seele, und Sie ſollen mir ſagen, wie ich ihn erfüllen kann, und wenn Sie es vermögen, ſollen Sie mir ſelbſt dazu behülflich ſein.

Er ſchwieg wieder, als ſcheute er ſich, als fühlte er Furcht oder Scham, ſeinen Wunſch auszuſprechen. Nur heraus damit! ſagte ich, und ich verſpreche im Voraus, daß ich thun will, was in meinen Kräften iſt.

Meinen Pardon will ich haben! rief er ſchnell. — Ich errathe es, daß Sie lächeln, ſagte er wieder nach einigen Sekunden; denn mein Wunſch muß Ihnen kindiſch vorkommen. Sehen Sie, lieber Landsmann, ich weiß es ſelbſt, wie kindiſch ich bin; ich wollte ja früher ohne meinen Pardon heimkehren, ich wußte, daß ſie einen alten blinden Mann nicht erſchießen werden. Aber es iſt mir ſo, als ob ich durch meinen Pardon mit der Heimat erſt ausgeſöhnt würde, und daß zwiſchen ihr und mir immer etwas iſt, ſo lange ich nicht meinen Pardon habe. Ich werde bald von hinnen gehen, aber ich werde mit größerer Ruhe ſterben, wenn ich meinen Pardon habe.

Schnell fuhr mir ein Plan durch den Kopf, wie dem armen Blinden zu willfahren ſein werde, und ich ſagte zu ihm, daß ſich die Angelegenheit leicht werde ordnen laſſen, er ſolle ſie nur ganz mir überlaſſen. Aufs Neue ergriff er meine Hand und rief: Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen; mit einem Ausdruck, als ob ich ihm das Leben oder etwas noch Theureres gerettet hätte.

Dann nahmen wir Abſchied, und ich verſprach, wo möglich noch einmal nach St. Guilhem zu kommen. Er tappte mir bis an die Schwelle nach; Tuna und Denis begleiteten mich bis vor den Flecken.

In Aniane angekommen, ſchrieb ich noch am ſelben Abend an eine Freundin, eine berühmte Künſtlerin, von der ich wußte, daß ſie mit einigen Beamten der öſtreichiſchen Legation in Paris befreundet war. Ich wandte mich an ihr gutes weibliches Herz, ich erzählte ihr die ganze Geſchichte, ſtellte ihr die Qualen und den Wunſch des armen blinden alten Deſerteurs vor und bat ſie, ihren ganzen Einfluß, ihre ganze unwiderſtehliche Anmuth aufzuwenden, um kalte diplomatiſche Gemüther zu erwärmen und dem blinden Wilhelm zu helfen. Ich that es wohl in wärmeren Ausdrücken, ich brauchte wohl auch lebendigere Farben als in dieſer Geſchichte, denn die Eindrücke waren friſcher und neuer. Schon nach vierzehn Tagen erhielt ich eine troſtreiche Antwort und eine ausführliche Relation über alle Maſchinen, welche die eben ſo kluge als gute und geniale Künſtlerin zur Erreichung unſeres Zweckes in Bewegung geſetzt hatte.

Aber ſo geht es mit menſchlichen Dingen, beſonders wenn ſie vom Geſchäftsgange in öſterreichiſchen Bureaux abhangen: die Angelegenheit zog ſich in die Länge. Ich hatte im ſüdlichen Frankreich ſo viel zu ſehen, das Schickſal meiner Freunde in Arles beſchäftigte mich ſo ſehr, daß Geſchichte, Qualen und Skrupel des blinden Wilhelm nach und nach in den Hintergrund traten und halb und halb vergeſſen waren. Da erreichte mich, viele Monate ſpäter, zu St. Hippolyte in den Cevennen ein Brief der Freundin. Sie hatte es durchgeſetzt. Das Aktenſtück war zwar noch nicht angekommen, aber es war gewiß, daß es bald ankommen und daß der blinde Wilhelm ſeinen Pardon erhalten werde.

St. Hippolyte liegt nur wenige Stunden von St. Guilhem le Déſert. So machte ich mich denn gleich nach Empfang des Briefes auf, um dem blinden Wilhelm die gute Nachricht zu überbringen. Auf einem guten Gebirgspferde auf der Straße von Ganges dahintrabend, dem Laufe des Herault folgend, erkannte ich bald die ſpitzen Felſennadeln, die das Gebirge von St. Guilhem vor dem Reſt der Cevennen auszeichnen. Ein

milder, ſanft umhüllter Herbſt-Nachmittag gab der Gegend einen ganz anderen Charakter, als der war, den ich kennen gelernt hatte. Eine gewiſſe Wehmuth lag auf den Bergen, die im Frühling ſo zu ſagen leidenſchaftlich geglüht hatten, und den Himmel in meinem Gemüthe wiederſpiegelnd, ritt ich ſelbſt wehmüthig in den ſtillen Flecken ein. Ich ließ das Pferd im Hotel Don Juan und begab mich in die ſtille Gaſſe des blinden Wilhelm. Ich ſetzte voraus, daß ſein Haus verlaſſen und daß er und Tuna auf den Bergen ſein würden, und trat, ohne weiter anzupochen, in die Stube. Da aber fand ich ſämmtliche Freunde verſammelt, doch zu einer Gruppe verſammelt, die nichts Gutes errathen ließ. Der blinde Wilhelm lag im Bette; neben ihm auf Schemeln ſaßen ſchweigend, wie zwei Krankenwärter, Tuna und Denis. Wie ſie mich bemerkten, traten ſie mir freundlich, aber mit leiſen Schritten, entgegen und reichten mir die Hände. —

Iſt er krank? fragte ich. — Die Beiden nickten bejahend und führten mich an das Bett, in welchem der Alte, ſchwer athmend und bleichen Geſichtes, lag. —

Großvater, ſagte Tuna mit ſanfter Stimme — es iſt ein Freund angekommen. —

Ein Freund? liſpelte der Alte. —

Ja, ein Freund und Landsmann, fuhr Tuna fort, während ich ſeine Hand faßte. Er hielt mich feſt und rief: Ich habe Sie erwartet! Wie ſchön, daß Sie mich nicht vergeſſen haben!

Ich bringe auch eine Nachricht, ſagte ich, die Ihr Herz erfreuen wird.

Sie bringen mir den Pardon? fragte er lächelnd.

Ja, wenigſtens die Verſicherung, daß er mit Nächſtem eintreffen werde.

Ich danke Ihnen, mein lieber Landsmann! aber wenn er nicht bald kommt, dann kommt er zu ſpät.

Oh, oh! alter Wilhelm, ſo muthlos?

Ja, ja, lieber Freund, lächelte er, ſo iſt es, wie es im Liede heißt:

Heute marſchiren wir,
Morgen marſchiren wir
Zu dem hohen Thor hinaus.

Und in einem anderen Liede heißt es:

Es iſt ein Schnitter, der heißt Tod,

das iſt ein ſchönes Lied und gar nicht ſo traurig, wie man glaubt. Was der Schnitter mäht, gibt neuen Samen und neue Frucht.

Nach einiger Zeit fuhr er fort: Ich danke Ihnen für die Mühe, die Sie ſich gegeben haben; der Pardon macht mir doch die letzte Freude, denn mit mir iſt es bald aus. Seit Sie da waren, iſt es ſchnell zu Ende gegangen. Sehen Sie, alte Menſchen haben ſo Gedanken in ſich, die ſie lange ſtützen, wie Balken ein altes Haus. Nimmt man die Balken fort, ſtürzt das alte Gemäuer zuſammen. So ein Stützbalken war der Gedanke an meine Heimreiſe — wie der fort war, war's auch aus. Ich fühlte, wie ſich Alles in mir ſenkte und zum Falle neigte — das iſt aber gut ſo. Ein altes Haus, das geſtützt werden muß, braucht auch nicht länger zu ſtehen. Sie haben freilich das Ihrige dazu gethan, daß ich den Gedanken an die Heimkehr aufgegeben habe, aber ich mache Ihnen keinen Vorwurf darüber, denn Sie hatten Recht.

Er ſchwieg erſchöpft und fing zu hüſteln an. Tuna machte mir ein Zeichen, daß ich ihn ſchweigen laſſe. So zog ich mich einige Schritte vom Bette zurück. Aber bald hatte er ſich wieder erholt, und er rief mich ans Bett.

Daß Sie Recht hatten, habe ich erſt in der letzten Zeit klar erkannt — fuhr er mit ſchwächerer Stimme fort. Denis und Tuna haben viel Gutes an mir gethan — ſeit vielen Wochen weichen ſie nicht von meinem Bette. Ihre guten Herzen paſſen zu einander, und ſie ſollen nicht getrennt werden. Gleich nach dem Trauerjahr ſollen ſie einander heirathen, das haben ſie mir verſprochen. — Es wäre ſchlecht geweſen, wenn ich ſie ihm

entführt hätte. — Sie, lieber Landsmann, wenn Sie je in die Heimat zurückkehren, grüßen Sie mir ſie herzlich, und wenn Sie vielleicht in mein Dorf kommen, fragen Sie dort nach, ob ſich noch Jemand meiner erinnert.

Das waren die letzten Worte, die ich aus dem Munde des blinden Wilhelm vernahm; denn des Abends, als ich fort mußte, war er ſo ſchwach, daß er mir nur die Hand geben konnte, ohne ein leiſes „Lebewohl" hinzuzufügen. Tuna ſagte mir weinend, daß ich ihn nie wiederſehen werde. So war es auch. Der blinde Wilhelm ſtarb zwei Tage nach meinem Beſuche.

Drittes Buch.

1.

Der Verbannte.

Nach St. Hippolyte zurückgekehrt, erzählte ich den dort versammelten Freunden das Schicksal des blinden Wilhelm. Es war ein Abend wie gemacht zu Erzählungen am Kamine. Der Pic St. Loup, der König der Cevennenberge, hatte seine dunkle Haube über die Ohren gezogen; vom Himmel strömte ein Gewitterregen, wie er diese Gegenden zwar selten, aber dann mit desto größerer Gewalt heimsucht. Der gelblich grüne Nachwuchs der Maulbeerbäume fiel unter den schweren Tropfen, und von den kahlen kalkigen Bergabhängen schäumten plötzlich-geborene Wildbäche in übertriebener Jugendlust. Unter dem gastlichen Dache, das uns seit Tagen beherbergte, in der großen Vorhalle, saßen wir am Kamine im Halbkreise um die goldene Flamme, die über Weinreben prasselte. Es war eine sonderbar zusammengewürfelte Gesellschaft, eine Musterkarte der verschiedensten Nationen, wie sie der Zufall manchmal zusammenstellt. Die Franzosen ausgenommen, bestand sie meist aus Verbannten, die sich, als Schicksalsgenossen desto enger befreundet, in diesem verborgenen Winkel der Erde, wo einst der Freiheitssinn seiner Einwohner Wunder der Tapferkeit verübt, ein Rendezvous gegeben. Als Verbannte mußte sie das Schicksal des blinden Wilhelm

deſto wärmer intereſſiren; aber am Tiefſten von meiner Erzählung erregt ſchien der Ruſſe Nikolai, dem neben der tiefen Gemüthlichkeit ſeines Weſens, der warmen und wahrhaftigen Vaterlandsliebe im beſten Sinne, der Wehmuth des Exils noch ein gewiſſer myſtiſcher Anhauch einen beſonders anziehenden Anſtrich gab. Gedankenvoll blies er den Rauch aus einem der Tſchibuks, die unſer Wirth aus dem Oriente mitgebracht hatte, und ſchlürfte er den türkiſchen Kaffee von der Oberfläche des ſchwarzen Sumpfes weg.

Was brüten Sie, Nikolai Pawlowitſch? fragte der Hausherr.

Die Geſchichte des blinden Wilhelm, erwiderte er, erinnert mich an einen Verbannten, den ich unter ganz anderen Umſtänden, unter einem ganz anderen Himmelsſtriche kennen gelernt. Dieſe Erinnerung macht mich traurig, denn ich muß der theuerſten Freunde gedenken, die nunmehr unter demſelben Himmelsſtriche! ach! vielleicht ein troſtloſes Leben hinfriſten, wenn ſie nicht ſchon vom Schnee Sibiriens begraben ſind.

Das beſte Gegengift gegen ſolche Erinnerungen iſt ihre mündliche Mittheilung, nahm wieder der vorſorgliche Hauswirth das Wort. Was können wir heute Beſſeres anfangen, als uns den Abend mit Erzählungen vertreiben, da bei dem ſchlechten Wetter an unſeren beabſichtigten Ritt nach dem Vigan doch nicht zu denken iſt!

Ja, ja, erzählen Sie, Nikolai! ſcholl es aus Aller Munde, erzählen Sie.

Nikolai that noch einige tiefe Züge aus dem Tſchibuk und begann:

Zu Anfang der Dreißiger Jahre ſchloß ich mich, thatenluſtig und lernbegierig, wie ich war, jener Expedition an, welche von der ruſſiſchen Regierung ausgerüſtet wurde, um die nördlichen Küſten des europäiſchen und aſiatiſchen Rußlands zu unterſuchen. Trotz der Gefahren, die uns bei anbrechendem Frühling von Stürmen und ſchwimmenden Eisbergen drohten, ging ich doch froh und glücklich an Bord, denn Seefahrten, Abenteuer zu Waſſer und

etwas Seeheldenthum waren der Traum meiner Jugend. Wir liefen vom Hafen von Archangel aus. Kaum wiegten wir uns auf den grünen Fluthen des weißen Meeres, als ich ſchon ganz und gar ein Raub der widerwärtigſten, entmuthigendſten aller Krankheiten war. — „Bah!“ tröſtete der Kapitän, „in drei Tagen ſind Sie's gewohnt, und wenn nicht in drei Tagen, ſo doch gewiß, wenn wir aus dem Meerbuſen heraus ſind und auf dem offenen Meere ſchwimmen.“ — Aber die drei Tage vergingen, ſchon ſegelten wir auf offenem Meere dem Oſten zu, mein Zuſtand hatte ſich nur in ſo weit verändert, als er von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde ſchlimmer wurde. — „Bah!“ tröſtete der Kapitän wieder, „es iſt ein theures Lehrgeld, aber doch nur ein Lehrgeld. Nelſon war auch ſeekrank, ſo oft er an Bord kam.“ — Wochen vergingen, ich war immer krank. Kraft- und gefühllos lag ich bald in der Kajüte, bald in der friſchen Luft auf dem Verdecke. Der Schiffsarzt hatte alle Mittel erſchöpft und ließ mich, um nur etwas zu thun, bald hinauf, bald hinunter tragen. Der wochenlangen Seekrankheit folgte eine vollkommene Erſchöpfung aller Kräfte; ich lag ſtumpf und gedankenlos da, und endlich erklärte der Arzt, daß ich unfehlbar zu Grunde gehen müßte, wenn ich nicht ans Land geſetzt würde. Das war nicht ſchwer zu bewerkſtelligen, da unſere Fahrt faſt immer die Küſte entlang ging und der Kapitän mit den ihn zu dieſem Zwecke begleitenden Offizieren oft landete, um die Küſten aufzunehmen. Wenige Tage nach jener definitiven Erklärung des Arztes warfen wir an der Mündung des ſibiriſchen Fluſſes Jeniſey die Anker. Es iſt das ein wichtiger Punkt; die Tiefe der Mündung ſo wie das Fahrwaſſer an der Küſte gegen Oſten und Weſten ſollten unterſucht werden. Da man an dieſem Punkte länger Halt machen wollte, ſo war es auch möglich, mir einige Leute von der Mannſchaft mitzugeben, die ich mehrere Tage bei mir behalten durfte, bis ich an Menſchenwohnungen kam, wo ich neue Führer nehmen und die alten Begleiter zurückſchicken ſollte.

So wurde ich denn an einem hellglitzernden Morgen mit

einigen Matroſen in das Boot geſetzt. Wehmüthig nahm ich von den Gefährten und von der maritimen Helden-Laufbahn Abſchied und wurde dem Strome entgegen gerudert. Ein günſtiger Nordwind kam uns zu Hülfe, wir ſpannten die Segel aus und fuhren ziemlich ſchnell durch mehrere Tage dem Süden zu. Rechts und links breitete ſich eine lebensloſe Wüſte, in deren Unendlichkeit die meiſt ganz flachen Ufer einen unheimlich freien Blick gewährten. Mitten in dieſer todten Natur lebte ich wieder auf, und nach einigen Tagen ſchon fühlte ich mich, zwar noch matt, aber ziemlich geneſen.

Noch einige Tage, und wir kamen an eine Stelle, die von Natur nicht weniger todt, doch dießmal von zwar ſchmutzigen, halbwilden, doch gutmüthigen ſamojediſchen Stämmen belebt war, die ſich aus dem Inneren des Landes hier geſammelt hatten, um aus dem für kurze Zeit vom Eiſe befreiten Strome ihre einzige Nahrung, die Fiſche, zu holen. Dieſen übergaben mich meine Begleiter, deren Friſt abgelaufen war. Ich miethete einen Kahn und fuhr, mit Vorrath verſorgt und mit zwei friſchen Ruderern, dem Strome entgegen dem Süden zu, während meine bisherigen Reiſegefährten den Strom hinab gegen Norden ſchwammen.

Wieder nach einigen Tagen, da wir uns ſchon ziemlich tief im Innern des Landes befanden, ohne daß es ſein wüſtes Ausſehen verloren hätte, fühlte ich mich, der kaum Geneſene, müde und ſprach gegen meine Reiſegefährten die Sehnſucht aus, unter einem menſchlichen Dache ausruhen zu können.

„Nichts leichter als das!“ antworteten ſie: „nicht weit von hier findet ſich eine Kolonie.“ —

Alſo gelandet! — Der Kahn wurde angebunden, und wir wanderten vom linken Ufer landeinwärts. Nach dreiſtündiger Wanderung, auf der wir nur manchmal einer einſamen, erbärmlichen Zwergzeder begegneten, wurde die Gegend freundlicher, oder vielmehr ſie bekam in ihrer Einförmigkeit mehr Abwechſelung, was nach wochenlanger Reiſe durch die Oede ſchon an ſich wohl

thut. Eine Reihe von kahlen und ſchroffen Felſen tauchte aus dem Boden; die Vegetation an ihrem ſüdlichen Fuße, wo ſie gegen die Nordwinde geſchützt war, wurde reicher und dichter, hier und dort lächelte ſie ſogar mit einem ziemlich dichten Grün. Mein Herz wurde fröhlicher bei dieſem Anblick, aber laut jubelte es auf, da ich am Fuße dieſer Felſen ankam. Kaum hundert Schritte von demſelben riß ſich der Erdboden zu einem tiefen Thale auf. Die Abhänge, die hinabführten, waren bis zur Hälfte von anſehnlichen Bäumen und Strauchwerk grün bedeckt; die andere und tiefere Hälfte theilte ſich in regelmäßige, von Furchen durchzogene und theilweiſe ſchon von ſproſſendem Grün bedeckte Getreidefelder. In der Mitte des Thales erhob ſich ein anſehnliches Haus, eine Art Blockhaus, welches beſcheidene Glasfenſter, doch aber Glasfenſter hatte und aus deſſen Kamine gaſtlicher Rauch aufſtieg. Rings um dieſes Haus reihten ſich fünf kleinere Holzgebäude, die alle mit einander durch niedrigere Wirthſchaftsgebäude, Scheunen, Stallungen, Holzlager verbunden waren und um das größere Haus einen feſtgeſchloſſenen Kreis bildeten. — Ich ſchlug vor Ueberraſchung die Hände zuſammen. — Ihr müßt euch nicht einbilden, meine Freunde, daß ich da ein Arkadien, ein Tempe oder ein Campaner-Thal vor mir geſehen habe; weit entfernt. Die Schönheit des Thales wie der kleinen Kolonie war eine höchſt beſcheidene. Aber nach den Gegenden am Ufer des Jeniſey, in Sibirien, ſchien mir dieſe Schlucht ein wahres Paradies.

Raſchen Schrittes ſtieg ich den Abhang hinab, und meinen Führern voraus eilte ich der Kolonie entgegen. Wie ich in die Umfriedigung trat, ſchlug ein Hund an; die bunt-baumwollenen Vorhänge eines Fenſters am inneren Hauſe bewegten ſich, und ich ſah den Kopf einer alten Frau, die mich überraſcht anblickte. Schnell fielen die Vorhänge wieder zu, und eine Sekunde ſpäter trat mir die Alte auf der Schwelle entgegen. Ein Gaſt, ein Gaſt! rief ſie voll innerer Bewegung, die ihre alten, runzeligen Wangen röthete. Auf der Schwelle des Hauſes ſtehend, faßte ſie meinen Rockſchoß, um ihn zu küſſen.

Väterchen! rief ſie mit vor Aufregung zitternder Stimme; Väterchen! wiederholte ſie mehrere Male, ohne mehr hervorbringen zu können. Es iſt nämlich die Sitte des ruſſiſchen Volkes, jeden Höherſtehenden, und ſei er noch ſo jung, mit „Väterchen" anzureden, eben ſo wie es das kleinſte Mädchen aus adeliger Familie „Mütterchen" titulirt.

Willſt du einem Kranken und Müden erlauben, unter deinem Dache auszuruhen? fragte ich.

O Väterchen! rief ſie dagegen — tritt herein, tritt ſchnell herein und beglücke das Haus Oſſyp Ivanowitſchs; wie eine Gnade flehe ich darum, komm herein und gewähre uns das Glück, einen Gaſt zu beherbergen; iſt uns ſo lange, ach, ſo lange vom Himmel nicht gewährt worden!

Ich trat in die Stube. Schnell geſchäftig, nahm ſie mir und den Führern die Reiſegegenſtände aus den Händen und ordnete ſie auf der Bank, die um den breiten Ofen lief. Dann fuhr ſie mit der Schürze über den ohnehin von Reinlichkeit glänzenden Tiſch und über den Stuhl, den ſie mir am oberſten Ende hinſtellte.

Sitze hier, Väterchen, und ruhe aus. Sogleich ſoll dich ein guter Thee erquicken.

Während ſie hinausging, um ihre Vorbereitungen zu treffen, ſah ich mich in der Stube um. Ich hätte nie gedacht, daß in der Wüſte Sibiriens eine ſo wohnliche und gemächliche Häuslichkeit anzutreffen ſei. Alle Möbel, die Vorhänge an den Fenſtern, mancherlei luxuriöſe Verzierungen an Ofen und Wänden ſprachen von Wohlhabenheit. In der einen Ecke über einem großen, zum Theil von Vorhängen verdeckten Bette hing die heilige Mutter Gottes von Kaſan mit dem hergebrachten Goldgrunde, umgeben von anderen Heiligen-Bildern, die ſämmtlich von einer ewigen Lampe beleuchtet waren. Auf Schränken und Kommoden ſtanden chineſiſche Gefäße und Hausgeräthe, wie man ſie in Europa in manchem eleganten Salon oder bei Raritäten-Liebhabern findet. Aus den Fenſtern ſah ich über einen reinlichen Hof in die

kleineren Nebengebäude; ſo viel ich durch die halb verhängten Fenſter wahrnehmen konnte, herrſchte in dieſen unanſehnlicheren Wohnungen dieſelbe Art von Eleganz und Wohlhabenheit.

Indeſſen kam die Alte mit einem rieſigen Samowar zurück, in welchem bereits das Waſſer brodelte. Sie ſtellte ihn auf den Tiſch vor mich hin und daneben mehrere chineſiſche, mit verſchiedenem Thee gefüllte Büchſen. Wie ſie die Deckel davon abhob, um mir den Thee zu zeigen und mir die Wahl zu laſſen, ſtieg mir ein überaus lieblicher und ſtarker Duft entgegen.

Wähle, Väterchen! ſagte die Alte — es iſt ächter, unverfälſchter Thee. Meine Söhne bringen ihn ſelbſt von der chineſiſchen Gränze heim. Denn dorthin reiſen ſie jedes Jahr, um die Felle des Wildes, das ſie im Winter erlegen, an die Chineſen zu verkaufen und mancherlei Waaren im Handel auszutauſchen.

Bei wem bin ich denn eigentlich zu Gaſte? fragte ich.

Du biſt bei Oſſyp Ivanowitſch zu Gaſte, antwortete die Alte mit einem überaus freundlichen und freudigen Geſichte.

Und wer iſt Oſſyp Ivanowitſch? fragte ich weiter.

Oſſyp Ivanowitſch, ſagte die Frau, indem ſie etwas wehmüthig den Kopf nach der Seite ſenkte — Oſſyp Ivanowitſch iſt ein Unglücklicher (ein Neſchtjasny).

Ich wußte, was dieſer Titel im Munde des Volkes bedeutet Einen Neſchtjasny oder Unglücklichen nennt das Volk von Rußland einen Verurtheilten, einen nach Sibirien Verbannten, ohne Rückſicht auf ſein Verbrechen. — Darum war ich bei dieſer offenherzigen Erklärung, die nicht ohne Wehmuth gegeben wurde, etwas verlegen und ſchwieg; aber die Alte fuhr mit großer Einfalt fort: Oſſyp Ivanowitſch hatte als ganz junger Burſche das Unglück, im Zorne einen Mann zu erſchlagen. Mit einem Fauſtſchlage hatte er ihn niedergeſtreckt. Auf Lebzeiten wurde er nach Sibirien geſchickt und ihm befohlen, ſich hier anzubauen und hier zu jagen. Da lernten wir uns kennen; denn die Hütte meines Vaters, ebenfalls eines Unglücklichen, ſtand nur wenige Stunden von hier, und Oſſyp kehrte auf ſeinen Jagden oft bei uns ein. Wir

liebten und heiratheten einander, und der Herr hat uns geſegnet. Wir entdeckten dieſe Schlucht, über welche alle kalten Winde hinziehen, ohne den Grund zu berühren; wir bauten hier unſere Hütte, und unſerem Fleiße iſt es gelungen, einen großen Theil der Schlucht urbar und fruchtbar zu machen. Der Herr gab uns fünf Söhne, die uns bei der Arbeit halfen und wie Tannen heranwuchſen. Ihnen gehören die fünf Hütten, die ſich um das Haus Oſſyps, ihres Vaters, reihen. Zwei von ihnen ſind ſchon verheirathet und haben Kinder. Du wirſt ſie ſehen, Väterchen, wenn du ſo gnädig ſein und mit uns das Nachteſſen einnehmen willſt. Da verſammeln ſich Alle. Jetzt ſind ſie draußen auf den Feldern. Sie treiben, wie ich dir ſchon geſagt habe, Handel nach China und bauen mit dem Vater das Feld; ſo haben ſie großen Wohlſtand ins Haus gebracht, und Oſſyp Ivanowitſch und ſein Weib haben nicht vor einem traurigen Alter zu zittern. Denn ſie ſind nicht nur fleißig, meine Söhne, in ihrem Herzen wohnt auch Gottesfurcht und Liebe zu Vater und Mutter.

Sie ſagte Das alles ſo einfach her und mit ſo viel Gefühl eines ſchönen und ſicheren Glückes, daß es mir nicht einen Augenblick in den Sinn kam, daß ich mich bei einem Mörder zu Gaſte befand. Während ich vom koſtbarſten Thee ſchlürfte, plauderte die Alte weiter, erzählte Manches aus ihrem Familienleben und manches Intereſſante aus dem Leben der Verbannten; wie Der und Jener aus Sehnſucht nach der Heimat zu Grunde gegangen, und wieder wie Andere ſich in ihr Schickſal ergeben, ein ganz neues Leben angefangen und ſich oft und ihren Kindern eine dauernde Heimat, ja, ihr Glück gegründet haben. Nachdem ich genug des Thees getrunken, breitete meine Wirthin mehrere Pelze auf die Bank und lud mich ein, mich nun mit etwas Schlaf zu erquicken, was ich gern annahm. Sie verließ das Zimmer, und ich ſank bald in einen angenehmen Schlummer, aus dem ich erſt gegen Abend durch Bewegung und Stimmen im Hofe geweckt wurde.

Die Thür öffnete ſich leiſe, und die Alte ſteckte den Kopf

herein. Da ſie mich erwacht ſah, that ſie die Thür weit auf, und fünf große, prächtige Männergeſtalten, ihre Söhne, traten nach einander herein. An der Thür warfen ſie ihre Ueberröcke, eine Art dicker Lodenröcke, ab und traten auf mich zu, nannten mich „Väterchen", drückten mir die Hand, die ich ihnen reichte, und die Augen zum Himmel gewandt, dankten ſie ſämmtlich mit einer Art von religiöſer Andacht dem Herrn, daß er ihnen einen Gaſt geſandt, den ſie bewirthen durften mit Allem, was ihr Haus vermöge. Mir wurde ganz wohl bei dieſen Söhnen des Todtſchlägers. Nach ihnen traten zwei junge Weiber herein, die mich mit einer beſcheidenen Kopfverneigung begrüßten, worauf ſie ſich ſchweigend auf die Ofenbank ſetzten, und mehrere Kinder, die mir von ihren jungen Vätern zugeführt wurden, daß ich ſie ſegne und ſie mir die Hand und den Rock küßten. Es wurde ſehr lebhaft in der Stube und ſehr eigenthümlich. Die Männer waren faſt ganz nach Art der ruſſiſchen Bauern gekleidet, nur daß ſie anſtatt des langen Rockes kurze, mit Pelz verbrämte und gefütterte Jacken, vom Knie abwärts eine Art wollener Umhüllung trugen, die von den Schnüren der hoch aufſteigenden Schuhe zuſammengehalten wurde. Vom Kopfe nahmen ſie Pelzmützen ab und ließen lange, dichte Haare ſehen, die hinter den Ohren auf den Nacken fielen. Den Jüngſten ausgenommen, trugen ſie ſämmtlich ziemlich lange und dunkelbraune Bärte und ſahen einander ſo ähnlich, daß man ſie nur durch die Verſchiedenheit des Alters von einander unterſcheiden konnte.

Am Längſten ließ der Patriarch dieſer Schaar, der Vater, auf ſich warten, auf den ich doch am Begierigſten war. Endlich trat auch er herein: er war gekleidet wie ſeine Söhne, nur daß er anſtatt der Jacke einen langen, über das Knie hinabfallenden und in der Mitte durch eine breite Wollbinde zuſammengehaltenen Rock trug. Sein Haar, ebenfalls lang und dick wie das ſeiner Söhne, war ſtark mit Grau gemiſcht; ſein Geſicht war dunkel und wettergebräunt, und durchfurcht von oben bis unten und der ganzen Breite nach, glich es in der That einem ſtark bearbeiteten

Ackerfelde. Starke Augenbrauen beſchatteten die Augen ſo ſehr, daß ihre Farbe und ihr Ausdruck kaum zu erkennen waren. Ueberhaupt hätte man aus dieſem Geſichte nur ſchwer oder gar nicht auf den Charakter des alten Oſſyp ſchließen können; er mußte erſt ſprechen, um den Eindruck, den er hervorbrachte, klar zu machen. Er ging nicht wie ſeine Söhne direkt auf mich los; er ließ einen Zwiſchenraum von ungefähr drei Schritten zwiſchen mir und ſich, verbeugte ſich tief zur Erde und ſprach mit wohltönender, feierlicher Stimme: Gelobt ſeien Gott und die heilige Jungfrau von Kaſan, die einen Gaſt und Landsmann über die Schwelle des Sünders Oſſyp Ivanowitſch geführt und ihn dieſes Glückes und dieſes Zeichens der Gnade gewürdigt haben! Amen!

Ich ſtreckte ihm die Hand entgegen; er ſchien es nicht zu bemerken, denn er zog ſich, ohne ſie zu faſſen, in das Gewühl ſeiner Familie zurück. Er hatte etwas feierlich Zurückhaltendes, und zum erſten Mal fühlte ich bei ſeinem Anblicke in dieſer Geſellſchaft der Wüſte etwas Befremdendes. Er nahm mein Gepäck, das noch auf der Ofenbank lag, und trug es hinaus in die Stube, die mir zum Nachtlager beſtimmt war, und überließ mich ganz der Geſellſchaft ſeiner Söhne. Von Zeit zu Zeit nur blieb er ſtehen und hörte unſeren Geſprächen zu, meiner Reiſe-Erzählung vom Eismeere und ihren Bemerkungen und Fragen.

Indeſſen hatten die beiden jungen Weiber mit Hülfe der Kinder den Tiſch zum gemeinſamen Mahle bereitet. Wieder brodelte und ſang der rieſige, kupferrothe Samowar, umgeben von mehreren chineſiſchen Theebüchſen; dann wurde in großer Schüſſel eine Art von Grütze, Kaſcha, aufgetragen, in welcher allerlei Fleiſch begraben war: ein Mahl, wie es in den Hütten Sibiriens, einige Stunden vom Ufer des Jeniſey, auf eigentlich ſamojediſchem Gebiete, gewiß zu den ſeltenſten und üppigſten gehört. Die ganze zahlreiche Familie ſtellte ſich um den Tiſch, verrichtete ein ſtilles Gebet und ſetzte ſich dann. Mir gab man als Gaſt den Ehrenplatz. Als ſchon Alles geſeſſen, bemerkte ich erſt,

daß der Hausherr, Oſſyp Ivanowitſch, ſich nicht in unſerem Kreiſe befand. Einen Teller in der Hand ſtand er groß und hoch, aber ſchweigend an den Pfoſten der Thür gelehnt, gleich einer Karyatide.

Sonderbar! ſagte ich zu meinen nächſten Nachbarn, der Alten und ihren Söhnen — ſonderbar! Iſt das die Sitte hier, daß ſich der Hausvater nicht mit zu Tiſche ſetzt? Oder thut er es nur nicht, wenn er einen Gaſt hat? Die Gaſtlichkeit der ruſſiſchen Bauern und eure, meine Wirthe, iſt ſo groß, daß ich nach dieſem Poſten des Vaters glauben muß, die Sitte gebiete ihm, während des Eſſens die Thür zu bewachen, daß nichts für den Gaſt Störendes hereinzudringen vermöge.

Bei dieſen meinen Worten ſchlugen die Alte und die Söhne und Schwiegertöchter verlegen die Augen nieder, und Niemand regte die Lippen, um meine Fragen zu beantworten.

Aber Oſſyp Ivanowitſch hatte mich auch gehört und rief mir mit feſter Stimme zu, ohne ſeine Stellung an der Thür zu verlaſſen:

Nein, Väterchen, es iſt nicht Sitte in dieſem Lande, daß der Hausvater während des Mahles an der Thür ſtehe, ob er nun Gäſte habe oder nicht. Im Gegentheil ſitzt er immer obenan am Tiſche, und wenn er einen Gaſt hat, ſitzt er neben ihm, um ihn zu bedienen und ihm die beſten Stücke vorzulegen. Verzeihe mir, Väterchen, daß ich Das nicht thue. Niemals ſaß ich mit meinem Weibe und meinen Kindern an demſelben Tiſche. Siehe, auf mir iſt Blutſchuld, und Jene dort ſind rein — es muß aber eine Unterſcheidung ſein zwiſchen dem Befleckten und dem Reinen.

Ich war überraſcht und wußte nicht, was auf dieſe mit lauter Stimme und abſichtsloſer Feierlichkeit ausgeſprochenen Worte zu antworten. Durch die halbe Dämmerung, welche die Thranlampe durch die Stube verbreitete, ſtarrte ich nach Oſſyp hinüber; ruhig ſtand er auf ſeinem Büßerplatze und aß vom Teller, den er in der Hand hielt. Und endlich ſagte ich: Oſſyp Ivanowitſch, auch ich bin von ſchweren Fehlern frei, aber ich würde dich gern an

meiner Seite ſitzen ſehen und mich durch deine Berührung gar nicht verunreinigt fühlen, um wie viel weniger würden es deine Kinder! (Die Söhne nickten zu dieſen Worten und lächelten mir zu.) Uebertreibſt du nicht? Was du in deiner Jugend begangen haſt, iſt längſt abgebüßt.

Nein, Väterchen! rief mir Oſſyp mit derſelben Ruhe entgegen. Das iſt es eben nicht. Wie ſollte ich es abgebüßt haben? Als ich vom Czaaren hieher geſchickt wurde, fand ich hier ein Weib, das mich liebte, Arbeit, die gedieh, Kinder, die ſchön, geſund und brav aufwuchſen, für ſie und mich Wohlſtand und ein ſorgloſes Leben. Wo hatte da die Strafe Platz und die Abbüßung Zeit? Dieſe mußte ich mir ſelber auferlegen, wie mein Gewiſſen ſie mir befahl. —

Ich wollte antworten, aber der Aelteſte, der neben mir ſaß, bat mich, ihm nicht zu widerſprechen und ihn gewähren zu laſſen, denn ſo ſei es nach alter Erfahrung beſſer, und ſein Entſchluß, ſeit mehr als fünfundzwanzig Jahren eingewurzelt, ſei nicht zu erſchüttern.

Noch drei Tage blieb ich in der patriarchaliſchen Kolonie Oſſyp Ivanowitſchs. Endlich, wohl ausgeruht und gepflegt, nahm ich vom Todtſchläger und ſeinem Geſchlecht nicht ohne Rührung meinen Abſchied und ſchlug landeinwärts, vom jüngſten Sohne begleitet, den Weg gegen Tobolsk ein. Aber der tiefe Eindruck, den mir die ſelbſt auferlegte Buße Oſſyps und ſeine freiwillige Scheidung von den reinen Häuptern ſeiner Kinder gemacht, blieb und begleitete mich weiter auf meiner ganzen langen Reiſe durch Rußland. Ein jugendlicher Patriot, wie ich damals noch war, erfüllte mich alles Gute, das ich zwiſchen dem baltiſchen Meere und der Behringsſtraße fand, mit Jubel. Stolz war ich auf das Strafverfahren Rußlands, das alle Straffyſteme des gebildeten Europa an Milde und Humanität übertrifft, das im Stande iſt, eine Kolonie wie jene ins Leben zu rufen und einen Charakter wie den Oſſyps zu bilden. Bei manchen Gebrechen, bei manchem kranken Fleck, den ich während meiner Reiſe entdeckte, erinnerte ich mich nur an meine Freunde in Sibirien und war getröſtet.

Nicht vergeſſen darf ich, daß ſich in Tobolsk eine Geſellſchaft zuſammen fand, die manche Geſellſchaft mancher gebildeten Stadt Europa's weit hinter ſich ließ. Der humane Gouverneur, Graf Speranski, der damals in Tobolsk regierte, hat die beſten und edelſten Geiſter aus den politiſchen Verbannten in ſeiner Hauptſtadt verſammelt und dafür geſorgt, daß ihren Civiliſations-Bedürfniſſen durch Kunſt, Wiſſenſchaft und geſellſchaftlichen Umgang ſo viel, als es unter dieſen Himmelsſtrichen und bei der ſchweren Kommunikation mit Europa möglich war, genügt wurde. In welchem Staate, fragte ich, kommt Dergleichen noch vor?

Sie hatten Recht, rief Einer aus der Geſellſchaft, da Nikolai in ſeiner Erzählung inne hielt. Sie hatten Recht, auf dieſes Straffyſtem Ihres Vaterlandes ſtolz zu ſein. Was gibt es Grauſameres als unſere Gefängniſſe? Sie ſind geſchaffen, um den Verbrecher zum Thiere herab ſinken zu laſſen. Gar dieſe Blüthe unſerer Civiliſation, das Zellenſyſtem, das man, wie ſie ſagen, erfunden hat, um den Sünder auf ſich und ſein Inneres anzuweiſen, daß er in ſich gehe — nur drei Wochen ſaß ich einmal in einſamer Zelle, und ich glaube aus Erfahrung behaupten zu dürfen, daß es nur zur vollkommenen Verſtockung oder zum Wahnſinn führen kann. In der Einſamkeit ſpricht das Gewiſſen, „dieſer alte Einſiedler des Herzens", wie es die Indier nannten, mit der Stimme des Geſpenſtes, des erbitterten Feindes, des unheimlichen Zuchtmeiſters. Nur in Berührung mit der Natur, nur bei der Erheiterung der Arbeit, dem allabendlichen Bewußtſein einer vollbrachten That, nur beim Klange der Menſchenſtimme, der Stimme des Nächſten, nimmt jener Einſiedler des Herzens die ihm natürliche Stimme des Gemüthes an und lehrt und gibt den Muth, ein neues Leben anzufangen, und erhebt den Verbrecher zu ſeinem eigenen Richter, wie er das bei Oſſyp Ivanowitſch gethan hat. Sie hatten ganz Recht, ſtolz zu ſein, lieber Nikolai.

Nikolai zuckte die Achſeln und ſagte bitter lächelnd: Ich war damals ein ſo guter Patriot, wie ihn nur ein ruſſiſcher Polizei-

meiſter wünſchen kann. Aber mein ſibiriſcher Patriotismus war dieſſeit des Ural bald verraucht!

Das begreift ſich! riefen mehrere Stimmen und lachten.

Ja, es begreift ſich, wiederholte jener junge Mann, der vorhin über den alten Einſiedler des Herzens und das Zellengefängniß geſprochen hatte, ein deutſcher Flüchtling von ungefähr dreißig Jahren, den das Schickſal viel hin und her geworfen hatte und der die Eigenthümlichkeit beſaß, alle Vorkommniſſe und Zuſtände des Lebens bald mit holdem Leichtſinn, bald mit tiefem Gemüthe zu ergreifen. Es begreift ſich, wiederholte er, aber wir wollen nicht weiter dabei verweilen; ich kenne unſern Freund Nikolai. Stundenlang kann er traurige Geſchichten aus Rußland erzählen — ſtimmt man aber mit ihm darin überein, daß es in ſeinem Vaterlande höchſt traurig ausſehe, oder lacht man gar leichtſinnig, wie ihr eben gelacht habt, während ihm das Herz blutet, dann wird er verſtimmt und iſt gekränkt. — Alſo ſtille! Mich aber erinnert die Geſchichte Oſſyps und ſeines Gewiſſens an eine andere aus meinem Leben, die, obwohl ganz anderer Art, mich ſelbſt fühlen lehrte, was das eigentlich iſt: das Gewiſſen.

2.

Das Neſſuskleid.

Meine Geſchichte, fing er an, datirt aus jener jugendlichen Reiſezeit, da ich das nördliche Italien durchlief und Luſt hatte, die ganze Halbinſel als irrender Ritter von einundzwanzig Jahren zu durchſtreifen, eine Luſt, welcher die öſterreichiſche Polizei an der Gränze Modena's ihr Ziel ſteckte. Der erſte Akt meiner Geſchichte ſpielt in Venedig.

A la bonne heure! riefen die Freunde — in Venedig!? — der Ort iſt gut, der Schauplatz für Abenteurer mit Kennerauge gewählt!

Das meinte ich auch, fuhr er fort; als Oeſterreicher mehr mit Novellen à la Bianca Capello als mit Geſchichte großgeſäugt, bildete ich mir ein, auf Schritt und Tritt den ſchönſten Abenteuern zu begegnen. Den Dolch, den ich in der Taſche trug, hielt ich nicht für überflüſſig. Nur an der Seite glänzender Nobili oder luſtiger titianiſcher Schüler, glaubte ich, könnte man in Venedig durch die Gaſſen ſchreiten; vor jedem Fenſter hoffte ich auf Lauten und Mandolinen und überall auf allen Apparat hergebrachter Romantik. — Ihr wißt, daß Dem in dem heutigen Venedig nicht mehr ſo iſt. Anſtatt jener herrlichen Geſellſchaft ging ein langweiliger, viel plaudernder, ſlavoniſcher Cicerone an meiner Seite, anſtatt der Lauten und Mandolinen hörte ich auf dem Markusplatze öſterreichiſche Militärmuſik, und die meiſten Fenſter alter Paläſte waren mit Brettern vernagelt oder blickten hohläugig auf die Kanäle herab, oder dienten als Trockenplatz für zerriſſene Wäſche. Anſtatt in einem Palaſte zu wohnen, hauste ich in der ſchmuckloſen Stube der Citta Lubiana, einer höchſt ärmlichen Herberge. — Erſt nach mehreren Tagen gewöhnte ich mich, in der Pracht des Canale grande, des blauen Himmels, des Meeres am Lido, der Titiane und Veroneſe Erſatz für die verlorene Jugendilluſion zu ſuchen. Am Ende wußte die jugendliche Phantaſie ſelbſt die verfallenden Paläſte ſchön zu bevölkern, und nach Kurzem ſtand das alte Venedig wieder in ſeiner Märchenhaftigkeit da. Ein Zufall trug zu dieſer ſchnellen Wiederherſtellung nicht wenig bei.

An einem und demſelben Tage ſah ich eine ganze Reihe der allerherrlichſten Frauenköpfe. In der Mittagsſtunde, da auf dem Markusplatze den unzähligen Tauben nach alter Sitte ihr Futter geſtreut wurde, traten, um das Schauſpiel mit anzuſehen, auf den Balkon unter dem Orologojo drei Mädchengeſtalten heraus, die ſchöner waren als die drei Grazien, und die ſich anmuthig über uns Barbaren, mich und mehrere Wiener Studenten, die wir geblendet von ihrem Glanze hinaufſtarrten, luſtig machten. In der Galerie Barbarigo, die wir darauf beſuchten, fanden wir

keine Venus und keine Nymphe ſo ſchön, wie die Horen unter dem Orologojo. — Auf dem Rückwege, da wir in die Kirche Ai Frari traten, waren wieder Horen und Grazien und Venus und Nymphen vergeſſen, denn da kniete an einem Betſtuhl eine chriſtliche Heilige, die das ganze Heidenthum ſiegreich überſtrahlte. Wir ſchwuren, daß es auf Erden nichts Schöneres geben könnte, als dieſe Betende, und den Bewundernden wäre das Licht der Sonne geſunken, wenn ſie nicht den ſchwarzen Schleier vorgeſchoben, in Geſellſchaft einer brummigen Alten, hinter der Kirche verſchwunden wäre. Wir ſollten bald erfahren, daß wir falſch geſchworen hatten. Denn als wir in unſerer offenen Gondel weiter fuhren und noch von den langen Wimpern, dem dunkeln, dicken Haar, dem göttlichen Fuß, der himmliſchen Hand ꝛc. ꝛc. zu ſchwärmen wußten und uns in exzentriſchen Superlativen überboten, rief, da wir eben in der Nähe der Piazza San Zacharia ankamen, einer unſerer Reiſegefährten: „Gewiß, heute iſt der Teufel los!“ — Wir folgten ſeinem Blicke, und aus einem jener Paläſte, die ſich melancholiſch über den Kanal beugen, deren Fenſter zur Hälfte verrammelt, deren Säulchen verſtümmelt, deren Kanaltreppe zerbrochen iſt, blickte ein Weib — meine Herren — ein Weib! Baſta! ſie war ſchöner als alle lebenden und gemalten, die wir an dieſem höchſt aufregenden Tage geſehen hatten. Ich war froh, daß die Nacht heranbrach, die heute nichts mehr zu ſehen geſtattete, auf daß dieſes Bild nicht aus der Seele verdrängt werde. Der Tag war taktvoll wie ein Kapellmeiſter, der nach einer Beethovenſchen Sinfonie den Taktſtock hinlegt und nichts mehr folgen läßt.

Auf dem Markusplatze erwarteten uns mehrere Bekannte, unter dieſen ein junger Maler aus Wien, die uns hier ein Rendezvous gegeben hatten, um uns hinter den Prokuratien in eine Kneipe zu führen, wo wir venetianiſches Volksleben kennen lernen ſollten. In dieſer Kneipe ging es bei Käſe, Salami und ſchwarzem Wein in der That lebendig genug her. Der Maler machte mich auf die Phyſiognomie, die Bewegungen, die Gruppen, auf die Reſte maleriſchen Koſtüms aufmerkſam — aber ich ſah nur

mit zerſtreutem Auge. Er bemerkte das und fragte nach der Urſache meiner Zerſtreuung.

Mein Freund, ſagte ich, Sie kommen zu ſpät. Das Schönſte, das Venedig bieten kann, habe ich heute geſehen; nichts iſt im Stande, das Bild zu verwiſchen, das ſich mir heute in die Seele geprägt hat.

Aha! — rief er, Sie haben die titianiſche Himmelfahrt geſehen?

Nichts da von Himmelfahrt! Ich bin verliebt, und damit beginnt wahrſcheinlich eine Höllenfahrt.

Alſo nichts Gemaltes, Fleiſch und Blut? fragte er weiter.

Sie ſind ein Maler, ſagte ich, aber Sie ſind ein Stümper und bleiben es Ihr Leben lang, wenn Sie mir nicht Auskunft geben können. Denn der Maler, der ſeit einem halben Jahre in Venedig lebt und die Schönheit, die ich heute geſehen, nicht kennt, ja, der nicht magnetiſch von ihr angezogen wird, ohne ſie geſehen zu haben, ja, der nicht ein Mißbehagen und ein myſteriöſes Drängen fühlt, bis er ſie kennen gelernt, der Maler iſt und bleibt ein Stümper.

Ich nehme das an, antwortete er, denn ich bin gewiß, die größte Schönheit Venedigs zu kennen. Wo haben Sie ſie geſehen?

In dem alten Palaſte rechts von der Piazza San Zacharia; er iſt ganz venetianiſchen Styles, ſein oberſtes Stockwerk iſt unbewohnt und verfallen, in der Mitte hat er ein großes Bogenfenſter mit Säulchen von iſtrianiſchem Marmor; die ſchwarzmarmornen Treppen am Kanale gehen aus den Fugen. Ich ziehe es vor, Ihnen ihr Haus zu beſchreiben, ſie ſelbſt iſt unbeſchreiblich.

Ohne mir zu antworten, nahm der Maler ſeinen Hut, reichte mir den meinen, faßte mich am Arm und führte mich fort durch mehrere Gaſſen in ſein Haus und Atelier. Er leitete mich in der Dunkelheit an ein Sopha, auf das ich mich ſetzen mußte. In der entgegengeſetzten Ecke zündete er zwei Lampen an. Dann ging er, jede in einer Hand tragend, vorwärts, ſtellte ſich hinter die Staffelei und ſchob plötzlich mit ausgeſtreckten Armen die beiden

Lampen vor, ſo daß ihr ganzer Schimmer auf ein Bild fiel, das mich plötzlich, wie aus der Nacht geboren, mit unendlichem Liebreiz anlächelte. Sie war es! Es war mir, als ſähe ich in den Fauſtusſpiegel. Vor Ueberraſchung ſprang ich auf und auf das Bild zu; aber unfertig und farbenfriſch, wie es war, verſchwammen mir die holden Züge in der Nähe, ſo daß ich mich wieder zurückziehen mußte, wie ſehr es mich auch anlockte, es ſo nahe als möglich zu betrachten, es mit meinem Hauche zu berühren. Auch wollte es der Maler nur aus der Ferne ſehen laſſen und zog jedes Mal, wenn ich mich näherte, die Lampen hinter die Leinwand zurück, daß mir das Bild in Nacht verſchwand. Am Ende wurde ich gezwungen, mich auf dem Sopha ruhig zu halten. Aber es war mir, als lägen Meilen zwiſchen mir und dem herrlichen Angeſichte; es war mir wie ein Traum, in dem man das Schönſte vor Augen ſieht und es mit den ausgeſtreckten Armen nicht erreichen kann. — Trotz dieſem tiefen Eindruck mußte ich dem Maler ſagen (ich glaubte es dem Original ſchuldig zu ſein), daß das Bild bei Weitem die Schönheit von der Piazza San Zacharia nicht erreiche. Er entſchuldigte ſich damit, daß das Bild kaum angefangen ſei, und daß er es nur nach Hauſe genommen habe, um in Mußeſtunden an einigen Nebenſachen zu arbeiten. — In wenigen Tagen, ſagte er, ſollen Sie mir gerechter werden, denn morgen fangen die Sitzungen wieder an.

Sie kömmt zu ihnen? fragte ich haſtig.

Nein, lächelte er, aber ich gehe zu ihr.

Was ſeid ihr doch glücklich, ihr Maler! rief ich: — ihr ſeid die Oberſchatzmeiſter der Schönheit und habt offenen Zutritt zum Schatze.

Ja wohl, erwiderte er, aber der Schatz iſt nicht unſer, wie er gewöhnlich dem Schatzmeiſter nicht gehört.

Ich wollte ihn bitten, mich, wenn es möglich, zu ihr zu führen, aber ich hatte nicht den Muth, die Bitte ſo geradezu auszuſprechen. Ich fing allerlei Geſpräche an, um ihn ſelbſt auf den Gedanken zu bringen, und das war nicht ſchwer.

Sie möchten wohl, ſagte er endlich, während ich mich aufs Neue in Betrachtung des Bildes vertiefte, — Sie möchten wohl Zanetta gern perſönlich kennen lernen?

Sie heißt Zanetta?

Zanetta, auch die ſchöne Zanetta. Aber Sie antworten mir nicht!

Bedarf's da einer Antwort? fragte ich.

Wohl, ſagte er, ich werde morgen mein Möglichſtes thun und Ihnen Abends ſagen, ob ſie Sie empfangen will.

Um dieſe große Dienſtbereitwilligkeit des Malers zu begreifen, muß man wiſſen, daß er in Wien mit der Tochter einer mir nahe befreundeten Familie in ſehr intimen Verhältniſſen ſtand und daß er dieſe nach ſeiner Rückkehr aus Italien heirathen ſollte. Es lag ihm daran, mir zu zeigen, daß er Zanetta gegenüber ohne Eiferſucht, alſo auch ohne Liebe, und daß ſein Verhältniß zu ihr nur das des Malers zu einer außergewöhnlichen Schönheit und eine bloße gute Bekanntſchaft ſei.

Ich begriff das ſchnell und ſah ein, daß er in ſeiner Dienſtwilligkeit ganz offen und ohne Rückhalt ſein werde.

Aber, fuhr ich fort, Sie haben mir noch nicht geſagt, wer eigentlich Zanetta iſt!

Es wäre vielleicht beſſer, antwortete der Maler, wenn Sie ſich damit begnügten, ſie ſchön zu wiſſen, und nicht weiter fragten. Gebe ich Ihnen ganze und rückhaltloſe Antwort, dann wird Ihr Eifer, ſie kennen zu lernen, vielleicht etwas erkalten.

Wiewohl mich die Worte etwas erſchreckten, ſo machten ſie mich doch deſto neugieriger, und ich bat ihn, mir Alles zu ſagen.

Zanetta, ſagte er mit einem trockenen Seufzer, iſt die Geliebte, oder gute Freundin, oder was Sie wollen, eines reichen polniſchen Grafen Zalesky.

Ich ſah ihn ſtarr vor Schrecken an.

Sie ſehen, fuhr er fort, daß man manches Schönſte nicht in der Nähe betrachten darf. Indeſſen fühle ich mich verpflichtet, hinzuzufügen, daß ſie trotzdem neben ihrer Schönheit eines der

liebenswürdigſten Geſchöpfe der Erde iſt und daß ſie Eigenſchaften des Herzens und des Geiſtes beſitzt, die ihre Stellung vergeſſen machen. Auch das Häßliche dieſer Stellung kann, wenn man die hieſigen Verhältniſſe kennt, gemildert erſcheinen. Zanetta iſt die Tochter einer jener zahlreichen Nobile-Familien, die heute ſo tief herabgekommen ſind, daß ſie von öſterreichiſchen Gnadengehalten leben müſſen. Die Regierung kauft ihnen ihre ehemaligen Herrlichkeiten ab mit einem Zwanziger per Kopf täglich. Die Töchter dieſer Familien haben eine ſehr traurige Stellung; die alten Vorurtheile, die ſie gern vergeſſen möchten, haben ſich beim Bürger mächtiger erhalten als bei den Adeligen, und Erſterer iſt mehr ſchuld an der fortbeſtehenden Trennung als die Letzteren. Der Adel der anderen öſterreichiſchen Provinzen hält den beſiegten venetianiſchen Patrizier nicht für ſeines Gleichen. So ſtehen die armen jungen Mädchen von Allen verlaſſen da, und in ihrer Kaſte hat ſich im Laufe der Zeit eine Art Duldung für gewiſſe Halbehen ausgebildet, die faſt zur Sitte geworden und eine Stellung wie die Zanetta's gar nicht mehr ehrlos erſcheinen läßt. Bei Zanetta iſt das um ſo weniger der Fall, als ihr Geliebter oder „Marito" von hohem Adel iſt und ſich ihre Familie ſo weniger zu vergeben glaubt. Man nennt das hier Ehen an der linken Hand, obwohl kein Prieſter etwas dabei zu ſchaffen hat. Zanettas Familie iſt ſtolz darauf, daß ihr Sprößling nicht, wie andere Signorite, die mit reichen Kaufmannsſöhnen in Verhältniſſen ſtehen, eine Mesalliance gemacht hat, und man kann ſagen, daß die Stadt die Sache faſt ſo betrachtet, wie die Familie.

Sie ſind ſehr gütig, ſagte ich, gezwungen lächelnd, Zanetta entſchuldigen zu wollen. Ich habe ſie nur im Fluge geſehen, und was mich an ihr intereſſirt, iſt ihre Schönheit; indeſſen iſt es ein ſchönes, ſehr menſchliches und ſehr künſtleriſches Gefühl, das uns treibt, ein Weſen, welches uns äußerlich ſo vollkommen erſcheint, auch von inneren Flecken ſo viel als möglich zu reinigen. Ich aber klage überhaupt Niemanden an, bevor ich ihn kenne, ihn, ſeine Vergangenheit, ſeine Umgebung, ſeine Bildung und

Lebensanſichten. Alſo, lieber Freund, geben Sie ſich keine Mühe. Sagen Sie mir nur, wer der Mann oder Marito iſt.

Wie ich Ihnen ſchon ſagte, ein polniſcher Graf Zalesky (ſo wollen wir ihn nennen), der ſich in früher Jugend als Revolutionär kompromittirte, in Spielberg gefangen ſaß und ſpäter begnadigt nach Venedig verbannt wurde. Er darf die Inſelſtadt nur mit beſonderer Erlaubniß der Regierung verlaſſen, um Reiſen zu machen. Sie wird ihm jedes Jahr auf einige Monate gegeben — ſo iſt er auch jetzt ſeit längerer Zeit abweſend, und ich habe ihn nie zu Geſichte bekommen. Bei ſeiner Rückkunft ſoll er mit dieſem Bilde überraſcht werden, — welcher Umſtand mir die Bekanntſchaft Zanetta's, die ich lange begehrt, verſchafft hat.

Sie liebt ihn alſo?

Bah! wer kann das wiſſen! Sie ſagte mir, das Bild ſei dem „guten Grafen", dem Wohlthäter ihrer Familie, beſtimmt. Schließen Sie aus dieſen Worten, was Sie wollen.

Ich ſchließe gar nichts; ich weiß nur, daß ich die ſchönen Mädchen haſſe, die ſich für die Wohlthäter ihrer Familie malen laſſen.

Ich ſoll Sie alſo nicht anmelden? fragte der Maler boshaft.

Leben Sie wohl, gute Nacht! Was kümmert mich Zanetta's Geſchichte? Ich will nur ein Meiſterſtück der Schöpfung noch einmal in der Nähe ſehen.

Der Maler lachte noch, als ich die Thür ſchon hinter mir zugeſchlagen hatte.

Der folgende Tag verging mir ſchneller, als ich gehofft hatte. Aufregungen, wie ſie durch bloßen Anblick und Geſpräch entſtehen, werden leicht durch einen guten Schlaf beruhigt, und mit der Ausdauer des gewiſſenhaften Reiſenden fuhr ich fort, Galerieen, Kirchen, Paläſte zu betrachten. Als ich am Abend wieder dem Maler begegnete und er mir mittheilte, daß er mich angemeldet und daß wir Zanetta, ſo es uns beliebte, augenblicklich beſuchen könnten, fühlte ich mich ruhig genug, um ihm als höflicher Mann und kühler Verehrer und nicht als ſtrohfeuriger

Enthuſiaſt folgen zu können. Wir ſtiegen nicht an der Kanaltreppe, ſondern auf der entgegengeſetzten Inſelſeite aus der Gondel und mußten ein kleines, enges Gäßchen durchſchreiten, um an den Haupteingang des alten Palaſtes zu gelangen. Er breitete dem Gäßchen zwei Arme entgegen, die ein hohes Gitter verband, welches, wie man im Mondſchein ſehen konnte, ehemals an den Spitzen und oberſten Verzierungen vergoldet geweſen war. An den Säulen zwiſchen den Gitterflügeln hingen große eiſerne Ringe, die einſt Fackeln getragen, und ſtreckten ſich Pechkörbe an langen Armen hervor. Aber Säulen, Gitter, Ringe, Körbe, ſo wie die kleinen Steinbilder auf den Säulen waren verroſtet, zerbrochen, verfallen. Im Hofe war das Quaderpflaſter theils eingeſunken, theils ganz verſchwunden und faſt ganz von hervorwucherndem Graſe bedeckt. Sämmtliche Fenſter der Seitenflügel waren mit Brettern verſchlagen; nur aus dem Mittelgebäude blickten im Mondſchein einige ganze Glasſcheiben. Im Hintergrunde ſchloß ſich der Hof an eine Halle mit zahlreichen Säulen, deren Füße vom Mondſchein beleuchtet waren, während ſich ihre Kapitäle in Nacht verloren.

Hier machte mein Führer Halt und klatſchte mehrere Mal in die Hände. Bald erſchien auf der Höhe der Treppe eine Alte mit einer Lampe in der Hand. Bei dem ſpärlichen Lichte erkannte ich ein Veſtibule, das ehemals prächtig geweſen ſein mochte, nun aber einförmig und ärmlich mit Kalk überſtrichen war. Hier und da blickte, um Zeugniß von der entſchwundenen Pracht zu geben, ein gemalter Fuß, eine nackte Schulter, ein Arm mit Goldſchmuck hervor. Die hohe gewölbte Decke blieb in Nacht und Spinngewebe verſteckt. Die Treppe, auf der wir dem Licht entgegen ſtiegen, ſchien jünger als der Palaſt; denn ihre ganze Form, ſo wie das eiſerne Gitter trugen alle Merkmale des Bauſtyles aus dem Zeitalter Ludwigs XV.

Die Alte öffnete eine Thür, und wir traten in einen großen hohen Saal, der ſo ſpärlich beleuchtet war, daß ſich nichts erkennen ließ. Der Maler nahm mich am Arm und führte mich

einem Winkel zu, aus dem uns Lampenſchein entgegenkam. Dort lag Zanetta auf einem niedrigen Sopha; die Lampe ſtand ihr zu Häupten und beleuchtete ihr herrliches Geſicht, während die hingegoſſene Geſtalt von Schatten in dichte Schleier gehüllt war. Erſt in der Nähe erkannte ich, daß bereits drei junge und für Venedig elegante Männer auf niedrigen Stühlen oder vielmehr Schemeln ihr gegenüber ſaßen. Zanetta bewillkommte mich mit vieler Freundlichkeit und wies mir einen Schemel ihr zu Füßen an. Ich beeilte mich, ihrer Einladung nachzukommen; denn bei der Begrüßung hatte ſie ſich halb erhoben, und ihr Geſicht war im Schatten ganz unſichtbar geworden. Ich wünſchte, daß ſie ſich bald wieder hinlege, daß ich es mit Muße betrachten könne. Dieſer Wunſch wurde mir erfüllt, da der Maler mit voller Vertraulichkeit zu ihr hintrat und ſie wieder in die frühere Lage ſanft zurückdrückte. Wohl empfindend, welch ein Unglück es ſei, ſich in ein ſolches Weib zu verlieben, hatte ich mir auf dem Wege in den Palaſt vorgenommen, ſie als bloßer Beſchauer zu betrachten, wie man ein ſchönes Bild betrachtet, und nachdem die erſten Begrüßungsformeln, die Antworten auf das gewöhnliche Woher und Wohin? und wie lange der Aufenthalt? und die wohlgemeinten Ausrufe über die Reize der Lagunenſtadt vorüber waren, machte ich mich bereit, meinem Vorhaben ſo ruhig als möglich nachzukommen. Ich rückte meinen Schemel ſo, daß ich Zanettas Geſicht mit größerer Bequemlichkeit ſehen konnte, und da mich jene täuſchende Ruhe überkam, die man beim Anblicke vollendeter Schönheit empfindet, bildete ich mir ein, daß ich meinen Vorſatz mit ehrenwerther Charakterſtärke durchführe. Nur der Ungewohntheit ſolchen Genuſſes ſchrieb ich es zu, daß ich beim Wohllaut ihrer Stimme, die mit der Holdſeligkeit des ganzen Weſens ſo ſehr übereinſtimmte, daß ich bei jeder ihrer Bewegungen, bei jedem Blicke, der mich traf, leiſe erzitterte. Ich bemerkte nicht, wie ich mich in den Anblick Zanetta's ſo ſehr vertieft hatte, daß ich halb und halb jede von Zanetta's Bewegungen nachahmte, daß mein Geſicht unwillkürlich den Ausdruck

ihres Geſichtes annahm und daß ich, ſo beſchäftigt, endlich mehr als eine halbe Stunde da geſeſſen hatte, ohne ein Wort zu ſprechen.

Glücklicher Weiſe wurde das von den drei jungen Herren und, wie es ſchien, auch von Zanetta nicht bemerkt, da ſie das Geſpräch, das unſer Eintritt unterbrochen hatte, wieder lebhaft fortſetzten. Zanetta kümmerte ſich nicht um den ſchweigſamen Gaſt oder, was ich aus einem unterdrückten Lächeln ſchließen mußte, wollte ihn in ſeiner tiefen, ſchmeichelhaften Betrachtung nicht ſtören. Der älteſte unter den Beſuchern, ein ziemlich geſetzter Mann, von zuvorkommenden Manieren, glaubte die Unachtſamkeit der Wirthin gut machen zu müſſen und wandte ſich mit allerlei Fragen zu mir, die ich nur kurz beantwortete. Abgeſchreckt, kehrte er ſich zum Maler und ſagte: „Ihr Freund ſcheint ſich im Italieniſchen genirt zu fühlen.“

Nicht, daß ich wüßte, antwortete dieſer.

Zanetta lächelte, als ob ſie ſagen wollte: Ich verſtehe dieſes Schweigen beſſer. Aber ſie begnügte ſich mit dieſem Lächeln nicht und ſagte zum Maler: Der Signor Foreſtiere beurtheilt im Stillen Ihr Talent — er vergleicht mich ſehr gewiſſenhaft mit Ihrem Bilde und findet, daß ich viel ſchöner bin.

Dem Regen von Komplimenten, der auf dieſe unumwundene Herausforderung folgte, ſetzte ſie kein Wort der Erwiderung entgegen; immer lächelnd, fuhr ſie gegen die drei eleganten Beſucher fort: Ich kann Ihnen, Signori, dieſen Maler auf das Gewiſſenhafteſte empfehlen, mein kaum angefangenes Bild hat dieſen Herrn bewogen, meine Bekanntſchaft zu ſuchen.

Ich merkte, daß der Maler ein wenig geprahlt und die Sache nicht ganz nach der Wahrheit dargeſtellt hatte. Aber ich merkte auch zugleich aus dem Lächeln Zanettas, daß ſie den Künſtler ſo gut durchſchaute wie ich, und daß ſie ſich wohl erinnerte, vor zwei Tagen von mir mit bewundernden Augen angeſehen worden zu ſein. Die geſchmeichelte Eitelkeit ließ mich meine guten Vorſätze vergeſſen, ich gab die Rolle des Beſchauers auf, und den

Schemel näher an das Sopha rückend, miſchte ich mich lebhaft, ja, mit einiger Aufregung in das Geſpräch und in die Kurmacherei der Anderen. Meine nordiſche Art mochte ihr neuer geweſen ſein, als die der Anderen, denn — ich darf es mit gutem Gewiſſen behaupten — ſie horchte mir mit größerer Aufmerkſamkeit als den Anderen zu, und die Hoffnungen, die ich darauf baute, wurden nicht getäuſcht; denn beim Abſchiede lud ſie mich ein, ſie während meines kurzen Aufenthaltes, ſo oft es die venetianiſchen Sehenswürdigkeiten erlaubten, zu beſuchen.

Es gibt keine größere, als du ſelber biſt, dachte ich bei mir, und bat ſie, ſchon morgen Abend wiederkommen zu dürfen. Mit einem anmuthigen Lächeln wurde mir das gewährt, und wir gingen.

Wie es die Art Derer iſt, die uns in ein Haus einführen, glaubte mir der Maler ſchon auf der Treppe verſichern zu müſſen, daß ich auf Signora Zanetta keinen ungünſtigen Eindruck gemacht, obwohl ich mich zu Anfang ganz ungeſchickt, wie er meinte, deutſch unbeholfen benommen hätte. Ich antwortete ihm nur mit enthuſiaſtiſchen Ausrufungen über Zanettas Schönheit, und ſo ehrlich waren dieſe gemeint, daß ich mich und meine Unbeholfenheit ganz vergaß. Wieder, da er meine Aufregung ſah, hielt es mein Freund für Pflicht, mir als Einer, der Zanetta's Charakter wohl kannte, zu verſichern, daß man auch auf den beſten Eindruck keine Hoffnungen, welcher Art ſie immer ſeien, bauen dürfe. Er habe bei Vielen die Erfahrung gemacht, daß ſolche Hoffnungen eitel ſeien. Zanetta, meinte er, verdiene den Ruf, deſſen ſie ſich in ganz Venedig erfreue. Bei ihrer in der That phänomenalen Schönheit ſei es kein Wunder, daß ſie von Hofmachern und verliebten Leuten umdrängt ſei, aber ſie alle zögen ſich nach einiger Zeit zurück, und es ſei bis jetzt noch Keiner ſo eitel geweſen, ſich eines Vorzuges zu rühmen. Er, der Maler, glaube zwar nicht, daß es die Liebe zum polniſchen Grafen ſei, was Zanettas Tugend aufrecht halte; aber, ſei es nun, was es ſei, ſei es Klugheit oder Kälte, die Sachen verhalten ſich ſo, wie er ſie darſtelle. Er, der

Maler, glaube, daß Zanetta, das Kind eines adeligen Hauſes, ihre geduldete Halbehe durch ihre Haltung gewiſſer Maßen ſanktioniren und ihre Stellung dadurch ſo ehrenwerth als möglich machen wolle.

Ich geſtehe, daß ich dieſer Auseinanderſetzung nur mit halbem Ohre gefolgt bin, und ferner geſtehe ich, daß mich alle venetianiſchen Kunſtwerke, hiſtoriſchen Erinnerungen, maleriſchen Anſichten am Morgen nach dieſem Beſuche ſehr gelangweilt haben und daß ich den Nachmittag, wo ich Zanetta wieder, und dieſes Mal allein, beſuchen wollte, kaum erwarten konnte.

Um die dritte Stunde fuhr ich dahin. Der Saal, in welchem ſie mich empfing, war in ein Atelier verwandelt. Die beiden Seitenfenſter waren ganz, das mittlere und größte nur halb verhängt. Ein ruhiges Licht ergoß ſich von oben herab und tauchte die Gegenſtände und die Bewohnerin in einen ſchönen Frieden, der ſich dem Eintretenden auf angenehme Weiſe mittheilte. Der Eintretende brauchte das, denn mit Herzklopfen war ich die Treppe hinauf geeilt.

Der Aufenthalt Zanetta's hatte nichts von Dem, was wir bei den Appartements der Geliebten reicher Grafen vorausſetzen. Nirgends kleinlicher Putz oder Luxus, ausgenommen der an Decke, Wänden, Spiegelrahmen, Fenſterverzierung aus alter Zeit übrig geblieben war. Der Saal war der Prunkſaal der ehemaligen Beſitzer des Palaſtes geweſen. Die Säulchen an den Fenſtern waren nach innen in ſchlanke Statuetten verwandelt, die anſtatt der Kapitäle Blumenkörbe trugen, aus denen ſich Gewinde aller Art emporſchwangen und zur Decke hinauf liefen, wo ſie ſich mit neuerer Stukkaturarbeit in Eines verflochten. Die Seitenwände bedeckten bemalte Leinwandtapeten, die von altem, geſchnitztem Eichenholz umrahmt waren. Von demſelben Holze und in demſelben venetianiſch byzantiniſchen Style geſchnitzt war dem Balkon gegenüber die Hauptthür, welche, da die eiſernen Angeln zerbrochen, mit ledernen Riemen an den breiten, dunklen Pfoſten befeſtigt waren. Wie die Thür trug der ganze Saal die Merk-

male des Verfalles. Die Holzſchnitzereien waren verſtümmelt, die Vergoldungen um den wandhohen Spiegel verwiſcht, der Spiegel ſelbſt mehr als zur Hälfte erblindet, die Tapetenmalereien verſtaubt, hier und da durchlöchert oder fadenſcheinig. Die Löcher und Vertiefungen im Eſtrich ſuchte ein Teppich vergebens zu verdecken. Dieſer Teppich war wohl das Luxuriöſeſte in Zanettas Hausrath, der ſich aus jenem niedrigen Sopha, auf dem ſie zu liegen pflegte, aus einigen niedrigen Stühlen und einem an die Wand befeſtigten Tiſche von braunem Holz zuſammenſetzte.

Auf dieſem höchſt einfachen Schauplatze entwickelte ſich und ſpielte ſich im Laufe der nächſten vierzehn Tage eine Art von Idylle ab, mit deren Einzelheiten ich euch, als meine Freunde, verſchonen will — eine Idylle, ſo moraliſch, ſo unſchuldig, wie ſie einem guten Buche für ſechzehnjährige Töchter gebildeter Herkunft Ehre machen würde. Allerdings müßten in dieſem Buche die Wünſche, Hoffnungen, Regungen meines Innern weiſe verſchwiegen werden. Dieſe abgerechnet, lebten wir wie Paul und Virginie — ganz im Widerſpruche mit dem Schauplatze, mit Venedig, von dem ihr euch ſo viel verſprochen habt. Daß mir Zanetta im Laufe der Tage erlaubt hat, mich auf den Teppich zu ihren Füßen zu legen, während ſie ſelbſt auf ihrem Sopha italieniſch träg ausruhte — daß ich ihr in dieſer Stellung, den Kopf ans Sopha gelehnt, Geſchichten erzählte, Späße vormachte, manchmal einen Seufzer wagte und oftmals die Hand küßte, wird man nur natürlich, dem Alter und der Lage angemeſſen und nicht im Geringſten übertrieben finden. Und die Stunden und halben Tage, die mir ſo vergingen, gehörten noch zu den angenehmſten — trauriger war es, wenn Zanetta, wie ſie es beſonders liebte, ſich in einen Winkel des Saales kauerte und ich, vor ihr ſtehend, von fremden Ländern und Menſchen und dergleichen erzählen mußte. Sie ſah dann einer kleinen, im Gebüſche lauernden Tigerkatze nicht unähnlich. Ihre Augen brannten aus der Tiefe herauf, wie zwei konſolidirte Irrlichter; die nur loſe umgehängten Kleidungsſtücke fielen dann von der Schulter,

die ſich vergebens bemühte, ſie oben zu erhalten, und unter den Bemühungen noch mehr enthüllte als verbarg; ihr Mund, mit den herrlichen, weißen Zähnen, lachte dann und ſchien jeden Augenblick zu einer tigerhaften That bereit. Und ich mußte aufrecht vor ihr ſtehen — denn wenn ich mich zu ihrer Lage bequemte und mich auch hinkauerte, wurde ich ausgelacht, und wenn ich, mit weniger Ueberlegung, hinſtürzte und ſie an beiden Schultern faßte, wurde ich mit einem einfachen „St!" zur Ruhe verwieſen, und ich hielt mich ruhig.

Man glaubt es nicht, bis zu welchem Grade der Menſch, reſpektive der Mann zum Sklaven geboren iſt. Aber manchmal empört ſich der Sklave; er ſtellt plötzlich das Hofmachen ein, er wirft ſich auf den Teppich oder aufs Sopha und gibt ſich einer vollkommenen Unthätigkeit hin; er brummt die Melodie einer italieniſchen Oper durch die Zähne, er grollt. So lag ich eines Tages da und führte meine Rolle mit großer Charakterſtärke durch. Der Maler kam und malte und ging. Zanetta fragte Das und Jenes und bekam kurze Antworten; ſie ging ins Nebenzimmer und kam geputzt und ſchön wie ein Engel zurück. Sie bat mich, ihr einen kleinen Spiegel zu halten, da ſie noch etwas an ihrer Coiffure zu vollenden hatte; ich that es und brummte ihr Lieblingslied: O pescator dell' onda weiter und fand die Coiffure, da ich um meine Meinung gefragt wurde, gar nicht übel. Da nahm mir Zanetta den Spiegel aus der Hand und warf ihn hin; dann ſchob ſie ihre Finger in meine Haare, knieete zu mir hin und fragte, ob wir nicht endlich dieſen Abend unſere Gondelfahrt machen wollten. Ich ſprang auf, ich ſchlang meinen Arm um ihren Hals, und trotz ihrem fürchterlichen „St!" drückte ich einen Kuß auf ihre Stirn und eilte fort, die Gondel zu beſtellen.

Seit vielen Tagen hatte ich bei ihr um eine abendliche Gondelfahrt petitionirt und immer umſonſt. Eine ſolche Fahrt im Mondſchein, den Kanal Grande entlang, dann hinaus auf den Lido, ſchien mir das Höchſte — endlich hatte ich es erreicht. Mondbeglänzte Zaubernacht lag bereits auf Venedig, als meine

Gondel vor den alten Treppen des Palaſtes erſchien; mit Mühe that die Alte das Thor auf, und ich eilte hinauf, um Zanetta abzuholen. Sie erwartete mich bereits, den herrlichen Kopf in einen ſchwarzen italieniſchen Schleier gehüllt. Mit triumphirendem Herzen führte ich ſie hinab und in die Gondel. Sie erlaubte nicht, daß die ſchwarze Decke abgehoben werde, und ich war es zufrieden. Sie ſtreckte ſich auf die eine Bank hin und wies mir die andere als Lager an; ich wollte mich in die Mitte und auf den Boden der Gondel legen, aber ſie erlaubte es nicht; das ſtöre das Gleichgewicht und verhindere eine angenehme Fahrt. Ich mußte mich damit begnügen, daß ſie mir von Zeit zu Zeit die Hand entgegenſtreckte und daß ich ihre melodiſche Stimme hörte, da ſie, wie ſie ſagte, meinen Cicerone machen wollte und mir die Namen der Paläſte nannte, an denen wir vorüberfuhren. Ich knirſchte mit den Zähnen und ſagte ihr endlich, daß ich die Fahrt höchſt langweilig finde, die ſo entzückend ſein könnte, wenn ich ſie an der Seite einer Geliebten oder nur eines empfindenden Weſens machte.

Ich bin aber nicht deine Geliebte, ſagte ſie ruhig, ſondern die Geliebte eines Anderen; du weißt es.

Ich weiß es!

Alſo warum die Vorwürfe? Als du mich kennen lernteſt, wußteſt du, welche Bekanntſchaft du machteſt. Und was das „empfindende Weſen" betrifft, fügte ſie halb ironiſch hinzu, ſo werde ich mich hüten, es zu ſein mit einem zwanzigjährigen Jungen, der zufällig durch Venedig läuft und wieder in der Welt verſchwindet auf Nimmerwiederſehen.

Du haſt Recht, Zanetta! ſagte ich mit einem Seufzer und ſchwieg. Auch ſie verſank in Schweigen, das ſie manchmal mit Nennung der Inſel oder eines Palaſtes, an denen wir vorüberfuhren, zu unterbrechen ſuchte; und endlich gab ſie das auf, und in unſerer Gondel war es ſtill wie in einem Sarge, und ſo ſtill fuhr ſie noch eine Stunde lang dahin. Es war Mitternacht, als wir wieder an der Treppe anlegten; ſie reichte mir ſchweigend

die Hand und verſchwand im Dunkel des alten Palaſtes. Ich fuhr weiter bis an die Riva der Slavonen.

Um eine große Enttäuſchung reicher, warf ich mich ins Bett, wohl fühlend, daß ein Entſchluß gefaßt werden müſſe, und ich faßte ihn. Noch einmal wollte ich Zanetta ſehen und dann die Stadt verlaſſen. Mit dieſem Entſchluſſe bewaffnet, trat ich am anderen Tage vor ſie. Ich hatte wenig oder vielleicht gar nicht geſchlafen und ſah wohl ſehr blaß und müde aus.

Armer Junge! ſagte Zanetta gleich bei meinem Eintreten, indem ſie die Hand auf meinen Kopf legte: wie ſeine Stirn brennt, wie er blaß iſt!

Signora! ſagte ich, ich bin Ihres Mitleids müde und komme, um Abſchied zu nehmen.

Gewiß? fragte ſie raſch.

Gewiß, Signora, ſo gewiß, als ich nicht mehr Willens bin, mich ferner plagen zu laſſen.

Mein Freund, erwiderte ſie, du biſt müde, dich länger plagen zu laſſen! Siehſt du, eben ſo gibt es Männer, die leicht des Glückes müde werden. Kann ich wiſſen, ob du zu dieſen gehörſt oder nicht? Meiner und des Glückes, das ich dir bieten kann, ſollteſt du nicht müde werden, dazu biſt du mir in dieſen Tagen zu lieb geworden. Ewig friſch und ungetrübt, ungeſchwächt durch Wiederholung ſoll in dir die Erinnerung an das Glück leben, das ich dir geben kann. Iſt es gewiß, daß du reiſeſt?

Gewiß!

Und wann? fragte ſie haſtig weiter.

Morgen, mit dem Früheſten.

Dein Wort, daß du den Entſchluß nicht mehr änderſt, was ich dir auch immer ſagen werde.

Ich zauderte; ſie drang in mich, indem ſie mir die Hand entgegen hielt: Gib mir dein Wort!

Mein Wort! rief ich und ſchlug ein.

So geh jetzt fort, mein Freund, denn ich erwarte Beſuche — aber komme heute Abend wieder.

Wie ich den Tag verbracht, welche Gaſſen ich durchrannt, wie ich meine Sachen gepackt, wie ich die Barke beſtellt, die mich am anderen Morgen nach Meſtre bringen ſollte — ich weiß es nicht. Die Barke beſtellte ich in die Nähe der Piazza San Zacharia und übergab ihr meine kleinen Reiſe-Habſeligkeiten.

Die Sonne war noch nicht ganz ins Meer getaucht, als ich in Zanetta's Saal trat; ſie war nie ſo ſchön geweſen als an jenem Abend, in jener Nacht. —

Am Morgen ſprang ich in die Barke. „Nach Meſtre!" rief ich, und Zanetta, die auf dem Balkon ſtand, konnte es hören. Ich warf mich der Länge nach hin und ſchloß die Augen und wollte keinen Stein mehr ſehen von der herrlichen Stadt, aus der ich ſcheiden mußte, nachdem ich in ihr ſo viel Glück gefunden. Eine ſüße Betäubung bemächtigte ſich meiner, und die Bilder der entſchwundenen Nacht zogen reihenweiſe, doch traumhaft an mir vorüber.

Die Sonne ſtand ſchon hoch, als wir auf der offenen Lagune hinfuhren. Ich öffnete die Augen und ſah das feſte Land vor mir liegen — hinter mir im Morgenduft, traumhaft, verſchwommen, lag Venedig. Es war mir, als führe ich aus einem ſchönen Traume hinaus in die Wirklichkeit; als wäre ich mit dem ſüßen Gefühl der Müdigkeit in meinen Gliedern gar nicht mehr gemacht, in dieſen wirklichen Welten umher zu wandeln, und als ob etwas geſchehen müßte, was mich wieder fähig mache, auf reellem Boden hinzuwandern. Ich ſprang auf, warf die Kleider ab und ſtürzte mich in die friſche, noch im Morgenhauch dampfende Fluth. Eine Strecke weit ſchwamm ich neben der Barke einher; dann ſtieg ich wieder ein wie neu geboren, und als wir in Meſtre landeten, ſchwang ich meinen Wanderſtab, und mit dem geſunden Gefühl der Jugend und dem dankbaren für erlebtes Glück wanderte ich in den Morgen und in die ſchöne Welt hinein, den ſtillen Wellen der Brenta entgegen. An der Brenta ſtehen viele, viele prächtige Landhäuſer, die meiſtens den Nobili's von Venedig gehört haben und jetzt wie ihre Paläſte in der

Stadt verfallen. Vor ihren prächtigen Portalen fließt die Brenta, hinter ihnen dehnen ſich große, weite Parks und Gärten mit unendlichen Alleen, mit verwilderten Taxusgängen, mit dichtem Gebüſch und unzähligen Statuen, die meiſt vom Sockel geſunken, von vielen todten Herbſten bedeckt ſind. In einen ſolchen Park trat ich, ließ mir vom Beſitzer ein Glas Wein vorſetzen, und da ſaß ich Stunden und Stunden lang und prägte mir, was ich erlebt hatte, tief in die Seele. Nach dieſem erkenne ich mich ſelber kaum, wenn ich mich nur einige Wochen ſpäter, an einem regneriſchen unangenehmen Oktober-Morgen in der guten Stadt Regensburg wieder finde, wie ich, einen Aufenthalt von kaum einer Stunde, den Pferdewechſel und die Frühſtückszeit benutzend, nach einer durchreisten Nacht als wißbegieriger Jüngling den alten Dom umwandle und mir die Formen altgothiſcher Kunſt faſt mit demſelben Eifer einzuprägen ſuche, wie ich mir in jenem Garten an der Brenta andere lebendige, holdbeglückende Formen einzuprägen geſucht hatte. Ich war nicht allein. Ein Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren, von gefälligem, einnehmendem Aeußeren, in elegantem Reiſe-Koſtüm ging neben mir einher. Er hatte im Gaſthauſe gehört, wie ich mich beim Kondukteur erkundigte, ob ich Zeit genug hätte, den Dom zu beſehen, und bat mich um die Erlaubniß, ſich mir anzuſchließen. Er verſtand nichts von der gothiſchen Kunſt, aber das Schöne gefiel ihm, und er ließ ſich von dem Wenigen, was ich über den Gegenſtand wußte, gern mittheilen. Ins Poſthaus zurückgekehrt, fanden wir die Pferde noch nicht vorgeſpannt, und nun lud mich mein Gefährte vom Dome ein, mit ihm voraus zu gehen, die Brücke und mit ihr einen Theil des Schlachtfeldes von Regensburg zu beſchauen. In der Vorſtadt könnten wir in den Poſtwagen ſteigen. So wanderten wir voraus. Nun war es an meinem Gefährten, die Rolle des Cicerone zu übernehmen. Er kannte die Einzelheiten der Schlacht von Regensburg ganz genau, er zeigte mir, und zwar mit einer gewiſſen Freude, wo und wie die Oeſterreicher Fehler gemacht, wo dieſe geſtanden und

von ihren Landsleuten, den Rheinbunds-Truppen, viel mehr als von den Franzoſen gelitten haben; er bezeichnete mir genau den Punkt, wo Napoleon verwundet worden und wo die Oeſterreicher ihren verhängnißvollen Rückzug begonnen haben, und knüpfte an ſeine Mittheilungen manche Bemerkung, wie Dieß und Das anders geworden wäre, wenn man Dieß und Das nicht vernachläſſigt hätte.

Sie ſind Soldat? fragte ich ihn.

Ich war es! antwortete er mit einem Seufzer.

Aber Sie ſind kein Deutſcher, fuhr ich fort; denn aus allen Ihren Worten ſpricht ſich, wie mir ſcheint, mehr Sympathie für die Franzoſen, als für meine Landsleute aus.

Es iſt wahr, ich bin kein Deutſcher, antwortete er, doch iſt mehr meine Erziehung als Sympathie oder Antipathie Schuld daran, daß meine Worte dieſe Färbung annehmen. Es iſt eine uns Polen anerzogene Schwäche, Napoleon als unſeren Freund zu betrachten. Geht doch ein Theil meiner myſtiſchen Landsleute neuerer Zeit ſo weit, ihn als einen wahren Meſſias der Welt darſtellen zu wollen.

Es freute mich, daß der Pole bei dieſen Worten die Achſel zuckte und daß er die ſcheinbare Freude an dem Siege der Franzoſen als eine Folge ſchlechter vorurtheilsvoller Erziehung darſtellte. Dieſer Umſtand trug nicht wenig dazu bei, dem an ſich ſchon einnehmenden Manne mein Herz zuzuwenden.

Der Poſtwagen kam, und wir ſtiegen ein. Mit meiner einundzwanzigjährigen Polenbegeiſterung konnte ich nicht lange an mich halten, und kaum daß wir auf unſeren Plätzen ſaßen, als ich wieder das Thema aufnahm und, davon ausgehend, meine ganze Sympathie für Polen, ſeine Sache und ſeine Helden in ſeinen Buſen ausſchüttete. Der Pole lächelte mir dankbar zu, gab mir aber auch durch einige Winke, indem er auf den neben uns ſitzenden Kapuziner und einen wohlbehäbigen Beamten deutete, zu verſtehen, daß wir nicht allein wären und daß dieſes Thema nicht in Geſellſchaft zu verhandeln ſei. Er that es mit

ſolcher Freundlichkeit, daß ich über die Abwehr meiner Begeiſterung nicht im Geringſten beleidigt war, ja, ſeine Mahnung ſogar mit Dankbarkeit hinnahm. Ueberhaupt ſprachen ſich in ſeinem ganzen Benehmen neben vieler Milde ein gewiſſes Maß, eine gewiſſe lobenswerthe Vorſicht aus, wie ſie bei ſeinen Landsleuten ſelten ſind. Mit Geſchick brachte er ein anderes Thema aufs Tapet, daß auch bald die zwei anderen Reiſegefährten ins Geſpräch verwickelt waren und der Weg bis Amberg unter lebhaften gegenſeitigen Mittheilungen ſchnell zurückgelegt wurde und die Reiſegefährten, die uns hier verließen, ihr Bedauern ausſprachen, die Reiſe nicht weiter in dieſer Geſellſchaft fortſetzen zu können. Wir blieben zuſammen, denn unſer beider Reiſeziel war Böhmen. In Amberg mußten wir mehrere Stunden auf den Poſtwagen warten, der aus Nürnberg kommen ſollte. Ich legte in der Gaſtſtube mein kleines Gepäck ab, und mich ſelbſt ſtreckte ich auf die Ofenbank, um wo möglich den Schlummer, den ich in der letzten Nacht zwiſchen München und Regensburg verloren hatte, einzuholen. Aber ſchon nach wenigen Minuten trat der Pole an mich heran und lud mich ein, ihm auf die Stube zu folgen, die er genommen hatte, da ich mich dort beſſer als in dem lärmenden Saale von der Müdigkeit der Reiſe werde erholen können. Mit Dank nahm ich die Einladung an und folgte ihm. In der wohnlichen Stube, deren Ofen bei dem naßkalten Wetter bereits eine angenehme Wärme zu athmen anfing, forderte er mich auf, mir auf einem zurechtgeſtellten Sopha gütlich zu thun und auszuruhen, da er bemerkt habe, daß ich überaus ermüdet, ja, unwohl ſei. So war es auch. Die Studenten-Sommertracht, in der ich in den heißen Tagen nach Italien gelaufen war, genügte dem deutſchen Herbſte nicht mehr, und die letzte Nacht, die ich im Poſtwagen zugebracht hatte, bewies es mir, indem ſie mir eine ziemliche Erkältung anhängte. So gehorchte ich gern meinem Johanniter und legte mich aufs Sopha, das er mir noch mit Hülfe von Kiſſen und Decken ſo bequem als möglich zu machen ſuchte, trotz aller Gegenreden, die ich gegen ein ſolches

Uebermaß von Güte erhob. A la guerre comme à la guerre! antwortete er — auf Reiſen muß man einander helfen. — Aber, lieber Herr, fuhr er fort, Sie haben Fieber; Sie müſſen etwas thun, wenn Sie noch heute Ihre Reiſe fortſetzen wollen.

So ſprechend, verließ er das Zimmer und kam bald mit einem großen, eleganten, in ruſſiſches Leder gehüllten Reiſe-Neceſſär zurück, das er auf den Tiſch ſtellte und aufzuſchnallen und aufzuſchließen anfing. —

Hier in dieſem Kaſten, ſagte er, habe ich eine ganze Reiſe-Apotheke. Sie müſſen mich nicht auslachen und mich für einen Weichling halten, weil ich wie eine ruſſiſche Fürſtin mit dergleichen Zeug reiſe. Das Neceſſär iſt das Geſchenk einer beſorgten Mutter, der ich habe verſprechen müſſen, es auf allen Reiſen mitzuführen. Die gute Mutter! ſie hält mich für geborgen, wenn ich die Maſchine mit mir habe. Sehen Sie, als ich mich auf dieſe Reiſen begab, habe ich es in Venedig, meinem Wohnort, vergeſſen — ich konnte nicht ruhen, bis ich es mir per Poſt habe nachkommen laſſen.

Bei dem Worte „Venedig" fuhr ich zuſammen — ich richtete mich auf und ſah am Reiſe-Neceſſär ein gräfliches Wappen. Schreckliche Gedanken fuhren mir durch den Kopf. Gott, dachte ich, wenn dieſer mein edler Pfleger Zanetta's Pole wäre! Das mußte ich wiſſen, wie ſehr ich auch fürchtete, in meiner Vermuthung beſtärkt zu werden. Das Wappen, ſagte ich mit zitternder Stimme, iſt mir bekannt; ich bin kein ſtarker Heraldiker, aber ich glaube, es iſt ein gräfliches.

Ja, ſagte der Pole, ich bin Graf.

Himmel und Hölle! dachte ich, auch Zanetta's Pole iſt ein Graf.

Bekannt, fuhr der Graf fort, mag Ihnen das Wappen auch ſein; Sie mögen es in Wien oft geſehen haben.

Möglich, ſagte ich zitternd, möglich — Sie ſind ſo gütig gegen mich, Herr Graf, daß es natürlich iſt, wenn ich Ihren Namen zu wiſſen wünſche.

Mein Name — ſagte er zaudernd, indem er eine Flaſche aus dem Neceſſär zog und ein Gläschen mit ihrem dunklen Inhalt füllte — mein Name iſt ... da unterbrach er ſich wieder, indem er mit dem Glaſe an mein Sopha trat ... Da, trinken Sie, und Ihr Fieber wird ſchnell vergehen.

Ich nahm das Glas, aber meine Hand zitterte, und ich war nicht im Stande, es an die Lippen zu führen. — Vielleicht, wenn du wüßteſt, o Graf, woran ich jetzt denke, du würdeſt mir lieber Borgia-Gift als Arznei reichen.

Als ob er meine Gedanken errathen hätte, ſagte er lächelnd: Sie zittern ja, als ob ich Ihnen Gift gäbe; erſchrecken Sie nicht, es iſt nicht einmal Medizin, ſondern guter, uralter Malaga. Ein Gläschen davon wird Sie bald wieder herſtellen — probatum est!

Nein! ſagte ich, ich trinke nicht eher, als bis ich Ihren Namen weiß — ich will auf Ihr Wohl trinken.

Ah, Pardon, erwiederte er, ich habe vergeſſen, daß Sie mich nach meinem Namen gefragt haben; ich bin der Graf Raizky!

Auf Ihr Wohl, Graf Raizky; rief ich frohlockend. Ich war gerettet: Zanetta's Pole hieß Graf Zalesky!

Graf Raizky ſah mich erſtaunt an; mein ganzes Benehmen, beſonders mein Jubel, da er ſeinen Namen nannte, mochten ihm ſonderbar erſcheinen. Er ſchüttelte den Kopf und ſagte: Ihnen thut Ruhe noth; jetzt wenden Sie ſich mit dem Geſichte zur Wand und ſchlafen Sie.

Ich that, als ob ich gehorchte, aber mit dem Schlafe war es nichts. Ein ſchwerer Stein war mir vom Herzen gefallen, dennoch ließen mich verſchiedene Fragen nicht ruhen. Wie kommt's, daß mehrere polniſche Grafen in Venedig hauſen? — wie kommt's, daß Graf Raizky daſſelbe Alter hatte, wie Graf Zalesky nach den mir gemachten Mittheilungen haben mußte? Wie kommt's, daß beide in Venedig wohnende Polen deſſelben Alters ſich zu derſelben Zeit auf der Reiſe befanden? Mit dieſen

Fragen beſchäftigt und unter den auf dieſe Weiſe aufgeregten Erinnerungen an Venedig, ſein ſchönſtes Weib und meine ſchönſte Nacht fiel ich endlich in einen unruhigen Schlaf, in welchem Venedig, Zanetta, der Graf mit dem Glas Malaga in der Hand wie unheimliche Phantasmagorieen vorüber zogen. So glaubte ich noch zu träumen, als ich das ſchöne venetianiſche Volkslied „O pescator dell' onda", das Zanetta zu ſingen pflegte, verſchwommen und undeutlich wie Bienenſumſen unweit von meinem Lager hörte. Aber ich hatte ſchon die Augen offen; ich ſah mich um und erblickte den Grafen, der am Fenſter ſtand, in Gedanken vertieft in den regneriſchen Tag hinausſtarrte und zerſtreut das Volkslied vor ſich hinbrummte. Alſo noch eine Erinnerung an Zanetta? Sollt' er es doch ſein! — Meinetwegen! Ich reſignirte mich und nahm mir vor, die Löſung des Räthſels mit Ruhe abzuwarten. Aber dieſer Entſchluß verging wie Dunſt, ſo bald der Graf bemerkte, daß ich erwacht war, und ſich mit den treuherzigen, großen blauen Augen, dem milde lächelnden Geſichte zu mir wandte. Er hatte während meines Schlafes einen Thee bereiten laſſen, den er mir nun ſelbſt entgegenbrachte. Er hielt mir mit der einen Hand die Taſſe hin, während er mit der anderen meine Stirn anfühlte, ob ſie noch heiß war. — O, ſagte er mit zufriedenem Geſichte, der Schlaf hat Ihnen wohl gethan; Sie können die Reiſe ruhig fortſetzen.

Sie haben da ein ſchönes Lied vor ſich hingeſummt, ſagte ich ſelbſtquäleriſch.

Kennen Sie es? fragte er. O, natürlich! man kann nicht drei Tage in Venedig geweſen ſein, ohne es hundert Mal gehört zu haben. Und ich — fügte er lächelnd hinzu —, wie oft habe ich es gehört, und von welchen Lippen! O ſchöne Venezia!

Nach dieſem entzückten Ausrufe hielt ich es für beſſer, nicht weiter zu fragen. Ich ſtand auf und machte mich zur Reiſe bereit; denn ſchon war es Abend geworden, und wir hörten den Nürnberger Poſtwagen die Straße herunterrollen. Wir ſtiegen hinab, und nach einer halben Stunde fuhren wir durch kalten

Wind und Regen aus Amberg hinaus den böhmiſchen Bergen entgegen. Dießmal waren wir allein in einem Coupé; ich aber war von der ſeit Stunden gehegten Angſt, der neben mir ſitzende polniſche Graf könnte trotz aller Verſchiedenheit des Namens der polniſche Graf Zanetta's ſein, ſo müde, daß ich mich hütete, das Geſpräch eine Wendung nehmen zu laſſen, die mich wieder hätte in neuen Zweifel ſtürzen können. Wir ſprachen über gleichgültige Dinge, über Reiſe-Eindrücke, über die Wiener Geſellſchaft, die der Graf kannte, und dergleichen. Bald aber wurde ich ſchweigſam. Mein leichtes Sommer-Koſtüm bewies mir noch heftiger als in der vergangenen Nacht ſeine Unzuläſſigkeit; vom Fichtelgebirge wehte der Wind nordiſch kalt und machte das Wort auf meinen Lippen erfrieren. Meine Zähne klapperten, und ich drückte mich ſo tief als möglich in die gepolſterte Ecke. — Meine traurige Lage konnte, trotz der Dunkelheit, dem guten Herzen des Grafen nicht lange verborgen bleiben. Jeſus Maria! rief er plötzlich, Sie vergehen ja vor Kälte!

Mit klappernden Zähnen erklärte ich ihm, wie ich es büße, germaniſchen Herbſt in einem Koſtüm herauszufordern, das für italieniſchen Sommer berechnet war.

Graf Raizky lächelte zwar über meinen ſtudentenhaften Leichtſinn, meinte aber doch ſehr ernſthaft, daß das nicht ſo bleiben könne und daß auf der nächſten Station geholfen werden müſſe. Glücklicher Weiſe kamen wir bald im nächſten Poſthauſe an. Noch bevor der Wagen anhielt, war der Graf ſchon hinabgeſprungen.

Wie lange halten wir hier? fragte er den Kondukteur.

So lange als nöthig, um die Pferde zu wechſeln.

Könnte ich nicht indeſſen einen Koffer abpacken und öffnen laſſen? fragte der Graf.

Unmöglich! rief der Kondukteur — das würde uns zu lange aufhalten.

Der Graf nahm ihn am Arm, führte ihn bei Seite, und nachdem er ihm einige Worte ins Ohr geflüſtert, griff er in

die Taſche und drückte ihm eine Hand voll baieriſchen Silbers in die Hand. Der Kondukteur ſah ihn erſtaunt an, rief den Hausknecht und befahl ihm, den Koffer abzupacken, den ihm der Herr Paſſagier anzeigen werde. Schnell kletterte der Graf mit dem Hausknecht auf den Wagen, ſchnallte mit ihm die lederne Decke los und half ihm aus dem Gros des Gepäckes einen großen, ſchwarzen Koffer herausziehen. Er wurde herabgelaſſen, und der Graf ſelbſt trug ihn mit Hülfe des Hausknechtes durch den ſtrömenden Regen unter die Wagenremiſe, wo er ihn beim Licht der Stalllaterne auszupacken und zu durchwühlen begann. Ich folgte ihm, um zu helfen. Was ſuchen Sie ſo eifrig? fragte ich.

Es muß ſich in dem Koffer ein prächtiger Reiſe-Paletot befinden, der Ihnen, lieber Reiſe-Kamerad, treffliche Dienſte leiſten wird — erwiderte der Graf, während er in den Kleidungsſtücken herumwühlte.

Umſonſt bat ich ihn, ſich die Mühe zu erſparen, indem ich mich auf meine gute Konſtitution und mit einiger Uebertreibung auf meinen abgehärteten Körper berief; er ließ ſich nicht ſtören und wühlte den Koffer bis auf den Grund durch. Der Schweiß ſtand ihm auf der Stirn, denn er eilte, um dem Kondukteur ſo viel möglich eine Geſetzes-Uebertretung zu erſparen — plötzlich aber rief er: Teufel, der Paletot muß in einem andern Koffer ſtecken!

Der Kondukteur kam heran und drängte. — Kann ich nicht noch einen zweiten Koffer auspacken laſſen? fragte der Graf.

Nein unmöglich! rief der Kondukteur, ich komme in Strafe, ich verliere mein Amt.

Aber es muß ſein!

Unmöglich! rief der Kondukteur noch einmal — das Geſetz! das Geſetz! fügte er mit Pathos hinzu.

So geben Sie es doch auf, lieber Graf, bat ich, ich verſichere Ihnen, daß ich den Paletot gar nicht nöthig habe.

Aber der Graf achtete auf meine Worte nicht — er nahm

den Kondukteur wieder bei Seite und füllte ihm die Hand wieder mit klingender Münze.

Das wäre gegen die Natur, ſolcher Güte zu widerſtehen, murmelte der Kondukteur — Hausknecht, den anderen Koffer!... das ſchlechte Wetter wird die Verſpätung entſchuldigen.

Der Graf ſtopfte Kleider und Wäſche in den Koffer, der, kaum geſchloſſen, wieder auf das Dach des Wagens geworfen wurde. Dann kletterte er wieder mit dem Hausknecht hinauf, und nach wenigen Minuten ſtand ein zweiter Koffer im Hofe. In dieſem endlich fand ſich der Paletot, den der Graf triumphirend hervorzog und, während er das Wiedereinpacken und Verſchließen dem Hausknecht überließ, mir vorhielt, mich einladend, in die Aermel zu fahren. Mit einer faſt kindiſchen Freude knöpfte er ihn ſelber zu und verpackte mich ſo von oben bis unten. So, lieber Freund, ſagte er, jetzt werden Sie hoffentlich nicht mehr frieren.

Es war ein prächtiger Paletot! ich ſehe ihn noch, als hätte ich ihn geſtern getragen. Aus dichtem und feſtem engliſchen Stoffe, legte er ſich doch, da er mit Wollſeide gefüttert war, weich und warm um den Leib. Er ging tief über die Kniee und legte ſich vorn doppelt um die Bruſt. Man ſtak darin wie in einer gemächlichen, geheizten Stube. Nun bekannte ich es, daß mir dieſe Hülle ſehr wohl that, und der Graf freute ſich mit dieſem Bekenntniß. Unbekümmert, ob ſein Koffer wieder aufgepackt werde, warf er dem Hausknecht noch ein Geldſtück hin und drängte mich, nun einzuſteigen, um den armen, vor dem Geſetz zitternden Kondukteur nicht länger aufzuhalten.

Raſch flog der Wagen dahin. Gemächlich ſaßen wir in unſerem Coupé und ließen Wind und Regen an die geſchloſſenen Fenſter ſchlagen. — Nicht wahr, fragte mein Reiſegefährte, Sie befinden ſich ſo beſſer?

Ich bin wie in meinem Bette, antwortete ich.

Tant mieux! ſo wollen wir noch Eins dazu rauchen, rief er ganz vergnügt, indem er mir eine Cigarre bot. Da ſaßen wir denn gemächlich und dampften.

Mitten in dieſem Behagen, unter mancherlei Scherzen und Geſchichten, fing es mit Einem Male wieder in mir zu wühlen oder vielmehr zu nagen an. Jener „alte Einſiedler des Herzens" fing wieder, erſt in abgebrochenen, dann in zuſammenhangenden Sätzen, zu murmeln an: Wie nun, wenn dieſer Mann, dieſer Fremde, der ſeit heute Morgen deinen Krankenwärter gemacht, dich ununterbrochen mit Gefälligkeiten, ja, Wohlthaten überhäuft hat, der dir brüderliche, ja, mütterliche Sorgfalt bewieſen hat — wie nun, wenn er trotz aller Namens-Verſchiedenheit doch derſelbe wäre, den du gewiſſermaßen beſtohlen, dem du gewiß überaus wehe, ein großes Unrecht angethan haſt? Wie kämen mehrere polniſche Grafen nach Venedig? Warum behauptet dieſer, das Lied „O pescator dell' onda" von unvergleichlichen Lippen gehört zu haben? Gibt es denn zwei Zanetta's, die dieſes Lied ſangen? Zwei Zanetta's ſind eine Unmöglichkeit; es gibt nur Eine Sonne, nur Einen Mond! Und ſagte dieſer Pole heute Morgen nicht, daß er Soldat war, und war der Pole Zanetta's nicht Soldat der polniſchen Revolution?

Mit ſolchen Fragen fuhr der Einſiedler fort, gleich einem Kriminalrichter, der trotz falſcher Papiere und Päſſe die Identität einer Perſon herzuſtellen ſucht. Mir wurde bange bei all dieſen Fragen, die ich nicht beantworten konnte. Indem ich mich ſo quälte, verſank ich immer tiefer und tiefer in Stillſchweigen; aber der Graf unterbrach es.

Sie haben mir heute Morgen, ſagte er, viel Sympathie für mein Vaterland ausgeſprochen. Es muß Ihnen ſonderbar geſchienen haben, daß ich Ihnen nicht dankbarer entgegen kam; aber wir waren in Geſellſchaft, und ich habe ſchon die unangenehmſten Erfahrungen gemacht. Meine Stellung, beſonders aber meine Art, zu reiſen, gebieten mir die größte Vorſicht. Sehen Sie, lieber Freund, ich bin ein Kompromittirter, ich habe an der Revolution von 1830 thätigen Antheil genommen und bin halb und halb ein Verurtheilter.

Das iſt Graf Zalesky auch! dachte ich und erſchrak. Aber,

fügte ich in Gedanken hinzu, es gibt viele kompromittirte Polen. Dennoch wurde mir warm, und ich knöpfte den oberſten Theil des Paletots auf.

Wie Sie mich hier ſehen, auf Reiſen, allein, unbewacht, ſcheine ich Ihnen ein freier Mann zu ſein, aber ich bin nur ein Vogel, den man am Bande ein wenig fliegen läßt. Nachdem ich eine Zeitlang auf dem Spielberg geſeſſen, hat es meine Familie durch Protektion dahin gebracht, daß man mir Venedig als Aufenthalt anwies, und in dem letzten Jahre habe ich es ausgewirkt, daß man mich auch jeden Sommer, auf Ehrenwort, in einem gewiſſen Umkreiſe und in gewiſſen Ländern reiſen läßt.

Das war zu viel, denn er erzählte mir die Geſchichte des Grafen Zalesky. Mir wurde heißer in meinem Paletot — ich ſeufzte tief auf, ja, es war eine Art Geächze, das ich ausſtieß.

Was haben Sie? fragte mein Reiſegefährte beſorgt, ſind Sie wieder unwohl.

Gott bewahre! Es iſt nichts! rief ich ſchnell. In der That, dachte ich, kann die öſterreichiſche Regierung nicht ſyſtematiſch mehrere kompromittirte Polen in die einſame Lagunenſtadt verbannt haben?

Ich beklage mich über die öſterreichiſche Regierung nicht, fuhr er fort. Einmal iſt ihr Verfahren bei ihrem Syſtem ein ſehr mildes, denn ich gehörte zu den Kompromittirteſten unter den öſterreichiſchen Polen; ich war der Adjutant Chlopicki's und nach ihm Skrzynecki's und habe den polniſchen Feldzug von Anfang bis zu Ende mitgemacht. Dann habe ich in der Stadt, die ſie mir als Gefängniß anwies, ein Glück gefunden, das ich vielleicht in der Freiheit Jahre lang vergebens geſucht hätte. — Mein Freund, hätten wir uns anſtatt in Regensburg und im Eilwagen auf dem Markusplatze kennen gelernt, Sie hätten durch mich ein Weib zu ſehen bekommen, wie es die Natur in dieſem Jahrhundert vielleicht nicht zweimal geſchaffen, ein Weib, ſo ſchön wie die Engel des Himmels, ein Weib, das mich alle Bitterniſſe

des Exils und der gezwungenen Unthätigkeit mit einem Lächeln ihres Mundes vergeſſen machen kann.

Ich hatte genug; jetzt war kein Zweifel mehr möglich. Du biſt geliefert! dachte ich und ſtreckte mich krampfhaft. Kalter Schweiß trat mir auf die Stirn, aber mein Leib fühlte ſich in dem Paletot wie in der Hölle. Er brannte mir auf die Haut, er ſchien ſich zuſammenzuziehen, um mich zu erwürgen. Um den Hals wurde er immer enger wie eine zuſammengezogene Schlinge, um die Bruſt drückte er wie eine Folter, und in die Arme ſchien er ſich mit Brandmalen feſtzufreſſen. Ich bedurfte aller Geiſtesgegenwart, um nicht laut aufzuſchreien; vielleicht hätte ich es auch nicht gekonnt, denn es war mir, wie wenn im Traume ein Alp auf die Bruſt drückt und Athem und Stimme benimmt. Doch hatte ich Beſinnung genug, die ſtockfinſtere Nacht zu ſegnen, die dem Grafen verwehrte, in mein Geſicht zu ſehen; es muß alle jämmerlichen Farben eines Armenſünder-Geſichtes geſpielt haben.

Ich bin nicht ſentimental, fuhr er ruhig fort, darüber iſt man in meinen Jahren hinaus; aber ich liebe Zanetta. So heißt ſie, fuhr er mehr gegen mich gewendet fort, und beim Schein der Cigarre, die er mächtig anzog, erkannte ich, wie ſich ſein Geſicht bei dieſem Namen verklärte.

Zanetta! ſchrie ich, Zanetta! Und mit dieſen Worten war es, als ob ein Bann von mir genommen wäre; ich konnte mich wieder regen, und mit einer wilden Bewegung riß ich ſämmtliche Knöpfe des Paletots von oben bis unten auf.

Zanetta! ſchrie ich noch einmal, Zanetta heißt ſie, und Sie, wie heißen Sie?

Was iſt Ihnen, ſagte der Graf, indem er ſich vorbeugte und mir ins Geſicht zu ſehen ſuchte, was iſt Ihnen? Sie ſcheinen ſehr aufgeregt!

Aufgeregt? Nicht im Geringſten, antwortete ich möglichſt ruhig. Du gehörſt einmal dem Teufel, dachte ich, nun mußt du heucheln und lügen. Der Name, fuhr ich ruhiger fort, erinnert

mich daran, daß Sie auch ſchon die Güte hatten, mir den Ihren zu nennen, aber es iſt mir ſo ſchwer, Ihre polniſchen Namen zu behalten. Raizky, glaube ich, ſagten Sie? iſt es nicht ſo?

Wohl, ſo ſagte ich, antwortete der Graf, doch muß ich Sie um Entſchuldigung bitten, denn Raizky iſt nicht mein eigentlicher Name. Unſere Familie hat ihn mit einigen Gütern erſt vor Kurzem geerbt, und die öſterreichiſche Polizei zieht es vor, mich unter dieſem unſchuldigen Namen reiſen zu laſſen und für die Zeit meiner Reiſe den eigentlichen, kompromittirten und bekannten Namen zu unterdrücken. So nehme ich denn auch den Namen meines Paſſes an, um nicht in Ungelegenheiten zu kommen; eigentlich aber heiße ich Felix Zalesky.

Nun war Alles klar, und ich geſtehe, daß es mir mit dieſer Klarheit auch klarer im Gemüth wurde. Ich wußte es nun, daß ich als Verbrecher, als Dieb, als Gott weiß was neben meinem Freunde, meinem Wohlthäter ſaß. Meine Poſition war eine fertige, in ſich abgeſchloſſene. Gern hätte ich mich ſchon als in das Unvermeidliche, Unabänderliche, darein ergeben, wenn der unglückſelige Paletot nicht in ſeinem hölliſchen Zauber fortgefahren wäre. — Die Cigarre des Grafen, eine köſtliche Cigarre, hatte ich in der Aufregung bereits zur Hälfte verdampft, zur Hälfte zerkaut, aber der Paletot mit ſeinem Brennen, Drücken, Zuſammenſchnüren klebte mir am Leibe, und es ſchien mir, als würde ich ihn nie los werden. Ich erinnerte mich an jene Sage von dem italieniſchen Herzog, der als Gefangener in einem kunſtvoll gebauten Zimmer wohnen mußte und die Wände dieſes Zimmers von Tag zu Tag näher an einander rücken ſah, bis ſie ſein Sarg wurden. Ich erinnerte mich an das Neſſuskleid, das ſich in die Glieder des unglückſeligen Helden feſtfraß und ihn nicht mehr los ließ. Meine Gedanken begannen zu ſchwärmen, und ich dachte das Tollſte. Es zog mir ſogar einen Augenblick durch den Sinn: Ob der Herr Graf nicht indeſſen in Venedig erfahren hat, was vorgegangen? Racheglühend iſt er mir nachgereist, hat mich eingeholt, hat, während ſeines langen Aufenthaltes ganz

zum Italiener geworden, mir mit verſtellter, perfider, wälſcher Freundlichkeit ein künſtlich vergiftetes Kleid aufgedrungen und reist nun neben mir, um ſich an meinen Leiden und Qualen zu weiden. Die vergifteten Briefe, Handſchuhe, Cigarren ſind keine Fabel, warum ſollte es nicht einen vergifteten Paletot geben?

Aber da ſaß er in ſeinem Winkel und plauderte und erzählte ſo ruhig fort, ſo unſchuldig wie ein Kind. Ohne daß ich es in meinem Paroxysmus merkte, war er wieder auf den polniſchen Feldzug gekommen und ſprach mit großem Feuer, mit vieler Begeiſterung für ſein Vaterland. Ich hörte wenig davon. —

Fühlen Sie, rief er plötzlich, ich weiß nicht, in welchem Zuſammenhange, fühlen Sie, was mich trotz Allem und Allem ſtolz macht! Bei dieſen Worten riß er ſeine Kleider auf, faßte meine Hand und führte ſie über die Fläche ſeiner Bruſt. Ein Schauer durchzuckte mich; dieſe Bruſt glich einem geackerten Felde. Eine Narbe neben der anderen fühlte die Hand, und wie er ſie leitete, ging ſie wie über Berge und Thäler dahin.

Alles das von ruſſiſchen Lanzen, Degen und Kugeln — alles das vor meinem vierundzwanzigſten Jahre, ſagte er mit aufgeregter Stimme und ließ meine Hand ſinken.

Darauf ſchwieg er und ſchien ſich in Erinnerungen an alte Zeiten zu verſenken.

Und ein Held, ein Märtyrer, ein edler Sohn ſeines Vaterlandes iſt er auch! ſeufzte ich in tiefſter Seele. Anſtatt des Paroxysmus überkam mich eine große Ehrfurcht, eine innige Wehmuth. Ich hätte weinen mögen und wußte nicht, worüber; vielleicht über das Glück, das ich vor einigen Wochen ſo ſehr gewünſcht und mit ſo vielem Rauſche genoſſen hatte. Leiſe zog ich den Paletot ab und legte ihn zwiſchen uns. Da wurde es mir leichter. Hätte ich reden dürfen, vielleicht wäre mir ganz wohl geworden, aber Schweigen war mir Pflicht. Doch dauerte es nicht lange, und eine mächtige Thräne ſchlich durch die Stille der Nacht über die Wange hinab; es war eine aufrichtige Reue-

thräne. Ich verwiſchte ihre Spur, da es über dem Fichtelgebirge zu tagen begann.

Und als ich kam zum finſtern Wald hinaus,
Da war verſchwunden der Sünde Graus.
Da ſtand der Morgenhimmel in rother Gluth,
Da ward mir wieder froh zu Muth.

Hier ſchwieg der Erzähler und ſah die Geſellſchaft mit heiteren und naiven Augen an.

Nun, und dann? fragte der Ruſſe.

Ja wohl, und dann? — ſetzte einer der Freunde, ein deutſcher Arzt, hinzu. Mit dieſem muſikaliſchen Schluſſe iſt uns nicht gedient.

In Karlsbad, fuhr der Erzähler fort, trennten wir uns als gute Freunde.

Aber haben Sie nie etwas über Zanetta's und des Grafen fernere Schickſale gehört?

Nicht über Zanetta's, wohl jedoch über des Grafen fernere; aber ich theile das nicht gern mit; es klingt wie Ironie.

Die Ironie iſt oft das Fabula docet einer moraliſchen Geſchichte, ſagte der Arzt, alſo heraus damit.

Graf Zalesky — betonte der Erzähler mit Nachdruck — von Zanetta beglückt, hat im Laufe der Zeit Venedig ſo lieb gewonnen, daß er ſich in der Revolutionszeit als bereits vierzigjähriger geſetzter Mann für die Lagunenſtadt mit derſelben Tapferkeit ſchlug, wie einſt für ſein Vaterland. Er blieb bei Vertheidigung des Forts Malghera.

3.

Das Wort einer Frau.

Durch dieſen Schluß, ſagte der Arzt, nachdem die Geſellſchaft eine Zeitlang theils nachdenkend, theils debattirend, die erzählte Geſchichte noch einmal geprüft hatte — durch dieſen Schluß kommt ein neues Element aufs Tapet: die Ironie. Dieſe in Verbindung mit Ihrem „Einſiedler des Herzens" erinnert mich an eine Begebenheit, die ſich in dem Städtchen, in welchem ich vor meiner Verbannung als Arzt praktizirte, gewiſſermaßen unter meinen Augen zugetragen.

Das Städtchen, in einer lieblichen, mäßig gebirgigen Gegend Norddeutſchlands gelegen, gehört zu jener Zwittergattung von Flecken, die in ſchönen eleganten Landhäuſern und bequem ſich ausbreitenden Gärten den Komfort der Stadt mit der Anmuth des Landlebens verbinden und deßhalb von den Städtern zu beliebten Villeggiaturen erhoben werden. Zu Anfang eines Frühlings der Dreißiger Jahre kam ein junger Mann, den wir Eduard nennen wollen und der hier ein ſchönes und bequemes Landhaus beſaß, in dieſem Städtchen an und richtete ſich für einen längeren Aufenthalt ein. Eduard gehörte der beſten Geſellſchaft an. Aus einer hohen und reichen Beamtenfamilie entſproſſen, hatte er ſeine Studien ſchnell und mit Glück zurückgelegt, war dann auf Reiſen gegangen, und ſo eben von Italien zurückgekehrt, wollte er eine Zeit lang in ländlicher Ruhe noch der Freiheit genießen, die er beim Antritt ſeiner Beamten-Carriere, welche ihm bereitet war, in einigen Monaten verlieren ſollte. Ein kenntniß- und geiſtreicher junger Mann, war er nicht ohne Nutzen gereist. Er hatte viel geſehen, viel beobachtet und in Tagebücher und Notizen eine reiche Ausbeute niedergelegt. Vorzugsweiſe um im Geiſte die glücklichen, freien Reiſetage noch einmal zu genießen und jene Notizen und Tagebücher zu ordnen, wohl auch um aus ihnen für ſeine künftige Carriere manchen praktiſchen Fingerzeig zu gewinnen, der ihm, was in der Beamtenwelt oft ſo nützlich

iſt, etwas vor ſeinen Kollegen Auszeichnendes, eine Spezialität geben könnte, hatte er ſich auf dieſes Landhaus zurückgezogen und war ſogleich an die Arbeit gegangen.

Kurze Zeit nach Eduards Ankunft traf in dem Städtchen ein ſeit mehreren Jahren gewohnter und beliebter Gaſt ein: Frau Luiſe von B..., die Gattin eines hohen Beamten, die ſich ſeit mehreren Jahren nach den rauſchenden Vergnügungen des Winters, allein oder mit ihrem Gatten in ihr hieſiges Landhaus zu flüchten pflegte. Gezwungen, in der Stadt ein großes Haus zu machen, umdrängt von einer Schaar von Anbetern und Schmeichlern, gebunden von den ermüdenden Geſellſchafts-Pflichten ihrer Stellung, that ihr die Ruhe des Landlebens noth, und man muß es zu ihrem Lobe ſagen, ſie ſuchte es auf, ſobald es nur ihre Pflichten und die Sitte geſtatteten. Man nannte ſie in dem Städtchen die erſte Schwalbe. Dießmal kam ſie, da ihr Mann durch die politiſchen Reformen ſeines neuen Fürſten in ſeinem Bureau feſtgehalten war, wie übrigens ſchon früher geſchehen, allein. Man wunderte ſich darüber nicht, da das Verhältniß zu ihrem weit älteren Manne ein zwar ſehr anſtands- und rückſichtsvolles, aber doch ſehr kühles war. Da es in dem Städtchen noch ganz an Geſellſchaft fehlte, ſo war die Bekanntſchaft zwiſchen Eduard und Frau Luiſe von B... leicht gemacht, um ſo leichter, als die Gleichheit des Standes, die nahen Beziehungen beider Familien und ein Brief der Schweſter Eduards es dieſem zur Pflicht machten, der jungen und liebenswürdigen Frau über die erſten regneriſchen Wochen des Frühlings hinwegzuhelfen. Der erſte Beſuch Eduards ermangelte zwar nicht jenes Unbehagens, das man empfindet, wenn man ſich einer arbeitſamen Einſamkeit gewidmet hat und durch geſellſchaftliche Pflichterfüllung aus dieſer liebgewordenen Einſamkeit herausgeriſſen wird. Aber dieſes Unbehagen konnte nicht lange beſtehen. Luiſe war ſchön, geiſtvoll und ſtand eben in jenem verführeriſchen Alter, wo ſich eine voll und reich entfaltete Jugend mit einer angenehmen, den Umgang ſo ſehr erleichternden Erfahrung verbindet.

Dieſe Erfahrung und ihr heller, menſchenkenneriſcher Verſtand wären zwar geeignet geweſen, auf ein friſches Gemüth wie Eduard, das bei Frauen mehr noch warme Gefühle ſucht, eher erkältend als erwärmend zu wirken, wenn nicht etwas Elegiſches, etwas wie eine Klage über Verlorenes oder wie eine vergebliche Sehnſucht nach Unbekanntem dem Weſen der ſchönen Frau die gewünſchte Romantik, die bei der Jugend geliebte Gefühlsfärbung gegeben hätte. Eine junge ſchöne Frau an einen älteren Mann gefeſſelt, in eine tolle, konventionelle Welt geworfen — das Räthſel war leicht gelöst, das Elegiſche erklärlich, das Mitleid natürlich.

Eduard kam oft. Er war erſt ihre einzige Geſellſchaft, ſpäter, da das Städtchen ſich mehr bevölkerte, ihr erklärter Ritter. Er erzählte ihr von ſeinen Reiſen, ſie hatte nach ihrer Hochzeit dieſelben Länder geſehen, und ſie ſchwelgten mit einander in der Erinnerung. Mancher ſchöne Punkt Italiens, Griechenlands ſchien Eduard ſchöner, als er ihm vom Munde Luiſens beſchrieben wurde. Sie kannte bald Eduards Beſchäftigung, und ſie war im Stande, ihm zu helfen. Er brachte ſeine Notizen und Tagebücher herüber, und es vergingen ihnen Stunden und Tage in gemeinſchaftlicher Arbeit. Als Luiſe Einſicht in die Papiere hatte, lernte ſie mit dem der ſchwärmeriſchſten Frau eigenthümlichen Charakter den Mann achten, der überall das Nützliche, das Belehrende beobachtete, der immer mit Rückſicht auf ſeine künftige Wirkſamkeit ſammelte. Eduard hingegen bemerkte mit Freuden, wie ſie in ſeinen Tagebüchern gern bei der Beſchreibung des Schönen verweilte, wie ſie da jede Andeutung verſtand, ſie kommentirte und ſich daran begeiſterte.

Bald, freilich, waren dieſe wohlgefälligen gegenſeitigen Beobachtungen die Hauptſache. Die Arbeit, mit großem Eifer angefangen, ging langſam von Statten; wenn ſich die Hände berührten, trennten ſie ſich nicht gern, um ein Blatt umzuwenden; wenn ſich die Augen trafen, kehrten ſie ſich nicht gern ab, um todte Schrift zu leſen. Luiſe und Eduard liebten einander, und

ſie hatten beide Verſtand genug, es bald zu wiſſen, und Jugend genug, ſich dieſer Liebe und ihrem ganzen Glück hinzugeben.

So verging der Sommer. Luiſe wurde von ihrem Manne früher als gewöhnlich in die Stadt zurückgerufen, und die Liebenden erſchraken wie vor einer Entdeckung. Es ſtellte ſich zwar ſchon aus dem nächſtfolgenden Briefe aus der Hauptſtadt heraus, daß Herr v. B... ſeine Frau nur darum zurückberief, weil er ein großes Diner geben mußte, bei dem ſie die Honneurs machen ſollte; aber Eduard war dieſer Schrecken vor einer Entdeckung neu, und das Verheimlichungsweſen, ſeinem offenen Charakter und klaren Leben bisher ſo fremd, gab ſeinem Schmerze über die Trennung einen ſtörenden, ſo zu ſagen vergiftenden Beigeſchmack. Eduard hatte den Entſchluß gefaßt, auch den Winter auf dem Lande zu verbringen, um ſeine Arbeit, die in der letzten Zeit ſo langſam vorgeſchritten war, zu vollenden, auch, um, wie er zu Luiſen offen ſagte, ſich das Schauſpiel zu erſparen, wie ſie mit ihrer Liebenswürdigkeit aller Welt angehörte, vor Allem aber, um ſie nicht mit ihrem Manne zu ſehen, zu deſſen Geſellſchaft, ja Freundſchaft er in der Stadt durch ſeine Stellung gezwungen ſein würde. Man verabredete einen fleißigen Briefwechſel, und Eduard ſah mit Vergnügen, wie ſich Luiſe gegen alle die heimlichen Mittel und Vorſichtsmaßregeln ſträubte, die nothwendig waren, um die Lebhaftigkeit dieſes Briefwechſels zu verbergen.

Luiſe reiste ab. Die Trennung von dem geliebten Weibe, die durch jenen falſchen Schrecken bei ihrer Zurückberufung und bei den letzten Geſprächen angeregten Gefühle, die ihn auf das Schiefe, leider auch Lügenhafte eines ſolchen Verhältniſſes aufmerkſam machten, die plötzliche Vereinſamung — alles Das wirkte mit trüber Macht auf Eduards Gemüth. Die Arbeit, einſt ſo belebt in Luiſens Geſellſchaft, ſchien ihm ſchaal und unerquicklich, und er ſuchte ſich bei der noch anweſenden Stadtbevölkerung zu zerſtreuen. Sie langweilte ihn und fehlte ihm doch, als ſie das Städtchen verlaſſen. In der vollkommenen Einſamkeit

verſank er in immer tieferen Trübſinn, und ſeine Briefe an Luiſe trugen dieſen Stempel. In deſto häufigeren Briefen ſuchte ſie ihn zu tröſten und aufzuheitern, indem ſie ihn auf den Frühling verwies, der ihr Glück wieder in der Blüthe ſehen ſolle. Sie ermunterte ihn zur Arbeit, ohne es ganz zu verhehlen, daß ſie ſich durch ſeine Traurigkeit geſchmeichelt fühle. Dennoch forſchte ſie mit der Anſtrengung eines gewiſſenhaften Arztes nach allen möglichen Urſachen ſeines Trübſinnes, der in wahre Melancholie ausgeartet war, und ſuchte alle dieſe Urſachen zu heben. So ſchrieb ſie ihm einmal, daß ihre Liebe aller Welt ein vollkommenes Geheimniß ſei, daß ſie für ihren Ruf nichts zu fürchten habe und daß er ſich über dieſen Punkt vollkommen beruhigen könne. In der That gehörte Luiſe zu jenen Frauen, an die ſich beim ungezwungenſten Umgange mit Männern der böſe Leumund nicht heranwagt, und von denen man in Geſellſchaft ſagt: Sie iſt zu klug, um ſich in ein Verhältniß einzulaſſen, das ſie kompromittiren könnte.

Der Winter verging. Frau v. B... war wieder die erſte Schwalbe des Städtchens; ja, ſie kam in dieſem Jahre noch früher als gewöhnlich, da ihr Mann ſie für jene haſtige Abberufung entſchädigen wollte. Sie fand Eduard ſehr verändert. Er war blaß, ſchweigſam und in ſich verſunken. Sie konnte ſich nicht ſagen, daß er ſie weniger liebe als im vergangenen Sommer, im Gegentheil fand ſie jedes ſeiner Worte, jeden ſeiner Blicke inniger, intenſiver; aber ſie mußte erkennen, daß die Freude des Wiederſehens ihn zwar aufgeregt, aber im traurigen Zuſtande ſeiner Stimmung keine Kriſe hervorgebracht. Mit jener zärtlichen Geduld des Krankenpflegers, deren das Weib in ſo hohem Grade fähig iſt, erſchöpfte ſie in den langen Nachmittagen und Abenden, die ſie während der ſchlechten Zeit auf ihrer Stube verbrachten, alle die Mittel, Gründe und Ueberredungskünſte, die ſie ſchon in ihren Briefen erſchöpft hatte; ſie war heiter, um ihn zu erheitern, ſie weinte, um ſich von ihm tröſten zu laſſen. So gelang es ihr wohl, ihn auf Momente aus ſich ſelbſt heraus zu reißen,

im Ganzen aber blieb ſein Zuſtand derſelbe. Am Ende ſchien es ihr, als ob er ihr etwas verſchweige, als ob er eine Frage an ſie zu richten habe, die er nicht auszuſprechen wage, und daß ſie ſeinem Trübſinn auf der rechten Spur ſei, bemerkte ſie einmal mit Erſtaunen, als ſie ihm wieder lange zugeredet hatte und er ſich plötzlich lächelnd und wie ſcherzend zu ihr wandte und ſo obenhin fragte: Liebſt du mich denn wirklich, Luiſe?

Für Luiſen war das Räthſel gelöst; nicht Skrupel waren es, es war der Zweifel, der Eduards Heiterkeit untergrub. Viel vermag eine Frau, wenn ſie alle Schätze der Liebe vor dem Auge, dem Herzen des Geliebten ausbreiten will. Jede Minute im Leben Luiſens war von nun an ein Beweis von Liebe. Mit dem Frühling wurde auch Eduard heiterer — aber jene Frage wiederholte ſich trotz Allem von Zeit zu Zeit.

Indeſſen war es ſonnig geworden und grün, und die Liebenden durchſchweiften die Gegend, und Eduard ſchien immer mehr und mehr einer heiteren Ruhe entgegen zu gehen.

Eines Nachmittags kam er lächelnd zu Luiſen, die ihn zu einer Promenade ins Gebirge eingeladen hatte — aber als man einen Gang durch den Garten machte und es da ſo heimlich und von aller Welt abgeſchloſſen war, zog man es vor, die ſchönen Stunden in der buſchigen Laube beim Geſang der Vögel, dem Dufte der ſich erſchließenden Blumen zuzubringen. Luiſe ſaß auf der Bank, Eduard ihr zu Füßen, das Haupt in ihrem Schooße. Sie ſprachen wenig; Luiſe ſchien über die Klarheit ihres Freundes glücklich. Da ertönte wieder jene Frage: Liebſt du mich denn wirklich, Luiſe?

Luiſe antwortete nicht; ſie zog die Hände aus den Haaren Eduards, in denen ſie geſpielt hatte, und ſah, beleidigt, erſt vor ſich hin, dann zum Himmel hinauf, den Vögeln nach, die zwitſchernd über den Garten flogen.

Da erſchallt ein Schuß in ihrer nächſten Nähe; ſie ſieht herab, Eduard liegt mit zerſchmetterter Stirn zu ihren Füßen.

Gott, meine Briefe! ruft Luiſe. Sie ſpringt auf,

zieht den Schleier vors Geſicht, eilt über die Gaſſe hinüber in Eduards Wohnung auf ſeine Stube. Da liegt ein Meſſer auf dem Tiſche, damit erbricht ſie eine Lade im Pulte, nimmt das wohlverbundene Paket Briefe, das da liegt, ſchiebt es unter ihr Tuch und eilt wieder nach Hauſe.

Der Arzt ſchwieg, ſeine Geſchichte war zu Ende.

In dieſer Geſchichte, lieber Freund, ſagte der Ruſſe, haben Sie uns, mit Einem Worte, hinterliſtig mit einer Pointe etwas zu viel von Ihrer beliebten Ironie aufgetragen.

Was vermag ich gegen ein Faktum? antwortete der Arzt, denn ein wirkliches und leibhaftiges Faktum habe ich Ihnen mitgetheilt. Uebrigens habe ich es weniger der Ironie wegen gethan, als um unſerem jungen Freunde zu zeigen, wie verſchieden ſich jener Einſiedler des Herzens äußert, beſonders wenn er überraſcht wird.

Das iſt ja eben Ihre vermaledeite Ironie! rief der Hausherr.

Nein! ſagte der Arzt mit immer gleicher Ruhe — und ich will es Ihnen zum Theil beweiſen, indem ich Ihnen mittheile, was ich verſchweigen könnte. Frau Luiſe v. B... wurde in ſpäteren Jahren nervös und war oft krank; ich behandelte die trotz vorgerücktem Alter und allen Leiden immer noch reizende Frau. Ich ſaß oft Stunden lang an ihrem Bette und plauderte. Sie war proteſtantiſch und hatte keinen Beichtvater, da ſchenkte ſie ihr Vertrauen dem Arzte, und ſie ſelbſt war es, die mir dieſe Geſchichte mitgetheilt hat, und wenn mein junger Freund will, erlaube ich ihm, Das als eine Regung ſeines viel genannten Einſiedlers des Herzens zu betrachten.

Das wollen wir! riefen wir Alle, denn das iſt das Richtige!

4.

Ein frommer Betrug.

Mit dieſem uns Alle ehrenden Ausruf verlaſſen wir die Geſellſchaft der Erzähler von St. Hippolyte; aber anknüpfend an jene Erzählungen, in denen das Gewiſſen eine Rolle ſpielt, will ich die Geſchichte eines Mannes mittheilen, der im Bewußtſein reinſten Wollens verachtungsvoll mitten durch Verdächtigungen mit Energie ſeinem Ziele entgegen ging. Den herrlichen Park, den hauptſächlichen Schauplatz dieſer Begebenheit, habe ich ſelbſt zu öfteren Malen durchwandert, und im lieblichen Rauſchen ſeiner Tannen und Eichen iſt mir die Geſchichte aus authentiſchſtem Munde erzählt worden.

Die Familie derer v. B ... gehört zu den bekannteſten und reichſten Banquiers-Familien des Kontinents. Die Herren v. B..., nachdem ſie in ihrer Provinz großen Grundbeſitz und in ihrem Staate, einem der Großſtaaten Europa's, den Adels-Titel ſammt den daran haftenden Privilegien erworben haben, ziehen es zwar vor, zur Ariſtokratie ihres Landes gezählt zu werden, dennoch aber laſſen ſie ächt bürgerlich ihre Banken weiter arbeiten und ihr Vermögen von Tag zu Tag vergrößern und zeichnen ſie ſich durch jenen ſpezifiſchen Stolz aus, der ſich in der heutigen plutokratiſchen Welt mit dem Bewußtſein ihrer faſt ausſchließlichen Macht verbindet. Neben dem kommerziellen Gewinne beſitzt der Vorſteher dieſes Hauſes das Geſchick, durch eine halbmedizeiſche Art von Unterſtützung der Künſte und Wiſſenſchaften, durch Heranziehung glänzender Berühmtheiten, durch pompöſe Feſte und durch Betheiligung an philanthropiſchen Unternehmungen einen gewiſſen Glanz um ſich zu verbreiten, der die Kaſſen und Ziffern und die Proſa des Geldlebens vergeſſen macht. Die Frauen der Familie dienen mit ihrer natürlichen und gebildeten Güte des Herzens unbewußt den Planen des Herrn v. B..., indem ſie die Armuth unterſtützen und ſo dem Hauſe noch den Ruf der

Wohlthätigkeit ſichern. Die ältere Linie der Familie bewohnt in der welthiſtoriſch berühmten Stadt, die nun freilich zu einer Provinzial-Hauptſtadt herabgeſunken iſt, den Palaſt, den ehemals die erſte Familie des Landes bewohnt hatte und der wegen ſeiner hiſtoriſchen Wichtigkeit ſowohl, als wegen ſeiner großartigen, wahrhaft königlichen Bauart eine Merkwürdigkeit geworden iſt, an der kein Fremder vorüber gehen darf. In ſeinen Sälen hat Herr v. B... Skulpturen des größten Bildhauers dieſes Jahrhunderts aufgeſtellt. Die Provinz iſt von ſeinen Schlöſſern und Muſter-Meiereien ſo zu ſagen bedeckt; worauf er aber beſonders ſtolz iſt, das ſind die Parks, welche er von engliſchen Kunſtgärtnern an ſeinen Schlöſſern mit großen Koſten anlegen ließ und die, wie ſein Palaſt in der Stadt, Zielpunkte neugieriger Wanderer geworden ſind.

Die Familie v. B... ſteht mit Einem Worte in vollſter Blüthe. Aber ſie hat den Ring des Polykrates vergeſſen, ſie hat es vernachläſſigt, den „Neid der Götter" zu verſöhnen. Herr v. B... hatte drei Töchter, die man gern mit den drei Grazien verglich, welche in Marmor im Schlafzimmer ſeiner Frau ſtanden. Unter ihnen zeichnete ſich die jüngſte, Emilie, nicht nur durch höhere, geiſtigere Schönheit, ſondern auch durch eine wahrhaft magnetiſche Anziehungskraft aus, der Niemand widerſtehen konnte. Man hatte das ſchon früh bemerkt und baute auf Emilien die ſtolzeſten Hoffnungen. Durch ſie hoffte man eine angeſehene, wahrhaft ariſtokratiſche Verbindung erreichen und ſo faktiſch in die Welt des hiſtoriſchen Adels eintreten zu können. Aber ſchon in ihrem ſechszehnten Jahre fingen die ſchönen und ſanften braunen Augen Emiliens zu kranken an, und in ihrem ſiebenzehnten Jahre, der Blüthezeit des Lebens, der Zeit der Hoffnungen und Träume, war ſie eine arme unglückſelige Blinde. Das Unglück laſtete ſchwer auf der Familie. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Alles gethan wurde, um es abzuwenden. Reiſen zu den berühmteſten Aerzten wurden unternommen, und als man die Reiſemühen als ſchädlich erfand, wurden andere aus weiter Ferne herbeigeholt.

Sie alle gaben nur ſpärlichen Troſt, indem ſie auf die ferne Zukunft verwieſen, oder gar keinen, indem ſie die Blindheit für unheilbar erklärten.

Emilie war im ganzen Hauſe Diejenige, die ſich bei den traurigen Ausſichten zuerſt und mit Sanftmuth ins Unvermeidliche ergab; die den Blinden eigenthümliche Heiterkeit ſtellte ſich bald bei ihr ein, und ſie ſuchte die Anderen über ihr eigenes Unglück zu tröſten. Nach und nach gewöhnte man ſich an die Unglückliche, die, von einer Geſellſchafterin geführt, im Hauſe umherſchlich; man umgab ſie mit allen Bequemlichkeiten, die einem Blinden das Leben erleichtern, man gab ihr Geſellſchafterinnen ihres Alters, die ſie unterhalten ſollten, Vorleſerinnen in mehreren Sprachen, Muſiker, die ihr die trüben Stunden mit Ausführung der ſchönſten Kammer-Kompoſitionen erheitern ſollten. Es war ein glänzendes Elend; doch wurde es mit der Zeit als ein Theil des Luxuslebens betrachtet, und man hörte die Bemerkung gern, daß Herr v. B... das Unglück ſeiner Tochter auf großartige, wahrhaft fürſtliche Weiſe zu verſchönern verſtehe.

Mit dieſem ihrem Hofe lebte Emilie im ſtillſten Flügel des Palaſtes. Da ſie weder mehr an den Bällen und Soireen des Hauſes oder befreundeter Familien, noch an Beſuchen u. dergl. Theil nehmen konnte, wurde ſie in ihrer kleinen Welt immer einſamer. Mutter und Schweſtern kamen des Morgens, um ihr die Stirn zu küſſen und ihr einige freundliche Worte zu ſagen — dann hörte ſie meiſt den ganzen Tag nichts mehr von ihnen. Selten einmal verſammelten ſie ſich mit den intimſten Freunden in Emiliens Zimmern, um daſelbſt ein kleines Konzert anzuhören, und auch das betrachtete man als eine Pflicht. Es iſt traurig, aber wahr: auch Kinder ſinken im Preiſe. Die arme Blinde machte ähnliche Betrachtungen und zog ſich immer mehr in ſich zurück.

So vergingen Jahre, und als man in einem Herbſte einmal von der Villa in die Stadt überſiedelte, bat Emilie um die Erlaubniß, mit ihrer Gouvernante und ihren Geſellſchafterinnen

den Winter in dem einſamen Hauſe zuzubringen. Die Eine Schweſter war verlobt; man machte ſich zu glänzenden Feſten bereit, der Winter ſollte lärmend werden — man ſah ein, daß all Das Emilien nur ſtören könnte; das Landhaus lag in der Nähe der Stadt, man konnte ſie im Nothfalle ſchnell in die Stadt holen, und man hatte gegen ihren Wunſch nichts einzuwenden. Eine Anzahl Bediente wurde ihr noch beigegeben und dazu eine Art Major domus, ein alter, treuer Freund, der ehemals der Mutter Unterricht gegeben hatte und nun im Hauſe gewiſſermaßen das Gnadenbrod aß.

Die Villa, in welcher nun Emilie wie eine verwittwete Königin wohnte, gehörte zu jenen oben erwähnten, die ihrer Schönheit, beſonders der Schönheit ihres Parkes wegen, von Fremden beſucht wurden und weit und breit berühmt waren. Emilie erinnerte ſich ihrer noch klar aus der Zeit ihrer Kindheit und fühlte ſich wohl im Bewußtſein der umgebenden Schönheit. Weniger gehindert, als in der Stadt, konnte ſie hier ihr Leben ganz nach ihren Neigungen einrichten; Manches, was ſie dort unangenehm berührte, fiel hier weg, und bald war ſie unter ihren heiteren Genoſſinnen die Heiterſte. Mit Spazierfahrten, Vorleſung, Muſiziren, ſelbſt ernſteren Studien verging die Zeit aufs Angenehmſte.

Emilie war zweiundzwanzig Jahre alt. Ihr Auge hatte ſich der Welt verſchloſſen, eben, da ſich ihr das Herz vielleicht erſchließen wollte. Erſchrocken vor dem Unglück, zog es ſich zuerſt krampfhaft zuſammen und entſagte nach Ueberwindung des erſten Schmerzes den Freuden, dem Glücke, das die Welt bieten kann. Später war ihre zartfühlende und liebevolle Seele vollauf und ſchmerzlich beſchäftigt, ſich an alle ungeahnten Folgen ihres Unglücks, vorzugsweiſe an die Vereinſamung zu gewöhnen. Jetzt, da dieſe Kämpfe überſtanden waren und ſie zu einer Art beſchaulicher Ruhe durchgedrungen war, erwachten wieder manche Gefühle und Wünſche, die ſeit ihrer erſten Jugend gewiſſer Maßen unberührt in ihr geſchlummert hatten. Sie hatte nie geliebt. Die

Lektüre mancher poetiſcher Werke erinnerte ſie daran, und ſie zuckte die Achſeln, ſchmerzlich lächelnd. Aber es ſind nicht die edelſten Weiber, bei denen die Liebe durch das Auge einzieht; ſie weiß andere und oft beſſere Wege zu finden.

Eines Abends fand die Vorleſerin ein neues Buch auf dem Tiſche. Es war ein ſchön ausgeſtatteter Almanach, der mit einem wohlthätigen Zwecke noch den verband, die poetiſchen Kräfte der Provinz zu ſammeln und anzuregen. Herr v. B... war wohlthätig und unterſtützte Künſte und Wiſſenſchaften. So hatte er auf eine größere Anzahl von Exemplaren ſubſkribirt, und eines hatte man Emilien geſchickt, wie man ſie überhaupt mit dem Neueſten verſorgte. Man nahm den Almanach mit Mißtrauen in die Hand, aber man hielt es für Pflicht, die Hervorbringungen der nächſten Umgebung kennen zu lernen. In der That wurde Vieles angefangen und nicht zu Ende geleſen; des wohlthätigen Zweckes und der guten Meinung halber verzieh man den Autoren, aber man hielt es nicht für geboten, ſich durch ſo viel Geſtrüpp zu ſchlagen. So war das Buch bald zur Hälfte durchblättert. Plötzlich aber blieb man vor einer Reihe von Gedichten überraſcht ſtehen; die Vorleſerin hielt unwillkürlich inne, als ob ſie ſagen wollte: Hier iſt etwas von einer ganz anderen Gattung, und als ob ſie abwarten wollte, bis man die bisher angeregte ſpöttiſche Stimmung verbannt und ſich auf eine ernſtere vorbereitet habe.

Es gibt Gedichte, die mit dem erſten Verſe alle Saiten des Herzens vibriren machen, die den Leſer oder Hörer meiſt mit den einfachſten Worten auf unerklärliche Weiſe ergreifen und ſelbſtherrſchend um ihn eine Atmoſphäre verbreiten, der er ſich nicht mehr entziehen kann. So waren die Gedichte, welche die Vorleſerin Emiliens nach einigem Stillſchweigen vortrug. Ein edles Gemüth ſprach in ihnen eine ſanfte, doch männliche Melancholie in einfachen Worten aus. Die Melodie der Sprache wirkte, als ob dieſe Lieder bereits in Muſik geſetzt wären, als verlangten ſie nur geſungen und nicht geleſen zu werden. Emilie ließ ſie ein zweites, ein drittes Mal wiederholen; ſie war tief ergriffen. Sie

ging ans Klavier und ſuchte unter Mendelsſohns Liedern ohne Worte nach einer Melodie, die zu dieſen Verſen gepaßt hätte. Sie fand keine und ſpielte ſich endlich, um die angeregte Stimmung feſtzuhalten, das Adagio aus Beethovens Cis-moll-Sonate. — Dann verſank ſie in Träumereien und wurde ſchweigſam. Erſt ſpät fragte ſie nach dem Namen des Verfaſſers: er hieß Karl Blank.

„Ich möchte ihn kennen, dieſen Karl Blank!“ ſagte ſie, indem ſie das Buch nahm und ſich die Hand auf die Blätter legen ließ, welche die ſchönen Verſe enthielten. Dann legte ſie ſelbſt ein Zeichen in die Blätter, ſchloß das Buch und ließ ſich an dieſem Abend nichts mehr vorleſen.

Da Emilie am anderen Morgen, nach abermaliger Vorleſung der Gedichte, wieder den Wunſch äußerte, den Verfaſſer kennen zu lernen, und da ihre Umgebung gern jeden Wunſch der gütigen und ſanften Herrin erfüllte, ſo fing man an, ſich nach allen Seiten hin nach dem unbekannten Karl Blank zu erkundigen. Beſonders war der Major domus bei ſolchen Gelegenheiten thätig. Der hatte es bald heraus, daß Herr Karl Blank als Arzt in einem benachbarten kleinen Städtchen ein beſcheidenes Leben führte.

Das Unwohlſein einer der Geſellſchafterinnen wurde benutzt, ihn, ohne das Wiſſen Emiliens, herbeizuholen. Erſt als er ſchon im Hauſe war, wurde ſie davon in Kenntniß geſetzt und gefragt, ob er ihr vorgeſtellt werden dürfe. Mit der ihr eigenen Unbefangenheit ging ſie darauf ein, obwohl man ihr geſagt hatte, daß Dr. Karl Blank ein junger Mann in den Zwanziger Jahren und von ſehr liebenswürdigen Manieren ſei. Die Gouvernante glaubte eine Bemerkung machen zu müſſen, aber Emilie lächelte halb ſchmerzlich; durch ihre Blindheit war ſie vor jeder übeln Nachrede geſchützt.

Der Arzt kam. Emilie reichte ihm die Hand und empfing ihn wie einen alten Bekannten, ohne ihm zu ſagen, wie ſie ſeine erſte Bekanntſchaft gemacht. Er ſelbſt fühlte ſich beengter, ver-

legener. Jung und noch wenig beſchäftigt, noch nicht abgehärtet gegen menſchliche Leiden, obwohl Arzt, rührte ihn der erſte Anblick dieſer anmuthigen Geſtalt, die zum Glücke geboren ſchien und in der ſchönſten Zeit des Lebens vom Leben ausgeſchloſſen war. Er ſtotterte einige Worte, aus denen Emilie das Mitgefühl und die Verlegenheit heraushörte; deſto mehr hielt ſie es für ihre Pflicht, durch unbefangenes Weſen und Zuvorkommenheit ihm ſeine Sicherheit wieder zu geben.

Karl hatte während und nach ſeiner Studienzeit in der Welt gelebt; erſt ſeit Kurzem hatte er ſich, um nur einen Wirkungskreis zu haben, in das Städtchen verbannt, und er hatte daſelbſt ſeine weltmänniſchen, ſicheren Manieren noch nicht verloren. So fand er denn bald ſeine Faſſung wieder und kam Emilien mit jener dankbaren Offenheit entgegen, die ihre Unbefangenheit verdiente, und mit jener Hingebung, die edlere Seelen von Anfang an dem Unglücke gern beweiſen. Der Ton ſeiner Stimme that ihr wohl; ſie war männlich und ſanft und paßte ſo zu ſeinen Worten. Als Blinde hatte ſie es gelernt, die Menſchen nach den verſchiedenſten äußeren Zeichen zu beurtheilen, und ſo fand ſie auch, daß in ſeinem Händedruck beim Abſchiede viel Herzlichkeit lag, viel mehr als in dem erſten, als ſie ihn empfing. Kaum war Karl fort, als ſie alle ihre Geſellſchafterinnen verſammelte, um ſich ſein Aeußeres beſchreiben zu laſſen; ſie ſtimmten alle darin überein, daß er etwas ſehr Einnehmendes habe und zum Arzte wie geſchaffen ſei, da ihm das Vertrauen förmlich entgegen fliege. Er ſei zwar nicht geradezu ſchön zu nennen, doch habe er viele Schönheiten, die bei einem Manne mehr werth ſeien, wie ein ſanftes, doch ſehr ernſtes dunkles Auge, eine hohe, weiße Stirn, eine feine Hand und einen Mund, der zwar etwas groß ſei, aber viel Energie verrathe und dieſe wohlthätig mit einem ſanften Lächeln verdecke. Die Kranke, zu welcher Karl als Arzt gerufen worden, konnte ſein Benehmen nicht genug rühmen und ſchilderte vorzugsweiſe ſeine Art, zu ſprechen, zu gehen, zu ſitzen, ſich zu bewegen, und ſo wurde es Emilien nicht ſchwer, ſich aus

den einzelnen Vorzügen, die jede der Damen beſonders hervorhob, ein vollkommenes und lebhaftes Bild Karls zuſammen zu ſetzen.

Karl kam bald wieder, um ſeine Kranke zu ſehen. Es war ein heiterer Wintertag, und er mußte in den Garten, um die Herrin des Hauſes zu begrüßen. Er ſchloß ſich ihrem Spaziergange an, und es that ihm wohl, Emilien auf ihrem Gange manchen Dienſt leiſten zu können. Der Weg führte über eine hochgewölbte amerikaniſche Brücke, und ſein Arm war nicht zu viel, obwohl die Gouvernante ſie führte. Er übernahm alle Funktionen des Dieners, der nachfolgte, er legte ihr den Mantel um, da man an eine luftigere Stelle des Parkes kam, er ſtützte ſie, da es den Hügel hinabging. Auf dem Wege ſchob er vorſorglich jedes Steinchen oder jedes todte Zweiglein bei Seite. Dabei wußte er, um Emilien ſeine Geſchäftigkeit nicht merken zu laſſen, ein lebhaftes Geſpräch zu unterhalten. Beim zweiten Beſuch wagte es Emilie ſchon, ihm von ſeinen Verſen zu ſprechen und ihm ihre Dankbarkeit dafür auszudrücken. Sie verweilte mit Liebe bei dieſem Gegenſtande, aber beſcheiden wußte er das Geſpräch in ein allgemeines über Poeſie zu verwandeln. Gern hörte ſie ihre Lieblingsdichter von ſeinem Munde gelobt; mit größerer Freude horchte ſie ſeinen Urtheilen, die in klaren Worten ausſprachen, was ſie nur dunkel gefühlt und wovon ſie ſich nie Rechenſchaft gegeben hatte. Es ſchien ihr, als ob ſie nun Alles beſſer verſtände und als ob ſie künftig mit ganz anderen Ohren hören werde. Sie bat ihn, bald wieder zu kommen, ihre Bibliothek anzuſehen und die Lücken auszufüllen.

Karl erkannte bald die ſchöne Gedanken- und Phantaſiewelt, welche Emilie in ihrer einſamen Nacht um ſich aufbaute, und es ſchien ihm eine ſüße Pflicht, ihr am Ausbau behülflich zu ſein. Er benutzte die Einladung, bald wieder zu kommen, und er hatte ihr in Bezug auf ihre Bibliothek in der That manchen nützlichen Rath zu ertheilen. Er blieb dabei nicht ſtehen. Bei ſpäteren Beſuchen, da er erkannt hatte, mit welcher aufrichtigen Dankbar-

keit Emilie ſeine Rathſchläge annahm, erlaubte er ſich, ſie auf manche Fehlwege aufmerkſam zu machen, auf die ſie bei ihren ernſteren hiſtoriſchen Studien gerathen war, und bald war er gewiſſer Maßen ihr Lehrer geworden.

So brachte Karl neue Elemente in dieſe kleine abgeſchloſſene Welt, wie das immer geſchieht, wenn plötzlich ein Mann in einem Frauenkreiſe erſcheint. Einem Manne gegenüber ſind Frauen nicht eiferſüchtig auf ihren Einfluß; einem gebildeten geſtehen ſie gern Ueberlegenheit zu. So thaten auch Gouvernante und Geſellſchafterinnen. Es wurde viel von ihm geſprochen; ſeine Geſpräche gaben Stoff zu neuen Geſprächen, in ſeiner Abweſenheit berief man ſich auf ein von ihm ausgeſprochenes Wort; war er da, machte man ihn zum Schiedsrichter. Emilien war er bald mehr, war er ein lieber Freund geworden. Von ihm geführt, machte ſie ihre Spaziergänge durch den Park, verbrachte ſie ganze Stunden im vertraulichſten Geſpräche.

Da ſie ſich in ſeiner Geſellſchaft neu aufleben fühlte, ſo war es natürlich, daß ſie ihm von ihrer früheren Vereinſamung, von den Leiden einer von der Welt Ausgeſchloſſenen erzählte. Er konnte ihr dabei ungeſtört ins Auge ſehen; es glänzte milde wie ein ſanft umhüllter Stern, und das ſeine konnte unbelauſcht eine Thräne zerdrücken. Doch war es ihm manchmal, als fühlte ſie Das, und als ſähe ſie ihm ins innerſte Herz. Er irrte ſich nicht; am Zittern des Arms, am Tone ſeiner Stimme, an manchen Worten erkannte ſie mit dem Inſtinkte der Blinden den Freund, der mit ihr fühlte, wie noch Niemand mit ihr gefühlt hatte.

In der Freude ihres Herzens ſprach ſie der Mutter, die ſie oft beſuchte, mit Begeiſterung von der neuen Bekanntſchaft. Die Mutter äußerte den Wunſch, Karl kennen zu lernen, und er wurde auf einen beſtimmten Tag eingeladen, um ihr vorgeſtellt zu werden. Frau v. B... fand ihn ſehr liebenswürdig, machte ihm Vorwürfe, daß er ſich in einem kleinen Städtchen begrabe, da er ganz geeignet ſei, in der großen Welt ſein Glück zu machen, und lud ihn ſchließlich ein, ſie doch ja zu beſuchen, wenn er in

die Stadt komme, und ihr Haus als das ſeinige zu betrachten. Bald lernte ihn auch der Vater kennen und fand ihn „charmant".

Sonderbar genug: die Geſellſchaft des Städtchens, welches Karl bewohnte, und der Umgegend der Villa nahm die häufigen Beſuche des jungen Arztes ernſter. Emilie war rückſichtslos gegen eine Welt, die für ſie nicht exiſtirte; ſie gab ſich ihrer Freundſchaft ohne Rückhalt hin, ſie machte kein Hehl daraus, daß ſie in Karls Geſellſchaft Stunden und halbe Tage verlebe, ſie zeigte ſich auch außerhalb des Parkes an ſeiner Seite. Kein Zweifel! das blinde Fräulein liebt ihn, der arme Arzt will ſein Glück machen und eine reiche, wenn auch blinde Braut heimführen. Das Gerede drang in die Stadt und mit Hülfe guter Freunde bis an die Ohren der Familie v. B... Anfangs war man überraſcht, ja beſtürzt; einen armen Arzt ohne Ruf und Namen als Schwiegerſohn in die Familie aufzunehmen, ſchien etwas Ungeheures. Der Vater ſeufzte in Erinnerung an die Pläne, die er einſt mit Emilien gehabt hatte. Abends wurde Familienrath gehalten, und man begann die Debatten in ſchlechter Stimmung; nach einigem Ueberlegen aber fand man, daß ſich die Dinge im Grunde gut fügen, daß man am Ende zufrieden ſein müſſe, wenn die arme Emilie überhaupt einen Mann finde. Man habe ſich mit dieſem unglücklichen Kinde in ſo Vieles fügen müſſen, man müſſe auch Das ertragen, daß man ſie nicht ſtandesgemäß verſorgen könne. Karl ſei ein Mann, den man in der Welt präſentiren dürfe, und ſein Charakter ſei, wie es ſcheine, der Art, daß er Emilien ein ruhiges und rückſichtsvolles Leben verbürge. Auf das Bedenken der Mutter, daß Karl ihre Tochter wohl nicht aus Liebe heirathen wolle, antwortete der Vater, daß es ihm achtbar ſei, wenn ein mittelloſer junger Mann eine ſolche Gelegenheit benutze, ſeine Zukunft zu ſichern. Zuletzt wurde beſchloſſen, daß der Vater ſchon am nächſten Tage nach der Villa fahren und mit Emilien und, wenn ſie ein Verhältniß mit Karl zugebe, auch mit dieſem ſprechen ſolle.

Herr v. B... fand ſeine Tochter nicht unvorbereitet.

In Emiliens wie in Karls Seele war es klar. Seit mehreren Tagen waren ſie im vollen Bewußtſein ihrer Liebe glücklich. Sie hatte es zuerſt gewußt, daß ſie einander liebten; er hatte es ihr zuerſt geſagt.

Und du willſt als der barmherzige Führer einer Blinden durchs Leben gehen? fragte ſie ihn weinend in jener glücklichen Stunde.

Er küßte ihr anſtatt aller Antwort die beiden ſanften blinden Augen. Da wiſchte ſie die Thränen ab und rief mit freudeſtrahlendem Geſichte: Wie ſegne ich meine Blindheit! Sie allein wird es möglich machen, daß ich dein werde; wer weiß, was ſie ſonſt aus mir gemacht hätten!

Bedurfte es für ihn eines größeren Beweiſes ihrer Liebe? Und ſie — war ſie nicht ſeiner innigſten Liebe gewiß, da er ſie, die Hülfloſe, für ein Leben lang in ſeinen Schutz nahm? Denn kein beleidigender Gedanke, keine, auch nur die flüchtigſte Erinnerung an die Schätze, die ſie dem armen Arzte mitbrachte, war ihr in den Sinn gekommen.

So ſeiner und ihrer Liebe gewiß, antwortete ſie auf des Vaters Frage mit einem einfachen Ja.

Herr v. B... erwiderte, daß er nach reiflicher Ueberlegung gegen die Heirath mit dem vortrefflichen jungen Manne nichts einzuwenden habe und daß die ganze Familie, wie aus einer geſtrigen Beſprechung hervorgegangen, einverſtanden ſei. Emilie, ahnend den Inhalt jener Familien-Konferenz, lächelte.

Es blieb nichts übrig, als mit Karl zu ſprechen. Herr v. B... ſchickte ſeine prächtige, mit Wappen geſchmückte und von zwei feurigen engliſchen Pferden gezogene Karoſſe ab, daß ſie ihn abhole. Iſt einmal die Sache ſo weit, dachte er, dann kann man den Mann nicht früh genug an ein konvenables Auftreten und die Bedürfniſſe des Luxus gewöhnen.

Herr v. B... nahm indeſſen die Muſter-Meierei, die er in der Nähe der Villa hatte, in Augenſchein und durchging den Park, um für den nahenden Frühling mancherlei Anordnungen

zu treffen. In das Haus zurückgekehrt, ſah er von fern ſchon die Karoſſe heranbrauſen und fand, als ſie in den Hof einfuhr, daß ſich Karl in einem ſolchen Wagen ganz gut ausnehme und daß er ſich mit Würde zurückzulegen verſtehe.

Herr v. B... empfing den Ankommenden mit vielem Wohlwollen. Verzeihen Sie, lieber Herr Dr. Blank, wenn ich Sie geſtört und Ihren Patienten entzogen habe; ich habe Wichtiges mit Ihnen zu beſprechen. — Mit dieſen Worten nahm er ihn freundſchaftlich unter den Arm und führte ihn hinab in die Säulenhalle, die an der Parkſeite vor dem unteren Salon hinlief.

Junger Mann! — fing er da im Auf- und Abgehen an — ich will mit Ihnen offen von einem Gegenſtande ſprechen, von dem anzufangen, eigentlich an Ihnen geweſen wäre. Indeſſen begreife ich, daß Sie bei der denn doch obwaltenden Verſchiedenheit unſerer Stellung, bei der Schüchternheit, die in Ihrem Alter nicht immer ganz verſchwunden iſt, und bei der Natur der in Rede ſtehenden Angelegenheit etwas zaghaft waren, und ich will, wie es mein Name und meine Stellung erlauben, ohne dadurch mich oder meine Tochter zu kompromittiren, jede Formalität bei Seite ſetzen, indem ich ſelbſt von dem Gegenſtande beginne. — Sie haben es verſtanden, meiner Tochter eine in der That lebhafte Neigung einzuflößen — Sie wünſchen, ſie zur Frau zu haben...

Ich bitte, Herr v. B... — fiel ihm hier Karl ins Wort — ich bitte, dieſe letzten Worte...

Stille, junger Freund, fuhr Herr v. B... fort, ſtille, ich weiß Alles. Es iſt mir, Gottlob! gelungen, meine Kinder ſo zu erziehen, daß ſie kein Geheimniß haben vor ihrem Vater! Ich weiß Alles! Sie haben ſich gewiſſer Maßen verlobt, junger Freund — hier legte Herr v. B... die eine Hand auf die Schulter Karls, indem er ihm die andere hinreichte — ich habe nichts gegen dieſe Verlobung einzuwenden.

Sie ſind ein edler Mann, murmelte Karl und legte ruhig ſeine Hand in die dargebotene des Herrn v. B...

Nein, mein Freund, fuhr Herr v. B... fort, ich bin nur ein guter Vater. Nach allen eingezogenen Erkundigungen und nach dem Eindrucke, den Sie mir ſelbſt und Frau v. B... gemacht, können wir das unglückliche Kind unmöglich beſſeren Händen anvertrauen. Aus Liebe zu unſerem Kinde ſetzen wir auch gern jede Rückſicht bei Seite, die uns ſonſt Stand und Stellung auferlegen. Lieber Doktor, fügte Herr v. B... human lächelnd hinzu, Sie kommen in eine aufgeklärte Familie, in der Sie nichts von veralteten Vorurtheilen werden zu leiden haben.

Auch Karl lächelte; er fühlte den ganzen Hochmuth, der aus dieſen Worten ſprach, und unwillkürlich entzog er Herrn v. B... ſeine Hand. Warſt du denn auf Dergleichen nicht gefaßt? fragte er ſich. Geduld! Geduld! und er krampfte die Hand zuſammen und ſetzte die Wanderung an der Seite des Herrn v. B... fort. Dieſer ſchien eine Antwort zu erwarten oder die Fortſetzung ſeiner Rede zu überlegen und ſchwieg. In Karl ſtieg ein Gedanke auf, der ihn glücklich lächeln machte. Er dachte nach, ob er Herrn v. B... nicht ein Wort hinwerfen ſolle, das ihn beſchämen mußte. Aber dieſes Wort hätte ein ihm theures Geheimniß verrathen, das ſelbſt Emilie noch nicht kannte und das ſie doch vor allen Menſchen zuerſt kennen mußte, und er murmelte noch einmal: „Geduld! Geduld!“ und ſchwieg. — Daun dachte er wieder an all das Gerede, das ſeit Wochen die Gegend erfüllte, an die Fragen ſeiner Freunde und Bekannten, ob man denn wirklich eine Blinde lieben könne, und an die oft wiederholten Lobſprüche, daß er ein praktiſcher Mann ſei, der ein Auge zuzudrücken und ſich eine der reichſten Erbinnen des Landes zu holen wiſſe. Er war nicht darauf gefaßt, ungefähr Daſſelbe aus dem Munde des Herrn v. B... zu vernehmen, der wieder begann:

Ihr Schweigen, mein Freund, finde ich natürlich. Sie ſetzen bei mir, wie ich mir ſchmeichle, einigen praktiſchen Sinn voraus; Sie wiſſen, daß ich unſer Verhältniß mit Kaltblütigkeit, ohne Illuſionen betrachte, und als junger Mann fühlen Sie ſich mir

gegenüber etwas beengt. Beruhigen Sie ſich! Ich achte den Mann, der — Sie ſehen, ich ſpreche offen — mit einiger Selbſtverleugnung, wo ſich ihm die Gelegenheit bietet, für ſeine Zukunft zu ſorgen verſteht. Hoch achte ich den jungen Mann, der früh einer ſolchen Handlungs- und Anſchauungsweiſe fähig iſt. Und damit Sie ſehen, wie offen ich bin, wie klar ich die Verhältniſſe betrachte, ſo füge ich noch ohne Rückhalt hinzu: Sie werden uns bei allem Reichthum, den Ihnen meine Tochter bringt, nichts zu danken haben. Schwer und groß ſind die Pflichten, die Sie mit einer blinden Frau übernehmen; es iſt nur billig, daß der Lohn ihrer Erfüllung ein großer ſei.

Karl blieb ſtehen, keines weiteren Schrittes fähig. Handelsmann! — das Wort ſchwebte auf ſeinen Lippen, aber er dachte an Emilien, an die Vorſätze, die er gefaßt, an ſein ſüßes Geheimniß, und er wiſchte ſich ſtillſchweigend den kalten Schweiß von der Stirn. Dann wieder dachte er, ihn mit Einem Worte, mit plötzlicher Enthüllung ſeines Geheimniſſes zu beſchämen, aber wieder fiel es ihm ein, daß Emilie es zuerſt kennen müſſe. Er faßte ſich und ſagte ſo ruhig als möglich:

Herr v. B..., erlauben Sie mir, bevor ich auf Alles, was Sie mit ſo großer Offenheit darzulegen die Güte hatten, antworte, erſt noch einige Worte mit Fräulein Emilie zu ſprechen.

Herr v. B... war zwar etwas überraſcht, fand es aber billig, daß, wenn noch eine Erklärung zwiſchen den jungen Leuten nöthig ſei, dieſe Statt finde.

Karl eilte die Treppe hinauf und in Emiliens Zimmer.

Emilie! — rief er ihr ſchon von der Thür zu — was habe ich hören müſſen!

Wiederhole es nicht — bat Emilie, indem ſie ihm mit der Hand liebevoll über die Stirn fuhr — wiederhole es nicht, mein Freund, ich ahne, ich weiß es.

Nein, ſagte er, ich werde es vor dir nicht wiederholen — ich werde dich nie ſo kränken. Ich komme auch nicht darum, fügte er hinzu und ſchlang den Arm um ihren Hals — ich

komme, um dich ans Herz zu drücken und dir ein Geheimniß mitzutheilen, das du vor allen Menſchen dieſer Erde kennen mußt.

Ein Geheimniß? fragte Emilie.

Ja, ein ſüßes Geheimniß, das mich beglückt, wie mich noch nichts im Leben beglückt hat. Seit Wochen trage ich es in mir, aber ich wagte nicht, es auszuſprechen. Jetzt, da meine Zweifel und Hoffnungen zur Gewißheit geworden, jetzt erſt wage ich es, dir davon zu ſprechen.

Er nahm das holde Geſicht Emiliens in beide Hände und ſagte: Verſprich mir, es ruhig und mit Faſſung anzuhören.

Ich verſpreche es, antwortete Emilie, obwohl ſie zu beben und zu zittern begann.

Er küßte ſie auf beide Augen und ſagte mit feſter und ſicherer Stimme: In wenigen Wochen iſt die Krankheit dieſer beiden geliebten Sterne reif; ich werde ihnen das Licht wiedergeben.

Karl! ſchrie Emilie, Karl! Und keines anderen Wortes fähig, warf ſie ſich an ſeine Bruſt, umſchlang ihn mit beiden Armen und benetzte ſeine Wangen mit ihren glücklichen Thränen.

Stille! gebot Karl, nicht geweint — der Arzt verbietet es.

Durch dich bin ich in trüber Einſamkeit wieder aufgelebt, ſchluchzte Emilie, ſoll ich durch dich die köſtliche Gabe wieder erhalten? Ich ſoll dein theures Antlitz ſehen können, mein Freund, mein Retter, mein Befreier!

Mein theures Kind! rief Karl, indem ihm ſelbſt die Thränen aus den Augen ſprangen.

Aber, mein Freund, fuhr Emilie nach einiger Zeit fort, täuſcht dich deine Liebe nicht mit eitlen Hoffnungen, da mich die erfahrenſten Aerzte längſt aufgegeben haben?

Emilie, hat dir einer von all den berühmten Aerzten ſo lange und ſo tief ins Auge geſehen, wie ich? hat ihm dabei wie mir die Liebe mit ihrer Fackel geleuchtet? fragte Karl mit ſanftem Vorwurf.

Wahr, mein Freund, ich glaube dir; ſcheint es mir doch

ſo gewiß, daß mir von dir alles Heil kommen müſſe! antwortete Emilie.

Nun du es weißt, Emilie, gehe ich wieder hinab zu deinem Vater, um ihm zu ſagen, was ich dir für all dein Geld mitbringe.

Schon war Karl an der Thür, als ihn Emilie plötzlich und mit ängſtlicher Stimme zurückrief. Halt, mein Freund, ſagte ſie mit zitternder und aufgeregter Stimme, eile nicht! Warte, bis ich einen Gedanken ganz erfaßt habe, einen traurigen Gedanken, der mir ſo eben durch den Kopf zog. Schweige, ſprich nicht davon! Nur du und ich ſollen das Geheimniß kennen. Gott, es iſt ſchrecklich! Wenn du mich heilſt, werden ſie dich mit Gold überhäufen, ich aber bin dir verloren. Niemals werden ſie mich, die Sehende, dem armen Dorfarzte geben.

Das habe ich mir ſchon ſelbſt geſagt, erwiderte Karl, und habe danach meine Pläne gemacht. Aber ich konnte es doch nicht recht glauben.

Glaube es mir! bat Emilie dringend.

Was aber ſoll ich deinem Vater auf all das Beſchämende antworten? fragte Karl.

Trage es, trage es für mich! bat Emilie mit gefalteten Händen.

Das will ich, meine Geliebte, rief Karl, Das und noch vieles Andere. — Er ſchloß ſie herzlich in ſeine Arme und eilte dann zu Herrn v. B... hinab, welcher, noch in Gedanken vertieft, zwiſchen den Säulen auf und ab ging.

Herr v. B..., begann Karl, zwiſchen mir und Emilien iſt Alles auf das Befriedigendſte geordnet! — Und mit zeremoniöſer Haltung und etwas ſteifer Förmlichkeit fügte er hinzu: Ich werde mich glücklich ſchätzen, ich werde mich höchſt geehrt fühlen, wenn Sie mir die Hand Ihrer Fräulein Tochter gewähren und mich ſo in den Schooß Ihrer hochgeehrten Familie aufnehmen.

Lieber Doktor, antwortete Herr v. B..., umarmen Sie mich als Ihren Schwiegervater... Und jetzt gehen wir zu Emilien.

Karl und Emilie mußten ſich in Gegenwart des Herrn von B... umarmen, und er gab ihnen ſeinen Segen. Dann ſetzte er ſich zwiſchen Beide aufs Sopha, nahm Beider Hände und war ſehr gemüthlich. Er ſprach von der künftigen Einrichtung des jungen Ehepaares und ſchenkte Karl dieſe prächtige Villa ſammt Park, Muſter-Meierei und Dependenzen, da er doch hier Emilien kennen gelernt, und bat ihn um die Erlaubniß, bei einem jungen Bildhauer, den er protegirte, einen Aeſkulap zu beſtellen, den er unten in der Säulenhalle aufſtellen wollte. — Auch die Aerzte haben ihren Adel, ſagte er lächelnd, ſie ſtammen von den Göttern. — Auch auf die Hochzeit kam er zu ſprechen. Mit Anfang des Frühlings, ſagte er, heirathet Emiliens Schweſter den Grafen R...., die Hochzeit wird mit vieler Pracht gefeiert werden. Leider geſtattet es Emiliens Lage nicht, daraus ein Doppelfeſt zu machen; ſie könnte an all dem Tumult nicht Theil nehmen. Ihr wird es angemeſſen ſein, zu anderer Zeit und in der Stille ihre Vermählung zu feiern. Wir wollen daraus ein gemüthliches Familienfeſt machen. Auch ſind Ihre Verhältniſſe, lieber Doktor, und die des Grafen ſo verſchieden, die Geſellſchaft wäre am Doppelfeſte innerlich ſo getrennt, daß ſich an eine Vereinigung gar nicht denken läßt. Nach der Hochzeit geht der Graf mit ſeiner Gemahlin auf Reiſen, Mama muß in ein Seebad und wird bei dieſer Gelegenheit unſeren Freunden bei Paris einen Beſuch abſtatten; ſo wird eure Vermählung wohl bis in den Herbſt aufgeſchoben werden müſſen.

Bis in den Herbſt? rief Karl — unmöglich!

Unmöglich? wiederholte Herr v. B... lächelnd — es iſt natürlich, daß es Ihnen ſo ſcheint, wird aber bei der Lage der Dinge doch nicht anders thunlich ſein.

Karl wurde verdrießlich und brütete vor ſich hin, ohne auf die Worte ſeines künftigen Schwiegervaters weiter zu hören. So wurde es ſpät, und Herr v. B... nahm Abſchied, indem er verſprach, morgen Mama herauszuſchicken, daß ſie dem Brautpaar ihren mütterlichen Segen gebe. — Kommen Sie morgen

ja herüber, ſagte er zu Karl, und daß ich Ihnen den Weg erleichtere, wird mit dem Früheſten ein Phaëton mit zwei kräftigen Holſteinern vor Ihrer Thür warten. Ich bitte, über Geſpann und Kutſcher als über Ihr Eigenthum zu verfügen.

Karl begleitete Herrn v. B... an den Wagen, dann kehrte er in Emiliens Zimmer zurück und warf ſich in die Sophaecke, wo er ſo eben neben ihm geſeſſen hatte. Er drückte die Augen in die Hände und brütete, wie vorhin.

Warum ſo ſchweigſam, mein Freund? fragte Emilie, die ſich zu ihm ſetzte.

Alſo biſt du mir doch verloren! rief Karl traurig.

Wie ſo verloren? fragte Emilie erſchrocken — iſt nicht Alles aufs Schönſte geordnet?

Unſere Vermählung ſoll ja, wie der Vater beſtimmt, erſt im Herbſte Statt finden, antwortete Karl.

Nun, und fürchteſt du, daß deine Liebe nicht ſo lange aushält? fragte Emilie ſcherzend.

O, ſcherze nicht, während mir vor Leiden das Herz zittert! rief Karl wieder. Wenn du das Licht der Augen vor unſerer Vermählung erhältſt, dann biſt du mir verloren; darüber ſind wir Beide einig. Die Krankheit deiner Augen wird eben um die Zeit der Hochzeit deiner Schweſter zur Operation reif ſein. Unſere Vermählung müßte um dieſelbe Zeit Statt finden; dann, am ſelben Tage, ſollteſt du, meine Geliebte, wieder ſehen können.

Emilie ſchwieg und verſank in Nachdenken; dann plötzlich, als ob ſie einen Ausweg aus dieſer Verlegenheit gefunden hätte, fragte ſie: Iſt es unbedingt nothwendig, daß die Operation in der erſten Zeit der Reife Statt finde, oder kann ſie um einige Zeit aufgeſchoben werden?

Es iſt nicht unbedingt nothwendig, antwortete Karl, daß ſie in der erſten Zeit vorgenommen werde, man kann ſie allerdings aufſchieben.

Nun! rief Emilie, ſo werde ich in meiner Blindheit bleiben, bis zum Herbſte, bis ich dir angetraut bin, dir unwiderruflich angehöre.

Nein, du Engel des Lichtes in der Finſterniß, nein! rief Karl gerührt und drückte ſie an ſein Herz — nein, um keinen Preis ſoll deine Nacht länger dauern, als ſie muß. Du ſollteſt noch einen Frühling verſäumen mit allen Blumen, einen Sommer mit ſeinem Meer voll Licht, und Das um mich? Nein, um keinen Preis auf Erden!

Um keinen Preis? auch nicht, wenn ich der Preis bin? fragte Emilie vorwurfsvoll.

Auch dann nicht, rief Karl mit Feſtigkeit; wenn die Zeit kommt, werde ich vor deinen Vater hintreten und ihm ſagen: Die Zeit iſt gekommen, Ihre Tochter iſt geheilt, — wenn ich auch weiß, daß er dich dann zurücknimmt und daß ich von fern zuſehen muß, wie du mit Gewalt irgend einem Baron oder Grafen hingegeben wirſt.

Du könnteſt Das ſehen und kannſt von mir nicht das Opfer eines Frühlings und eines Sommers annehmen? fuhr Emilie in vorwurfsvollem Tone fort.

Karl wiederholte ſeinen feſten Entſchluß, ihr Geheimniß zu verrathen, wenn ihre Vermählung nicht ſchon im Frühling vollzogen und ihm ſo Gelegenheit gegeben werde, ſeinen geheimen Plan auszuführen.

Emilie dachte wieder nach. Nach einiger Zeit ſagte ſie: Sei ruhig, mein Freund, morgen kommt die Mutter. Laſſe mich erſt mit ihr allein und triff ſpäter ein. Ich werde ein Weib ſein, ich werde intriguiren, ich werde heucheln, und ich werde es durchſetzen, daß wir im Frühling getraut werden.

Es war indeſſen ſpät geworden; Karl ſprang auf und drückte Emilien in ſeine Arme. Zum Abſchied ſagte er ihr noch: O, heuchle, heuchle, Emilie! Muß ich doch einen falſchen Schein auf mir ruhen laſſen, der mich zu Boden drücken würde, wenn ich nicht mein Bewußtſein und deine Liebe hätte.

Karl hatte die letzten Worte ſo traurig ausgeſprochen, daß ſich Emilie vornahm, ihre Rolle für ihn ſo gut als thunlich durchzuführen. Und ſie hielt ſich Wort. Am Morgen kam die

Mutter an. Sie drückte ihre Tochter in die Arme und überhäufte ſie mit Glückwünſchen. Bald aber bemerkte ſie, daß Emilie nicht ſo heiter war, als ſie erwartet hatte.

Wie ſollte ich auch? ſagte Emilie — Papa zeigte mir wahre Angſt vor dem Gedanken, daß meine und der Schweſter Vermählung zuſammen gefeiert werden ſolle, und doch wird alle Welt fragen, warum das nicht eine Doppelhochzeit gebe, da doch zwei Bräute im Hauſe und keine Hinderniſſe vorhanden ſind. In der Stille will mich Papa verheirathen, wie man eine arme Couſine verheirathet, die aus Barmherzigkeit ausgeſtattet wird.

Kind, Kind! welche Gedanken! rief die Mutter erſchrocken.

Ich hätte ſie auch nicht ausgeſprochen, fuhr Emilie ſchnell fort, wenn ſie mich allein beträfen. Ich habe mich nie beklagt, ich habe mich immer zurückgezogen, um euch nicht zu ſtören; denn ich bedachte eure Pflichten, eure Verbindungen, und was ihr dieſen ſchuldig ſeid. Dieſes Mal aber betrifft die Zurückſetzung nicht mich allein, ſie betrifft Karl, meinen Mann, eben ſo ſehr. Iſt es nicht, als ob man ſich ſchämte, ihn als Schwiegerſohn zu zeigen, als ob man ſich des Abſtandes zwiſchen dem Grafen und dem armen bürgerlichen Arzte ſchämte? Werde ich nicht, wenn Papa bei ſeinem Gedanken beharrt — ich wiederhole es — wie eine arme Verwandte behandelt?

Emilie! rief die Mutter, indem ſie aufſprang und ſie in ihre Arme ſchloß, du biſt mein Kind, mein theures Kind, deine Vorwürfe ſchneiden mir ins Herz, und ich fühle, daß etwas Wahres in deinen Worten iſt. Dein Vater hat ja nur ſo ins Blaue hinein im erſten Moment ohne Ueberlegung den Plan gemacht. Gewiß, er hätte nicht daran gedacht, wenn er gewußt hätte, daß du die Sache ſo betrachteſt. Du weißt, daß ich in ſolchen Angelegenheiten der Familie etwas vermag, und ich verſpreche dir, daß deine Hochzeit zugleich mit der deiner Schweſter gefeiert werden ſoll.

Die Mutter hielt Wort; im Familienrath wurde beſchloſſen, daß im Frühling eine Doppelhochzeit gefeiert werden ſolle. Nur

am Programme der Feſtlichkeit wurde aus Rückſicht auf Emilien Manches geändert. Der große Ball wurde ganz geſtrichen, das Diner in ein großartiges Dejeuner verwandelt und anſtatt der ariſtokratiſchen Kirche der Stadt die Hauskapelle zur Vermählung beſtimmt.

So kam der Frühling heran und mit ihm die zur Doppelvermählung beſtimmte Zeit. Emilie begab ſich erſt einen Tag vor der Hochzeit in die Stadt, wo ſich Karl bereits ſeit einer Woche befand. Er hatte einige Gaſſen weit vom Palaſte des Herrn v. B ... eine geräumige Wohnung gemiethet, in welcher er ſich mit geheimnißvollen Vorbereitungen viel zu ſchaffen machte.

Die Zeremonie fand in Gegenwart zahlreicher Gäſte Statt; zuerſt erhielt die ältere Schweſter mit dem Grafen R ..., dann unſer Paar den prieſterlichen Segen. Nach der Trauung begab man ſich in einen großen Saal des oberen Stockwerkes, wo die ganze Geſellſchaft plaudernd und auf- und abwandelnd die Stunde des Dejeuners erwartete. Karl hatte ſich entfernt und Emilien in Geſellſchaft von Jugendfreundinnen zurückgelaſſen. Nach einiger Zeit kam er zurück, faßte Emiliens Arm und flüſterte ihr ins Ohr: Biſt du ruhig, mein geliebtes Weib?

Fühle meinen Puls, antwortete ſie lächelnd, ob er ſchneller ſchlägt, als du es erlaubſt.

So laß uns gemach aus dem Saale verſchwinden, ſagte Karl mit aufgeregter Stimme.

Er machte mit ihr einen Gang den Saal entlang und führte ſie leiſe vor die Thür und in den Vorſaal. Dort faßte er ſie in ſeinen Arm und trug ſie eilend hinab, wo er ſie in einen bereit ſtehenden geſchloſſenen Wagen hob, der ſich ſofort in Bewegung ſetzte und in den nächſten Gaſſen verſchwand.

Erſt da man ſich zu Tiſch ſetzen ſollte, wurde die Abweſenheit des einen Brautpaares bemerkt. Man ſuchte es überall — vergebens. Man wollte ſich bei Emiliens Geſellſchafterinnen erkundigen — auch ſie waren ſämmtlich verſchwunden.

Herr v. B ... fand dieſe Entführung höchſt unſchicklich und

meinte, daß nur ein Mann von Karls Stande eines ſolchen Streiches fähig ſei. Um Skandal zu vermeiden, trat er vor die Geſellſchaft und entſchuldigte Madame Blank, die ſich etwas müde in ihre Gemächer zurückgezogen habe, und Herrn Blank, der ihr Geſellſchaft leiſte. Indeſſen ſchickte er einen Vertrauten in die Wohnung Karls mit der Weiſung, daß ſich das junge Ehepaar ſobald als möglich zur Geſellſchaft zurückverfügen ſolle. Auch der Vertraute kam nicht zurück, und die Zeit verrann Herrn v. B ... auf eine unangenehme Weiſe, während die Gäſte ſich beim Dejeuner ſehr gütlich thaten und die heiterſte Stimmung herrſchte.

Man war eben dabei, den Grafen R ... ſammt Gemahlin hoch leben zu laſſen, als Karl mit fliegendem Haar, mit glühenden Augen, ſprühenden Wangen, tief und ſchnell athmend vor Aufregung in den Saal ſtürzte. Meine Herren und Damen! rief er faſt ſchreiend, ſeit zehn Minuten ſieht Madame Blank; die Operation iſt vollkommen geglückt.

Mit einem Schrei der Ueberraſchung ſprangen die Gäſte von ihren Sitzen; Herr v. B ... ſtürzte ſich auf Karl und umhalste ihn gerührt, Frau v. B ... weinte aufrichtige Thränen mütterlicher Liebe.

Ungeheurer Jubel bemächtigte ſich der ganzen Geſellſchaft; Jeder beſonders wollte Karl Glück wünſchen, Jeder beſonders ihm danken und ihn umarmen, und ſo wanderte er aus einer Umarmung in die andere. Herr v. B ... drückte ſeine Frau ans Herz und ſchämte ſich der Thränen nicht, die ihm von den Wangen liefen; ermattet ſank er endlich auf einen Stuhl. Frau v. B ... ſtürzte fort, um zu ihrem Kinde zu eilen, aber ihr Gatte faßte ſie noch am Arm, und während er ſich die Thränen abwiſchte, ſagte er leiſe mit noch bebender Stimme: Merkſt du's, Sophie? — ich durchſchaue Alles — eigentlich hat er uns betrogen.

Wer? fragte Frau v. B ... überraſcht.

Nun, der Doktor! antwortete ihr Gatte, noch immer mit thränenden Augen.

Gott lohne ihm den Betrug! rief Frau v. B... mit fromm gefalteten Händen und zum Himmel gekehrten Augen.

Gewiß, antwortete er, ich ſage nicht Nein. Ein kluger Mann! er wußte ſehr wohl, daß ich ihm das ſehende Fräulein v. B... nicht zur Frau gebe, ſo nahm er die Blinde und machte ſie ſich ſehend. Ein ſehr kluger Mann! ich achte ihn hoch!

Mit dieſen Worten ſprang er auf und drang durch die Menge der Gäſte, um Karl noch einmal zu umarmen.

Graf R... und ſeine Gemahlin reisten nach wenigen Tagen nach dem ſonnigen Italien ab. Nach einigen Wochen, da die Heilung vollendet war, führte Karl ſein glückliches Weib in die grünen Thäler der nahen Schweiz. In die Heimat zurückgekehrt, etablirte er ſich in der Stadt. Der Ruf jener Operation, die Verbindungen des Schwiegervaters, vor Allem aber ſein liebenswürdiges und Vertrauen einflößendes Weſen trugen dazu bei, ihm bald eine Stellung als Arzt zu geben, deren ſich Herr v. B... nicht zu ſchämen hatte. Was aus ſeiner Poeſie, der erſten Liebes-Botin zwiſchen ihm und Emilien, geworden, wiſſen wir nicht. Er war wohl zu glücklich, um noch länger melancholiſche Verſe zu ſchreiben.

5.

Kontraſte.

Der fürchterliche Kontraſt zwiſchen Reichthum und Armuth erinnert mich an eine Zeit, da ich, fern von Emiliens ſonniger Heimat, fern von Herrn v. B...'s Villen, Schlöſſern, Paläſten, Statuen und Vaſen, das Land der Armuth, das Land der herabgekommenen Königsſöhne, da ich Irland durchwanderte, in eine Hütte einkehrte und in die Wohnung des Elendes eingekehrt zu ſein glaubte.

Von Belfaſt aus kam ich mit Hülfe des Dampfes in wenigen

Stunden nach der alten Celtenſtadt Antrim. Die alte, verfallene Phyſiognomie der Menſchen und Häuſer abgerechnet, findet der Fremde in Antrim nichts Auffallendes, während für die Einwohner im Gegentheil ein ſolcher Tag, da ein Fremder über ihren öden Marktplatz geht, allerdings höchſt merkwürdig iſt. Aus den erblindeten Glasfenſtern der beſſeren, aus den papierverklebten der ſchlechteren Häuſer blicken dann verwitterte Geſichter mit erſtaunten Augen und ſcheuen ſich nicht, dem Wanderer Ausrufe höchſter Ueberraſchung, oft ſehr wilder Art, in die Ohren zu ſchreien. Die halbnackten Kinder, die vor den Thüren ſpielen, ſpringen erſchrocken auf und eilen, ſich im Schooße der Mutter zu verbergen. Auf dem grasbewachſenen Marktplatze gehen bewaffnete engliſche Konſtabler auf und ab und langweilen ſich. Sie ſind froh, einen Fremden zu ſehen, weiſen ihn gern zurecht und ſcheinen die einzigen civiliſirten Menſchen.

Indeſſen kommt man nicht nach Antrim, um Antrim zu ſehen, man kommt ſeines Sees wegen, welcher der größte von allen iriſchen Seen iſt und bei den Einwohnern der Laugh Neagh heißt. So verläßt man denn bald die Stadt, um die Ufer aufzuſuchen. Man ſteigt nun die Hügel hinab und gelangt in eine Art von Vorſtadt. Sie beſteht aus Lehmhütten, von denen jede nur Ein Gelaß hat und gar kein Fenſter — der Fenſterſteuer halber. Die Thür ſteht offen und muß auch im Winter offen ſtehen, wenn man etwas Licht haben will. Im Halbdunkel dieſer erbärmlichen Wohnungen hocken unbeweglich abgezehrte weibliche Geſtalten, oder liegen oft betrunken alte und junge Männer. Selten, daß ein heimliches Kaminfeuer das Unheimliche dieſer Menſchenwohnungen mildert. Geht man durch ſolche Gaſſen und will man Almoſen austheilen, ſo kann man es ohne Unterbrechung thun und nach rechts und links reichen; magere, knochige, gierige Hände werden ſich überall entgegenſtrecken.

Hat man den Weſten geſehen oder auch nur die Moorgegenden von Caſtleblanay, dann iſt man freilich ſchon an Solches und an Aergeres gewohnt. Hat man die Hütten geſehen, von

denen der Beamte des Grundbeſitzers das Dach geriſſen und die wohl zu Hunderten mitten aus Moorgründen oder ſandigen Kartoffelfeldern ihre Lehmgiebel wie dürre Arme klagend gen Himmel ſtrecken; hat man die einſtigen Bewohner dieſer Hütten geſehen, wie ſie, Mann, Weib und eine lange Reihe von Kindern, wie Vögel mit bleigetroffenen Flügeln, nackt, krank, mit den Symptomen des nahenden Hungerfiebers über die Kartoffelfelder oder die naſſen Moorgründe irren, ohne zu wiſſen, wohin ſich zu wenden: dann freilich ſcheinen Einem die Bewohner dieſer Hütten von Antrim noch in Wohlleben ſchwelgende Menſchen. So ging ich denn auch mit einem durch Gewohnheit ſchon geminderten Gefühle durch jene Gaſſe.

An ihrem Ausgange taucht man wie aus der Nacht zum Lichte auf, denn ſie mündet auf eine Wieſe, die ſich mitten durch ſchöne Gebüſche und Haine lachend hinzieht, während aus dem Hintergrunde die ſchimmernde Fläche des Sees grüßt. Die Wieſe, Büſche und Haine ſind die letzten Ausläufer des Parkes von Shanes-Caſtle, welcher die nördlichen Ufer des Laugh Neagh mit grünen Armen umſchließt. Aber in ihrem Schooße iſt die Ausſicht noch beſchränkt; ich wanderte weiter auf dem Damme, der ſich weit in den See hinein ſtreckt. Hier thut ſich ein weiter, breiter Blick auf. Der See, der fünf Grafſchaften die Füße badet, verliert ſich gegen Süden wie ein Meer ins Unendliche — da iſt kein Berg und Wald, auch keine Hütte, die nach dieſer Richtung dem Blicke ſeine Ufer andeuteten; die wenigen Segel, die dahin ziehen, ſcheinen auf weite, lange Reiſen zu gehen, die Nebel, die ſie bald verſchlingen, ein unbekanntes Land zu verhüllen. Nur die nördlichen Ufer ſind, wie geſagt, durch den Park belebt, den die Lords O'Neil, die Herren der Gegend, im Laufe der Zeit aus dem unwirthbaren Geſtade hervorſproſſen ließen. Er gleicht, vom See aus geſehen, mehr einem nordiſchen Walde und blickt düſter wie ein Druiden-Hain. Shanes-Caſtle, das Schloß der Lords O'Neil, das mit ſpitzigen Thürmen und ſchmalen, langen Fenſtern ſeit dem großen Brande von vor

zwanzig Jahren zum Theil als Ruine aus dem Parke hervorblickt und mit eingefallenen Augen den See bewacht, trägt nicht dazu bei, die Gegend zu erheitern. Der See war dunkel, faſt ſchwarz anzuſehen, und das war nicht die Schuld des wolkigen Himmels an jenem Tage; er iſt es immer und heißt auch im Munde des Volkes „das ſchwarze Waſſer", the black water. Die ganze Gegend hat etwas Nordiſch-Mythologiſches. Nach der chriſtlichen Tradition iſt der See das Werk des Teufels. Einmal, um eine Seele geprellt, die er bereits in ſeinen Klauen zu halten glaubte, riß er im Aerger ein Stück Landes aus der Erde und ſchleuderte es in den iriſchen Kanal; ſo entſtand hier der See, dort die Inſel Man.

Natürlich wohnen auch hier in der Tiefe des Sees, wie überall in Irland, die liebenswürdigen Elfengeiſter, jene halb gefallenen Engel, die, weil ſie im Kampfe der Engel des Lichts mit den Genoſſen Lucifers abwarteten und nicht Partei ergriffen, auf die Erde, zwiſchen Himmel und Hölle, verbannt worden ſind. Aber dieſe holden Geiſter treten hier in den Hintergrund, und man weiß von ihnen und ihren Kryſtall-Paläſten in der Tiefe des Sees nur ſehr wenig zu erzählen. Eine größere Rolle ſpielt die traurigere Banſhee, eine Art weißer Frau aus dem Schloſſe Shanes-Caſtle, die jedes Mal erſcheint, wenn ein Glied aus der Familie O'Neil ſterben ſoll. Sie läßt ſich zwar bei ſolchen Gelegenheiten nicht immer ſehen, aber man hört ihren Schrei, der ähnlich dem Pfiff des Orkanes dreimal die Luft durchgellt mit klagendem Tone über die ganze Gegend, welche einſt die O'Neils beherrſcht, hinzieht und als Seufzer in weiter Ferne verhallt. Shanes-Caſtle hat ganz das Ausſehen einer ſolchen Geiſter-Reſidenz. Traurig und ſchwarz, wie es ſich in den ſchwarzen Waſſern beſpiegelt, erwartet man am hellen Tage, wenn es hier einen ſolchen gibt, daß aus ſeinen runden Thürmen und ſchmalen Fenſtern Ahnfrauen, weiße Frauen und ſolches Volk hervortreten, um weinend und ächzend über die Waſſerfläche hinzuſchreiten.

Die Banſhee wird jetzt von Tag zu Tag erwartet, denn in Shanes-Caſtle reſidirt der grauhaarige letzte Lord O'Neil. Mit

ihm ſtirbt das letzte Stammhaupt, wenn auch nicht der letzte Sproſſe aus dem Königshauſe von Ulſter. Denn alle Bewohner dieſer Gegend ſind O'Neils, alle ſind ſie Königsſproſſen, ſelbſt die wir in jener dantiſch-hölliſchen Gaſſe geſehen haben. Sie alle werden, als zur Familie gehörig, den Ruf der Banſhee hören. Den Leuten im Schloſſe ſelbſt wird noch ein anderes Zeichen werden. Aus dem Gemäuer des Hofes blickt ein uralter, in Stein gehauener Kopf mit buſchigen Brauen, hohlen Augen und ſchmerzlich verzogenen Mundwinkeln; der Kopf wackelt und wackelt von Tage zu Tage mehr und mehr und wird endlich aus dem Gemäuer fallen und in Stücke brechen. Dann iſt das Ende des letzten Lords O'Neil gekommen. Dem armen Lord, der in dem alten, halbverbrannten Schloſſe, das er nicht mehr aufbauen läßt, in Erwartung ſolcher Zeichen ſitzt und den ſteinernen Kopf wackeln ſieht und im Kreiſchen des Wetterhahns den Ruf der Banſhee zu hören glaubt, muß melancholiſch zu Muthe ſein.

Es that mir leid um ihn. Die Gegend iſt nicht gemacht, ihn aufzuheitern; das fühlte ich, wie ich auf der letzten Spitze des Dammes da ſaß und meine Blicke über den See ſchweifen ließ, immer tiefer in Brüten verſank und meine Seele ſo dunkel wurde, wie die Wellen des „ſchwarzen Waſſers". Es gibt traurige Erdpunkte, die ſo auf den Wanderer wirken; es gibt ſolche Momente auf einſamer Wanderung, da muß man ſich ſchütteln und aufraffen, ſonſt verliert man ſeine Zeit und bildet man ſich ein, man habe zu verſteinern angefangen. Man vergißt, daß man ein gebildeter Menſch iſt, und man glaubt an all die Sagen und brütet darüber; im beſten Falle grübelt man und ſucht nach ihrer traurigen Symbolik.

Ich ſchüttelte mich und ſtand auf. Das letzte Segel war verſchwunden, vom Nebel verſchlungen, die Wolken hatten ſich tiefer geſenkt, und die Wellen und die Tannen am Ufer ſchienen mir ſchwärzer geworden. Auf der Höhe des Sees ſtand ein einſames Fiſcherboot und darin ein Mann, der ſich abmühte, ein großes Netz aus dem Waſſer zu ziehen.

Ich trat den Rückweg an. Wo der Damm ſich den Baumgruppen nähert, denen ich entgegen ging, und wo er durch einen ſchmalen, grünen Raſenplatz von einer kleinen Seebucht getrennt iſt, wurde mein Blick durch eine dünn aufſteigende Rauchſäule angezogen und durch ſie auf eine rundförmige Erhöhung gelenkt, die ſich an und aus dem Damme erhob. Bei näherer Betrachtung erkannte ich dieſe Bodenerhöhung als eine Art von Hütte, deren Wände aus rohen Steinen und ſchwarzem Erdreich, deren Dach theils aus Waſen, theils aus getrocknetem Gezweige beſtand. Der Eingang in die Hütte öffnete ſich dem Raſenplatze und der Seebucht zu, und aus ihm ſtieg die Rauchſäule auf. Vor der Hütte an einem Weidenbaume hing ein Fiſchernetz ausgebreitet. Ich wollte die Bewohner eines ſolchen urſprünglichen Gehäuſes kennen lernen, und ich ſtieg den Damm hinab.

Im Dunkel der Erdhütte, die durch die Ritzen des Daches, durch den offenen Eingang und die Flamme an demſelben nur ſchwach erleuchtet war und deren Hintergrund ſich kellerartig und ſchwarz in einer Vertiefung verlor, ſaß auf einem Baumſtumpfe eine Geſtalt, die ich nicht erkannt hätte, wenn ſie mir nicht überraſcht entgegengekommen wäre. Es war ein ſchlankes junges Mädchen von ungefähr ſechzehn bis ſiebenzehn Jahren. Anſtatt aller Kleidung trug ſie ein Hemd, das eben ſo viele Löcher hatte als das Fiſchernetz, das vor der Hütte hing, und einen dünnen Rock, der von der Höhe des Knies bis hinab aufgeſchlitzt und mannigfach ausgefranzt war. Kaum daß dieſes Koſtüm, das überdieß ſeit lange nicht gewechſelt zu ſein ſchien, den mageren Leib genügend bedeckte. Das verhinderte ſie nicht, ſich im vollen Tageslichte zu zeigen, da die Mangelhaftigkeit ihrer Bekleidung ſie aus alter Gewohnheit nicht im Geringſten zu geniren ſchien. Mit freundlichen, wenn auch Anfangs etwas überraſchten, braunen Augen ſah mich das runde, ächt iriſche, etwas ſtumpfnaſige Geſichtchen an. Es lächelte endlich und zeigte einen roſigen Mund voll der klarſten, ſchimmerndſten Perlenzähne; das hellbraune Haar, das ungeordnet und dick um die Scheitel hing, war rück-

wärts theils in einen Knoten zuſammengebunden, theils fiel es frei und flatternd über den nackten weißen Hals herab. Die Wangen waren bleich und etwas eingefallen, was die, wie es ſchien, dieſem wie allen ächt iriſchen Mädchengeſichtern natürliche Rundung ſtörte, ihm aber dafür einen überaus zarten Charakter gab.

Ein Fremder! rief ſie, als ſie vor mir ſtand, und maß mich neugierig von Kopf zu Fuß.

Ich bin aus weiter Ferne hieher gekommen, ſagte ich, mit Rückſicht auf den iriſchen Charakter, den ich ſeit Wochen kennen zu lernen Gelegenheit hatte, um Ihren wunderherrlichen See, Miß, den Laugh Neagh, kennen zu lernen.

Ich glaube (I suppose), antwortete ſie ächt iriſch, ich glaube, es iſt der ſchönſte See der Welt.

Ohne Zweifel! antwortete ich mit dem größten Ernſt und folgte ihrer Einladung, in die Höhle zu treten.

Ich ſtarrte in leeres Dunkel. Anfangs glaubte ich, daß mein Auge, an das Zwielicht nicht gewohnt, die Gegenſtände nicht unterſcheiden könne, bald aber erkannte ich, daß die Höhle in der That von aller Einrichtung entblößt war. Im Hintergrunde eine aus etwas Heu und trockenen Blättern beſtehende Streu, der Baumſtumpf, auf welchen ſich das Mädchen wieder ſetzte, ein breiter Stein, der mir zum Sitze angewieſen wurde, der Topf am Feuer und ein Porzellanteller, der, der Himmel weiß wie, in dieſe Höhle gekommen iſt und der zwiſchen den Hölzern der Decke ſtak — waren der ganze und einzige Hausrath dieſer Wohnung.

Iſt dieſes Ihre Wohnung, Miß? fragte ich und ſetzte ſchnell hinzu: Ich frage nur, um zu wiſſen, ob ich bei Ihnen, ob ich Ihr Gaſt bin?

Ja, Sir! antwortete ſie mit iriſcher Grazie, ich habe die Ehre, Sie als meinen Gaſt zu begrüßen. Sie ſind in meiner Wohnung; dieſes Haus gehört Dick O'Neil, meinem Vater, der jetzt auf dem See iſt. Ich heiße Honnor O'Neil, Tochter Dicks O'Neil, Euer Ehren zu dienen.

Ich freue mich, ſagte ich, indem ich mich verneigte, Miß Honnor O'Neil kennen zu lernen.

Sie ſind ſehr gütig! erwiederte ſie und verneigte ſich ebenfalls. Sie ſchlug, in Nachdenken verſinkend, die Beine über einander; über dem Knie ſchlang ſie die Finger in einander und wiegte ſich auf ihrem Sitze hin und her. Nach einigem Nachdenken fragte ſie: Sir! Sie kommen wohl aus weiter Ferne?

Aus ſehr weiter Ferne, Miß!

Haben Sie ſchon in Ihrer Heimat von den O'Neils gehört?

Gewiß, Miß Honnor, habe ich in meiner Heimat und in andern Ländern von den O'Neils gehört.

Das habe ich wohl gedacht, antwortete Honnor mit ſtolzer Ruhe — die O'Neils waren die mächtigſten Könige der Welt, ganz Ulſter gehörte den O'Neils. Ich, Sir, ich ſtamme von den Königen von Ulſter — Alles, was hier O'Neil heißt, ſtammt von dieſen Königen; der Lord O'Neil, der dort in dieſem Schloſſe wohnt, ſtammt vom älteſten Sohne des Königs — das iſt der einzige Unterſchied zwiſchen ihm und den andern O'Neils.

Miß Honnor O'Neil, ich bin glücklich, den Sproſſen eines ſo mächtigen Königshauſes kennen zu lernen.

Honnor wollte mir eben mit einem freundlichen Lächeln antworten, als der Topf am Feuer mit ſeinem dunkeln Inhalte zu brodeln und überzulaufen begann. Sie ſprang erſchrocken auf, faßte ihn mit Hülfe des Rockes am Henkel und zog ihn von der Flamme zurück. Sie verbrannte ſich ein wenig die Finger, doch beachtete ſie das nicht und rief, noch erſchrocken, die Hand auf die Bruſt legend: Vor lauter Plaudern habe ich den Topf vergeſſen! St. Patrick, wenn ich den Topf hätte auslaufen laſſen, drei Tage lang hätten wir wieder hungern müſſen! St. Patrick und St. David und all ihr Heiligen Irlands, ich danke euch!

Sonderbar rührend klang mir dieſe fromme, aus tiefſtem Herzen kommende Dankſagung für die Rettung des Topfes aus demſelben Munde, der eben von ſeinen königlichen Ahnen und Verwandten geſprochen.

Honnor ſetzte ſich wieder auf ihren Baumſtumpf, nahm ein altes Netz, das ihr zu Füßen lag, in die Hände und kehrte, während ſie zerriſſene Maſchen wieder zu knüpfen ſuchte, mit offenbarer Liebe zum Gegenſtande unſeres Geſpräches zurück.

Haben Sie, Sir, hub ſie an, in Ihrer Heimat auch gehört, auf welche Weiſe die O'Neils dieſes Land gewonnen haben?

Nein, Miß O'Neil! antwortete ich, ich geſtehe mit Beſchämung, daß ich das nicht gehört habe. Ich weiß wohl, daß die O'Neils dieſes Land mächtig und mit Ruhm beherrſcht, aber wie ſie es gewonnen haben, habe ich nie erfahren.

Ich will es Ihnen erzählen, ſagte Honnor und ließ das zerriſſene Netz wieder fallen. Als vor langer, langer Zeit, kein Menſch kann es mehr berechnen, wie lange das her iſt, die erſten Menſchen, die allererſten Menſchen in dieſes Land kamen, fanden ſie hier einen König.

Wie, Miß O'Neil? — fragte ich — als die allererſten Menſchen ins Land kamen, fanden ſie hier einen König?

Ja, ſagte Honnor, ſo iſt es.

Sie fanden hier einen König?

Ja, wiederholte Honnor ganz ruhig, ſo iſt es. Sie fanden hier einen König. Der ſagte: Dem ſoll das Königreich Ulſter gehören, der das Land, der Erſte von Allen, mit ſeiner Hand berührt. Da nun dieſe erſten Menſchen übers Meer und Jeder in einem Kahne ankamen, fingen ſie auf das Wort des Königs alle gewaltig zu rudern an, denn Jeder wollte der Erſte das Land mit ſeiner Hand berühren und König werden. Da war Einer unter ihnen, der hieß O'Neil. Der hätte gern das Königreich gewonnen; aber es waren Andere da, die es auch gern gewonnen hätten, und die waren ihm weit voraus gerudert. Was thut O'Neil? Er zieht ſein Schwert, haut ſich eine Hand ab und wirft ſie aufs Land. So hat er mit ſeiner Hand zuerſt das Land berührt, und ſo war er König von Ulſter, und dieſer Held iſt unſer Stammvater.

Honnor ſah mich fragend an, als ob ſie auf dieſe Erzählung

etwas erwartete. Um nur etwas zu erwidern, ſagte ich, es ſei eine wunderbare Geſchichte.

Eine wunderbare Geſchichte? rief Honnor — Sir, es iſt die allerwunderbarſte Geſchichte der Welt! Und daß ſie wahr iſt, beweist die „Hand", welche Lord O'Neil noch heute in ſeinem Wappen trägt. Das Wappen, fügte ſie hinzu, gehört uns eigentlich auch; es gehört allen O'Neils, aber wir tragen kein Wappen.

Unwillkürlich hob ich die Augen auf, um mich in der Halle, die mich beherbergte, nach alten Bildern, Waffen und dergleichen umzuſehen; lächelnd mußte ich ſie auf Honnor haften laſſen, die mit einem gewiſſen Stolze, faſt mit Hoheit, lächelnd vor mir ſaß. Das Geſpräch ſchien ſie zu verklären, und wenn ſie mir auch etwas wahnſinnig vorkam, ſo ſah ich es doch gern, wie ſich ihre Wangen rötheten, und ich verharrte bei dem Gegenſtande, indem ich ſagte:

Das Haus der O'Neils ſtirbt aus?

Ja, ſagte ſie gleichgültig, das Haus der Lords, nicht das Königshaus. Es gibt mehrere Tauſend O'Neils. In unſerer Familie gibt es vier: meinen Vater, zwei Brüder und mich.

Ihre Mutter iſt keine O'Neil? fragte ich.

Doch, doch, Sir, rief Honnor raſch, auch ſie war aus dem königlichen Hauſe von Ulſter. Aber ſie ſtarb vor vier Jahren, ſie ſtarb vor Hunger, Sir, denn es war ein böſes Jahr. Damals ſind meine Brüder fortgegangen aus ihrer Heimat; der eine iſt Soldat, was aus dem andern geworden iſt, haben wir nicht erfahren.

In dem Augenblicke erſcholl draußen eine rufende Stimme. Honnor eilte hinaus, ich ging ihr nach. Auf dem gegenüber liegenden, von uns durch die Bucht getrennten Ufer ſtand ein ſtattlicher, dickleibiger Bedienter in glänzender Livree. Er machte ein Zeichen, daß Honnor zu ihm hinüber kommen ſollte, Honnor deutete auf den See und daß der Vater mit dem Kahne draußen ſei. Da rief der Bediente etwas herüber, aber die Stimme

erreichte uns nicht des Geräuſches halber, das in dieſer Bucht durch die Einmündung eines ziemlich wild herbeiſtrömenden Baches entſtand. Honnor machte eine fragende Geberde und fragte zugleich mit Schreien, was Maſter Jeffs wolle. Maſter Jeffs, der Bediente, wiederholte ſeinen Ruf. Da man ihn wieder nicht verſtand, wurde er ungeduldig, zuckte die Achſel und wandte ſich, um den Weg zum Schloſſe einzuſchlagen.

St. Patrick und alle Heiligen Irlands! rief Honnor verzweifelnd und die Hände ringend, wenn er fortgeht, ohne Fiſche zu beſtellen, haben wir eine Woche lang nichts zu eſſen!

So rufend, lief ſie am Ufer der Bucht auf und ab. Plötzlich blieb ſie ſtehen, ſchien einen Entſchluß zu faſſen und warf ſich mit Einem Male in das Waſſer. Ich ſchrie auf vor Schrecken und eilte aus dem Dunkel der Höhle hervor, wohin ich mich beim Anblick des Bedienten zurückgezogen hatte. Bald aber beruhigte ich mich, denn Honnor ſchwamm wie eine wilde Ente und trotz den heranſtürmenden Wellen des einmündenden Baches in gerader Linie dem entgegengeſetzten Ufer und dem Bedienten zu. Dieſer, ſobald er Honnor ſchwimmen ſah, blieb ſtehen und wartete ihr Nahen ruhig ab; doch ſchien er Eile zu haben, denn er nahm ſich mit ſeinen Aufträgen nicht Zeit, bis ſie gelandet war, ſondern rief ihr vom Ufer zu, als ſie in der Nähe an einer ſeichten Stelle hielt und nur mit halbem Leibe aus dem Waſſer hervorragte. Honnor nickte ihm bejahend zu, und nachdem ſie noch eine Weile geraſtet hatte, ſchwamm ſie eben ſo raſch an das dieſſeitige Ufer zurück.

Ich eilte ihr entgegen, um ihr die Hand zu reichen. Ihre Kleider, wenn man die elenden Lumpen ſo nennen konnte, troffen und klebten am Leibe.

Maſter Jeff's hat Fiſche beſtellt, wie ich vorausgeſehen habe, ſagte Honnor froh und unbekümmert um die Ströme Waſſers, die an ihren Gliedern herunterfloſſen. — Hätte ich nicht den Einfall gehabt, hinüber zu ſchwimmen, fuhr ſie fort, er wäre weiter gegangen und hätte die Fiſche bei O'Sullivan, der dort

drüben wohnt, beſtellt. Was hätte mein Vater geſagt, und was hätten wir die ganze künftige Woche gegeſſen?

So ſprechend, ſetzte ſie ſich ans Feuer. Da wird das Zeug bald trocken, ſagte ſie, mich anlächelnd. — Bald aber verſank ſie in ernſtes Nachdenken und murmelte vor ſich hin: Wenn nur der Vater einen guten Zug thut, heute oder ſpäteſtens morgen! Seit drei Tagen, fuhr ſie zu mir gewendet fort, iſt der Laugh Neagh unbarmherzig.

Iſt der See nicht fiſchreich? fragte ich.

St. Patrick, ſagte ſie, hat ihn wohl geſegnet, ſein Waſſer heilt die Kranken, aber Fiſche gibt er von Tag zu Tag weniger. Das wird, wie alte Leute ſagen, immer ärger, ſeit Irland engliſch geworden iſt; denn zu St. Patricks Zeit und als die O'Neils noch herrſchten, brauchte man nur mit der Hand in das ſchwarze Waſſer zu greifen, um einen großen Fiſch herauszuziehen. — Sehen Sie, was hier in dieſem Topfe kocht, ſind alte Fiſche, von denen der letzte vor fünf Tagen gefangen wurde.

Sie warf einen trübſeligen Blick auf die ſchwarze Jauche im Topfe, und ſo that auch ich. Indeſſen fing die Näſſe doch zu wirken an, und ſie ſchüttelte ſich vor Froſt. Ich fragte ſie nicht, ob ſie die Kleider wechſeln wolle, denn ich wußte, daß ſie das nicht konnte. Doch ſprach ich meine Beſorgniß über ihre Lage aus. Das thut nichts, ſagte ſie lachend, hob das Netz vom Boden auf und umhüllte ſich damit. So ſaß ſie in der That da wie Aslauga, jene Königstochter der nordiſchen Sage, die in ihrem Exile ein Netz ſtatt aller Kleidung trug.

Es wäre mir nicht ſo kalt, ſagte Honnor ganz naiv, wenn ich nicht Hunger hätte; ich habe ſeit geſtern nicht gegeſſen und mit dieſem Topfe immer geſpart, bis der Vater vom See zurückkommt. Aber er ſcheint weit hinaus gefahren zu ſein.

Da erinnerte ich mich an den Mundvorrath, den mir die vorſorgliche Wirthin vom „Pflug" zu Belfaſt bei meiner Abreiſe eingepackt hatte. Sir, hatte ſie geſagt, Antrim iſt ein recht iriſches Neſt und ſchwerlich im Stande, einen Gentleman würdig

zu bewirthen; nehmen Sie dieſes kleine Paket in Ihre Reiſetaſche, und Sie werden mir dankbar ſein. An das kleine Paket erinnerte ich mich, da Honnor über Hunger klagte, und ich zog es aus meiner Handtaſche; es enthielt jene angelſächſiſch vervollkommnete Zubereitung der ſächſiſchen Butterbemme, die man in England Sandwiches nennt. Ich breitete ſie auf dem Papiere vor Honnor aus und lud ſie ein, mir die Ehre anzuthun und an meinem Frühſtücke Theil zu nehmen.

Honnor ſtreckte ſogleich die Hand aus und ließ einen gierigen Blick über das Papier ſtreifen. Bald aber faßte ſie ſich und griff ſo langſam, als es ihr Hunger erlaubte, nach der Speiſe. Sie koſtete und rief überraſcht: Da iſt Fleiſch darin!

Ja, Miß, ich hoffe, es wird Ihnen ſchmecken.

O, rief ſie entzückt, das iſt koſtbar — ich habe nie etwas ſo Vortreffliches gegeſſen.

Sie nahm ein zweites, ein drittes Stück; ihr Hunger ſchien während des Eſſens erſt recht zu erwachen. Langſam nagte ich an einem Biſſen, um ihr nur Geſellſchaft zu leiſten, und ſah von Zeit zu Zeit bei Seite, um ſie nicht zu ſtören, wenn ſie aufs Neue zugriff. Nach kurzer Zeit war das Papier leer.

Ich hoffe, es hat Ihnen geſchmeckt, Miß O'Neil, ſagte ich.

O, Sir, rief ſie tief aufathmend, es war die beſte Mahlzeit der Welt. Ich habe nie ſo vortrefflich gegeſſen. Wo macht man Das, was Sie da in dem Papiere mitgebracht haben?

Man macht Das in Belfaſt, Miß.

O, Belfaſt, da wohnen reiche Leute, lauter Engländer, ſagte ſie.

Als ich die Sandwiches aus der Reiſetaſche zog, bemerkte ich, daß ich auch ein rothſeidenes Taſchentuch eingeſteckt hatte; ich nahm es hervor und ſagte zu Honnor: Miß O'Neil, ich bitte Sie, dieſes Halstuch als ein Andenken an meinen Beſuch und an das gemeinſchaftliche Frühſtück von mir anzunehmen.

Ach, wie weich und glatt das iſt! rief ſie, indem ſie mit der Hand darüber fuhr.

Sie warf das Netz ab und nahm das Tuch und ſchlang es um den Hals. — So was Schönes, fuhr ſie fort, habe ich noch nie gehabt. Ich danke Ihnen, Sir, Sie ſind ſo gütig!

Mit dieſen Worten neigte ſie ſich zu mir herüber und ſtreckte mir ihre Hand entgegen. Sie zitterte. Ein tiefes Mitleid ergriff mich mit dem armen Geſchöpfe, das in ſo holder Jugend dem furchtbarſten Elend verfallen war, das in Hunger und Jammer, mit königlichem Bewußtſein — das iſt freilich der Humor davon — ſo hinwelken mußte. Unwillkürlich neigte ich mich ihr entgegen und drückte ihr die kalte Hand. Traurig und gedankenvoll wiegte ſie das liebliche Köpfchen, und wir ſchwiegen beide.

Plötzlich aber ſprang ſie auf und rief voll Freude: Ich kann Ihnen auch etwas geben, Sir!

Sie eilte in den dunklen Hintergrund der Höhle, ſuchte dort eine Zeit lang und kam endlich mit einigen ſchimmernden Quarzen in den Händen hervor. Dieſe Steine, manchmal auch edlere, wie der Opal, werden hier im Grunde des See's gefunden; die Reiſenden kaufen ſie mit einigen Pence als Andenken an den Laug Neagh.

Honnor legte die Steine vor mich hin und bat mich, ſie mitzunehmen.

Das will ich gern, Honnor, ſagte ich — doch kenne ich die Sitte, die will, daß man die Steine bezahle.

Sie haben ſie ſchon bezahlt, ſagte ſie zögernd, Sie haben mir das ſchöne Tuch gegeben und das gute Frühſtück.

Nicht doch, die Sitte will, daß ſie mit Geld bezahlt werden — erwiderte ich —, willſt du nicht ein Stück Geld annehmen, Honnor?

Honnor ſchwieg und ſah mich mit ſtarren Augen an.

Ich ſteckte die Hand in die Taſche und zog ein Silberſtück hervor, das ich ihr hinreichte.

Half a Crown! (eine halbe Krone) ſchrie ſie, auf die Münze ſtarrend. Sie ſprang einige Schritte zurück, blieb dann

ſtehen und blickte vorgebeugten Leibes unverwandten Auges nach der Münze. Ihr ganzes Weſen war verwandelt. Die Augen wurden immer ſtarrer und leuchteten mit unheimlichem Glanze, die Lippen wurden bleich und zitterten, die Wangen überzog eine grünliche Bläſſe. Noch und nach lösten ſich die Hände von der Bruſt los, an die ſie beide feſt gedrückt hatte; ſie ſtreckte ſie beide langſam hervor, während ſich die Finger krampfhaft bewegten und krallenhaft bogen. Eine ungeheure Gier drückte ſich in Haltung, Blick und Geberde aus, zugleich mit einer gewiſſen Angſt vor ſo großem Beſitze, und daß ich die Münze wieder zurückziehen könnte. — Half a Crown! ſtotterte ſie noch einmal und ſeufzte aus tiefſter Bruſt. Es waren die einzigen Laute, deren ſie fähig ſchien.

Mir wurde es unheimlich, die Münze brannte mir in die Finger, und ich warf ſie auf den Baumſtumpf, auf dem Honnor geſeſſen hatte. Mechaniſch folgten ihr Honnors Blicke und drehte ſich ihr Honnors Oberleib zu, während ſie mit den Füßen wie eingewurzelt ſtand.

Da hörte ich eine rauhe Männerſtimme hinter mir, die ebenfalls: Half a Crown! rief. Ich ſah mich um; am Eingange der Höhle ſtand, ein Fiſchernetz auf der Schulter, ein langer, magerer Mann, deſſen Blicke nach demſelben Punkte ſtarrten, wie Honnors Blicke.

An ihm vorbei, ohne daß er mich angeſehen oder gegrüßt hätte, eilte ich von Froſt geſchüttelt aus der Höhle.

* * *

Einige Wochen ſpäter durchwanderte ich die ſchottiſchen Weſt-Highlands. An einem ſonnigen Nachmittage bog ich um die Spitze des Loch Fine, jenes ſchönſten Lochs von Schottland, der den berühmten Loch Lomond an Schönheit, Größe, Wildheit und Mannigfaltigkeit weit übertrifft. Der Loch Fine iſt kein See, wie der Loch Lomond, ſondern ein Arm des Meeres, der ſich in den mannigfachſten Krümmungen mitten durchs Gebirge ſchlingt,

ſchmal und lang wie ein Fluß, mit bald felſigen, bald grünbewaldeten Ufern weit, weit, bis in den Schooß des Hochlandes hineindringt. Mit ihm kommen mächtige Meerſchiffe und Ebbe und Fluth wie durch Zauber in Gegenden, die hundert Meilen weit vom Meeresufer entfernt zu ſein ſcheinen. Trotz Meerſchiff und Ebbe und Fluth hat er mit ſeinen Krümmungen und den Bergen, die ihn überall umſchließen, überall das Anſehen eines in ſich ruhenden, abgeſchloſſenen Waldſees. Am Schönſten iſt wohl der Loch Fine an ſeiner äußerſten Spitze. Hohe Berge, bedeckt von dunklen Tannen, jahrhundertalte Eichen krönen ihn mit einer zackigen Krone; mitten aus den Wäldern heraus, von den Bergen herab laufen bis an ſeine Ufer helle Lichtungen, engliſch grüne Wieſen; dort und da ſind die Berge durch lachende Thäler getrennt, in deren Tiefen ein Bach dem Loch entgegenrauſcht, deren Hintergrund durch zuſammengeſchobene Hügel oder eine grüne Wand von rieſigen Bäumen geſchloſſen iſt. Der Menſchengeiſt kam der Natur zu Hülfe, und hier mit Glück; urſprünglich mochte dieſe Gegend eine rauhe, ungaſtliche Wildniß geweſen ſein, jetzt ſind Wald und See und Berge und Thäler in einen einzigen großen Park, in einen heimlich glücklichen Erdwinkel verwandelt.

Die Sonne lag bereits über den Laubgebüſchen des weſtlichen Ufers, als ich auf der Straße, den Loch entlang, das Rauſchen der Fluth mir zu Füßen, dem Städtchen Inverary, dem Hauptorte des Clans, entgegen eilte. Weiß und ſchimmernd hebt ſich Inverary von dunklem Hintergrunde ab und winkt nach Norden dem wandelnden, nach Süden dem ſchiffenden Wanderer entgegen. In ſeinem Hafen lagen ſchon mehrere Schiffe, Häringsjäger, Glasgowfahrer u. a., wie in einem guten Nachtlager; auf ihren Verdecken brannten gemüthliche Feuer. Andere Fahrzeuge eilten mit der Fluth und ausgeſpannten Segeln vom Süden heran, darunter ein Dampfer, der eben Fingals Höhle beſucht hat.

Es war ſchon Abend, als ich mich Inverary näherte. Aber

hier in der Nähe des Städtchens wurde es erſt recht zauberiſch. Plötzlich öffnet ſich der Wald zu einem weiten, freien Raume; mitten aus dem Grunde taucht ein prachtvolles, normanniſches Schloß aus dem Boden, das mit vier gezackten Thürmen nach allen Weltgegenden ausblickt. Die Rundbogenfenſter ſchimmerten hier im Wiederſcheine der See, dort im Abendroth. In Abendroth getaucht, glühend ſteht auch der einſame Thurm, der von der Anhöhe im Hintergrunde über die Bäume der Berggipfel herabſieht auf das Schloß und das ganze Land bewacht. Vom Schloſſe aus führen einzelne Alleen himmelhoher Eichen in dunkles Laubgebüſch, in dunkle Haine, die den weiten, grünen Raum rings umſchließen. Nur gegen Weſten verliert ſich die Wieſe in duftiger Ferne. Mit dem Abende ſenkte ſich ein zitternder Schleier auf all die Herrlichkeit, und ich erinnerte mich, daß ich auf Oſſianiſchem Boden war.

Um Schloß und Park in der Nähe zu ſehen, beeilte ich mich, mein Gepäck im Gaſthofe abzugeben, und wenige Minuten darauf ſtreifte ich über den grünen Raum, durch die Alleen, dem geheimnißvollen, lockenden Hintergrunde zu. Leider war die Sonne ſchon tief geſunken; nur mit flüchtigen Blicken konnte ich die ſchöne Welt erfaſſen, die wie ein Traum ſtückweiſe in Nacht verſank. Dort jener heimliche Winkel, der eben noch von purpurner Luft durchwoben war, füllte ſich plötzlich mit Dunkelheit; jener hohe Laubgang, der an grüne Hügel führte, ſchloß ſich an ſeinem Ende und vor meinen Schritten mit ſchwarzen Thoren; in der Luft erſcholl Flügelſchlag — gewaltiges Gevögel, Geier und Habichte, vielleicht Adler, kehrten in ihre Neſter auf dieſem Berge zurück. — Ich wandte meine Schritte dem Schloſſe zu. Es erhebt ſich aus der Tiefe des Erdbodens, ſo daß zwiſchen der Wieſe, auf der ich ſtand, und ſeinen Mauern ein Graben entſteht; über dieſen Graben führen luftige, leichte Eiſenbrücken von zwei Seiten in das obere Geſchoß; das untere iſt in der Tiefe verſteckt. Vom Loch Fine her führt ein kleiner Kanal bis an das Thor des Schloſſes, das beinahe von der wachſenden Fluth

beſpült wird. Vor dem Thore liegt harrend und immer dienſtbereit das Dampfſchiff des Schloßherrn, des Herzogs von Argyle.

Als ich an den Graben des Schloſſes kam, war es ſchon tiefe Nacht. Heilige Stille, nur unterbrochen durch das Plätſchern der Wellen am Dampfſchiff, das Säuſeln der Blätter, den ſeltenen Schrei eines Vogels, lag rings umher. Der Ruf der Matroſen, die im Hafen von Inverary einen Anker hoben, verſcholl in der Ferne. — Ich lehnte mich an das Geländer, das um den Graben läuft, und ſah durch ein Rundbogenfenſter des Schloſſes in die große Halle des oberen Geſchoſſes. Sie war von Dämmerung erfüllt, nur aus einem Winkel kam ein Lichtſtrahl; er kam von einer Lampe, die das ſchöne Geſicht eines jungen Mannes und das Buch vor ihm beleuchtete. Er hatte die goldenen Locken, die er gegen alle engliſche Sitte lang über den Nacken fallen ließ, hinter die Ohren geſtrichen, den Kopf auf die rechte Hand gelehnt und las mit unſtörbarer Vertiefung. Aus dem ſchönen, jungen Geſichte ſprachen Geiſt und Würde; von der Lampe ſanft beleuchtet und von der vertieften Lektüre ſanft geröthet, ſchien ſein ganzes Weſen ſchön durchgeiſtigt und erfüllt von derſelben Ruhe, wie ſie eben auf ſeiner Halle, ſeinem Walde, ſeinem Lande lagerte.

Es war der Herzog von Argyle. Er kehrt aus dem Geräuſch der ungeheuren Stadt oft hieher zurück zu ſeiner ſchönen Einſamkeit, zu der Einſamkeit, die man die „Mutter der höchſten Entſchlüſſe" nennt. Seine Vorfahren haben dieſes Land als Häuptlinge der umwohnenden Clans beherrſcht; haben ſich auch dieſe Verhältniſſe geändert, ſo iſt doch die Verehrung traditionell auf den jungen Herzog übergegangen, und immer noch iſt er der Herr des Landes, das er in ein nordiſches Paradies verwandelt hat. Sein ungeheures Vermögen verſteht er mit Geiſt zu genießen; in dem Erdwinkel, den er verſchönert hat, wohnt die Wohlhabenheit, ſein eigener Luxus hat einen Kunſtſtyl. Das Dampfſchiff vor ſeiner Thür trägt ihn in wenigen Stunden nach Glasgow oder Liverpool — von dort fliegt er in kürzeſter Zeit

nach der Hauptſtadt, und wenn er Morgens noch in der Einſamkeit der ſchottiſchen Highlands meditirt hat, nimmt er Abends als Peer Großbritanniens Theil an Leitung und Lenkung der Geſchicke ſeines Landes. So jung mit hoher Macht bekleidet, ſcheint er dieſen Vorzug rechtfertigen zu wollen, denn ſein Vaterland blickt auf ihn wie auf eine künftige Größe. — Ruhm, Macht, Reichthum, Schönheit, Geiſt, Wiſſen, edler Sinn und eine Einſamkeit, wie dieſe in Schloß und Park von Inverary! Wohl eine Stunde lehnte ich am Geländer, von Nacht bedeckt, und blickte über den Graben hinüber, durch das hohe Rundbogenfenſter in die Halle, in das beleuchtete Geſicht des jungen Herzogs.

Honnor fiel mir ein.

Viertes Buch.

Dur und Moll.

1.

Und doch war Honnor glücklich. Sie lebte in der Einſamkeit, ſie hatte keinen Anſprüchen der Geſellſchaft zu genügen, ſie lebte ihren Träumen und trug neben ihrer Armuth keine andere Laſt. Wie groß hingegen iſt das Gefolge von Leiden, das ſich an die Armuth der gebildeten Märtyrerinnen in großen Städten, in der gebildeten Geſellſchaft anſchließt! Ich weiß die Geſchichte einer ſolchen Märtyrerin, einer armen Muſiklehrerin.

* * *

Eines der ſonderbarſten Gebäude der inneren Stadt Wien war der ſogenannte „große Federlhof". Sein hohes Alter abgerechnet, hatte das Haus zwar im Ganzen nicht viel, was es von ſeiner Umgebung unterſchieden hätte. Es umſchloß einen großen viereckigen Hof, welcher auch als Durchgang zwiſchen der Bäcker- und Biſchofsſtraße diente und der von zweifachen an dem alten Gemäuer hinlaufenden hölzernen Galerieen umgeben war, die wieder durch mannigfache hölzerne Treppen in freier Luft unter einander in Verbindung ſtanden. Das Geländer der Galerieen hatte einmal aus hübſch geſchnitzten Baluſtren, die den Stempel des 17. Jahrhunderts trugen, beſtanden. Jetzt war nur noch wenig

von dieſem alten Schmucke übrig, und die Lücken füllte man mit höchſt ſchmuckloſen Brettern aus, die ſo weit von einander entfernt waren und ſo loſe an verroſteten Nägeln hingen, daß man für die Kinder, die ſich auf den Galerieen herumtrieben, beſorgt war. Fenſter und Thüren waren wie die Galerieen vom Alter ſchief gedrückt und zeugten für die Nothwendigkeit eines baldigen Umbaues. Wie maleriſch dieſes Innere auch anzuſehen war, ſo unterſchied es ſich zu Anfang der Vierziger Jahre, wie geſagt, nur ſehr wenig von vielen alten Häuſern des alten Wien. Aber im Weſten war der große Federlhof von einem Thurme flankirt, der dem Ganzen ein geheimnißvoll hiſtoriſches, ein ſagenhaftes Ausſehen verlieh. Dieſer Thurm ragte mit ſeinem ſiebenten und achten Stockwerke hoch empor über die ganze Nachbarſchaft und erinnerte, wenn auch nicht durch ſeinen Styl, ſo doch durch ſein bloßes Daſein an jene Thürme, die ſich in italieniſchen Städten an altadeligen Häuſern erheben. Aber kein Wappen, keine Inſchrift beſagte etwas von ſeiner Geſchichte; die vielen Niſchen, mit denen er verſehen, waren leer, und die heiligen oder profanen Bilder, die ſie einſt ausgefüllt und über die Vergangenheit des Thurmes etwas verrathen haben mochten, waren verſchwunden. Die Fenſter, oder vielmehr die ſchmalen Lucken, von denen die oberſten mit Brettern verſchlagen, die unteren mit verſtaubten Glasſcheiben ausgefüllt waren, ſtarrten aus ihrer ſteinernen Umrahmung wie erblindete Augen in die Gaſſen.

Im Jahre 1844 wurde der große Federlhof von einem reichen Spekulanten angekauft und ſollte einem neuen, einträglichen Wohngebäude weichen. Jetzt, da der Thurm, an dem man ſich bisher gleichgültig vorbeigetrieben, vom Erdboden verſchwinden ſollte, wurde er der Gegenſtand allgemeinen Intereſſes. Die Antiquare der Stadt fingen an, ſich mit ihm zu beſchäftigen, und bald fand ſich Manches, was ſeinen Verluſt bedauern ließ. In dieſem Thurme hatte Theophrastus Bombastus Paracelsus ab Hohenheim ſein Lebenselixir gebraut und nach dem Steine der Weiſen geforſcht. In dieſem Thurme hatte der Fried-

länder gehaust, ehe er den Gipfel seiner Macht und seines Ruhmes erstiegen. Aus dem höchsten seiner Gemächer belauschte er die Sterne, die ihm seine Größe prophezeiten. In einem Gemache dieses Thurmes wohnte später der große Leibnitz, als er nach Wien kam, um mit Hülfe des Hofes Karls VI. seine Lieblingsidee, die Vereinigung der beiden Kirchen, ins Werk zu setzen. Hier drängten sich die Hofleute um den eleganten Philosophen, um ein Wörtchen der Weisheit zu erhaschen; hier besuchte ihn der junge Diplomat Pombal, der sich zur Zeit als Theil der portugiesischen Gesandtschaft in Wien aufhielt, und schöpfte aus den Unterredungen mit dem Weltweisen die reformatorischen Gedanken, die er später in seinem Vaterlande verwirklichte.

Diese Entdeckungen waren für den Erzähler dieser wahrhaftigen Geschichte Grund genug, sich für den Thurm zu interessiren. Er wohnte nebenan in dem „kleinen Federlhof", und alltäglich, wenn er vor die Thür trat, nahm er sich vor, das Innere dieses geheimnißvollen Gebäudes zu erforschen. Aber seit einiger Zeit war es für den Ruf eines Jeden, besonders für den Ruf eines dreiundzwanzigjährigen Menschen, der im Hause nebenan die heiligen Pflichten eines Hauslehrers zu erfüllen hatte, gefährlich geworden, die Schwelle des großen Federlhofes zu überschreiten. Die soliden Familien, welche für längere Zeit miethen, hatten das Haus, das verdammt war, niedergerissen zu werden, längst verlassen, und der Eigenthümer, um die Galgenfrist noch auszubeuten, füllte es mit jenen Stadt-Nomaden, die nur auf Wochen, höchstens Monate miethen und die, vom Gesetze weniger geschützt, in jedem Augenblicke leicht ausgetrieben werden. Auf den Galerieen wimmelte es von jenen verlorenen Geschöpfen, wie sie jede große Stadt besitzt. Sie riefen jeden Vorübergehenden an oder sangen ihm, wenn er schnell durchzukommen suchte, höhnische Lieder nach. Solide Menschen zogen es damals vor, einen Umweg zu machen und den Durchgang durch den Federlhof unbenutzt zu lassen. Trotzdem, von meiner Neugierde getrieben, schlüpfte ich unter dem Schutze des halbverhüllenden

Abends eines Tages in den Federlhof und ſchnell, wie ein flüchtiger Sünder, die äußere Treppe hinauf, die zum Thurme zu führen ſchien. Kaum auf der erſten Galerie angekommen, war ich ſchon von einem Schwarme umgeben und feſt gehalten, ſo daß ich nur mit Mühe auf die obere Galerie gelangte. Oben ging es mir nicht beſſer, und es wurde mir unter all dem Geſchrei ſehr ſchwer, zu erklären, daß ich nur in den Thurm zu gelangen wünſchte. Kaum hatte ich mich verſtändlich gemacht, als ein junges Mädchen, das offenbar mit zum Schwarme gehörte, trotzdem aber ziemlich beſcheiden bei Seite geſtanden hatte, ſich durchdrängte und zu mir ſagte: „Ach, Sie wollen gewiß zu dem kranken Herrn!“ So ſprechend und ohne meine Antwort abzuwarten, nahm ſie mich am Arm und führte mich eine ſteinerne Treppe hinan, die ſich von den Galerieen entfernte und in tiefe Dunkelheit gehüllt war. Während wir hinanſtiegen, ſagte meine Führerin: Es iſt Zeit, daß endlich Jemand kommt, um den armen Herrn zu beſuchen; ſeit vielen Wochen liegt er allein da, ohne daß ſich eine Menſchenſeele um ihn kümmerte. Aber er iſt auch ſo kurios; ſchon hundert Mal habe ich ihn um die Erlaubniß gebeten, ihn zu bedienen und manchmal zu beſuchen, aber er hat mich immer ſehr mürriſch abgewieſen.

Ohne recht zu verſtehen, was mir das Mädchen vorredete, folgte ich ihr doch, da ich ſah, daß wir uns im Thurme befanden. Auf der oberſten Stufe angekommen, ſagte ſie, indem ſie dicht vor mir eine Thür öffnete: Hier iſt es. Gleich darauf eilte ſie wieder hinab und ließ mich in ziemlicher Verlegenheit auf der Schwelle einer Stube ſtehen, in die zu treten ich offenbar kein Recht hatte. Doch trat ich einen Schritt weiter und ſchloß die Thür wieder hinter mir, als mir ein: Wer iſt da? entgegen ſchallte. Ich ſtand in einem kleinen, ziemlich hohen Gemache, das von den wenigen Möbeln, einem Bette, einem kleinen Tiſche, zwei Stühlen, faſt ganz ausgefüllt und von einer Kerze zu Häupten des Bettes ziemlich hell erleuchtet war. Im Bette erhob ſich ein Mann, der mir neugierig und erſtaunt entgegen blickte

und in welchem ich, ſelber erſtaunt, eine Perſönlichkeit erkannte, die zu jener Zeit wohl Manchem aufgefallen war. Als Student ſah ich ihn oft an der Aula vorübergehen, und wer ihn einmal geſehen, konnte ihn ſo leicht nicht wieder vergeſſen. Der lange graue Rock, der bis über die Knöchel herabfiel, das ſtraffe und lange, mit Grau untermiſchte blonde Haar, der gleiche lange Bart, große blaue Augen, die immer ernſthaft vor ſich hinſahen, machten ihn zu einer auffallenden, ſtehenden Figur, von der doch Niemand recht wußte, was ſie zu bedeuten hatte. Die Studenten behaupteten von ihm, er ſehe aus wie der Stifter einer neuen Religion. Aber der Violinkaſten, den er manchmal mit ſich trug, verrieth ihn als Muſiker.

Dieſer Mann ſaß vor mir im Bette; ſeine Violine lag ihm auf dem Schooße. Mit dem großen, grauen Rocke hatte er das Sonderbare abgelegt, und Haar und Bart, die mir, ſeit ich ihn nicht geſehen, in entſchiedenes Grau übergegangen ſchienen, gaben ihm etwas Ehrwürdiges, obwohl ſein großes blaues Auge und die ziemlich roſig gefärbten Wangen viel Jugendliches hatten. Die Stirn, ſonſt hinter einem breiten Hute verſteckt, war hoch und weiß wie eine Denkerſtirn und gerundet wie die Stirn eines Künſtlers.

Ich erklärte ihm, auf welche Weiſe ich in ſeine Stube gekommen, und er nahm meine Entſchuldigung freundlich entgegen; er lud mich ſogar ein, Platz zu nehmen, und hob die Kerze empor, um mich die Spitzbogen-Wölbung des Gemaches ſehen zu laſſen. Da er verſicherte, daß ich in die höheren Stockwerke nicht gelangen könne, weil die Treppen gänzlich abgebrochen ſeien, ſo war der Zweck meines Beſuches im Thurme erfüllt, und ich hätte mich zurückziehen ſollen. Doch ſchien mir der Mann ſo einſam, es war mir, als wenn ihm die Abwechslung eines Beſuches gar nicht unangenehm wäre, und ich blieb und erzählte ihm, daß ſich das Mädchen, welches mich heraufbegleitet, über ihn beklagte.

Bah! ſagte er, wie ſehr wohl es mir auch thut, manchmal

ein Menſchen-Angeſicht zu ſehen, ſo ſcheue ich mich doch vor manchen Berührungen.

Ich hielt mich nicht für berufen, auf dieſen Gegenſtand näher einzugehen, obwohl mir die Dirne von purem menſchlichſtem Mitleiden mit einem Kranken bewegt ſchien. Er verſicherte außerdem, daß er an der Bedienung eines alten Weibes, das ihn täglich zwei Mal beſuche, genug habe. Doch erlaubte er mir auf meine Bitte, ja, er lud mich ein, ihn wieder zu beſuchen, und ich ging mit dem feſten Vorſatze, bald zurückzukehren.

2.

Nach mehreren Beſuchen ergab es ſich, daß der Kranke doch manche Bedürfniſſe hatte, die zu befriedigen waren. Er geſtand, daß die Violine und all die Notenhefte, welche auf Tiſch und Stühlen umherlagen, nicht hinreichten, die Langeweile eines Krankenlagers zu vertreiben. Er ſehnte ſich nach Büchern, und die verſchaffte ich ihm, eben ſo wie manches Andere, woran es ihn die alte Frau, die ihn bediente, mangeln ließ. Ich hatte Gelegenheit, dieſen dienſtbaren Genius verſchiedene Male zu ſehen. Es war ein altes, verbiſſenes Weib, das ausſah, als müßte es immer an ſich halten, um nicht in Zank und Bosheit auszubrechen. Mürriſch und ohne Gruß trat ſie ein, ſtellte ſie die Speiſen hin und ging wieder, wie ſie kam. Manchmal murrte ſie über die Unordnung im Zimmer, ohne es jedoch anders zu machen. Eines Abends, da der Kranke eben von einem heftigen Huſten angefallen war, rief ſie in einem mehr zänkiſchen als beſorgten Tone: „Nun, Ferdinand, Sie werden doch nicht ſterben wollen? Sie wiſſen, daß Sie nicht ſterben dürfen! Ich habe gehört, daß man durch feſten Willen ſelbſt den Tod hinausſchieben kann; Sie müſſen dieſen Willen haben, das verlange ich von Ihnen. Ich habe keine Luſt, noch in meinen alten Tagen für meinen Lebens-Unterhalt zu arbeiten.“

Auf dieſe mit hartem Tone ausgeſprochenen Worte ant-

wortete der Kranke mit Lächeln: „Seien Sie ruhig, Tante, ich verſpreche Ihnen, in dieſer Beziehung ſo viel zu thun, als von mir abhängt.“

Die auffallende Szene, die Rohheit des alten Weibes erinnerte mich an das Mädchen, das mich bei meinem erſten Beſuche angeſprochen hatte; denn ich ſagte mir, daß ſie den Kranken gewiß beſſer und mit mehr Zartheit pflegen würde. So oft ich ihn verließ, war ich gewiß, ſie unten an der Treppe wartend zu finden. Jedes Mal fragte ſie mich voll Theilnahme nach ſeinem Befinden, und oft kam ſie auf die Klage zurück, daß er ihr nicht erlaube, etwas für ihn zu thun. Nach jenem Geſpräche mit der alten Frau glaubte ich ihn an das Mädchen erinnern und ſeine Strenge gegen das arme verlorene Geſchöpf tadeln zu müſſen. Aber im feierlichſten Tone antwortete er mir: Wer je, wie ich, das hohe Glück hatte, die Weiblichkeit in ihrer erhabenen Reinheit kennen zu lernen und ihr mit ganzer Seele anzugehören, der fürchtet, ein Heiligthum zu beleidigen, wenn er mit einem entweihten Weibe in was immer für Gemeinſchaft tritt.

Dieſe Worte und der Titel, den er jenem alten Weibe gegeben, boten meiner theilnehmenden Neugier endlich Gelegenheit, nach ſeinen näheren Verhältniſſen zu fragen. Bei der Vertraulichkeit, die ſich nach mancher verplauderten Stunde, bei manchen gleichen Sympathieen eingeſtellt hatte, war er auch nicht zurückhaltend, und er erzählte mir im Laufe mehrerer Abende die Geſchichte ſeines obſkuren und doch ereignißreichen Lebens.

Ich bin, ſo begann er gleich an jenem Abende, der Sohn eines proteſtantiſchen Geiſtlichen, und meine Vaterſtadt liegt im nördlichſten Deutſchland. Ich nenne keinen Namen, weil ich nicht will, daß in jene Stadt, aus der ich voll Hoffnungen auszog und in der ich heute ein Verſchollener bin, jemals wieder Kunde von mir gelange. Die geiſtliche Würde wird, wie Sie wiſſen, als ein Familien-Erbſtück betrachtet, und ſo wurde auch ich dieſem Stande beſtimmt; aber ſchon während der erſten Jahre, die ich

auf der Schule meiner Vaterſtadt zubrachte, nahm meine angeborene und anerzogene Liebe zur Muſik ſo mächtig überhand, daß ich alle Bücher darüber vergaß. Die Geige war mein Lieblings-Inſtrument, und die gutmüthige Vaterſtadt pries mich erſt als ein Wunderkind, bald als einen Künſtler. In der „Harmonie," einer Geſellſchaft von Muſikfreunden, die es ſich zur Aufgabe gemacht, nur edle klaſſiſche Muſik aufzuführen, ſpielte ich bald im wirklichen, wie im figürlichen Sinne des Wortes die erſte Geige. Was waren mir Sophokles und Euripides neben Gluck und Haydn!

Dieſe Richtung hätte mir in meinem häuslichen Leben manche Unannehmlichkeit bereiten können, wenn mein Vater nicht ſelbſt ein geheimer Celliſt und, wie man's nennt, ein guter Muſiknarr geweſen wäre. Oft, wenn er des Sonntags in ſeinem Ornate in die Kirche ging, um zu predigen, und ich mit meiner Violine unter dem Arme zur letzten Probe in den Konzertſaal eilte, rief er mir mit Neid nach: Ferdinand, könnten wir nicht einmal die Rollen tauſchen?

Mit meinem Alter wuchs mein Anſehen; als ich die Schule mit Noth und Mühe verließ, ſah ich mich als Dirigenten oder Kapellmeiſter der ehrenwerthen Harmonie und in vollſter muſikaliſcher Wirkſamkeit. Meiner Vaterſtadt gehört die Ehre, eine der erſten unter den Städten Norddeutſchlands geweſen zu ſein, die den großen Genius Beethoven anerkannten. Die Harmonie trug dazu bei, ſo viel es ihre ſchwachen Kräfte erlaubten; ihren Mitgliedern war die Verehrung dieſes erhabenen Geiſtes eine Religion, und ich war der hohe Prieſter dieſer Religion.

Mit der ganzen Rückhaltsloſigkeit der Jugend gab ich mich der neuen Welt hin, die ſich aus den Kompoſitionen dieſes Meiſters erhob.

Mein Freund, ſagte Ferdinand, indem er ſich mir zuwandte, mein Freund, wie jung Sie ſind, ſo werden Sie doch ſchon erfahren haben, daß es nur Momente ſind, die uns, unſer inneres Leben weiter, der Vollendung näher bringen. Solche Momente

ſchafft der Anblick des Schönen, oder ein großer Schmerz, ein außergewöhnliches Ereigniß, oft ein einziges Wort eines Guten oder Weiſen. Die Seele fühlt einen Ruck nach vorwärts; man fühlt ſich gewachſen, größer geworden, reiner; man faßt die beſten Entſchlüſſe, die nie ganz verloren ſind. Manche Flecken des Charakters ſind plötzlich verſchwunden; Eigennutz, Engherzigkeit, Kleinlichkeit, Selbſtſucht fallen ab, wie der Gläubige meint, daß die irdiſche Hülle von der unſterblichen Seele abgeſtreift wird. Ja, wir fühlen uns unſterblich, weil wir das Schöne fühlen, das ewig iſt. Solche Momente ſind bei mir nur eingetreten, wenn eine Beethoven'ſche Symphonie mich umrauſchte, wenn ich in ſtiller Nacht eine Beethoven'ſche Sonate hörte. Beethoven war nicht bloß der Meiſter meiner Kunſt, er war mein Sittenlehrer, mein Weltweiſer, mein Erlöſer. Frühzeitig erkannte ich das Vorurtheil, das ſeine Schöpfungen wild oder verworren oder dunkel nennt. Mir war er klar wie das Licht ſelbſt, und ſeine Form faßbar und vollendet, wie die Formen griechiſcher Göttergeſtalten.

Auch die düſtere Melancholie, die man ihm vorwirft, fand ich nicht in ihm; mich trug er fort zu lichteren Höhen, und ſo fortgetragen fühlte ich mich glücklicher. Nur ernſt fand ich ihn und ſanft melancholiſch, weil Melancholie über jedem erhabenen Ernſte ſchwebt. Dieſe Melancholie geht durch alle großen Kunſtwerke aller edlen Nationen; ſie ſchwebt über den Helden Homers, ſie klagt aus den Chören des Sophokles, ſie liegt wie ein Schleier auf dem Marmor der Alten; Dante begegnet ihr im Himmel wie in der Hölle; ſie ſteht hinter dem lächelnden Cervantes und wiſcht ſich eine Thräne ab, ſie weint laut aus den Dichtungen des großen Briten. Sind wir nicht ſterblich? Iſt nicht jedem Glück, jeder Liebe Trennung oder Ende beſtimmt? Fühlt man nicht ewige Schranken zwiſchen ſich und dem Unfaßbaren, Schönen, das überall die Welt erfüllt? Iſt nicht jeder Schmerz einſam, einſam wie ein Eremit, wie ein Gefangener? Aber der Kunſt gelingt es, dieſe Troſtloſigkeit zu beſiegen. Denken Sie nur an

den dritten Satz der C-moll-Symphonie, an die Egmont-Ouvertüre. Da iſt es, als ob ſich ein Elias-Wagen herabſenkte, um Sie umrauſcht von erhabenen Melodieen über alle Abgründe der Erde fortzutragen. Sie ſchütteln den Staub von Ihren Füßen, Sie ſteigen ein und erheben ſich jubelnd, triumphirend in die Welten eines ewigen Wonneliedes. Denken Sie an die Cis-Moll-Sonate, an die Paſtorale, und Sie fühlen ſich Eins und einig mit der ganzen Natur, mit Wachſen, Blühen und Vogelgeſang, mit Bachesrauſchen, Mondſchein und Waldesſauſen. Sterne, Nachtigall, das Mücklein, das leuchtend am Strauche hängt, möchten Sie Bruder nennen, und Sie ſind nicht mehr einſam in der weiten, weiten Welt.

Aber wozu das Alles wiederholen, was Jeder gefühlt hat? Für meine Geſchichte iſt es genug, wenn ich Ihnen ſage, daß ich damals nach Wien geſehen habe, wie der Gläubige nach Zion oder Mekka ſieht. In Wien, wo Beethoven lebte, glaubte ich die Löſung aller Räthſel zu finden, die mich damals noch beunruhigten, und in ſeiner Nähe die Kunſtvollendung, nach der ich ſtrebte. Von Tag zu Tag wurde meine Sehnſucht größer und ſchien mir mein Wirkungskreis in der Vaterſtadt kleiner. Obwohl ich eine Säule und Stütze unſerer Geſellſchaft war, ſo fand ich doch nicht den geringſten Widerſpruch, als ich meinen Entſchluß, nach Wien zu ziehen, mittheilte. Im Gegentheil wurde ich von allen Seiten aufgemuntert, und als ich endlich abzog, wurde ich von meinen Freunden mit einer Feierlichkeit begleitet, als wären ſie die Bürger einer fernen griechiſchen Kolonie und ich ihr Abgeſandter geweſen, den ſie an das Orakel nach Delphi oder Dodona ſchickten.

Mit kleiner Baarſchaft in der Taſche, aber mit großen Idealen im Herzen kam ich in Wien an. Ich brauche es Ihnen nicht zu ſagen, welch ein harter Schlag es für mich war, als ich erfuhr, daß ſie den Meiſter vor drei Tagen zur Erde beſtattet hatten. Zwar, gewohnt, mir dieſen Genius außerhalb der Gränzen der Menſchheit vorzuſtellen, fühlte ich nicht jenen Schmerz, den man

bei Verluſten durch den Tod empfindet. Aber die Stadt war mir leer und profan. Meine liebſten Hoffnungen ſah ich erſtorben, und ich nahm mir vor, in den nächſten Tagen wieder heimwärts zu wandern. Nur ſein Grab wollte ich noch beſuchen.

Es war ein heiterer klarer März-Morgen, als ich vor dem Währinger Kirchhof ſtand und den Todtengräber nach dem Grabe fragte. Verdrießlich antwortete er mir, daß er ſeit drei Tagen dieſes Grabes wegen keine Ruhe habe und daß er fortwährend von den Beſuchern danach gefragt werde. Der Alte müſſe eine Familie gehabt haben, wie der Erzvater Jakob. So eben erſt habe er ein junges Fräulein dahin begleitet; ich ſolle mich nur danach halten, ſo werde ich das Grab finden.

Ich ſchritt durch die langen Reihen der thaubenetzten Gräber und Leichen-Monumente, bis ich wirklich in einer der letzten Reihen eine weibliche Geſtalt entdeckte. Sie kniete am Fuße des Grabes und war in ſo tiefe Andacht verſunken, daß ich einige Schritte weit von ihr ſtehen blieb, um ſie nicht zu ſtören. Vor ihr auf den friſchen Schollen lag ein Veilchenkranz, den die Betende wahrſcheinlich ſelbſt hingelegt hatte, denn er war noch friſch und vom Thaue, der ſonſt das ganze Grab bedeckte, nicht benetzt. Ich ſtand ſo, daß ich das Profil der Betenden und den klaren, liebevollen Ausdruck, der es bedeckte, genau ſehen konnte. Sie war eben nicht ſchön, aber die große Milde des ganzen Geſichtes, das von intelligenten blauen Augen beleuchtet und von einer großen weißen Stirn ſo zu ſagen beherrſcht war, ließen dieß ſogleich vergeſſen. Ihre Farbe war blaß, und ein feines Fältchen am Munde verrieth manche Leiden, die aber von innerer Heiterkeit, von angeborener Klarheit des Gemüthes bewältigt ſchienen. Ja, ſie machte ſogar den Eindruck der Schönheit, als ſich ihre Wangen von der Inbrunſt ihrer Gedanken ſanft zu röthen anfingen und ſich ihre Augen, die bis dahin von langen Wimpern bedeckt waren, groß und leuchtend gen Himmel wandten. Ihr Anzug, ein dunkelblauer Hut und ein braunes Kleid, das bis an den Hals geſchloſſen war, ein ſchmaler, weißer Kragen

über dem braunen Kleide, deutete auf beſcheidene Verhältniſſe hin. Eine Rolle von Notenpapier, die neben ihr auf der Erde lag, verrieth, daß ſie in dem Todten einen Meiſter ihrer Kunſt verehrte. Nach Allem, was ich Ihnen von meiner eigenen Verehrung dieſes Meiſters geſagt habe, wird es Ihnen ſonderbar erſcheinen, wenn ich Ihnen geſtehe, daß ich über das Mädchen die Stätte vergeſſen habe, an welcher ich mich befand. — Sie bemerkte mich erſt, als ſie aufſtand, um den Kranz zu Häupten des Grabes niederzulegen. Der Gedanke, daß ſie während ihrer Andacht belauſcht geweſen, brachte ſie ſichtlich in Verlegenheit. Sie ſchlug die Augen nieder, erröthete ſanft, ließ den Kranz fallen und wollte forteilen. Es war mir, als ſollte ich ſie nicht gehen laſſen, ohne mich entſchuldigt oder wenigſtens ein Wort zu ihr geſprochen zu haben.

Mein Fräulein, iſt dieſes das Grab Beethovens? fragte ich.

Sie ſah mich mit großen Augen an, nickte bejahend und eilte fort. Mit Bedauern ſah ich ſie zwiſchen den Kreuzen und Leichenſteinen verſchwinden und ärgerte mich, daß ich nicht im Stande geweſen, ſie in ein Geſpräch zu verwickeln. Da bemerkte ich zum Glück, daß ſie die Rolle Muſikalien vergeſſen hatte, und ich ergriff ſie mit Haſt, um ſie ihr zu bringen. — Früher aber pflückte ich ein Veilchen aus dem Kranze, ohne zu wiſſen, ob ich eine Reliquie vom Grabe des Meiſters oder eine Erinnerung an die holdſelige Mädchen-Erſcheinung zu haben wünſchte.

Ich holte ſie bald ein, und da ſie mir freundlich für den kleinen Dienſt dankte, wurde ich kühner, indem ich ihr meine Freude ausdrückte, den großen Verſtorbenen ſo verehrt zu ſehen, wie es mir ihre Andacht am Grabe gezeigt hatte. Ich ſprach die Vermuthung aus, daß wohl auch ſie der Kunſtwelt angehöre. Beſcheiden lehnte ſie das ab und meinte, ſie ſei nur eine arme kleine Muſikerin, die es eben ſo weit gebracht habe, den großen Verluſt, den die Welt durch den Tod des Meiſters erlitten, ahnen zu können. Sie habe ſein Grab beſucht, um ihm für manche glückliche Stunde, für manche tiefe Freude zu danken. Aus

jedem ihrer Worte, aus jedem Zuge ihres Geſichtes ſprach ein ſo ſinnig anziehendes Weſen, daß es mir nicht möglich war, mich von ihr zu trennen. Um nur das Geſpräch fortſetzen zu können, gab ich mich ebenfalls als Muſiker zu erkennen und erzählte ihr ſo lange und ausführlich, als möglich, die Geſchichte meiner Begeiſterung und meiner Sehnſucht nach Wien und von der ſchmerzlichen Täuſchung, die ich bei meiner Ankunft in dieſer Stadt erlebt. Sie ſchien mich mit Intereſſe anzuhören; unſere Sympathieen und der gleiche Stand gaben mir, wie ich glaubte, ein Recht, ſie weiter zu begleiten. Außerdem war ſie ſo frei und unbeklommen in ihrem Benehmen, ſo fern von Prüderie, daß ich mich am Ende gar nicht aufgefordert fühlte, ſie zu verlaſſen. — Faſt wie alte Bekannte plaudernd, kamen wir in der Stadt vor einem Hauſe an, wo ſie, eine kleine ſilberne Uhr aus dem Gürtel ziehend, erſchrocken ausrief: Ach, da komme ich eine ganze Stunde zu ſpät! Dieſer Ausruf beſtätigte mir nur, was ich ſchon vorher vermuthet hatte, daß ſie zu jenen armen Geſchöpfen gehörte, die man Muſiklehrerinnen nennt. Nach einigen Augenblicken der Verlegenheit ſagte ſie: Nun, es iſt ein kleines Opfer, das ich dem Todten dargebracht habe.

Wir gingen weiter durch die Stadt, und ehe wir wieder vor einem Hauſe Halt machten, ſagte mir meine neue Bekannte ihren Namen und lud mich ein, wenn ich mich in der fremden Stadt zu einſam fühlte, ſie zu beſuchen, wo ſie mich dann ihrer Mutter vorſtellen wollte. Am Beſten, ſagte Thereſe, denn ſo hieß ſie, am Beſten kommen Sie wohl morgen Abend, denn da verſammeln ſich mehrere Freunde bei mir, um Quartette, Sonaten und allerlei Kammermuſik aufzuführen. Sie werden nach Allem, was Sie mir erzählt haben, fügte ſie lächelnd hinzu, hoffentlich an unſerem Geſchmacke wenig zu tadeln haben. Sie könnten auch gleich Ihre Geige mitbringen, denn ich habe eben die Kreutzer-Sonate auf dem Pult.

Ohne Heuchelei dankte ich ihr auf das Herzlichſte für die Einladung und ſah ihr lange nach, als ſie in dem dunklen Gange

eines alten Hauſes verſchwand, um, wie ſie mir ſagte, im vierten Stocke einem ungezogenen Mädchen eine Stunde zu geben.

3.

Der Plan, am nächſten Morgen abzureiſen, wurde dieſer Einladung wegen aufgegeben; ja, ich fragte mich im Laufe dieſes Tages mehrere Male, ob es nicht am Beſten wäre, ganz und gar in einer Stadt zu bleiben, wo man ſo liebenswerthen, offenen und freundlichen Menſchen begegnet; aber dieſer Gedanke war denn doch ein thörichter, da ich in dieſer großen Hauptſtadt ohne Bekanntſchaft, ohne Verbindung und ohne Kapital war, und es war mir leicht, ihn wieder zu unterdrücken, wie oft er auch auftauchte. Doch ſchienen mir die Gaſſen jetzt nicht mehr ſo todt und öde, die Menſchen däuchten mir freundlicher; ich fing an, mich umzuſehen, und es gefiel mir in dem fremden Labyrinth. Ich liebte es, da und dort einen Vorübergehenden anzuſprechen, weil mich der Dialekt, den ich ſchon früher gern hörte, an meine neue und einzige Bekanntſchaft erinnerte. Wenn mir irgendwo etwas auffiel oder ich über die hieſigen Verhältniſſe Aufſchluß haben wollte, richtete ich in Gedanken meine Fragen an Thereſe; ſie war ja die Einzige, die von mir wußte, die meinen Namen und deren Namen ich kannte. Es war mir, als wäre ich ihrem Schutze empfohlen und in Allem an ſie gewieſen. Um eine Schwäche zu geſtehen, will ich es nicht verſchweigen, daß ich den ganzen Tag vor meinem Beſuche mit Einübung der Kreutzer-Sonate zubrachte, um mir vor Thereſen ja keine Blößen zu geben.

Sie wohnte im Hinterhaus einer ſtillen Gaſſe in der Vorſtadt. Muſik führte mich über den Hof mehrere Treppen hinauf vor die rechte Thür. Ich wurde freundlich empfangen und erſt der Mutter, dann den wenigen muſikaliſchen Freunden, die ſchon verſammelt waren und ihre Streich-Inſtrumente in Händen hielten, vorgeſtellt. Ich geſtehe, daß ich mich während des erſten

Stückes eines Haydn'ſchen Quartetts weniger um die Muſik als meine Umgebung kümmerte. In der Wohnung, die im Ganzen aus zwei Zimmern beſtand, ſah es ganz eigenthümlich aus. Sie war, wie ſchon ihre hohe und verſteckte Lage von Außen errathen ließ, ärmlich und beſchränkt; die Decke ziemlich niedrig, die Wände weiß angeſtrichen und kahl; aber die Möbel, obwohl alt, deuteten auf eine glänzendere Vergangenheit und ſchienen für größere und ſchönere Gemächer beſtimmt; doch waren ſie, ſo weit es thunlich, mit den Stuben in Harmonie gebracht, und man ſah in Allem die Hand ordnender und mit Geſchmack waltender Weiblichkeit. Wie ſehr Stühle, Sopha's und Vorhänge ſich bemühten, die hier offenbar heimiſche Dürftigkeit zu verbergen, ſo erkannte man ſie doch bald, aber ſie hatte eher etwas Idylliſches als Trauriges. In dieſer Beziehung ſtimmte die Wohnung ganz mit den Phyſiognomieen der Tochter und der Mutter. Auch ſie hatten etwas ruhig Stolzes in ihrem Weſen, das durch die einfache, faſt ärmliche Kleidung mehr gehoben, als verborgen wurde. Nur eine alte Frau, die in einem dunkeln Winkel ſaß und an Allem, was vorging, wenig Theil nahm, paßte zu der bloß traurigen Seite dieſes Haushaltes. Der große Flügel, der ein Drittheil der Stube einnahm, ſah bei dieſer Umgebung auch nicht wie Eigenthum aus; er hatte ganz die Phyſiognomie jener Inſtrumente, wie ſie die Klavier-Fabrikanten ſcheinbar aus Liebe zur Kunſt, in der That aber aus Spekulation unentgeldlich von Klavierlehrer zu Klavierlehrer wandern laſſen. Doch ſind das Bemerkungen, die ich theilweiſe erſt ſpäter und bei näherer Bekanntſchaft machte.

Nach dem Quartette ſetzte ſich Thereſe ans Klavier, um an einem Trio Theil zu nehmen. Ich vergaß die ganze Umgebung und lauſchte mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit. Ihr Spiel war ſo natürlich und ſpontan, als käme die ganze Kompoſition von ihr, und doch wieder ſo gehalten, daß ein ernſtes Studium nicht zu verkennen war. Die Einzelheiten, ſo wie die Auffaſſung des Ganzen verriethen ſo großes Verſtändniß, daß man gern

über einzelne kleine Schnitzer wegſah — auch folgten ihr Geige und Cello mit ſichtbarem Vergnügen und ließen ſich gern leiten. Endlich kam auch die Reihe an mich, was mir in ſo fern lieb war, als ich mich gewiſſer Maßen erſt dadurch in dieſem Kreiſe einbürgerte. Nie hatte mir ein Beifall ſo wohl gethan, wie die wenigen Worte der Anerkennung, die mir Thereſe ſpendete und die mir vor ihr von den anderen Muſikern geſpendet wurden. Das angenehmſte Ergebniß meines Spieles war aber die Einladung, mich künftig als engagirtes Mitglied dieſer Geſellſchaft zu betrachten und ja oft wiederzukommen.

Der Abend war auf ſo angenehme Weiſe verſtrichen, die Geſellſchaft hatte mir einen ſo guten Eindruck gemacht, daß mir ein längerer Aufenthalt in dieſer Stadt ſehr wünſchenswerth ſchien. Ich ſchob meine Abreiſe wieder hinaus und brauche nicht zu ſagen, daß ich der Einladung Thereſens ſo oft als möglich folgte. Ich fand nur ſelten Geſellſchaft bei ihr, aber je ſtiller es war, deſto heimiſcher und idylliſcher fühlte ich mich da. Je näher ich Thereſen kennen lernte, deſto inniger fühlte ich mich zu ihr hingezogen, deſto mehr bewunderte ich die ernſte und tiefe Bildung ihres Geiſtes. Bei der Abweſenheit aller falſchen Scham, bei der Offenheit, mit der Mutter und Tochter von ihren Verhältniſſen ſprachen, war es mir bald kein Räthſel, wie ſie ſich dieſe mannigfache Bildung bei ihrer Armuth verſchaffen konnte. Ihr Vater, der vor einigen Jahren geſtorben, war ein angeſehener Juwelier und Goldſchmied; er hatte nichts geſpart, um ſeinen Kindern eine reiche Erziehung zu geben. Plötzlich, in Folge eines erlittenen Betruges und einer Wendung im Geſchäfte, ging alles mit Mühe und Fleiß erſparte Vermögen verloren. Die kleinen Reſte, die nach jahrelangem Reichthume immer übrig bleiben, wurden von der Krankheit aufgezehrt, die den Vater nach der eingetretenen Kataſtrophe aufs Krankenlager und endlich ins Grab bettete. Ohne alle Mittel hinterließ er eine Wittwe mit drei Kindern; der älteſte Sohn, den Talent und Neigung zum Künſtler beſtimmten, mußte die Werk-

ſtatt des Bildhauers verlaſſen, da er noch nicht ſo weit war, um mit ſeiner Kunſt die Familie ernähren zu können. Er ſollte den Kredit und guten Namen ſeines Vaters benutzen, um deſſen Geſchäft wieder aufzunehmen. Eine alte Tante, die ihr Leben lang zuſammengeſcharrt und ihr angeerbtes kleines Vermögen bedeutend hatte anwachſen laſſen, wurde bewogen, das Kapital vorzuſtrecken, und ſie that es, wenn auch mit einigem Sträuben, doch nicht ungern, da ihr Neffe, der ſchöne und phantaſtiſche Raphael, vielleicht die einzige Seele auf Erden war, für die ſie eine Art Neigung empfand, welche ſich ſogar bis zu tantlicher Schwärmerei erhob. Aber Raphael, zum Künſtler geboren und erzogen, war nicht der Mann, der durch Handel und Gewerbe auf einen grünen Zweig kommen konnte. Oft überkam ihn der Ueberdruß, und er ſchloß ſeinen Laden, um für viele Tage wieder in die Bildhauer-Werkſtatt zu fliehen. In ſeinen Laden zurückgekehrt, brachte er ſeine künſtleriſchen Neigungen mit und ſetzte ſich hin, um in Gold Kunſtwerke auszuführen, die er nicht in Marmor vollenden konnte. Ketten, Armbänder und andere Schmuckſachen wurden da eingeſchmolzen, um als Stoff zu einem Kunſtwerke zu dienen, das erſt nach wochenlanger Arbeit vollendet war und welches, verkauft, kaum Zeit und Mühe bezahlte. — Es leuchtet ein, daß mit ſolchem Handel nicht viel erreicht und daß ein ſolcher Handelsmann bald von Denen erkannt wurde, die ihn ausbeuten wollten. Ein unbegränztes Vertrauen und ächt künſtleriſcher Leichtſinn lieferten ihn den ſchlimmſten Betrügern in die Hände. Und um kurz zu ſein, nach zwei Jahren war es mit dem Geſchäfte ſo weit gekommen, daß es die Gläubiger pfändeten und ſich für den überraſchten Raphael die Nothwendigkeit ergab, die Flucht zu ergreifen, wenn er nicht ins Schuldgefängniß wandern wollte. Nun war es an Thereſen, nicht nur die Mutter und den jüngeren Bruder, ſondern auch die Tante zu ernähren, die durch Raphaels Leichtſinn arm geworden war. Die Kunſt, die ſie in beſſeren Zeiten zu ihrer inneren Befriedigung erlernt hatte, mußte ihr nun als Mittel zur Erhaltung der

Ihrigen dienen. Sie nahm ihre Aufgabe mit großem Muthe auf ſich. Armes Kind! Vom Morgen bis zum Abend lief ſie von einem Hauſe zum anderen, von einer fernen Vorſtadt in die andere, und nie entwiſchte eine Klage oder auch nur ein Seufzer ihrem Munde, ſelbſt dann nicht, wenn ſie eine der vielen Demüthigungen erfuhr, denen man in dieſem Stande von Seiten der gedankenloſen Rückſichtsloſigkeit, des Unverſtandes und des Ungeſchmacks ausgeſetzt iſt; ſelbſt dann nicht, wenn ſie des Abends todmüde auf das Sopha ſank. Sie hatte immer ein Lächeln bereit, wenn ihre Mutter ſie voll Sorgen über die abgeſpannten Züge oder die Bläſſe des Geſichtes betrachtete. War es ihr Werk, daß die ihrem Schutze anvertrauten Perſonen nicht dem bitterſten Mangel ausgeſetzt blieben, ſo war ſie es auch, die mit ihrem unerſchöpflichen Muthe, ihrer ernſten Heiterkeit über dieſes gerettete Hausweſen jene wohlthuende Heimlichkeit ausgoß, die den Aufenthalt in dieſen zwei armen Stuben ſo behaglich machte. Sie wußte, daß ſie die Mutter über ſich ſelbſt und über einen verlorenen Sohn zu tröſten hatte, und ſie gab ſich alle Mühe, das ihr angeborene fröhliche Naturell nicht erſterben zu laſſen. Wenn wir des Abends zuſammenſaßen, war ſie es, von der alle Anregung zu lebhaftem und heiterem Geſpräch ausging, und man war beſchämt, wenn man mit dem Gedanken gekommen war, ſie nach einem durcharbeiteten Tage zu unterhalten und ihre Müdigkeit vergeſſen zu machen.

Natürlich verbrachten wir auch viele Abende mit Muſik. Nun iſt aber nichts gefährlicher, als mit einer Perſon zu muſiziren oder zu ſingen, zu der man ſich ſchon ohne das hingezogen fühlt. Es iſt da ſo viel Gelegenheit, einander ſchweigend Gefälligkeiten zu erzeigen, gegen einander aufmerkſam zu ſein, indem man ſchneller oder langſamer je nach dem Wunſche des Anderen vorwärts geht. Eins ſieht dem Anderen in die Augen, um die gegenſeitigen Intentionen zu errathen. Man nickt beifällig oder man lächelt nachſichtig zu einem Fehler und erhält ein Lächeln zurück. Eins überläßt ſich der Leitung des Anderen, bis man

ſich endlich ganz verſteht, gleichen Schrittes vorwärts eilt und ſich unzertrennlich fühlt, bis beide Seelen im Sturme des Finale in einem mächtigen Zuſammenklang in einander verſchmelzen. Ein einziges Duo bringt größere Intimität zu Stande, als Geſpräche von vielen Wochen.

In der That war ich nach kurzer Zeit ein vertrauter Freund des Hauſes, und ſo war es mir auch nicht ſchwer, in dieſer kleinen Welt, die mir ſo glücklich ſchien, weil ſie mich glücklich machte, bald das Prinzip zu erkennen, welches die Harmonie dieſer kleinen Welt und ihre Reinheit ſtörte. Es war in der Perſon der alten Tante verkörpert. Gleich nach der Flucht Raphaels war ſie mit all ihrer Habe ins Haus gekommen und hat es ſeit damals nicht verlaſſen. „Da habt ihr mich," ſagte ſie, jetzt ernähret mich! Was kümmert's mich, daß Raphael meinen Zehrpfennig durchgebracht hat! Jetzt müßt ihr für mich ſorgen." In dieſem Sinne lebte ſie im Hauſe ewig in Angſt vor dem Mangel und ewig treibend, daß man für ſie ſchaffe und ſorge. Wenn Thereſe des Morgens eine Viertelſtunde länger als gewöhnlich im Bette blieb, gewiß erſchien die Tante vor ihr und ſchüttelte ſie auf, daß ſie gehe und erwerbe; eine unbarmherzige Treiberin, welche die Opfer des edlen Mädchens nicht erkennen wollte und das entſagungsvolle Leben durch rohe Anforderungen ſtörte und entweihte.

Sie kennen dieſe Tante, es iſt die Alte, die mich bedient, und deren verſchloſſenes, mürriſches Weſen Ihnen aufgefallen ſein muß.

4.

Im Glücke — und ich war damals glücklich — vergeht die Zeit ſchnell. Mir waren ſeit meiner Ankunft in Wien bereits Monate vorübergegangen, und an eine Rückreiſe, wenn ich ſie auch gewünſcht hätte, war nicht mehr zu denken, denn meine Baarſchaft war zu Ende. Dieſer traurige Zuſtand indeß erſchreckte mich nur ſehr wenig; im Gegentheil war ich voller Muth

und machte ſogar Pläne, wie ich in die Verhältniſſe Thereſens hülfreich eingreifen wollte. Bei der innigen Freundſchaft, mit der ich im Hauſe aufgenommen worden, zweifelte ich keinen Augenblick, daß man mich wenigſtens für den Tiſch auch als Hausgenoſſen aufnehmen und ich auf dieſe Weiſe Gelegenheit haben werde, die ganze Ausbeute meiner Arbeit in ihr Hausweſen fließen zu laſſen, Thereſen die große Laſt zu erleichtern, die Sorgen und den Kummer der guten Mutter zu ſtillen, die Vorwürfe der zankenden Tante zum Schweigen zu bringen, mit Einem Worte als Helfer aufzutreten und den beſcheidenen Haushalt zu einem ſorgenloſen und glücklichen zu machen. Aber es war hohe Zeit, auf Mittel und Wege zu ſinnen, wie zu dieſem Ziele zu gelangen und überhaupt eine Laufbahn in dieſer Stadt zu beginnen. Ich war nicht lange in Verlegenheit. Meine Unſterblichkeit führte ich in Geſtalt zahlreicher Kompoſitionen in meinem Koffer mit mir. Dieſe wollte ich, wenn auch Anfangs zu niedrigen Preiſen, an Muſikalienhändler losſchlagen, mir ſchnell einen Namen machen und dieſen dann benutzen, um mir eine Stelle bei einem Theater, einer Kapelle oder wo immer zu verſchaffen. Wenige Tage reichten hin, um meine Noten durchzuſehen, zu ordnen und hier und da zu korrigiren. Mit einer dicken Rolle unter dem Arme, in welcher ſich Konzerte, Sonaten, Trios ꝛc. befanden, trat ich voll Hoffnung meine Wanderung an. Die Muſikalien-Handlungen waren mir ja bekannt; ich wollte von einer zur anderen gehen und in jeder einen bedeutenden Theil meiner Rolle zur Anſicht zurücklaſſen und zum Verlag anbieten. Dieſer Feldzugsplan war auch ſehr ſchnell ausgeführt. Wenn man mich auch faſt in jeder Handlung befremdet und erſtaunt anſah, ſo nahm man die Kompoſitionen und meine Anträge doch freundlich entgegen und verſprach in wenigen Tagen Antwort. Ohne ein einziges Notenheft, überaus fröhlich, daß Alles ſo gut von Statten gegangen, und voller Hoffnungen kehrte ich auf meine Stube zurück. Ich war ſo angenehm angeregt, daß ich mich ſogleich hinſetzte, um eine neue Kompoſition, welche mir

ſeit einigen Tagen im Kopfe ſummte und die ich Thereſen widmen wollte, niederzuſchreiben. Aber bald ſollte ich aus meinen jugendlichen Träumen ſchrecklich geweckt werden. Ich hatte nicht bedacht, ich habe damals noch nicht gewußt, wie viel auf Protektionen und Empfehlungen ankommt, und daß allein die Schmeichler der Oberflächlichkeit und der Tagesmode ſich ohne dieſe behelfen können. Ich trat meine Rundreiſe, um die Antwort der Verleger zu holen, in derſelben Ordnung an, wie das erſte Mal. In der erſten Kunſthandlung antwortete man mir mit vieler Höflichkeit, daß man im Augenblicke in zu viele Unternehmungen verwickelt ſei, als daß man an neue denken könne. In der zweiten hieß es ebenfalls mit Bedauern, daß der Zeitpunkt nicht günſtig ſei und daß ich gefälligſt ſpäter einmal wieder nachfragen ſolle. In der dritten ſagte man mir offen, daß die Kompoſitionen zu ernſt ſeien und daß, wenn ſie auch Talent verriethen, ich doch beſſer thäte, ein wenig mehr auf das Moderne, Brillante zu ſehen. Der Verleger machte dazu ein ſüßſaures Geſicht und ſagte achſelzuckend: Sie werden mich dieſes Rathes wegen verachten, aber — ich bin Kaufmann. In der vierten Handlung fand ich die Rolle eben ſo, wie ich ſie gebracht, und auf demſelben Orte, wo man ſie damals hingelegt hatte. Der Kommis gab mir ſie zurück und murmelte einige unverſtändliche Worte. So trug ich eine eben ſo ſchwere und dicke Rolle wieder nach Hauſe, wie ich vor wenigen Tagen hinausgetragen hatte. Was mich dabei am Schmerzlichſten berührte, war, daß ich nun die Hoffnung, Thereſen bald hülfreich ſein zu können, aufgeben mußte.

Nach einiger Zeit war ich ſelbſt in einer hülfloſen Lage. Meine Baarſchaft war beinahe bis auf den letzten Heller erſchöpft, und obwohl ich bereits in dem kleinen Gaſthauſe, in dem ich wohnte, Kredit hatte, ſo erkannte man mit jener, allen Gaſtwirthen eigenthümlichen Scharfſichtigkeit doch bald meine Lage und fing man an, mich auf eine Weiſe anzuſehen, die mich beleidigte und mich bewog, vom Gaſttiſche auszubleiben. Die Folge war, daß ſich mit überraſchender Schnelligkeit der Hunger ein-

ſtellte. Doch ließ ich den Muth nicht ſinken! Hatte ich doch geſehen, wie jeden Abend überall in Wien arme Muſizi, einzeln oder in Banden, von Kaffeehaus zu Kaffeehaus zogen. Warum ſollte ich nicht thun wie meine Kollegen in der Kunſt und in der Armuth? Es kannte mich ja Niemand in der fremden Stadt, und ich brauchte mich nicht zu ſchämen. Außerdem hatte dieſe neue Art des Erwerbes einen neuen Reiz für mich, der mir nach und nach den Gedanken daran ganz erträglich machte, und ziemlich guter Dinge ſchlich ich mich ſpät Abends mit der Geige unter dem Arm aus dem Hauſe, um meine neue Laufbahn anzutreten.

Wahrſcheinlich war es doch ein Gefühl von Scham, das mich zuerſt verſtecktere Vorſtadt-Gegenden aufſuchen ließ; denn ich erinnere mich, daß ich zuerſt in ein großes Vorſtadt-Kaffeehaus trat. Mit dem erſten Schritte, den ich in die hellerleuchteten weiten Räume that, flimmerte es mir vor den Augen und war es mir, als ſollte ich auf dem Theater debütiren. Aengſtlich ſah ich mich nach einem dunklen Winkel um. Der Kellner, welcher ſich vor mir verneigte, meinte, ich ſuche als Gaſt einen Platz, und zeigte auf einen Stuhl vor einem Marmortiſche. So bald er aber ſah, daß ich die Violine vornahm und zu ſtimmen anfing, veränderte ſich ſein Geſicht, und auf die Thür deutend, ſagte er mir ziemlich barſch, das ſei mir nicht erlaubt! Ich weiß nicht, wie ich hinausgekommen; ich erinnere mich nur, daß ich aus Verlegenheit, ſchon in der Gaſſe ſtehend, noch mit Stimmen meiner Geige fortfuhr. Bald faßte ich mich und ſetzte meine Wanderung fort. Mit größerem Muthe, als in das Kaffeehaus, trat ich in einen ſchlechterleuchteten Biergarten, ſtellte mich unter einen Baum in den Schatten und fing friſch zu geigen an. Doch war ich nicht über die erſten Takte hinaus, als eine derbe Hand meinen Arm faßte und ihn ſo unſanft zurückzog, daß ich mit einer ſchreienden Diſſonanz endete. Ich verſtand, daß es mir auch hier nicht erlaubt war, die Menſchen mit meiner Kunſt zu vergnügen, und ich ging. — Es war mir unbegreiflich, warum

man mich an beiden Orten so ungastlich aufgenommen. Vielleicht, sagte ich mir, wird an beiden die Musik aus Grundsatz zurückgewiesen. Um mich nicht zum dritten Male auszusetzen, beschloß ich, ein Kaffee- oder Gasthaus aufzusuchen, wo man eben Musik machte, davor zu warten, bis die Musiker abgezogen, und dann einzutreten. Wie gedacht, so gethan. Ich ließ ein Trio aus einem Kaffeehause abziehen, ging vor der Thür noch ungefähr eine halbe Stunde auf und ab, um das Publikum von der genossenen Musik ausruhen zu lassen, und trat dann mit einigem Zagen ein. Aber trotz der angewandten Vorsicht ging es hier gerade so, wie an den anderen Orten. Ich wußte nicht mehr, was davon zu halten, und verlor die Geduld. Ich warf Hut und Violine auf einen Tisch und setzte mich als Gast hin, entschlossen, meine letzten Kreuzer auf eine Tasse Kaffee zu verwenden und die Zeit zu benutzen, um vom Kellner die Ursache meines Mißgeschicks zu erfahren.

So bald ich als „Herr" am Tische saß, verzerrte sich das Gesicht des Kellners, der mich eben hinausgewiesen hatte, zur ausgesuchtesten Freundlichkeit und fragte, was meine Gnaden befehlen. Als der Kaffee auf dem Tische stand, sprach ich den Kellner mit ziemlich herrischer Miene an: Sagen Sie mir, Kellner, wie's kommt, daß mir heute zu wiederholten Malen ein Spaß verdorben wird! Ich gehe da mit meiner Violine aus einer Gesellschaft, wo wir Musik gemacht haben, und es fällt mir ein, in ein Kaffeehaus zu treten und den Leuten natürlich nur des Spasses halber etwas vorzugeigen. Aber kaum fange ich an, so weist mich der Kellner hinaus; so geht es mir auch in einem zweiten Kaffeehause, und so ging es mir, wie Sie wissen, auch hier. Sie haben hier doch andere Musiker spielen lassen, warum nicht mich?

Euer Gnaden, erwiderte der Kellner, der mich für irgend einen reichen Sonderling nahm, mit unterthänigem Lächeln, Euer Gnaden, das ist natürlich. Wenn die Kellner und Kaffeewirthe gewußt hätten, daß Euer Gnaden sich nur einen Spaß

machen wollten, ſo hätten ſie Euer Gnaden gewiß mit größtem Vergnügen ſpielen laſſen; aber ſie haben Euer Gnaden für einen von den landſtreicheriſchen Muſikanten gehalten und darum Euer Gnaden zurückgewieſen. Denn wir Kaffeehäuſer und Gaſthäuſer erlauben nur den Muſikanten des Kreuzer-Vereins, die ſich das bei uns ausgewirkt haben, aufzuſpielen.

Des Kreuzer-Vereins? fragte ich aufmerkſam. Welcher Art Verein iſt das?

Ein Verein von armen Muſikanten, antwortete der Kellner, die wöchentlich einen Kreuzer in eine Kaſſe zahlen und einen eigenen Direktor haben. Aus dieſer Kaſſe werden, wie ich glaube, die Steuern der Muſikanten bezahlt, und die Mitglieder dieſes Vereins allein haben, wie ich Euer Gnaden ſchon geſagt habe, die Erlaubniß, in unſeren Kaffeehäuſern zu ſpielen. Da weiß man doch, an wen man ſich, wenn es nöthig iſt, halten kann, und da iſt man im Stande, dieſes Volk ordentlich zu beaufſichtigen.

So wurde mir denn die Urſache meines Mißgeſchickes klar, und ich beſchloß, um ihm künftig auszuweichen, gleich am folgenden Tage in den Verein zu treten. Der Kellner konnte mir die Adreſſe des Direktors nicht ſagen, aber nach einigem Suchen ſtieß ich in der Gaſſe auf eine Muſikbande, die ſie mir bereitwillig mittheilte.

5.

Indeſſen ſchreckten mich bei ruhigerem Blute die gemachten Erfahrungen doch von dieſer neugewählten Laufbahn wieder ab. In meinem Bette liegend, begriff ich es nicht, wie ich mich konnte ſo mißhandeln laſſen, und erklärte es mir nur dadurch, daß es mir mit der Laufbahn eines wandernden Muſikanten doch nicht ernſt geweſen ſein konnte, daß ich eigentlich nur eine Art Maskenſpiel getrieben und ſo die Beſchämungen, die nicht mir, ſondern meiner Maske gegolten, ertragen mochte. Bei alledem aber ſah ich nicht ein, wie ich künftig leben und wie ich Thereſen

helfen wollte. Den Gedanken, meinen Vater um eine Unterstützung anzusprechen, wies ich mit Stolz zurück; der arme Vater konnte mich wohl ernähren, so lange ich bei ihm wohnte, war aber, ohne sich selbst die größten Entbehrungen aufzulegen, nicht im Stande, einen Sohn, der in der großen Residenz lebte, zu unterstützen. So beschloß ich, einen Theil meiner Habseligkeiten zu Gelde zu machen und die Zeit, welche ich auf diese Weise gewann, zu benutzen, um mir einen würdigen Nahrungszweig zu verschaffen. Zum ersten Male in meinem Leben trug ich einen Rock, der mir noch lange hätte dienen können, zum Trödler, eine goldene Nadel, das Geschenk eines reichen Edelmannes in der Nachbarschaft unserer Stadt, für dessen Hochzeit ich ein Karmen komponirt hatte, zum Juwelier und einen Theil meiner Reisebibliothek, die mir der Vater mitgegeben, zum Antiquar. Bei meiner Mäßigkeit reichte die kleine Baarschaft für einige Wochen hin. Thereſe — mit jener Prophetengabe, welche den Frauen ihren Freunden gegenüber eigen ist — mochte errathen haben, wie es mit mir stand, denn um jene Zeit fragte sie mich, ob ich nicht, wenn sich die Gelegenheit böte, hier und da Unterricht ertheilen wollte. Ich vertraute ihr, daß mir allerdings etwas der Art noth thäte, ohne ihr jedoch mitzutheilen, welche Erfahrungen ich in Wien schon gemacht und welche Abenteuer ich erlebt hatte. Am nächsten Musikabend forderte sie ihre Freunde auf, für mich zu sorgen und mir den Ueberfluß ihrer Unterrichtsstunden zukommen zu lassen. Sie versprachen das Beste, gaben mir aber zugleich den Rath, die Zeit, die indessen verfließen könnte, ohne daß sie etwas für mich fänden, nützlich anzuwenden und mich bei den Theatern um eine Orchester-Anstellung zu bewerben.

Dieser Rath schien mir sehr einleuchtend, und da einige Zeit verfloß, ohne daß von einer Lektion die Rede war, so machte ich mich endlich auf, den Theater-Direktoren meinen Besuch zu machen. Natürlich fing ich mit dem Höchsten an, mit dem Hof-Opern-Theater; aber nachdem ich einige Stunden im Vorzimmer

des Direktors gewartet hatte, wurde ich abgewieſen, ohne nur vorgelaſſen zu werden. Im Schauſpielhauſe antwortete man mir, das Orcheſter ſei übervölkert und ſolle nächſtens reduzirt werden. In einem Vorſtadt-Theater hatte man der Streichinſtrumente nur zu viel, da man eben eines militäriſchen Spektakelſtückes wegen vorzugsweiſe Blechinſtrumente brauchte. Der Direktor dieſes Theaters war überhaupt der Meinung, daß einem großen Saale, wie der ſeinige war, viel Blech bei Weitem angemeſſener ſei und größeren Effekt mache, als alle Saiteninſtrumente der Welt. Er verfahre, ſo verſicherte er mir, nach Grundſätzen, indem er die Saiten ſo nach und nach durch Trompeten und Hörner verdrängen laſſe. Es blieb mir nur noch das kleinſte und ſchlechteſte Poſſentheater übrig. Zwar mußte ich auch hier ſtundenlang antichambriren, da der Direktor in ſeinem Bureau eben den Beſuch ſeiner beliebteſten Lokal-Sängerin erhalten hatte; aber nach langem Warten wurde mein Herz von Hoffnung erfüllt, da mich der Direktor auf die Meldung, daß ein Violiniſt draußen warte, ſchnell eintreten ließ.

Sie ſuchen ein Engagement bei meinem Theater? rief er mir entgegen. Sie ſind Violiniſt? Na, das iſt charmant! ich brauche eben einen Violiniſten. —

Ich verneigte mich tief, und mein ganzes Geſicht drückte nichts als Hingebung aus.

Glauben Sie nicht, fuhr der Theater-Direktor fort, daß wir hier Mangel an Geigenſpielern haben; ganz im Gegentheil — jede Woche werden mir Dutzende angeboten. Aber der Mann, den ich im Augenblick brauche, iſt gewiſſer veralteter Vorurtheile wegen ſchwer zu finden. Ich hoffe, fügte er hinzu und betrachtete mich mit einem prüfenden Blicke, ich hoffe, dieſen Mann in Ihnen gefunden zu haben.

Ich bat um nähere Erklärungen, und der Direktor des Vorſtadt-Theaters fuhr fort: Ich gedenke jetzt ein Zauberſtück auf die Bühne zu bringen, in welchem es nothwendig ſein wird, daß ein Quartett auf der Szene ſelbſt aufgeführt werde.

Wieder ſchwieg der Direktor und betrachtete mich abermals mit prüfenden Blicken. Ich erklärte ihm, daß ich gewohnt ſei, vor dem Publikum zu ſpielen, und daß, wenn er mich für dieſes Quartett beſtimmte, die Bedingung für mich nichts Abſchreckendes hätte.

Na, das iſt charmant! rief der Direktor und rieb ſich vergnügt die Hände. Ich ſehe, fuhr er fort, daß Sie keine Vorurtheile haben, und will Ihnen die Sache etwas näher erklären. Der Held des Stückes, ein unglücklicher Prinz, verſinkt im zweiten Akte voll Sorgen in tiefen Schlaf. Die gütige Fee, eine Beſchützerin, will ihn tröſten und ſchickt ihm, als einen verkörperten Traum, aus den Wolken und auf einer Wolke reitend, vier Genien herab, die ihm ſanfte Wehmuth ins Herz gießen ſollen. Nun kann man ſanfte Wehmuth am Beſten mit Hülfe der Muſik ins Herz gießen, und mein Kapellmeiſter hat zu dieſem Zwecke ein charmantes Quartett komponirt, welches die vier Genien aufführen. Sie, rief der Direktor pathetiſch, indem er einen Schritt zurücktrat und auf der Bruſt die Arme über einander ſchlug — Sie habe ich beſtimmt, in dieſem himmliſchen Quartett den erſten Genius und die erſte Geige zu ſpielen.

Ich ſoll alſo, rief ich aus, als Genius auftreten? —

Allerdings, antwortete der Direktor, in ſeinem fleiſchfarbenem Tricot, mit zwei herrlichen Flügeln aus Gold an den Schultern und mit einer blonden Jünglings-Perrücke auf dem Kopfe. Nach Beendigung des Quartettes hätten Sie, um dem Publikum den Sinn der Muſik zu erklären, an den ſchlafenden Prinzen noch einige Worte, eine kleine Rede zu richten. Bei dieſer Rede müßten Sie ſich, um die Einheit des Stückes, das eine Lokal-Zauberpoſſe iſt, nicht zu ſtören, gefälligſt des Wiener Dialektes bedienen.

Nachdem ich einige Zeit ſtarr vor Erſtaunen dageſtanden hatte, erinnerte ich mich unwillkürlich an meine heimiſchen Freunde, und was ſie ſagen würden, wenn ſie mich auf einer Wolke reitend, als muſizirenden und wieneriſch deklamirenden

Genius ſähen, und ich brach in ein lautes Gelächter aus. Aber ich wurde ſchnell wieder ernſt, als ich mir Thereſen unter den Zuſchauern dachte — entſchuldigte mich mit meiner Unkenntniß des Wiener Dialektes, verſicherte, daß ich um keinen Preis den einheitlichen Charakter ſeines Stückes ſtören wollte, verbeugte mich kurz und ging.

Da ſtand ich wieder in den Gaſſen, ärmer um eine Hoffnung, die mir einen Augenblick gelächelt, und trotz der Heiterkeit, die mir der Gedanke an den Genius für Momente noch erregte, herzlich traurig. Nach den Anträgen des Direktors ſchien mir das Loos eines herumziehenden Muſikanten, das ich vor Kurzem von mir gewieſen hatte, überaus ehrenvoll und wünſchenswerth. Schnellen Schrittes, als fürchtete ich, abermals in meinem Entſchluſſe wankend zu werden, und dabei halb und halb mit dem Gefühle eines verlorenen jungen Menſchen, der in äußerſter Noth hineilt, um ſich anwerben zu laſſen, durchſchritt ich die langen Straßen der Vorſtadt, um die Wohnung Herrn Nikolaus Vogels, des Direktors des Kreuzer-Vereins, aufzuſuchen. Mit Zagen klomm ich die ſchmalen und ſteilen Treppen des alten Hauſes hinan, faſt überzeugt, daß ich ſelbſt in den Kreuzer-Verein nicht aufgenommen werde. Schüchtern pochte ich an die Thür, und ſchüchtern trat ich ein.

Die Stube war von ſo dichtem Tabaksqualm erfüllt, daß ich die Gegenſtände kaum unterſcheiden und den Mann, der, eine lange Pfeife im Munde, in den Wolken auf und ab ging, kaum ſehen konnte. Er trug einen langen abgefärbten Schlafrock, der in der Mitte von einem Sacktuch zuſammengehalten war, und hatte graues Haar, das voll und dicht wie Borſten emporſtarrte. Auf der äußerſten Spitze der Naſe ſaß eine Klemmbrille, die aber ein purer Luxus-Artikel zu ſein ſchien, da er immer darüber hinwegſah. In Pelzſchuhen daherſchlürfend, kam er mir bis an die Thür entgegen und fragte nach meinem Begehr. Ich drückte meinen innigen Wunſch aus, Mitglied des Kreuzer-Vereins zu werden, und war nicht wenig erſchrocken,

als er mir mit vorgebücktem Leibe, mein Geſicht faſt mit ſeiner Naſe berührend, mit breitem Munde und faſt grimmig die Zähne weiſend, zurief: Kann Sie nicht brauchen! kann Sie nicht brauchen!

Plötzlich kam ich mir wie ein unglückſeliges Weſen vor, das nirgends in der Welt an ſeinem Platze iſt, da mich ſelbſt der Kreuzer-Verein nicht brauchen konnte. Ueberaus traurig wandte ich mich gegen die Thür, als mir Herr Nikolaus Vogel, der indeſſen ans andere Ende der Stube zurückgekehrt war, nachrief: Na, Sie Hannoveraner, Preuße, Sachſe, Lippe-Detmolder, oder was Sie ſonſt ſind, kommen Sie nur zurück, daß ich mich näher erkläre.

In der That glaubte ich, daß mir der Alte der barſchen Begegnung wegen eine Erklärung ſchuldig wäre, und ich kehrte zurück. Er ſtellte mir einen Stuhl und ſetzte ſich ſelbſt ſo nahe zu mir, daß ſeine Kniee die meinigen berührten; dann bückte er ſich wieder vor und ſagte mit einem etwas minder grimmigen Geſichte: Sehen Sie, ich kann die Leute aus dem Reich nicht leiden.

Ich zuckte die Achſeln und meinte, die Leute aus dem Reich werden es wohl ertragen müſſen.

Nein, ſagte der Alte wieder, und zwar etwas freundlicher, es iſt ſo bös nicht gemeint; wenn ich ſage, ich kann die Leute aus dem Reich nicht leiden, ſo meine ich, ich kann ihre Sprache nicht leiden. Es iſt mir nichts ſo zuwider, wie das Hochdeutſche — es iſt ſo hochmüthig, ſo ſtolz, und als ob es ſich über unſer Wieneriſch immer luſtig machte. Wer wird denn immer in Sonntagskleidern gehen? Und das Hochdeutſche, das kommt mir immer wie ein ganz neues ſteifes Sonntagskleid vor. Ich ſehe ein, daß ich gegen die Leute aus dem Reich ungerecht bin, denn ſie können ja nichts dafür, ſie wurden ſo erzogen.

Während dieſer Rede hatte ſich das Geſicht, das mich ſo grimmig angefahren, auf ſo angenehme Weiſe verwandelt und einen ſo gutmüthigen und naiven Ausdruck angenommen, daß ich in der That nicht anders als ihm vergeben konnte.

Na, begann er wieder, ſo bald er mich verſöhnt ſah, Sie wollen in den Kreuzer-Verein; Sie ſollen mit Vergnügen aufgenommen werden, wenn Sie etwas können, aber ich nehme Niemanden auf, ohne ihn zu prüfen.

Ich erklärte mich bereit, ihm etwas vorzuſpielen und zu dieſem Zwecke morgen mit meiner Geige wiederzukommen.

Glauben Sie, rief der Direktor, daß der alte Vogel keine Geige im Hauſe hat? Horniſt, bring meinen Straduari her.

Jetzt erſt bemerkte ich ein Individuum, das, einen grauen Hut unter dem einen Arm, ein Waldhorn unter dem anderen haltend, ziemlich ſchüchtern und wie voll großer Ehrfurcht für Herrn Nikolaus Vogel im Winkel ſtand. In ſeiner Dienſtfertigkeit wußte er nicht, ob er erſt den Hut oder das Horn niederlegen ſollte, und machte dabei Bewegungen, welche die Kürze ſeiner Rockärmel und die noch auffallendere Kürze ſeiner Beinkleider und rückwärts große, über die Schöße weit hinausreichende, mit Eßmaterialien gefüllte Rocktaſchen verriethen. Ich hatte offenbar einen Kollegen vom Kreuzer-Verein vor mir. Er nahm den Geigenkaſten aus einem Schranke und ſtellte ihn voll Ehrfurcht auf den Tiſch. Der Direktor übergab mir das Inſtrument mit einiger Feierlichkeit und forderte mich auf, zu beginnen.

Das Inſtrument war ganz vortrefflich; es ſang wie eine Sirene, ſo daß ich mit Luſt darauf zu geigen anfing. Aber kaum hatte ich einige Striche gemacht, als mir Herr Nikolaus Vogel ein Halt zurief.

Warten Sie, ſagte er, dazu will ich mir erſt eine Pfeife ſtopfen, um gemüthlich zuhören zu können!

Als er die Pfeife geſtopft und angezündet, einen friſchen Federkiel in die Spitze geſteckt und ſich gemächlich in den Stuhl geſtreckt hatte, fing ich wieder an. Aber wieder ſprang er auf, fiel mir in den Arm und rief: Halt, dazu muß ich auch eine Taſſe Schwarzen trinken!

Der Horniſt eilte hinaus, und nach einiger Zeit, während

welcher der Direktor mich kopfſchüttelnd betrachtete, flog die Thür auf, und herein, faſt über die Schulter des Horniſten hinweg, ſprang, wie von einer unſichtbaren Macht geſchnellt, ein junges Mädchen. Sie trug die Taſſe Kaffee mit aufgehobenen Armen hoch über dem Kopfe und ſchwang ſich ſo, immer weiter vorwärts fliegend, in die Luft, machte einige Pirouetten, blieb dann auf der Spitze des Fußes ſtehen, drehte ſich hierauf wirbelnd im Kreiſe und ſtellte zuletzt mit einer anmuthigen Verbeugung die Taſſe auf den Tiſch, ohne auch nur einen Tropfen ihres Inhaltes verſchüttet zu haben.

Gut, Roſa, ſagte der Alte ſchmunzelnd — das haſt du gut gemacht; aber dieſes Strampeln in der Luft, das du Pirouetten nennſt, kann ich nicht leiden. Das mußt du dir abgewöhnen.

Oh, ſagte das Mädchen, Alles kann ich für meinen Vater thun, nur das nicht. Dann, mit einem Blicke auf mich, fügte ſie leiſer hinzu: Kann ich nicht hier bleiben und zuhören? —

Nichts da! fort! du würdeſt uns nur ſtören!

Und wieder mit einem Schwunge gegen die Thür, war die Tänzerin verſchwunden. Der Alte that einen tiefen Schluck, nahm eine Priſe, wiſchte lange an der Naſe hin und her, dampfte Eines vor ſich hin, lehnte ſich dann im Stuhle zurück, ſchloß die Augen und murmelte: Jetzt!

Ich ſpielte eine Kadenz, die ich mir vor Kurzem zu einem Beethoven'ſchen Konzerte komponirt hatte. Ich ſpielte mit großem Fleiße, um dem Alten einen hohen Begriff von meiner Kunſt beizubringen. Aber er rührte und regte ſich nicht. Nur daß er mit geſchloſſenen Augen manchmal die Hand ausſtreckte, um die Taſſe zum Munde zu führen. Die Rauchwolken, die er von ſich blies, wurden größer oder kleiner, je nach dem ſchnelleren oder langſameren Takte meines Spieles. — Als ich endete, richtete er ſich auf, ſah mir ſtarr ins Geſicht und ſagte nichts als: Aha, ſo ſo?

Wie ein Echo wiederholte der Horniſt: Aha — dann fügte er, wie vor ſich hinſprechend, bei: Das iſt die höhere Muſik —

ſo zu ſagen die muſikaliſche Muſik — mehr Harmonie als Melodie — was man ſo heißt Generalbaß und Kontrapunktmuſik — die ſchwere, die gelehrte, die gelernte Muſik.

Schweig! herrſchte ihm der Direktor zu, ſchweig und geh. — Gehorſam ergriff der Horniſt ſein Inſtrument und ſeinen Hut und entfernte ſich. Herr Nikolaus Vogel ſtand auf, nahm mir die Geige aus der Hand und fing ſelber zu ſpielen an. — Nach den erſten Strichen erkannte ich den alten Meiſter. Der Mann war wie verwandelt; aufrecht und ſtolz ſtand er da und ſtrich mit einer Kraft und Gewalt, die man von den zitternden Händen nicht erwartet hätte. — Derſelbe gebeugte und zitternde Greis, der vorhin mit gekrümmten Beinen im Zimmer herumſchlurfte, fing nun an, mit großen und feſten Schritten, immer ſpielend, im Zimmer auf und ab zu ſchreiten. Bald ſtürmiſch, bald ſanft und immer in den reinſten Tönen klang es aus der Violine, bis er mit einigen kräftigen Strichen endete. — Dieß, ſagte er, während er die Violine wieder in den Kaſten legte, dieß als Antwort auf Ihr Spiel. — Dann trat er auf mich zu, legte die Hand auf meine Schulter und ſagte: Jetzt erklären Sie mir, warum Sie in den Kreuzer-Verein aufgenommen ſein wollen! —

Mit kurzen Worten, denn ich ſah, daß er mich ſchnell verſtand, erzählte ich ihm, welche Erfahrungen ich ſchon in Wien gemacht. Mit dem Kopfe nickend, als wollte er ſagen: Das alles iſt mir bekannt, ging er während meiner Erzählung in der Stube auf und ab. Als ich geendet hatte, blieb er vor mir ſtehen und rief, während er mich an der Hand faßte: Lieber Freund, ſo iſt es mir von früheſter Jugend bis ins ſpäte Alter gegangen; hätte ich nicht eine Tochter beim Ballet, ich wäre längſt verhungert. Ich kann nichts für Sie thun, als daß ich Sie in die erſte Klaſſe des Vereins einſchreibe. Da werden Sie doch etwas mehr gewinnen und wenigſtens nicht gezwungen ſein, von Kaffeehaus zu Kaffeehaus zu ziehen. Meine Muſiker der erſten Klaſſe ſchicke ich nur in anſtändige Häuſer, wenn ein Quartett oder ein kleines Orcheſter für Hausbälle von mir verlangt wird. Gibt es einen

luſtigen Winter, ſo werden Sie auch ſchönes Geld verdienen und können es bei einiger Sparſamkeit, und wenn Ihnen das Glück wohl will, ruhig abwarten, bis Sie in der Kunſtwelt eine Stellung erringen, die Ihr Talent verdient. Oh, möge es bald ſo kommen! rief er mit Inbrunſt aus — wie viele edle und ſchöne Talente ſah ich zu Grunde gehen! Ein gütiger Gott möge Sie vor meinem Schickſale und dem Schickſale ſo vieler Anderen behüten!

Er warf ſich in den Lehnſtuhl zurück und bedeckte das Geſicht mit den Händen. Traurige Erinnerungen ſchienen an ihm vorüberzuziehen, und meine eigene Lage vergeſſend, fühlte ich nur inniges Mitleid mit dem, wie es ſchien, verfehlten und ſchmerzenreichen Leben des alten Mannes. Ich wollte ihn durch Zureden wieder aufrichten; aber das that nicht noth, er war gewohnt, ſich den traurigen Gedanken ſelber zu entreißen, und bald ſetzte er mir wieder mit Heiterkeit aus einander, wie er nach Kräften für mich ſorgen wolle. Es war mir, als hätte ich einen mächtigen oder wenigſtens treuen Beſchützer gefunden, und als dankbarer Freund ging ich von dem ſonderbaren Alten, der mich ſo mürriſch und abſchreckend empfangen hatte.

6.

Der Alte hielt Wort. Er machte mich zum Chef eines kleinen Orcheſters, das je nach Bedürfniß oder Beſtellung aus ſechs, acht oder zehn Muſikern beſtand und mit dem ich in den beſten Häuſern bei Soireen und Bällen aufſpielte. Selten verging eine Woche, ohne daß ich drei bis vier Mal hätte ausziehen müſſen; die Einkünfte floſſen ziemlich reichlich, und ich lebte mit einiger Beſchränkung ohne Sorgen. Ich war meinem Chef auch dankbar, indem ich ihn in ſeiner räucherigen Stube oft beſuchte, ſeine Geſchichten aus alter Zeit anhörte, mit ihm muſizirte und ſeine Tochter Roſa, die Ballettänzerin, lobte. Ich konnte das mit gutem Gewiſſen und ohne die geringſte Schmeichelei. Roſa war

außerordentlich ſchön und eines der beſten, wenn auch wunderlichſten Geſchöpfe der Welt. Ihr Vater, der ihr in Allem nachgab und zu ihren Thorheiten nur lachte, erhielt ſie auf dieſe Weiſe in einer Kindlichkeit, die dieſe Thorheiten, trotz ihrer neunzehn Jahre, natürlich und paſſend erſcheinen ließ. Ihr ſchlanker Leib war bei aller Zartheit von einer außerordentlichen Beweglichkeit, die ſich ununterbrochen äußerte und über die man erſtaunt geweſen wäre, wenn man ſie nicht über die angeborene Anmuth, die bei jeder Bewegung zum Vorſchein kam, vergeſſen hätte. Leib und Seele waren bei ihr, ſo zu ſagen, zu Tanz geworden, und ihr angeborener muſikaliſcher Sinn hatte danach eine eigenthümliche Richtung genommen. Man konnte nicht ſagen, daß ſie die Muſik hörte, ſie ſah vielmehr jeden Ton oder Akkord als Pas, Entrechat, Pirouette, Sprung, Stellung u. ſ. w. verkörpert. Sie konnte keine Muſik, von welcher Art immer, anhören, ohne in Bewegung zu gerathen, und ſo tanzte ſie auch Alles; ſie tanzte Lieder und Sonaten und hätte ein Oratorium tanzen können. Wenn ich mit ihrem Vater muſizirte, kam ſie gewiß immer in die Stube, und ich ſah durch den Tabaksqualm, wie ſie im Hintergrunde ſich hin und her neigte, wie eine Feder in die Luft ſprang oder herüber und hinüber ſchwebte, ohne daß ihr Schritt gehört wurde. Bei allem kindiſchen Weſen betrieb ſie ihre Kunſt mit Sinn und Ernſt. Stundenlang verweilte ſie in der Galerie des Belvedere, um an den Bildern der alten Meiſter ſchöne Attituden zu ſtudiren, die ſie dann zu Hauſe, oft zum größten Erſtaunen des Publikums in der Galerie ſelbſt nachahmte. Sie trug ſich auch mit einem großen, einem reformatoriſchen Gedanken; ſie wollte nämlich, wenn ſie zu Ruhm und Einfluß gelangt wäre, den häßlichen kurzen Steifrock der Tänzerinnen ausrotten und ihn durch ein langes, weiches Gewand mit Faltenwurf erſetzen. Sie wußte nicht, daß ſie da einen antiken Gedanken hatte.

Ich hatte ihr von Thereſen geſprochen, und ſie wünſchte ſie kennen zu lernen. Vom erſten Beſuche, den ſie in meiner Geſell-

ſchaft in dem ſtillen Haushalt machte, bekannte ſie eine außerordentliche Verehrung für die edle und ſanfte Dulderin, die ſie mit Freundlichkeit empfing und mit der Milde einer älteren Schweſter zu ihrem exzentriſchen Weſen lächelte. Roſa kam oft wieder und überhäufte Thereſen mit allerlei Geſchenken, Theater-Billetten, Blumenſträußen und anderen Kleinigkeiten, die ſie ſich zu verſchaffen im Stande war. Mit großen Augen betrachtete ſie das ruhige Walten der „weiſen Perſon", wie ſie Thereſen nannte, und wurde in deren Gegenwart ſelbſt ruhiger und maßvoller. Nur an den muſikaliſchen Abenden war es ſchwer, mit ihr auszukommen. Mit dem erſten Tone fuhr der Tänzergeiſt in ſie, und der Kampf, der in ihr entſtand, indem ſie tanzen und ihre Luſt aus Rückſicht für Thereſen und die Fremden unterdrücken wollte, brachte ſie zu ſo komiſchen Geberden und Bewegungen, daß ſämmtliche Muſiker oft mitten im Spiele mit Gelächter abbrechen mußten. Sie fand ein Auskunftsmittel, indem ſie mit Beginn der Muſik in die zweite Stube ſprang, die Thür leiſe anlehnte und ſich nun in der Einſamkeit ihrer Luſt hingab. Wenn man die Thür öffnete, fand man ſie in einer heroiſchen oder ſentimentalen Stellung, oder auch maleriſch aufs Sopha hingegoſſen, je nach dem Finale des eben beendeten Muſikſtückes.

Dieſe kleine Welt, in welcher Roſa tanzte und Thereſe ſchweigend ihr Kreuz und die Sorge einer ganzen Familie trug, bildete einen ſchreienden Kontraſt mit jener rauſchenden, glänzenden, großen Welt, die ich nun in Folge meines neuen Standes über die Schranken meines kleinen Orcheſters hinweg beobachtete, aus deren Schimmer ich mich oft in das Dämmerdunkel von Thereſens Stube zurückſehnte, und in der ich doch, wie es einen Augenblick den Anſchein hatte, beſtimmt war, mein Glück zu machen. Um meine neue Beſchäftigung auf eine Weiſe mit meinen Neigungen in Einklang zu bringen und die Leere, die ſie meinem Gemüthe ließ, auszufüllen, komponirte ich manches der Situation Angemeſſene, was mein kleines Orcheſter leicht einübte, und das zur Eröffnung von Bällen, während der Tafel oder in den Ruhe-

ſtunden um Mitternacht aufgeſpielt wurde. Ein ſolche Kompoſition ließ ich eines Nachts bei der Gräfin P. erklingen, während die Geſellſchaft, ohne ſich viel um uns zu kümmern, plaudernd und lachend, vom Tanze ausruhend, in den weiten und prächtigen Sälen hin und her wogte. Nur ein junger Mann ſchien uns während dieſer Zeit einiger Aufmerkſamkeit zu würdigen. Leiſen Schrittes ging er vor dem kleinen Orcheſter, das man für uns errichtet hatte, auf und ab und zeigte, indem er bald horchend ſtehen blieb, bald wieder im Takte weiter ſchritt, daß er ſich für die Muſik intereſſirte. Während eines kleinen Solo's, das ich zu meinem eigenen Vergnügen angebracht hatte, ſchlug er die Arme über der Bruſt zuſammen, ſah mich prüfend an und horchte mit offenbarer Theilnahme. Kaum hatte ich geendet, als er mit einem ſchnellen Schritte an mich herantrat und: Bravo, Braviſſimo! das iſt ja ganz vortrefflich! ausrief. Er fragte mich nach dem Kompoſiteur des Stückes, und da ich mich ſelber nannte, überhäufte er mich mit den herzlichſten Komplimenten und knüpfte Bemerkungen daran, die mir zeigten, daß ich einen kunſtverſtändigen Mann vor mir hatte. Mit Einem Male wandte er ſich um und eilte in das Gedränge zurück, während welcher Zeit mir einer meiner Kollegen ſagte, daß dieſer Herr der Graf N., einer der kunſtſinnigſten Ariſtokraten, einer der wenigen Mäcenaten der Reſidenz ſei. Nach einigen Minuten kam der Graf zurück und forderte mich im Namen der Frau vom Hauſe auf, das Orcheſter auf eine halbe Stunde zu verlaſſen und der Geſellſchaft ein kleines Konzert zu geben. Gern, aber etwas aufgeregt, folgte ich ihm in den zweiten Saal, wo er ſich ans Klavier ſetzte und ſich bald ein großer, dichter Kreis um uns bildete. Er ſtellte eine Sonate für Klavier und Geige vor ſich und fragte, ob mir das Stück recht ſei. Es war eine meiner Lieblingsſonaten, und ich bat ihn, nur vorwärts zu gehen. Noch nie hatte ich vor einem ſo glänzenden Publikum geſpielt, noch nie hatten ſo viele Augen ſchöner und glänzend geputzter Damen auf mir geruht, und vielleicht nie hatte ich ein Gemach geſehen, das wie dieſer Salon

Anmuth und reiches, glückliches Behagen athmete. Alles Das, ich geſtehe meine bürgerliche Schwachheit, wirkte aufregend auf mich, und ich ſpielte vielleicht mit mehr Feuer und Begeiſterung, als gewöhnlich. „Vortrefflich!“ „Ausgezeichnet!“ „Magnifique!“ ſcholl es da und dort aus dem Publikum. Als wir geendet, rauſchender Beifall. Eine Dame drängte ſich vor und wollte ebenfalls etwas mit mir ſpielen. Während dieſes Stückes hörte ich oft das Bravo des Grafen und bemerkte, wie er, ſich zu Dem und Jenem wendend, ſagte: Oh, das iſt ein Künſtler! Am Schluſſe überhäufte er mich aufs Neue mit Komplimenten, welchem Beiſpiele das ganze Publikum und die Dame des Hauſes glaubten folgen zu müſſen. Oh, rief der Graf der Dame vom Hauſe zu, dieſen Künſtler müſſen wir Helenen empfehlen, ſie wird uns dankbar ſein. — Allerdings, thun Sie das, lieber Graf, antwortete die Frau vom Hauſe. Er führte mich wieder in den erſten Salon, und in der Nähe des Orcheſters mit mir auf- und abgehend und während er etwas auf eine Karte ſchrieb, ſagte er: Sie ſind nicht an Ihrem Platze. Ich kenne das Künſtlerleben zu gut, um nicht zu wiſſen, wie oft Schickſal und Talent in Disharmonie ſind. Leider muß ich noch heute, ſobald ich dieſes Haus hier verlaſſe, in Geſchäften meines Amtes (er war Sekretär der Geſandtſchaft in London) abreiſen, ohne zu wiſſen, ob ich vor Jahren wieder nach Wien zurückkehre. Bliebe ich hier, ich würde mich bemühen, Ihnen eine Stellung zu verſchaffen, die Ihres Talentes würdig wäre. Aber — hier übergab er mir die Karte — ich empfehle Sie der Gräfin Helene Caroli, einer ausgezeichnet talentvollen Dame, welche Talente wie Sie zu ſchätzen weiß; ich kann Sie unmöglich in einem beſſeren Schutze zurücklaſſen.

In jedem ſeiner Worte, in ſeinem Tone ſprach ſich ſo viel Wohlwollen aus, daß es mir leid that, als er mich verließ und als ich, hinter die Schranken meines Orcheſters zurückgekehrt, bemerkte, daß er von der Dame des Hauſes und den Gäſten Abſchied zu nehmen anfing. Aus dem Saale und am Orcheſter

vorübergehend, ſchickte er mir noch einen freundlichen, faſt vertraulichen Gruß zu, daß es mir war, als ob mein Schutzgeiſt von mir ginge. Meine Kollegen im Orcheſter ſchienen auf meinen Erfolg etwas neidiſch; wenigſtens machten ſie allerlei Bemerkungen, die ſo klangen. Der Eine meinte, die Herren und Damen laſſen ſich gern unterhalten; das ſei aber auch Alles. Ein Zweiter bemerkte, von ſolchen Triumphen könne man nicht leben, und ſie ſeien nur geeignet, von der ſoliden Bahn abzubringen. Der Baſſiſt brummte, bei all Dem werde man uns keinen Pfennig mehr bezahlen, als ausgemacht ſei, und nicht einmal, anſtatt des ſchlechten heurigen, beſſeren Wein vorſetzen. Wahr iſt es, daß ſich ſeit Abgang des Grafen keine Seele um mich oder das Orcheſter bekümmerte. Man tanzte wieder, und ich war aus einem Künſtler wieder zu einem Tanzmuſikanten herabgeſunken, und die Schranken des Orcheſters waren wie vorher eine unüberſchreitbare Gränze zweier Welten.

Gräfin Helene Caroli empfing mich mit großer Freundlichkeit. Als Künſtler und als Empfohlener eines lieben Freundes war ich ihr, wie ſie ſagte, doppelt willkommen, und ſie hoffte, daß wir ſchöne und genußreiche Stunden mit einander verleben und daß ſie in ihrer Einſamkeit viel von mir lernen werde. Sie lud mich ein, bald wieder zu kommen, und bat mich, von Zeit zu Zeit, wenigſtens ein oder zwei Mal die Woche, mit ihr zu muſiziren.

Thereſe jubelte, als ich ihr von den neuen Protektionen erzählte. Ich ſehe, ſagte ſie voll Freude, wie Recht ich hatte. Längſt hätte ich Ihnen in meinen Kreiſen ſchon hier und da eine Lektion verſchaffen können; aber ich wollte es nicht. Ich bin eine Lehrerin letzten Ranges und wollte Sie nicht in meine Sphäre herabziehen, da die Leute ſelten nach dem Talente, aber immer nach der Region fragen, in der man beſchäftigt iſt. Einmal in eine niedere Sphäre gerathen, iſt man darin gebannt, ohne durch Jahre, vielleicht durch das ganze Leben höher empor ſteigen zu können. Darum wollte ich nicht, daß Sie in die Welt meiner Gewürzkrämer und ehrgeizigen Hausmeiſter gerathen.

Thereſe und die Freunde prophezeiten mir eine glänzende Zukunft, da die Gräfin Helene allgemein als eben ſo gütig und wohlwollend, denn als einflußreich gerühmt wurde.

7.

Ich muß hier auf die erſte Zeit meines Wiener Aufenthaltes und auf eine Bekanntſchaft zurückkommen, die ich gleich Anfangs bei Thereſen machte. Der treueſte Beſucher ihrer Abende war Alexis, ein Freund ihres Bruders Raphael, der mit ihm in Einem Atelier gearbeitet hatte. Wir ſind gewohnt, nach alten Traditionen von Michel Angelo bis auf Thorwaldſen, nach ihrer Beſchäftigung mit dem Schönen, nach ihrer Arbeit, welche Marmor, Granit und Porphyr bewältigt, uns die Bildhauer als ſchöne und kräftige Geſtalten zu denken. Deſto überraſchter war man, wenn Einem der Bildhauer Alexis vorgeſtellt wurde. Die Natur hatte ihn grauſam vernachläſſigt; er war auffallend klein und bedeutend verwachſen. Der Rücken wölbte ſich ziemlich hoch empor, und die Ohren berührten die Schultern. Der Kopf ſchien wie durch ein Verſehen auf dieſen mißgeſtalteten Körper gerathen zu ſein und trug durch ſeine Schönheit nur dazu bei, auf dieſen aufmerkſam zu machen; eben ſo wie die Mißgeſtalt die Schönheit des Kopfes mehr auffallend machte. Unter einer prächtigen Stirn glühten zwei ſchwarze und geiſtvolle Augen und herrſchte eine ſchön gebogene Römernaſe. Ein Ausdruck von Ironie, der immer um die etwas dicken Lippen ſchwebte, erhöhte noch das Geiſtreiche des Ausdruckes, der, wenn ein Lächeln hinzu kam, ſogar überaus liebenswürdig und einnehmend erſcheinen konnte. In Geſellſchaft war er ſchüchtern und hielt ſich immer ſtill in einem Winkel. Sprach er aber, ſo waren ſeine Worte ſtolz und ſcharf. Man mußte ſchon ziemlich gut bekannt mit ihm ſein, um von ihm freundlich angeſprochen zu werden. Für Thereſen hatte er eine große Neigung, und ſie liebte ſeine Beſuche, weil er ihr von dem fernen Bruder ſprach, an dem er mit einer begeiſterten Freund-

ſchaft hing. Er ſchätzte Raphael höher, weil er ſich für den Handel untauglich erwieſen und betrachtete ihn als einen Märtyrer.

Trotz ſeinem menſchenſcheuen Weſen ſchloß er ſich zur Verwunderung Aller, die ihn kannten, bald und ſehr enge an mich an. Oft, wenn wir ſpät in der Nacht von Thereſen gingen, forderte er mich auf, noch einen Spaziergang mit ihm zu machen, und Stunden lang wanderten wir unter den Bäumen am Joſephs-Kanal auf und nieder. Da erfuhr ich denn, was in dieſer ſo ſchlecht eingehüllten Seele vorging. Er hatte einen großen Begriff von ſeinem Talente und träumte von ungeheuren Erfolgen, von Ruhm und Glanz. „Wie Cäſar für ſeinen kahlen Kopf," ſagte er einmal, „ſo brauche ich den Lorbeer für meinen Buckel. Einen Wald von Lorbeern," rief er, „um mich ganz darin zu verſtecken!" Es war ſeine Schwäche, über ſeine Mißgeſtalt zu ſprechen, als hätte er den Gedanken Anderer zuvorkommen wollen. So ſagte er ein anderes Mal: „Je weiter man vom Idealen entfernt iſt, deſto größer iſt der Drang danach, und deſto mächtiger entfaltet ſich der Sinn dafür; ich hoffe darum, ſehr Bedeutendes zu leiſten." Er ſprach auch viel von Rom und Italien und der Reiſe, die er demnächſt dahin antreten wollte; aber man ſah ihn niemals Vorbereitungen dazu treffen, obwohl ſie ihm bei dem ſchönen Vermögen, deſſen Herr er war, leichter geworden wäre, als den meiſten Künſtlern. Die Freunde Thereſens, die ihn ſeit längerer Zeit kannten und beobachteten, waren der Meinung, daß er ſich Thereſens wegen von Wien nicht trennen könne.

Eben um die Zeit, als mich der alte Nikolaus Vogel in ſeinen Verein aufnahm, lud mich Alexis ein, bei ihm, das iſt in ſeinem Atelier, zu wohnen. „Sie werden Muſik machen. Ich werde dabei modelliren und ſo bei Muſik, wie Leonardo da Vinci, unſterbliche Werke ſchaffen." Der Gedanke gefiel ihm ſo ſehr, daß er dringender wurde, und da mich auch Thereſe aufmunterte, der Einladung zu folgen, um den guten Alexis nicht ſo ganz einſam zu laſſen, ſo trug ich meine kleinen Habſeligkeiten in das faſt am Ende der Vorſtadt gelegene Atelier hinüber. Es war das

ein ziemlich großes hölzernes Gebäude, das aus einem einzigen Gelaß und einer kleinen Nebenkammer bestand. Rings umher an den Wänden und auf Schränken hingen und standen die Gypsabgüsse von antiken Bruchstücken und ganzen Statuen. Dazwischen die Masken berühmter Menschen. In Schränken und in Winkeln standen in zahlreichen Exemplaren in Gyps oder in gebranntem Thon Alexis' eigene Werke: Basreliefs und Statuen, die er, man wußte nicht, zu welchem Zwecke, vervielfältigen ließ. Man brauchte kein besonderer Kenner zu sein, um gleich einzusehen, daß diese Werke der Vollendung noch ziemlich fern standen. Sonderbarer Weise hatten seine Gestalten sämmtlich eine gewisse Aehnlichkeit mit ihm selbst; ihre Rücken, nackte wie verhüllte, waren zu sehr gekrümmt, die Schultern zu hoch, die Hälse zu kurz. Alexis hatte, wie ich mich oft überzeugen konnte, für diese, obwohl auffallenden Fehler kein Auge, und er begriff nicht, warum manche von diesen Statuen, die er ausgestellt hatte, keinen Anklang gefunden. Nur in der letzten Ausstellung hatte eine Arbeit von ihm großes Aufsehen erregt — es war dieß eine Aesop-Büste, die er in einem Anflug von Selbst-Ironie modellirt und mit einem Ausdruck von Humor und Wehmuth ausgestattet hatte. Aber der Erfolg ärgerte ihn, und er zog die Büste nach einigen Tagen zurück und hat sie weder verkauft, wie ihm angeboten war, noch nach seiner Gewohnheit in Gyps vervielfältigen lassen. Selbst aus seinem Atelier war sie verschwunden. Nur eine Arbeit fand ich in seinem Atelier, an der nichts zu tadeln gewesen, und diese war ein Basrelief, welches, man konnte sich nicht irren, das Portrait Theresens darstellte. Es gab nicht nur ganz und gar die Züge des Originals, es gab auch die ganze Milde wieder, und es war nichts Fremdes an diesem Bilde, als der Lorbeerkranz, den er Theresen etwas theatralisch aufgesetzt hatte. Ich fragte ihn, wie er dazu gekommen, dieses Bild und auf diese Weise zu modelliren, und er antwortete etwas verlegen und wie im halben Scherze: „Reine Spekulation! Therese muß ja doch früher oder später eine berühmte Künstlerin werden,

und da will ich ihr Bild im rechten Zeitpunkte gleich bereit haben."

Aber die Andacht, mit der er oft das Bild betrachtete, und die Gewohnheit, ſich im Arbeiten zu unterbrechen, um wie Begeiſterung ſchöpfend vor das Bild zu treten, ſtraften ihn Lügen, obwohl das Basrelief in der That wie in einem Magazine in zahlreichen Exemplaren da war. Auf ſolche Vervielfältigungen und auf den Ankauf antiker Abgüſſe verwandte er den größten Theil ſeiner Einkünfte. Man kann ſagen, daß er ſonſt keine Ausgaben, keine Bedürfniſſe hatte.

Der kleine blecherne Ofen, der immer geheizt war, um die Thonmodelle zu trocknen, diente ihm zugleich als Küche; derſelbe Topf, in welchem den ganzen Tag hindurch das lehmige Waſſer zum Modelliren ſtand, wurde Abends gebraucht, um Kartoffeln oder ein anderes beſcheidenes Gemüſe zu kochen, und oft wurde die konkave Seite der Larve irgend eines berühmten Kopfes als Schüſſel verwendet. Wie ſonderbar mir auch Anfangs dieſe Künſtlerwirthſchaft erſchien, da ich noch alle aus einem geordneten Haushalt mitgebrachten Vorurtheile hatte, ſo fand ich mich doch bald darein, wohl erkennend, wie ſehr dieſes philoſophiſche Leben zu meinen Umſtänden paßte. Alexis wurde mein Lehrmeiſter in der Genügſamkeit, und ich hatte mein Leben lang Urſache, ihm dafür zu danken, ſelbſt damals, als meine Freunde von meinen neuen ariſtokratiſchen Verbindungen Großes für mich hofften.

Der Kontraſt zwiſchen dem Leben im Atelier und den Stunden bei der Gräfin Helene war groß. Sie bewohnte auch im Winter eine Villa am Rennwege, die, obwohl nur aus einem Erdgeſchoſſe beſtehend, doch palaſtartige Pracht entfaltete. Mit zwei Seitenflügeln und einem hohen Gitter bildete ſie vorn einen ſchönen Hof, während zwei andere Flügel rückwärts in den Garten liefen und ein großartiges Gewächshaus, das unmittelbar an den Salon ſtieß, umgränzte. Ja, die ganze Villa hatte etwas von einem Gewächshauſe; in allen Salons und Zimmern ſtanden ſüdliche Bäume, Blüthen, Blumen aus allen Zonen und wanden

ſich Epheu, Lianen und andere Schlingpflanzen von Wand zu Wand. Mitten im Winter hatte man hier ein großes Stück Frühling, zu dem die Lenze aller Länder ihr Schönſtes beiſteuerten. Aus dem Grün der Pflanzen blickten überall ſchöne Bilder und Statuen; im Schatten der Orangen- oder Palmenbäume ſtanden eben ſo geſchmackvolle als bequeme Möbel, und zu dieſer ganzen ſchönen Welt paßte die hohe und edle Geſtalt ihrer Beſitzerin. Durchſchritt ich dieſe duftenden und blühenden Räume, oder ſaß ich zwiſchen Fächerpalmen neben der ſchönen Gräfin am Klavier, ſo war es mir, als wäre ich durch weite, weite Meilen von der Welt getrennt, zu der ich eigentlich gehörte.

Die Liebenswürdigkeit der Gräfin machte, daß ich mich daſelbſt bald heimiſch fühlte und mit dem erſten Schritt in dieſe Salons alle Sorgen, die mich draußen erwarteten, vergaß. Erſt wenn ich ſie verließ, erinnerte ich mich, daß mich dieſe Protektion im gewöhnlichen und gemeinen Leben nicht im Geringſten förderte. Aus dem anfänglich unordentlichen Muſiziren wurden nach und nach regelmäßige Muſikſtunden, und ich konnte die ſchöne und glänzende Helene als meine Schülerin betrachten und danach behandeln. Ihr aber ſchien es nicht im Geringſten in den Sinn zu kommen, daß ein Künſtler, als der ich ihr empfohlen war, auf irgend welche Weiſe ſeine Kunſt zu Broderwerb erniedrigen könne. Als ich ſie einmal bei näherer Bekanntſchaft erſuchte, mir doch in ihrem Kreiſe eine oder die andere Unterrichtsſtunde zu verſchaffen, antwortete ſie faſt mit einem Ausdruck von Bewunderung: „Sie ſind doch ein edler Menſch und wollen als ein Apoſtel der Kunſt ihr immer neue Jünger zuführen!“ — Da ſie aber in ziemlicher Einſamkeit lebte, ſo blieb es bei dieſer Bewunderung, ohne daß ſie etwas zur Förderung meines Apoſtelthums gethan hätte. Vielleicht glaubte ſie, mich in meinem edlen Streben zu unterſtützen, indem ſie mich einer ganzen Schaar junger Mädchen ihres Kreiſes vorſtellte, mit denen ſie Chöre zu ſingen pflegte, und indem ſie mir die Leitung dieſes weiblichen Chores anbot. Ich nahm gern an, und die jungen Damen klatſchten vor Freude

in die Hände. Nun wurden auch zu dieſen Uebungen gewiſſe Stunden feſtgeſetzt, und da die Damen in der That ſehr eifrig waren und die ſchönen Chöre, ſo wie die Sängerinnen, ſich in dieſer blühenden Welt ganz vortrefflich ausnahmen und ich von meinen Jüngerinnen förmlich auf Händen getragen wurde, ſo hatte ich manchen ſehr äſthetiſchen Genuß und verlebte manche angenehme Stunde. Als einmal eine der jungen Damen einen Nonnenchor aus dem ſechzehnten Jahrhundert mitbrachte, den man in der Bibliothek ihres Vaters entdeckt hatte, und ich ſie auf manches Eigenthümliche in dieſen alten Kompoſitionen aufmerkſam machte und bei dieſer Gelegenheit manche Namen alter Meiſter nannte, die ſie nie gehört hatten, bat man mich allgemein, Näheres und Weitläufigeres über dieſen Gegenſtand mitzutheilen, und bald kam man auf den Gedanken, daß Geſchichte der Muſik eine ſehr angenehme und nützliche Beſchäftigung wäre. Die unmittelbare Folge war, daß man mich bat, wöchentlich wenigſtens einen Abend der Geſchichte der Muſik zu widmen. Der Abend wurde beſtimmt, und ich hatte nicht nur im Hauſe der Gräfin Helene, ſondern auch im Atelier, wo ich mich für dieſe Stunden vorbereitete, eine Beſchäftigung mehr. Gräfin Helene war mir für alle dieſe Anſtrengungen ſehr dankbar; ſie behandelte mich wie einen Freund, ſie lud mich zu ihren kleinen Diners, und ſo kam es, daß ich manchmal an der ausgeſuchteſten Tafel ſchwelgte, während ich Tages vorher und Tags darauf mit Alexis aus der Maske Napoleons oder Heinrichs IV. Kartoffeln eſſen mußte. Alexis machte über dieſe Abnormitäten ſeine ſarkaſtiſchen Bemerkungen und prophezeite mir, daß es durch Wochen noch ſo fortgehen werde, wie es ſchon ſeit Wochen gegangen, und er benutzte ſolche Gelegenheit zu Strafpredigten, daß ich mich auf Leute verließ, die von der eigentlichen Welt und ihren Bedürfniſſen keinen Begriff hätten und die Kunſt als frivoles Vergnügen und Zeitvertreib behandelten. Er forderte mich auf, ſeinem Beiſpiele zu folgen, mich in künſtleriſcher Einſamkeit abzuſchließen und die Zeit abzuwarten, bis ich durch die Gewalt

der Kunſtvollendung die Menſchen zwänge, zu mir zu kommen, und meine Bedürfniſſe, um dieſen Zweck zu erreichen, auf das Kleinſte zu reduziren. Seine Strafpredigten wurden ſchärfer und ſarkaſtiſcher, als im Gegentheil in Folge der Einladungen der Gräfin Helene meine Bedürfniſſe nur wuchſen. Ihre kleinen Diners zwangen mich, für Handſchuhe, weiße Kravatten, Glanzſtiefel und bei ſchlechtem Wetter für Fiaker Summen auszugeben, die ich im Laufe vieler Nächte als Tanzmuſikus im Schweiße meines Angeſichtes und auf Koſten meines Schlafes erwarb. Ja, ſelbſt dieſer Erwerb wurde mir geſchmälert, indem mich Gräfin Helene durch ihre Liebenswürdigkeit zwang, Abende bei ihr zu verbringen, die ich durch die Güte des Direktors des Kreuzer-Vereins praktiſcher hätte verwerthen können. Alexis hatte Recht. Gräfin Helene gehörte zu jenen Damen, die wie Marie Antoinette fragen, warum das Volk, wenn es kein Brod hat, nicht Kuchen eſſe. Von Armuth, von erdrückendem Kampfe mit täglicher Noth hatte ſie nicht die geringſte Vorſtellung, und ich fing an, einzuſehen, daß ſie mich zu beleidigen fürchten würde, wenn ſie mich anders als mit Liebenswürdigkeit für Zeit und Mühen zu belohnen gedächte.

So ging der Winter vorbei, und dieſe Periode, die für mich ſo erfolgreich zu werden verſprochen, endete mit größerer Noth, indem ich mich für Gräfin Helene und ihre Abende in Schulden geſtürzt hatte. Der Frühling kam heran; Gräfin Helene ſprach von einer bevorſtehenden Reiſe, die jungen Damen bereiteten ſich, aufs Land zu gehen, und unſere Stunden ſollten bald beſchloſſen werden. Mit Bedauern ſprachen ſie über das plötzliche Abbrechen des ſo lehrreichen Unterrichtes, und es ſchien, als ob die ſarkaſtiſchen Bemerkungen Alexis doch Lügen geſtraft werden ſollten. Ich bemerkte, daß die Damen ſich vielerlei ins Ohr zu ſagen hatten, daß Geheimniſſe da waren, in die ich nicht eingeweiht wurde, und daß man offenbar etwas Großes für mich bereitete.

Der Tag des Abſchiedes kam heran. Ich wurde auf gewiſſe

Stunden beſtellt und mit vieler Herzlichkeit empfangen. Man ſprach von der Hoffnung eines freudigen Wiederſehens im nächſten Winter, von der Dankbarkeit für den genoſſenen Unterricht und lud mich endlich ein, in einen Neben-Salon zu treten. Da waren auf einem Tiſche zwanzig Bände Muſikalien, ſämmtlich in feinen Maroquin gehüllt und mit meiner Chiffre in Gold verſehen, zu einem Piedeſtal aufgeſtellt, auf welchem eine bronzene Kopie der antiken Euterpe ſtand. Rings um das Piedeſtal lagen Börſen, eine Kappe, ein geſticktes Gilet und andere ſehr koſtbare und geſchmackvolle Handarbeiten, mit den Karten der jungen Damen verſehen. Dazu eine kleine Rolle, welche ein Lobes- und Dankgedicht an den Meiſter enthielt. Die Geſichter der jungen Damen glänzten vor Freude und innerer Befriedigung, und ſie baten mich, dieſe Geſchenke als ein Andenken an ſie und als Zeichen ihrer Dankbarkeit anzunehmen. Ich geſtehe, daß ich gerührt war, und daß mir dieſe Geſchenke für den Moment große Freude machten. Aber als ich nach Hauſe ging und mir ein Bedienter mit der ganzen Laſt folgte, wurde ich immer trauriger, und ich konnte nicht mitlachen, als mich Alexis mit großem Gelächter empfing.

Da, ſagte er, iß davon!

Als ich die Noten näher anſah, überzeugte ich mich, daß ich ſie ſämmtlich ſchon beſaß.

8.

Der Sommer kam; es grünte und blühte, aber ich ſah es nicht. Ich war in der Seele traurig. Nicht daß ich den Muth verloren, doch war ich um eine große Hoffnung ärmer, um eine Hoffnung, die mir geſchmeichelt und an die ich mich ſeit dem Eintritt in das Haus der Grafin Helene ſo ſehr gewöhnt hatte, daß ſie ſo zu ſagen jedem meiner Gedanken zur Seite ging, und von der ſich nun meine Seele nur mit ſchmerzlicher Anſtrengung trennen konnte.

Ich ſah eine Laufbahn vor mir und auf dieſer Laufbahn Thereſen mir aufs Innigſte verbunden; ihrer herzlichſten Freund-

ſchaft gewiß, hoffte ich, daß von ſolcher Freundſchaft zur Liebe nur ein kleiner Schritt ſei, ja, daß Thereſe dieſen Schritt ſchon gethan habe. Doch ſprach ich ihr nie von meiner Liebe. Sie hatte ſich ſo große und heilige Pflichten aufgelegt, daß es mir wie eine Sünde geſchienen hätte, ſie zu ſtören. So lange ſie noch in Mühſal arbeitete, trug und duldete, wollte ich ihr nicht von Gefühlen ſprechen, zu denen, wie ich mir in meiner traurigen Lage ſagte, nur der Glückliche berechtigt iſt. Nur wenn ich ihrem Leben Ruhe und Glück bringen konnte, wollte ich vor ſie hintreten und ſie mir für alle Zeiten verbinden. Damit war es nun aus.

Thereſe lächelte über meine Enttäuſchung, und da mich der Sommer, nachdem Bälle und Soireen aufgehört hatten, wieder in gänzlicher Hülfloſigkeit fand, war ſie es, die für mich ſorgte, — ſie, deren Mühen und Arbeiten zu lindern, ich ſeit ſo langer Zeit aufs Sehnſüchtigſte wünſchte. Jetzt, ſagte ſie, iſt nicht länger zu warten, und Sie müſſen nun einmal in meine Sphäre herabſteigen, vor der ich Sie ſo gern bewahrt hätte.

Durch ihre Vermittlung erhielt ich in einem Hauſe, in welchem ſie der Tochter Muſikſtunden gab, den Unterricht des Sohnes. Es war dieſes Haus, wie mich Thereſe auf dem Wege dahin unterrichtete, ein Parvenu-Haus. Der Vater, ſeit einigen Jahren todt, war ein Trödler geweſen, und man erzählte, daß er einſt eine alte Uniform aufkaufte, welche durch und durch mit Banknoten gefüttert war. Seit ſeinem Tode machte ſeine Frau ein großes Haus und gab ihren Kindern, immer mit etwas krämeriſcher Sparſamkeit dabei, eine glänzende Erziehung. Thereſe ſchärfte mir ein, daß ich die Dame nur als gnädige Frau anreden und von Tochter und Sohn nur als vom Fräulein und vom jungen Herrn ſprechen dürfe. Ich befolgte dieſe Anweiſungen und wurde gnädig aufgenommen.

Mein Schüler, ein vierzehnjähriger Junge, machte mir viel zu ſchaffen; er trieb ſchon ſeit mehreren Jahren Muſik und bildete ſich ein, einen ausgebildeten Geſchmack zu haben; was ich ihm

immer vorlegte, mißfiel ihm; er wollte immer Glänzendes, Brillantes. Nach und nach hörte eigentlich aller Unterricht auf, und ich mußte mich nach dem Wunſche der Mutter und des Sohnes darauf beſchränken, mit dem Jungen gewiſſe Modeſtücke einzuüben, die er bald an einem Geburtstage, bald in einer Soiree, immer aber vor großer Geſellſchaft aufſpielen ſollte. Die Wahl der Muſikſtücke hing meiſt von der Mutter ab, die ſich dabei gewöhnlich nach den Muſikſtücken richtete, welche ſie in vornehmen Häuſern zu hören bekam. Je nach dem Beifalle, den der Junge erntete, wurde ich am Tage nach einem ſolchen Konzerte freundlich oder mürriſch behandelt. Wenn er durchfiel, hatte mein Schüler an meiner Unterrichtsweiſe immer viel zu tadeln und brachte er mancherlei über eine „veraltete, pedantiſche" Schule vor. Ich ſah, daß hier Gewiſſenhaftigkeit nicht am Platze war und daß es ſich mehr darum handelte, den Jungen zu dreſſiren, als zu bilden, und ich ließ die Dinge gehen, wie ſie gingen. Thereſen bekam ich im Hauſe nur ſelten zu ſehen, da die Unterrichtsſtunden ſo eingetheilt waren, daß ich kam, wenn ſie ging; nur manchmal trafen wir uns auf der Treppe, wo wir kaum Zeit hatten, einander die Hand zu drücken.

Da begab es ſich, daß die Mutter unſerer Schüler im Hauſe eines Hof-Sekretärs von Bruder und Schweſter eine Sonate für Klavier und Violine aufführen hörte. Sofort verordnete ſie, daß ihre Kinder eine Sonate für Klavier und Violine einſtudiren ſollten. Ich war mit dieſer Verordnung zufrieden, da ich nun die Stunde mit Thereſen in Einer Stube zubringen konnte. Mehrere Tage arbeiteten wir mit unausgeſetztem Fleiße, da das Konzert in der nächſten Zeit dem Publikum vorgeführt werden ſollte. Aber die Arbeit wollte nicht fördern. Bruder und Schweſter waren nicht fähig, gleichen Schritt zu halten, und wir erlebten manche aufregende Szene voll Zank, Thränen und gegenſeitiger Vorwürfe. — Endlich erklärte der Bruder, er wolle ſeine Partie zuerſt einſtudiren, wenn Thereſe die Klavier-Partie übernehme. Bereitwillig ſetzte ſich Thereſe hin und gab ſich alle Mühe, den

Jungen in Takt zu bringen. Aber er war bald mit ihr eben ſo unzufrieden, wie mit ſeiner Schweſter. Er warf ihr vor, daß ſie das Muſikſtück nicht verſtehe, und ſuchte es ihr in einer langen Rede zu erklären. Geduldig und ernſthaft hörte ihm Thereſe zu und bat mich, da ich aufbrauſen wollte, durch einen Blick, ebenfalls ruhig zu bleiben. Dann wurde das Spiel wieder aufgenommen. Der Junge ſtampfte mit dem Fuße, Thereſe ſpielte ihm zu langſam.

Gut, ſagte Thereſe, beruhigen Sie ſich, ich werde ſchneller ſpielen.

Ich gab dem Jungen einen Verweis, hielt aber noch an mich, obwohl er mir mit Brummen antwortete und es längſt in meinen Adern kochte.

Thereſe und der Junge fingen wieder an; nach wenigen Takten ſtampfte er wieder mit dem Fuße, ſchlug mit dem Bogen aufs Klavier und ſchrie: „Das iſt zu ſchnell! Sie ſpielen es ja wie einen Walzer! Haben Sie denn gar keinen Begriff von Muſik und wollen eine Lehrerin ſein!“

Aber, Adolf! rief ſeine ſanftere Schweſter verweiſend.

Ich meinestheils hätte den Jungen in dem Augenblick erwürgen können; aber ich begnügte mich auf eine Handbewegung Thereſens mit der Drohung, daß wir ſofort abbrechen würden, wenn er ſich nicht mehr mäßigte. Thereſe mit ihrer himmliſchen Geduld ſaß lächelnd am Klavier und begann mit derſelben Ruhe wie vorhin, als ich, der ich mich vor Beide hinſtellte, um den Takt anzugeben, den Bogen erhob. Nach wenigen Minuten war Adolf wieder aus dem Takte. Mit einem Schlage auf das Pult wandte er ſich wüthend gegen Thereſe und ſchrie: „Das iſt nicht länger auszuhalten, Sie ſpielen ja wieder zu langſam! Sie ſind eine Gans!“

Schneller als der Blitz fuhr mein Bogen dem Jungen über den Schädel. Ich zitterte vor Aerger und war nicht im Stande, etwas Anderes als: „Du unverſchämter Junge!“ hervorzubringen.

Adolf ſtand einen Augenblick wie erſtarrt. Mit Einem Male

aber erhob er ſeine Stimme und ſchrie auf das Fürchterlichſte; wie ihn ſeine Schweſter ſchreien hörte, ſtimmte ſie mit ein, und augenblicklich flog die Thür auf, und die Mutter ſtürzte in die Stube.

Um Gottes willen, was geht vor?! rief ſie, meine Kinder, meine Kinder!

Adolf deutete auf mich und ſchrie: „Er hat mich geſchlagen, wegen Thereſen hat er mich geſchlagen, er liebt ſie, er liebt ſie!“

Darauf ſtarrte die Mutter mit großen Augen wechſelweiſe bald mich, bald Thereſen an. Erſt nach einigen Sekunden gewann ſie die Sprache wieder, ſtemmte die Hände in die Seiten und rief: „Was! meine Kinder ſchlagen und Liebeleien in meinem Hauſe? Solches Volk wagt es, meine Kinder zu ſchlagen und in meinem Hauſe, vor den Augen meiner Kinder ſich zu lieben?!“

Ich weiß nicht, was ſie weiter vorbrachte; ich erinnere mich nur, daß ich meine Geige unter den einen und Thereſens Hand unter den anderen Arm nahm und unter Geſchrei und Schimpfen aus der Stube, die Treppe hinab und auf die Gaſſe rannte. Dort erſt, als mich Thereſe aufhielt, um ſich den Hut aufzuſetzen, kam ich zu einiger Beſinnung, war aber noch nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Schweigend rannte ich mit Thereſen weiter, bis ſie athemlos auf eine Bank des Glacis niederſank. Dort erſt ſahen wir einander an und brachen beide in herzliches Gelächter aus.

Dieſe Szene, ſagte ich noch lachend — mein ganzes Leben vergeſſe ich ſie nicht.

Sie waren zu heftig, ſagte Thereſe, und mögen dem Jungen einen tüchtigen Schlag verſetzt haben.

Meine liebe Freundin, erwiderte ich mit zitternder Stimme, konnte ich länger das unverſchämte Weſen dieſes kleinen reichen Menſchen mit anſehen? Er erſchien mir plötzlich als der Vertreter des geſammten hochmüthigen Unverſtandes, deſſen Härte und Rückſichtsloſigkeit ſo gern die Beſten und Edelſten verwundet und der deſto unverſchämter wird, je größere Milde und Geduld man

ihm zeigt — wie Sie es zu thun pflegen. O, könnte ich überall und gegen ärgere Feinde Ihr Beschützer sein! Könnte ich Sie vor allen den Demüthigungen bewahren, denen Sie sich mit so großer Selbstverleugnung aussetzen!

Thereſe sah mich mit einem dankbaren Blicke an und legte schweigend ihre Hand in die meinige. Da fiel mir plötzlich ein, wie der Junge in seinem Grimm: „Er liebt sie!“ ausgerufen und Thereſen ein Geheimniß verrathen, dem ich niemals Worte zu geben gewagt hätte. Ich wurde etwas verlegen und sagte: Welche sonderbare Gedanken so ein Junge ohne Scheu ausspricht!

Thereſe errieth, was ich meinte. Sie stand auf, nahm meinen Arm und sagte mit einem lieblichen Lächeln und mit zarteſter Unbefangenheit: Er hat mir nichts verrathen, was ich nicht schon wußte.

Ich drückte ihren Arm an mich, ohne auch nur eines Wortes fähig zu sein. Schweigend gingen wir lange Zeit über das Glacis, bis sich nach und nach unſere aufgeregten Gefühle auszusprechen im Stande waren. Wir vergaßen die Welt und die traurige Gegenwart. Stundenlang wanderten wir auf und nieder, von einer schönen Zukunft sprechend, und der Tag, der so stürmisch begonnen hatte, war einer der schönſten meines Lebens.

9.

Indeſſen waren wir Beide um einen Theil unſerer Einkünfte ärmer. Wir hätten das leicht verschmerzt, wenn jene Szene ohne weitere Folgen geblieben wäre. Dieß war leider nicht der Fall. Madame, die über mich höchst empört war, erzählte in ihrem Kreiſe, der unglückſeliger Weiſe der Kreis war, in welchem Thereſe beschäftigt wurde, daß Mademoiſelle, ihre Muſiklehrerin, mit ihrem Muſiklehrer in ihrem Hauſe vor ihren Kindern eine Liebschaft angefangen und daß ſie deßwegen Beide abschaffen mußte. Ein dienſtgefälliges Stubenmädchen verſicherte, mehrere Mal geſehen zu haben, wie ich Thereſen auf der Treppe geküßt

hätte. Unglückſeliger Weiſe hatte ferner zur ſelben Zeit der Sohn einer Familie, in welcher Thereſe unterrichtete, den „Einfall", ſich in die kleine blaſſe Muſiklehrerin zu verlieben, was man natürlich der blaſſen Muſiklehrerin, die man entließ, zum Verbrechen machte. Nach kurzer Zeit war die Redensart, daß man „ſo böſe Streiche" der kleinen Perſon nicht zutrauen möchte, im ganzen Kreiſe gäng und gäbe. Man verfehlte auch nicht, ſich bei dieſer Gelegenheit daran zu erinnern, daß Roſa ins Haus kam, und man fand es natürlich, daß eine Perſon, die ſich, wie man ſagte, mit Leuten vom Ballet herumtrieb, ſolcher Streiche fähig ſei. Bald ſtand Thereſe ſo ſchwarz da, daß man es für Pflicht hielt, ihr überall in dieſem Kreiſe ihre Entlaſſung anzukündigen.

Unter ſo traurigen Umſtänden kam wieder der Winter heran. Thereſe verachtete das Gerede und hatte dafür höchſtens ein Achſelzucken. Aber ſorgenvoll für die nächſte Zukunft ging ſie in der Stube auf und nieder. Mir ſchnitt es ins Herz, wie ich ſie ſo traurig ſah, und als ſie ſich ans Klavier ſetzte, um durch heitere Töne die Sorgen für einen Moment zu vertreiben, rief ich verdrießlich aus: Laſſen Sie dieſes unpraktiſche Inſtrument! Ich wollte, Sie ſpielten die Harfe, dann wollte ich meine Geige nehmen und zu Ihnen ſagen: Kommen Sie, wir wollen als ganz gemeine Muſikanten durch die Welt ziehen, und Sie würden ſich überzeugen, daß wir geringere Sorgen hätten, denn als noble Muſiklehrer in der Reſidenz.

Thereſe hielt im Spiel inne und ſah mich aufmerkſam an. Der Gedanke, ſagte ſie, iſt vielleicht nicht ſo übel, als es ſcheint. Ich würde mich nicht einen Augenblick beſinnen, mit Ihnen, Ferdinand, als Harfeniſtin von Dorf zu Dorf zu wandern, und ſollte man dann noch hundert Mal ſchlechter als jetzt von mir ſprechen. Indeſſen iſt leider auch dieſer Plan des Winters wegen und weil ich nur Klavier und nicht die Harfe ſpiele, unausführbar.

Und es ſtand ein neuer König auf in Aegypten, welcher den Joſeph nicht kannte; das will ſagen: es kam ein neuer Direktor

des Kreuzer-Vereins, welcher ſich um mich nicht kümmerte. Der alte Nikolaus Vogel nahm zärtlichen Abſchied von mir und zog mit ſeiner Tochter in eine Provinzial-Hauptſtadt, wo ſie unter guten Bedingungen als erſte Tänzerin engagirt war. Umſonſt hatte er mich ſeinem Nachfolger aufs Beſte empfohlen, ich genoß keines der Privilegien, die ich im vorigen Winter hatte und die ich wegen der Gräfin Helene nicht genug ausbeutete. Auch kam dieſe Dame, deren Protektion ich dieſen Winter beſſer und nützlicher verwenden wollte, nicht wieder. Sie hatte ſich in London mit dem Grafen N., dem Geſandtſchafts-Sekretär, verheirathet. So verſchwor ſich Alles, dieſen Winter ſo traurig als möglich zu machen.

Ich will bei dieſer trüben Zeit, bei der Schilderung von mancherlei Entbehrungen, von manchen Schmerzen, die mir der Anblick Thereſens verurſachte, nicht länger verweilen. Ohne die Freundſchaft Alexis', der ſein philoſophiſch karges Leben mit mir theilte, wäre ich ſchwerlich ohne öfteren Hunger über dieſe Zeit hinweggekommen. Denke ich an jene Periode, ſo ſehe ich mich entweder bei Alexis und mit ihm Kartoffeln ſpeiſend, oder Noten abſchreibend am Nähtiſche Thereſens. Sie hatte damals höchſtens zwei Unterrichtsſtunden in der Woche, die übrige Zeit ſaß ſie zu Hauſe und arbeitete Tag und Nacht mit der Nadel. Nie kam ein Wort der Klage über ihre Lippen, nie verrieth ſie die geringſte Ermüdung. Nur ſelten gab ſie ſich ein Feſt, indem ſie ſich für eine Stunde ans Klavier ſetzte. Bis um Mitternacht ſaß ich oft bei ihr und ſuchte ihr die Zeit durch Vorleſen zu vertreiben. Wenn ſie mit ihrer Aufgabe, die ſie ſich für den Tag geſtellt, zu Ende war, ſetzte ſie ſich zu mir aufs Sopha, und Hand in Hand, ſchweigend oder plaudernd, ließen wir die Stunden an uns vorüberziehen. Es waren das die einzigen Lichtblicke des Glückes in jenen traurigen Verhältniſſen. Aber auch dieſe wurden mir manchmal verdunkelt, wenn ich bemerkte, wie Thereſe immer bläſſer und bläſſer wurde und ihre Geſundheit unter den Anſtrengungen und Nachtwachen ſichtlich abnahm.

Als ich einmal — wir waren ſchon wieder dem Frühling nahe — über ihre Bläſſe einige Worte fallen ließ und ſie bat, ihre Arbeiten bloß auf den Tag zu beſchränken, erwiderte ſie: Nun iſt ja bald der Frühling da, der wird Alles ändern; denn das Leben in freier Luft und die Reiſen werden mir gewiß wohlthun.

Ich ſah ſie fragend an, ſie fragte, ob ich nicht errathe, und da ich in der That nicht finden konnte, worauf ſie anſpielte, ſtand ſie auf, öffnete einen Schrank und nahm eine kleine Harfe hervor und fing mit Fertigkeit zu präludiren an.

Ich war erſtaunt und wußte nicht, was von dieſem Schauſpiele zu halten.

Haben Sie bereits Ihre eigenen Worte vergeſſen? fragte Thereſe. Ich hoffe, Sie erinnern ſich noch, was Sie vor einigen Monaten geſagt haben; denn ich nehme Sie beim Worte und will mit Ihnen als Harfeniſtin, wie Sie ſagten, von Dorf zu Dorf ziehen.

Da ich noch immer nicht recht zu Wort kommen konnte, ſetzte ſich Thereſe zu mir, legte mir die Hand auf die Schulter und ſagte ernſt: In der That geht es nicht mehr länger; es mußte ein Entſchluß gefaßt werden. Die ewige Arbeit, die Nachtwachen zerſtören mich, wie Sie ſelbſt ausgeſprochen haben, und meine Pflicht iſt, zu leben. An einen Strohhalm muß ich mich anklammern, um nicht unterzugehen; denn was ſollte aus Denen werden, die mir anvertraut ſind?

Ich bedeckte mein Geſicht mit beiden Händen, um ihr nicht die Thränen zu zeigen, die mir in die Augen traten. Sanft zog ſie mir die Hände weg und ſagte in vorwurfsvollem Tone: Nicht ſo ſchwach, lieber Freund! Wir bewältigen die harte Nothwendigkeit nur, indem wir ſie auf uns nehmen. — Und um mich zu tröſten, fügte ſie hinzu: In der That hoffe ich, daß mir das Leben auf Reiſen gut thun wird. Bereuen Sie nicht, daß Sie mich damals dazu aufgefordert haben, und machen Sie meine monatelangen geheimen Studien nicht unnütz.

Die Mutter kam dazu, ich ſtürzte ihr entgegen und fragte ſie, ob ſie Thereſens Entſchluß kenne. Traurig zuckte ſie die Achſeln, aber ſagte mit einem liebevollen Lächeln gegen Thereſe gewandt: Seit Jahren laſſe ich ſie gewähren; von mir hat ſie keinen Befehl und kein Verbot zu gewärtigen; denn ich weiß, daß ſie ihre Entſchlüſſe mit Verſtand und Ueberlegung faßt und daß ſie keine anderen Gründe hat, als die Güte ihres Herzens.

Die Tante erhob Widerſpruch. Offenbar wollte ſie Thereſen, ihre Ernährerin, nicht aus den Augen verlieren. Aber als Grund gab ſie an, daß ſich ein ſolcher Lebenswandel für ein Mädchen aus guter Familie nicht ſchicke. Was werden die Leute ſagen, rief ſie aus, und welchen Gefahren ſetzt ſich ein junges Mädchen aus, wenn es ſo ins Land hineinläuft!

Durch die Welt würde ich meine Thereſe laufen laſſen und allein, rief die Mutter aus — um wie viel mehr unter dem Schutze Ferdinands! Gehe, mein Kind, ſagte ſie mit Weihe, indem ſie die Arme um Thereſens Nacken ſchlang, gehe, denn wo du gehſt, gehſt du auf guten Wegen. Mögen die Leute ſagen, was ſie wollen, ſie ſehen dir nicht ins Herz. Die dich aber kennen, die wiſſen: du trägſt ein heiliges Kreuz.

Mutter und Tochter umarmten ſich, und überwältigt von einem Gefühle, das mehr Bewunderung als Mitleid war, drückte ich einen Kuß auf Thereſens Stirn.

Am anderen Morgen erzählte ich Alexis, was zwiſchen mir und Thereſen für den Sommer beſchloſſen war. Ungläubig ſah er mich an und hielt Alles für Scherz. Da ich aber wiederholt verſicherte, daß Dem wirklich ſo ſei, ſprang er entſetzt auf und ſtarrte mich mit ſeinen großen glänzenden Augen wahrhaft fürchterlich an. Was! rief er mit ſchriller Stimme, elender Menſch, Sie wollen ſie mir entführen? Eine Harfeniſtin wollen Sie aus ihr machen? Wiſſen Sie nicht, daß ich ſie liebe?

Und wie erſchrocken vor dieſen Worten, ſprang er wieder einige Schritte zurück und rannte im Atelier auf und ab, indem er unverſtändliche Worte und beinahe thieriſche Laute ausſtieß.

Mit Einem Male ergriff er einen Stock und ſchlug mit Wuth in ſeine eigenen Statuen von Gyps und Thon, daß Köpfe und Arme in dem weiten Atelier umherflogen. Ich faßte ihn und trug ihn mit Gewalt auf einen Stuhl, wo er tief athmend und erſchöpft ſitzen blieb. Ich ſuchte ihn zu beruhigen, indem ich ihm vorſtellte, wie uns Beiden, und beſonders Thereſen, nichts Anderes übrig bleibe.

Nichts Anderes? rief er aus. — Ich will Ihnen zeigen, daß Thereſen noch etwas Anderes übrig bleibt.

Er lief in die Kammer und kam nach wenigen Minuten angekleidet zurück.

Wiſſen Sie, wo ich hingehe? fragte er, noch immer aufgeregt und zornig lächelnd. — Zu Thereſen gehe ich! fügte er herausfordernd hinzu. — Ich will ihr ſagen, daß ich ſie liebe und um ſie anhalte; ich kann ihr eine geſicherte Gegenwart und eine glänzende Zukunft bieten. —

Ehe ich ihm noch ein Wort erwiedern konnte, war er aus dem Atelier verſchwunden; aber ſchon nach einer halben Stunde trat er wieder ein, niedergeſchlagen und aufgegeben. Ohne mich anzuſehen, ſetzte er ſich in einen Winkel und ſtarrte vor ſich hin. Endlich fing er in abgebrochenen Sätzen zu ſprechen an, immer noch ohne den Blick von der Wand, die er anſtarrte, abzuwenden. Ich habe mich vergeſſen, ſagte er — ich habe vergeſſen, daß ich mit meinem Herzen längſt ein Abkommen getroffen habe. — Entſagen ſollſt du, ſollſt entſagen — ich bin ſtark genug, um zuzuſehen — wie Andere lieben — ich weiß es — ich bin nicht da, um zu freien — ich war nicht bei Thereſen — ich weiß nicht, ob ich vor ihrer Thür nur zu mir ſelbſt gekommen bin, oder ob ich den Muth verloren habe — wenn ihr aber gehet, habe ich in Wien nichts mehr zu ſuchen — ich reiſe nach Rom. — Verſprechen Sie mir, rief er mit erhöhter Stimme und ſtreckte mir die Hand entgegen — verſprechen Sie mir, treu und unausgeſetzt über ſie zu wachen; erlauben Sie Niemandem, einen entweihenden Blick auf ſie zu werfen.

Ich nahm ſeine Hand und drückte ſie innig. Er erwiederte den Druck krampfhaft, und indem er gebrochen zuſammenfiel, ſchluchzte er: Ich habe bis heute nicht gewußt, wie ſehr ich ſie liebe, und ich habe mein Unglück nie gefühlt wie heute!

10.

Es regte ſich noch nichts in den Gaſſen, als wir an einem heiteren Morgen in Begleitung der Mutter durch die Stadt der Nußdorfer Linie entgegenzogen. Links von unſerem Wege lag der Kirchhof, wo wir uns vor beinahe drei Jahren zum erſten Male geſehen. „Hier," ſagte Thereſe ſanft lächelnd, „können wir auf jede Weiſe von unſerem geliebten Meiſter Abſchied nehmen." Sie fuhr mit der Hand durch die Saiten der Harfe, die ich trug, und melancholiſch zitterten die Töne dem Grabe Beethoven's zu.

Wer hätte das damals gedacht! ſeufzte ich.

Nur nicht traurig! ſagte Thereſe.

Oh, ich bin zufrieden! antwortete ich.

Die Mutter ging ſchweigend neben uns bis Nußdorf; ſie wollte noch weiter mit uns wandern, aber Thereſe hielt ſie ſanft zurück.

Ade, und auf Wiederſehen im Herbſt! ſagte Thereſe und ſtreichelte ihr liebevoll die Wangen.

Die Mutter umarmte uns Beide und ging ohne ein Wort zurück. Aber alle zehn Schritte wandte ſie ſich wieder um und winkte und grüßte, bis wir ihren Augen verſchwunden waren. Schweigend gingen wir neben einander. Die Wellen der Donau ſchlugen ſanft ans Ufer und rieſelten melodiſch durchs Geſtein; die Bäume am Wege bewegten ſich im Hauche des Morgenwindes, und das Laub flüſterte leiſe, die Vögel ſangen, und von fernen Feldern ſcholl der Ruf des Ackersmannes durch die klare Luft. Thereſe war es, die zuerſt das Schweigen brach und die Wolken von meiner Stirn zu verſcheuchen ſuchte. Sie warf

mir meine Traurigkeit vor und nannte es eine Sünde, ſo düſter durch eine ſo ſchöne Welt zu gehen. Sie nahm meine Geige, die ſie trug, und ſuchte den Geſang der Vögel auf den Saiten nachzuahmen. Ihre Wangen rötheten ſich im Hauche der friſchen Luft, und es war mir, als blühte ſie in friſcher Jugend auf. Dennoch ſchien es mir immer, als müßte ich die zarte Geſtalt auf die Arme nehmen und forttragen. Wenn ich ſie fragte, ob ſie ausruhen wollte, lachte ſie mich aus und lief leicht wie ein Reh vor mir her.

Wir hatten uns vorgenommen, unſer Muſikantenleben erſt einige Meilen weit von Wien zu beginnen, und wir zogen an vielen Dörfern vorbei, ohne uns aufzuhalten. Des Mittags bogen wir vom Wege ab und lagerten uns in einem kleinen Gehölze an einer Quelle, um uns an den Vorräthen, die uns die Mutter mitgegeben hatte, für die weitere Reiſe zu ſtärken. Das Moos auf dem Felsſtein über der Quelle war uns Tiſch und Stuhl zugleich, die Vögel ſangen, durch die Bäume ſahen wir den glänzenden Spiegel der Donau. Thereſe war bei alledem, als machten wir eine luſtige Landpartie.

Mit friſcher Kraft wanderten wir weiter und ſtanden Nachmittags am Eingange eines freundlichen Dorfes. Ich ſah Thereſen an, und ſie verſtand mich. —

Sollen wir hier anfangen?

Ja, antwortete ich, aber wie es machen? Wie benimmt man ſich dabei?

Ich habe mich das auch ſchon gefragt, ſagte ſie, aber gehen wir nur darauf los, es wird ſich ſchon finden.

Es fand ſich auch in der That. Denn kaum waren wir in das Dorf eingetreten, als es uns aus einem ziemlich großen Hauſe entgegenſchallte: Juchhe, da kommen ja luſtige Muſikanten! Herein mit ihnen!

Es war eine Hochzeit, der die Muſikanten ausgeblieben waren. Einige junge Burſchen ſprangen aus dem Fenſter und führten uns wie im Triumphe in eine große Stube, welche von

jungen Burſchen und Mädchen überfüllt war, während in einer anſtoßenden Stube die älteren Leute beim Schmauſe ſaßen. Man wies uns oben an einen Platz und bat uns, nur ſogleich anzufangen. Wir ſtimmten einen Ländler an, und ſofort wogte und drehte es ſich in der ganzen Stube. Auf den Klang der Muſik kamen immer mehr Mädchen und Burſchen herangeeilt; man tanzte auch im Hofe vor dem Fenſter, an dem wir ſaßen, und die Kinder tanzten auf der Straße. Je länger wir ſpielten, deſto lebendiger wurde es im Hochzeitshauſe. Jauchzen und Jodeln erſcholl, und ein Burſche nach dem anderen kam, um uns die allgemeine Freude über unſere Ankunft auszudrücken. Bald war es in der Stube zu eng, und man beſchloß, den Tanz im Garten fortzuſetzen. Wir mußten uns an die Spitze ſtellen, und die ganze Geſellſchaft folgte uns mit Sprüngen und Gejodel. Man ſetzte uns unter die Linde und tanzte um uns im Kreiſe. Der alte Schulmeiſter des Ortes nahm mir manchmal das Inſtrument aus der Hand und geigte auf. Auch Thereſe wurde abgelöst, indem eine dralle, luſtige Perſon aus der Menge hervorſprang und ſich uns als eine Kollegin, als eine ehemalige wandernde Harfeniſtin zu erkennen gab. „Nicht wahr, Mädel," ſagte ſie zu Thereſe, „es iſt ein luſtiges Leben, das Harfeniſtenleben? Hat man's einmal angefangen, kann man's nicht wieder laſſen. Zehn Jahre lang bin ich in Oeſterreich und im Reich und in Dänemark und in Schweden luſtig herumgezogen, bis ich hier einen dummen Streich machte und mich verheirathete." Sie nahm Thereſens Platz ein und griff tüchtig in die Saiten. Dann tanzte ſie, dann kam ſie wieder, und ich war ihr dankbar, daß ſie Thereſen vor Ermüdung bewahrte. Abends ging es wieder in die Stube zurück. Der Schulmeiſter, der mich bereits ins Herz geſchloſſen hatte, machte unſeren Kaſſirer und ging zu wiederholten Malen, die Mütze hinhaltend, von einem Burſchen zum anderen und kam immer mit einer reichen Ausbeute, die er jubelnd in meinen Hut ausſchüttete, zurück. Die Braut ließ uns noch ein gutes Nachteſſen vorſetzen.

Um Mitternacht brach ich die Muſik ab und fragte nach einem Nachtlager. Der gute Schulmeiſter führte uns in ſein Haus und bereitete uns aus Stroh und einigen Decken nach Vermögen ein gutes Lager. Nur ich war verlegen, als ich mich mit Thereſen vor demſelben Lager allein ſah. Sie hüllte ſich in ihr Tuch, legte ſich hin und ſagte mir auf die unbefangenſte Weiſe: Gute Nacht. Ein reines Weib kann muthig ſein, denn es iſt unnahbar. Es bedarf nicht jenes Schwertes, das in der alten Sage zwiſchen die Liebenden gelegt wird. Die Reinheit vertheidigt ſich mit höheren Waffen, ja, ſie bedarf der Vertheidigung nicht.

Am anderen Morgen, als wir aufbrachen und durch das Dorf weiterzogen, riefen uns bekannte Geſichter aus allen Fenſtern an. Vor vielen Häuſern mußten wir ſtehen bleiben und zum Abſchied aufſpielen, was uns mit freundlichen Gaben belohnt wurde. Im nächſten Dorfe traten wir ſchon mit größerem Muthe vor die Hausthür.

Dieſer erſte Tag gab uns das Bild des Lebens, das wir nun durch Wochen mit kleinen Abwechſelungen bald am rechten, bald am linken Ufer der Donau fortführten. Wanderungen auf der ſtaubigen Straße oder durch grüne Thäler, Muſik vor den Häuſern, manchmal in den Häuſern und oft in der Schenke vor luſtigen Geſellſchaften, frugale Mahlzeiten und Mittagsruhe im Walde, an einer Quelle unter ſchattigem Linden- oder Nußbaum, Nachtlager in armen Hütten, auf dem Stroh in der Stube oder auf dem Heu unter dem Dache — das ſind die Elemente und Momente, aus denen ſich unſer Leben zuſammenſetzte. Oft, wenn wir wo an einem ſchönen Plätzchen, meiſt in einem Gehölze, ruhten, ſpielten wir uns ſelber, allein von den Vögeln belauſcht, irgend ein klaſſiſches Konzert auf, um uns von den ewigen Ländlern und Deutſchen zu erholen.

In mir war aller Ehrgeiz erloſchen, und es ſchien mir thöricht, in der Stadt nach Ruhm und Erfolgen zu jagen oder auch nur nach der gewöhnlichſten Nahrung des Leibes, da wir nun

ſeit Wochen frei und ſeit Jahren zum erſten Male ſorgenlos in einem ſchönen Lande umherzogen, ohne eine von den Demüthigungen zu erfahren, die wir in unſerem Leben ſo reichlich gekoſtet hatten. Denn was iſt die kleine Beſchämung, wenn den vorüberziehenden Unbekannten aus einem Hauſe entgegengerufen wird, man brauche keine Muſik, im Vergleiche zu den abſchläglichen Antworten, den hochmüthigen Reden, den unverſtändigen Anforderungen, denen wir Beide ausgeſetzt geweſen!

Während dieſes idylliſchen Lebens wurde ich auf einige Zeit von Thereſen getrennt. Wir ſpielten bei einem reichen Gutsbeſitzer, vor den luſtigen Söhnen und Töchtern der ganzen reichen Nachbarſchaft. Thereſe ſtellte die Harfe weg und ſetzte ſich an den Flügel, der im Saale ſtand. Ihr Spiel ſowohl, wie ihr ganzes Weſen fiel der Frau vom Hauſe auf. Sie verlangte, Thereſe ſolle ihr etwas Rechtes ſpielen, und wir führten zuſammen vor der Frau, die ſich als Kennerin zeigte, eine unſerer Sonaten auf. Die Dame war entzückt und rief ein über das andere Mal, dieß ſei keine Harfeniſtin, ſondern eine ganz vortreffliche Künſtlerin. Sie erinnerte ſich auch, Thereſen in Wien geſehen zu haben, und wir konnten, auf verſchiedene Fragen und Querfragen, bald nicht umhin, über unſere Lage einige Andeutungen zu geben. Weit entfernt, auf die Harfeniſtin herabzuſehen, drückte die gute Frau nur ihr Bedauern aus, daß ein ſolches Talent und, wie ſie zu verſtehen gab, ein offenbar ſo anſtändiges und wohlerzogenes Geſchöpf zu ſolchem Erwerbsmittel greifen müſſe. Nach einer kurzen Konferenz mit ihrem Manne lud ſie Thereſen ein, einige Wochen bei ihr auf dem Landgute zu bleiben und ihrer Tochter Unterricht zu ertheilen, bis die Gouvernante, die man erwarte, ankäme.

Thereſe ſah mich mit einem fragenden Blicke an. Wie wehe es mir auch that, mich von ihr zu trennen, ſo glaubte ich ihr doch zur Annahme dieſer Einladung rathen zu müſſen; denn oft ſchien ſie mir zu ermüdet aufs Lager zu ſinken, und ich fürchtete, daß die fortwährenden Reiſen ſie zu ſehr erſchöpfen würden. Die

Ruhe in dieſem Landhauſe und bei der guten Frau, die alles Vertrauen einflößte, konnte ihr nur wohl thun.

So blieb ſie, während ich mit meiner Geige in der Umgegend, immer das Landhaus weiter und enger umkreiſend, umherzog. Ich vertiefte mich in die Berge und ſtieg oft hoch hinauf zu den Sennhütten, wo ich den Hirtinnen vorſpielte. Aber ein Mal in jeder Woche ſtieg ich hinab, um nach der geliebten Schutzbefohlenen zu ſehen, bis die beſtimmte Zeit um war und ich ſie für die weitere Wanderung abholte. Mit Thränen entließ man ſie und reich beſchenkt. Unſere Erſparniſſe, die bereits eine angenehme Höhe erreichten, hatten wir dem Herrn des Hauſes übergeben, der ſie nach Wien an die Mutter zu beſorgen verſprach.

So wanderten wir weiter über Berge und Thäler. Eines Nachmittags, da wir nach genoſſener Ruhe durch die ſtarke Sommerhitze auf der ſtaubigen Landſtraße hingingen, fuhr eine Poſtkaleſche an uns vorbei, in welcher ein alter Herr neben einer jungen Dame ſaß. Der alte Herr ſah uns mit freundlichen Augen an, und plötzlich ſprang er mit einem lauten Ausrufe des Erſtaunens auf, rief einige Worte aus, die wir nicht verſtanden, und klopfte dem Kutſcher auf die Schulter, daß er halten ſolle. Aber der Wagen war noch im raſchen Fluge, als die junge Dame mit einem einzigen Schwung und Staub aufwirbelnd herausſprang und mit ausgebreiteten Armen auf uns zueilte. Es war Roſa, die ſich jubelnd bald an Thereſens, bald an meinen Hals warf, während der alte Herr Nikolaus Vogel, ſo eilig als er konnte, herbeilief und uns ſchon aus der Ferne beide Hände entgegenſtreckte.

Arme Kinder! arme Kinder! ſchluchzte er und drückte uns herzlich die Hände — iſt es ſo weit gekommen? ſo weit?

Roſa konnte indeß ihrer Umarmungen kein Ende finden. Immer wieder drückte ſie Thereſen ans Herz, dann auch mich, dann auch den Vater, als ob ſie auch ihn wiedergefunden hätte. —

Schnell, ſchnell, in den Wagen! rief ſie, ihr müſſet mit uns fahren, wir laſſen euch nicht wieder fort.

Wir ſtiegen ein, und luſtig ging es auf der Landſtraße weiter — es war ein freudiges Wiederſehen. Wir hielten uns gegenſeitig an den Händen, und des Fragens und Antwortens war kein Ende. Wir erfuhren, daß Roſa nach Linz ging, um daſelbſt zu gaſtiren, und es wurde zugleich feſtgeſetzt, daß wir einen Theil der Reiſe beiſammenblieben. Abends kamen wir unter luſtigem Geplauder und Erzählung unſerer Abenteuer in einem ſchönen Städtchen an, wo Herr Nikolaus Vogel das beſte Gaſthaus zum Nachtquartier wählte. Mich und Thereſen mit unſeren Inſtrumenten ſah man etwas ſonderbar an, indeſſen befahl Herr Vogel, zwei Stuben zu öffnen, und man ſetzte wohl voraus, daß der alte Herr in der Poſtchaiſe die armen Muſikanten aus Wohlthätigkeit aufgenommen habe. Dem Gaſtwirth wie den Gäſten war die Zuſammenſetzung unſerer Geſellſchaft ein Räthſel; und aus unſerer Stube in den Hof blickend, hörte ich auch, wie man ſich beim Poſtillon erkundigte, und dieſer wahrheitgetreu mittheilte, daß die Muſikanten von der Straße aufgeleſen worden.

Wahrſcheinlich hatten wir es dieſer Mittheilung des Poſtillons und der Neugierde zu danken, daß, als wir Abends auf unſerer Stube bei einem fröhlichen Mahle ſaßen, der Kellner, während er uns bediente, ſo vor ſich hin und etwas zaghaft die Frage murmelte, ob man nicht geneigt wäre, unten im Saale ein kleines Konzert zu geben. Die Herren, die unten verſammelt ſind, meinte der Kellner, Offiziere und die angeſehenſten Edelleute aus der Umgegend, ſeien überzeugt, daß wir reiſende Künſtler von großem Rufe ſein müſſen, und wären ſehr dankbar, wenn wir vor ihnen eine Probe unſerer Kunſt ablegen wollten. Man bekomme hier ſo ſelten etwas Gutes zu hören.

Ehe ich antworten konnte, hatte Thereſe ſchon zugeſagt.

Ich gehe mit! rief Roſa, und tanze den Herren etwas vor.

Da gehe ich auch mit und ſpiele mit auf, ſagte der Alte und beeilte ſich, ſeine Geige auszupacken. Deine Tänze weiß doch nur ich gehörig aufzugeigen. Aber, Kellner, rief Herr

Nikolaus Vogel, früher noch eine Flaſche guten Ungariſchen, daß wir uns gehörig begeiſtern, und die Herren ſollen etwas zu hören und zu ſehen bekommen, wie ſie es ſeit lange nicht geſehen und gehört haben.

Herr Nikolaus Vogel verſtand es, als ächter Muſiker die Flaſche zu behandeln, und ſie war bald geleert. Dann ſetzten wir uns in Bewegung. Herr Nikolaus und ich mit unſeren Geigen unter dem Arme und Roſa mit Kaſtagnetten in den Händen, die ſie ſchon auf der Treppe luſtig klappern ließ. Thereſe hatte ſchon bei unſrer Ankunft im Saale ein Klavier bemerkt und ließ die Harfe im Zimmer zurück. Der Kellner hatte verrathen, daß es auch Tanz geben werde, und wir fanden den großen Saal bereits dazu eingerichtet. Tiſche und Stühle waren bei Seite gerückt und für Roſa in der Mitte des Saales ein großer Spielraum gelaſſen. Die Herren, meiſt dicke und wohlbehäbige Landjunker, mit breiten und rothen Geſichtern, ſchienen Großes zu erwarten und ſaßen mit weit offenen Augen da, die uns neugierig und etwas verlegen betrachteten. Roſa's Seidenkleid und freies Weſen, das ſich um die Edelleute wenig bekümmerte, Thereſens beſcheidenes und edles Auftreten ſchienen ihnen zu imponiren, und ſie legten wenige Sekunden nach unſerem Eintritte ihre großen Meerſchaumpfeifen bei Seite.

Thereſe ſetzte ſich ans Klavier, während Roſa noch Manches im Saale arrangiren und Tiſche und Stühle, ſo wie die adeligen Herren Gäſte von einem Orte auf den andern wandern ließ. Dann ſtellte ſie ſich zu uns und gab mit ihren Kaſtagnetten das Zeichen zum Anfang. Herr Nikolaus Vogel fing einen ſpaniſchen Tanz an, und wir folgten begleitend. Während der erſten einleitenden Takte ſtand Roſa ruhig da, den Kopf leiſe zur Seite geneigt, die Arme ſtraff, den einen Fuß wie ſchreitend etwas vorgeſchoben. Mit Einem Male ſchwebte ſie unhörbar und mit wenigen großen Schritten an das andere Ende des Saales, drehte ſich wirbelnd um, und dann die Kaſtagnetten erhebend und einſtimmend in unſere Muſik, ſchritt ſie in rhythmiſchen

Schritten bald vorwärts, bald rückwärts. Wie einer fernen Muſik lauſchend, neigte ſie den ſchönen Lockenkopf und ſchien von einer unſichtbaren Macht fortgezogen, ohne daß man unter ihrem langen Kleide eine Bewegung des Fußes gemerkt hätte; dann wieder wie zu ſich ſelbſt kommend, ſchnellte ſie empor, warf den Oberleib zurück, tanzte mit faſt wilden Schritten von einer Ecke des Saales in die andere, ließ Locken und Kleid im Winde nachfliegen, ſchlug die Kaſtagnetten bald über dem Kopfe, bald vor, bald hinter ſich zuſammen und erfüllte den Saal mit Ton und Bewegung. So ſehr Eins war ſie mit der Muſik, ſo ſehr ging ihr ganzer Leib in Melodie auf, daß die Muſik verkörpert dort zu ſein ſchien, wo ſie eben ſchritt oder ſich im Kreiſe bewegte. Selbſt als ſie wie ermüdet mitten im Saale, auf einem Knie liegend ausruhte und faſt nur ihre Arme in der Luft bewegte, nur leiſe den Oberleib hin und her wiegte, war es noch, als ob der ganze Saal von ihrem Tanze erfüllt wäre, bis ſie den Kopf langſam auf das Knie und Arme und Kaſtagnetten wie erſchlafft zu Boden ſinken ließ, und die Muſik, ihr folgend, plötzlich mit einem ſanft einſchläfernden Tone abbrach.

Es war todtenſtille im Saale. Die Zuſchauer ſaßen ſchweigend und regungslos da und erwachten erſt wie aus einem Traume, als Roſa plötzlich aufſprang und, ohne ſich weiter um das Publikum zu bekümmern, auf Thereſen und mich zueilte und fragte, ob ſie es jetzt beſſer mache als ehemals. Jetzt erſt brach ein lärmender Applaus los. Die Herren ſprangen auf und eilten mit glänzenden Augen zu Roſa, um ſie mit Komplimenten zu überſchütten. Ein dicker alter Edelmann konnte ſich nicht enthalten, ihre Hand zu faſſen und ihr einen weitſchallenden Kuß aufzudrücken. Die junge Dame, ſagte er, mahne ihn an die ſchönſte Zeit ſeiner Jugend, wo er eine große Tänzerin verehrte. Er ſei, verſicherte er, ſeit damals nicht ſo hingeriſſen worden wie heute. Die anderen Herren waren froh, einen Sprecher gefunden zu haben, und beſtätigten alle ſeine Worte mit Kopfnicken und Lächeln. In der That hatte Roſa mit

unbeſchreiblicher Anmuth getanzt. Sie hatte ſich, ſeit ſie uns verlaſſen, zu einer vollendeten Künſtlerin ausgebildet; wir waren von dem Schauſpiel eben ſo entzückt wie die Gäſte. Dieſe hatten ſich bereits bedeutend vermehrt, und der Saal war ziemlich gefüllt. Auch vor dem Hauſe hatte ſich viel Volkes verſammelt, und der dicke alte Herr ließ die Fenſter öffnen, damit, wie er ſagte, alle Welt an dem hohen „Kunſtgenuß" Theil nehmen könne. Die Fenſter waren von neugierigen Köpfen ausgefüllt, und zur Thür drängte ſich das Stadt-Publikum ſo gewaltig herein, daß der dicke Wirth, der ſich davor hinſtellte, gegen den ſtarken Andrang nur einen ſchwachen Damm bildete. Kellner und Schenkmädchen waren beſchäftigt, auf Befehl des alten Edelmannes auf Tiſchen und an Wandleuchtern neue und zahlreiche Kerzen aufzuſtecken und dem Saale einen feſtlichen Glanz zu geben.

Nun kam die Reihe an uns. Herr Vogel holte ſeine Bratſche und einen Pack Noten, und wir begannen friſch darauf los, erſt ein kleines Trio, dann ich mit Thereſen ein kurzes Duo abzuſpielen. Das Publikum, das uns dicht gedrängt umſtand, brach abermals in Beifall aus, und der dicke Herr beſchwor uns, doch ja zu bekennen, daß wir große und berühmte Künſtler ſeien.

Ich beſchwöre Sie, rief er mit gefalteten Händen und mit den flehentlichſten Geberden, ich beſchwöre Sie, nennen Sie uns Ihre Namen, daß wir es ſagen können, welche göttliche Künſtler wir in dieſer kleinen Stadt empfangen haben.

Herr Nikolaus Vogel ſtellte ihm ſeine Tochter vor und ſagte mit großem Pathos: Dieſe hier iſt meine Tochter. Roſa Vogel, erſte Tänzerin des —ſchen Theaters, und im nächſten Winter erſte Tänzerin des k. k. Hoftheaters.

Der Name Roſa's war bereits ſehr bekannt, und als ihn der Vater ausſprach, verneigten ſich die Herren auf das Verehrungsvollſte, was Roſa mit einem überaus ernſten Geſichte, aber eben ſo komiſchen Knixe erwiederte.

Ich, fuhr Herr Vogel fort, bin nichts als Vater, nach deſſen

Geige die Tochter tanzt, oder vielmehr der nach dem Tanze der Tochter geigt. Dieſe hier, fuhr Herr Nikolaus Vogel fort, indem er auf mich und Thereſen deutete, ſind zwei ausgezeichnete Künſtler aus der Reſidenz, welche, müde ihrer Stadttriumphe, ſich vorgenommen haben, den Sommer zu Fußreiſen zu benutzen und ſich auf ihren Reiſen für ganz gemeine Muſikanten auszugeben. Um aber durch dieſe Exzentrizität der Stadt, dem Hof und den Zeitungen, überhaupt der Welt nicht Urſache zu falſchen Auslegungen zu geben, reiſen ſie inkognito und unter falſchem Namen, weßhalb ich ſie Ihnen nur als zwei namenloſe, aber ausgezeichnete Genies vorſtellen kann.

Abermals verneigten ſich ſämmtliche Herrn wie auf ein gegebenes Zeichen. Und ſofort ſchickten viele von ihnen um ihre Frauen und Töchter, und unſer Publikum wurde durch die Anweſenheit der Damen noch glänzender. Für dieſe mußten wir aufs Neue beginnen: abermals tanzte Roſa, abermals ſpielten wir, und immer mit gleichem Erfolg. Erſt nach Mitternacht brachen wir ab, um uns auf unſere Stuben zurückzuziehen. Aber man ließ uns nicht fort, ohne uns für einen längeren Aufenthalt eingeladen zu haben. Herr Nikolaus Vogel entſchuldigte ſich, da er morgen nach Linz reiſen müſſe, wo ſeine Tochter für mehrere Gaſtrollen engagirt war.

Nach Linz! nach Linz! wir reiſen mit! riefen viele Stimmen aus dem Kreiſe.

Ehe wir den Saal verließen, näherte ſich eine Dame, nahm ein Bracelet vom Arme und bat Roſa, es als Andenken an dieſen ſchönen Abend anzunehmen. Ein gleiches Geſchenk bot eine andere Dame Thereſen an. Unter den begeiſtertſten Zu- und Nachrufen ſtiegen wir die Treppe hinan. Nach wenigen Minuten folgte uns der Kellner und überbrachte uns einige freundliche Zeilen des Dankes, welche im Namen der Herren und Damen gezeichnet waren. Dazu legte er eine ſchöne Rolle Goldes auf den Tiſch. Roſa ergriff ſie und drückte ſie Thereſen in die Hand. —

Da, du gute Tochter, rief ſie freudig. Nimm und ſchicke es deiner guten Mutter; das gibt einen ſorgenloſen Winter.

Am anderen Morgen erſchien abermals der Kellner mit einem Briefchen, welches mich und Thereſen, wenn wir nicht ebenfalls nach Linz reiſen wollten, nach den Schlöſſern und Landhäuſern der Herren zu Gaſte lud.

Meine Kinder, ſagte Herr Nikolaus Vogel, indem er unſere Hände faßte, wir werden uns hier trennen. Ihr bleibet hier und graſet die fette Weide ab. Ich würde euch nicht mehr von mir laſſen, wenn ich nicht mit Roſa zu Anfang des Winters zu euch nach Wien zurückkehrte. Als Vater einer Koryphäe werde ich Einfluß genug haben, um für euch Beide zu ſorgen und den Leiden, die lange genug gedauert haben, ein Ende zu machen. Es muß doch endlich eine beſſere Zeit kommen! In dieſer freudigen Ausſicht laſſet uns heitern Abſchied nehmen.

Eine Stunde darauf ſtiegen die Freunde in den Wagen. Trotz der Thränen, die ſie im Auge hatte, mußte Roſa doch laut auflachen, als ſie bemerkte, wie ſich eine lange Reihe von ſchwerfälligen Gutsbeſitzers-Kaleſchen und leichten Offizierswagen ihrer Poſtkutſche anſchloß.

Eine herrliche Claque, die ich da mit mir führe! rief ſie aus und klatſchte in die Hände. Der Vater aber wandte ſich um und erſuchte die Herren, wenigſtens eine Meile Weges zwiſchen ihm und ihren Wagen zu laſſen, um den guten Bürgern der Stadt Linz kein Aergerniß zu geben. Man ſah das ein und verſprach, langſam zu folgen. Der Poſtillon ließ die Peitſche knallen, und fort rollte der Wagen unter dem Zuruf der Bevölkerung, welche ſich verſammelt hatte, um die berühmte Tänzerin bei Tageslicht zu ſehen. Langſam folgten die zahlreichen Wagen ihrer Verehrer.

11.

Von einem Schloſſe zum anderen, von Landgut zu Landgut ziehend, überall von einem Freundeskreiſe gefolgt und überall

gaſtlich aufgenommen, verbrachten wir nach jenem rauſchenden Abende eine angenehme und gewinnreiche Zeit von mehreren Wochen. Gegen Ende wurde ſie auf traurige Weiſe durch eine Todesnachricht geſtört. Mein guter Vater ward zu ſeinen Vätern verſammelt. Er ſchied nicht, ohne noch ſeines fernen Sohnes zu gedenken, und mit der Todesbotſchaft kam mir zugleich ſein Abſchiedsbrief, der für mich neben den heißeſten Segenswünſchen die heiterſten Hoffnungen ausſprach. Ich erlaubte mir, während meines Wiener Aufenthaltes eine fromme Täuſchung, indem ich ihm die heiterſten Briefe ſchrieb und ſeinem väterlichen Herzen mit den glänzendſten Ausſichten für meine Zukunft ſchmeichelte, und nun trafen mich ſeine Abſchiedsworte auf einer Fahrt, die etwas beſſer war als eine Bettelfahrt.

Mit meiner Trauer im Herzen war ich nicht länger geeignet, unter jenen frohen Menſchen frohe Muſik zu machen, und wir brachen auf und wanderten weiter gegen Norden. Thereſe ging als tröſtender Engel neben dem Trauernden und erlaubte nicht, daß wir uns in den Dörfern und Städtchen aufhielten. Sie wußte, wie wenig ich in jener Stimmung taugte, den luſtigen Muſikanten vorzuſtellen. So in ihrer Geſellſchaft immer weiter wandernd, fühlte ich, wie ſehr einſam ich ohne ſie wäre, und übertrug ſo zu ſagen auch jenen Theil Liebe, der bisher meinem Vater angehört hatte, auf ſie. Aber je inniger meine Liebe wurde, deſto mehr wurde ich manchmal beſorgt, wenn ich in ihr blaſſes Geſicht ſah, das deutliche Spuren der Ermüdung trug. — Ihr Auge hatte etwas Geiſterhaftes, und ein leiſer Huſten, der ſich oft des Morgens einſtellte, machte mich ſchaudern. Wenn ich dann voll Angſt ihre Hand ergriff, fand ich ſie glühend. Dann tröſtete mich wieder eine blühende Röthe, die von Zeit zu Zeit über ihre Wangen flog. Ach, ich habe es damals noch nicht gewußt, welcher Verrath der Natur ſich hinter dieſen Roſen verbirgt!

Nach wenigen Tagen nahmen wir die Muſik wieder auf, aber es geſchah dießmal, um ſie bald und auf eine traurige Weiſe gänzlich verſtummen zu laſſen. Wir ſpielten eines Sonntags

in der Schenke eines Dorfes, das in herrlicher Gegend am Fuße grüner Hügel, weiter Parks und eines prächtigen Schloſſes lag. Burſchen und Dirnen drehten ſich vor uns, die wir auf der beſcheidenen Bank am Ofen ſaßen, und Alles war guter Dinge. Plötzlich wurde der Tanz unterbrochen, und Alles wandte ſich ehrerbietig der Thür zu. Ein breitſchulteriger, rothbäckiger junger Mann in ſtädtiſchen Kleidern trat mit ziemlich dick aufgetragener Vornehmheit in die Stube, grüßte rechts, grüßte links, ſprach einige Bauern gnädig an und verlangte dann, daß der Tanz ungenirt fortgeſetzt werde. Der junge Mann, durch deſſen Gegenwart die ganze Geſellſchaft eben ſo beglückt als beengt ſchien, war der Sohn des hier regierenden Amtmannes. Auch uns warf er einen gnädigen Blick zu, der aber immer gnädiger wurde und endlich in ein viel zu freundliches Lächeln überging. Er näherte ſich, ſtellte verſchiedene Fragen und ſetzte ſich endlich auf die Ofenbank neben Thereſen. Ich will die Art und Weiſe, wie er ihr auf das Allergnädigſte den Hof zu machen begann, nicht ausführlicher beſchreiben. Thereſe brach ſchnell die Muſik ab, benutzte die entſtandene Pauſe, um einige Schritte auf und ab zu gehen und dann ihren Platz ſo zu ändern, daß ich zwiſchen ſie und den Amtmannsſohn zu ſitzen kam. Dieſe ſchweigende Zurückweiſung genügte ihm nicht. Er ſtand auf und folgte Thereſen. Mir begann das Blut in den Adern zu ſieden; dennoch hielt ich auf die Bitte Thereſens noch an mich. Als er ihr aber ins Ohr zu ziſcheln anfing und, da ſie den Kopf abwandte, um nicht zu hören, ſie am Arme faßte und an ſich zog, ſprang ich auf und wies ihn mit wenigen Worten und einer drohenden Geberde von uns.

Aha, ſagte er, indem er ſich höhniſch vor mir verneigte. Er iſt wohl der Herr Gemahl?

Ja wohl, erwiderte ich ſcharf und machte mich bereit, mit Thereſen die Stube zu verlaſſen.

Iſt er wirklich dein Mann, du holder Zugvogel? fragte er Thereſen.

Thereſe nickte bejahend mit dem Kopfe.

Es iſt nicht wahr! ſchrie er und ſchlug eine breite Lache auf, du biſt ja ganz roth geworden. Seine Geliebte biſt du! da kannſt du wenigſtens für eine kurze Zeit auch eines Andern Geliebte ſein.

Und wie er dieſes ſprach, ſtellte er ſich vor Thereſen hin, verſperrte ihr den Weg und ſtreckte einen Arm aus, um ſie zu umſchlingen. Aber ich faßte ihn mit beiden Händen am Rock und ſchleuderte ihn ſo wüthend bei Seite, daß er einige Schritte weit taumelte, das Gleichgewicht verlor und in der Mitte des Saales niederſtürzte. Die verſammelten Gäſte faßte allgemeines Entſetzen; regungslos ſtanden ſie da und ſtarrten bald mich, bald den Gefallenen an. Erſt als ich Thereſens Hand ergriff und ſie durch die Menge der Thür zuführte, ſchrie der Amtmannsſohn wüthend auf: Haltet den Landſtreicher! Laßt ihn nicht fort! und ſtürzte ſich die ganze Zahl der männlichen Gäſte auf mich. Unter Schreien und Schimpfen warfen ſie mich nieder, und im Augenblicke war ich durch die umringende Menge von Thereſen getrennt. Umſonſt war mein Streben, mich loszuringen. Sie ſchleppten mich vor die Schenke und, auf ein Zeichen des jungen Mannes, weiter dem Schloſſe zu. Wir kamen über eine mittelalterliche Zugbrücke durch einen dunkeln Thorweg in einen weiten Hof. Ein dicker alter Mann, der aus dem Fenſter blickte, fragte, was es gebe, und der Jüngling antwortete: Ein Landſtreicher! Ein Gerichtsdiener kam und führte uns weiter in einen anderen Hof, einem alten Nebengebäude entgegen. Er öffnete eine Thür, und die Bauern, die mich nicht einen Augenblick losgelaſſen hatten, ſtießen mich in ein dunkles Gefängniß.

Es bedarf keiner Schilderung meines Gemüths-Zuſtandes. Wie ein Wüthender rannte ich in dem kleinen Behältniß im Kreiſe herum und ſchlug mit beiden Fäuſten an die Thür. Nicht die erfahrene Gewaltthat war es, die mich ſo ſehr empörte. Wo iſt Thereſe, welches wird ihr Schickſal ſein? Dieſe Fragen machten mich wüthend und preßten aus meiner Bruſt unartikulirtes

Geſchrei und zugleich Thränen aus meinen Augen. Gegen Abend hörte ich, wie man ſich im Hofe unterhielt, indem man auf meiner Geige, die ich in der Schenke gelaſſen hatte, herumkratzte; bald darauf auch Harfentöne, die von ungeſchickter Hand hervorgebracht waren. Dieß verrieth mir, daß Thereſe mein Schickſal theilte, und ein Strom von Thränen brach aus meinen Augen. Ich warf mich auf den Strohſack und wälzte mich wie ein Verzweifelnder. Eine Harfenſaite nach der anderen hörte ich ſpringen, und es war mir jedes Mal, als ob etwas in meinem Innern riſſe. Ich klopfte an die Wände, um Thereſen, wenn ſie in meiner Nähe war, ein Zeichen zu geben; aber es erfolgte keine Antwort, und es ſchien mir, als wäre ich durch viele Meilen von ihr getrennt.

Spät nach Mitternacht fiel ich, müde von neuem Hin- und Herrennen, mitten im Gefängniſſe hin und verſank in dumpfe Gedankenloſigkeit und zuletzt in vollkommene Betäubung, die mir wohlthätig über den Reſt der Nacht vorbeihalf. Gegen Morgen öffnete ſich plötzlich die Thür, und der Gerichtsdiener zeigte mir mit einer Handbewegung, daß ich frei war. Ich ſtürzte hinaus und in den Hof, wo ich, ohne zu wiſſen, warum, den Elenden der mich hierher gebracht, zu finden hoffte. Aber im Hofe war kein Menſch zu ſehen. Ich ſtellte mich vor die Fenſter und rief herausfordernde Worte hinauf und war bereit, die Treppe hinaufzulaufen, als Thereſe aus einer Thür trat, auf mich zuſtürzte und über den Hof dem Ausgang zueilte. Es war, als triebe ſie unſägliche Angſt, und ſie ließ mir im Thorwege kaum die Zeit, unſere Inſtrumente, die man uns da wiedergab, anzunehmen.

Immer weiter eilte ſie und erlaubte mir erſt, als wir Schloß und Park ſchon weit hinter uns hatten, ſie zu umarmen und mich des Wiederſehens zu freuen. Schweigend ließ ſie einige Augenblicke den Kopf an meinem Herzen ruhen, dann faßte ſie wieder meinen Arm und ging mit großen Schritten weiter.

12.

Erſt nach einer Stunde raſchen Ganges hörte ſie auf meine wiederholte Bitte und ruhten wir am Abhange eines Hügels im Schatten grüner Tannen aus. Ihr Geſicht, ihr tiefer Athem verrieth noch immer große Aufregung, und ich bemühte mich, indem ich die Hand auf ihre Schulter legte, ſie durch Zureden zu beruhigen. Schweigend und mit niedergeſchlagenen Augen, regungslos, den Blick vor ſich hingerichtet, hörte ſie mich eine Zeit lang an. Plötzlich aber wandte ſie ſich zu mir, ſchlang ihre Arme krampfhaft um meinen Hals und brach in heftiges Schluchzen aus, dem bald zahlreiche Thränen folgten.

Kehren wir zurück! rief ſie und ſah mich dabei mit den flehentlichſten Blicken an — führe mich wieder zu meiner Mutter! — Ich ertrage dieſes Leben nicht länger!

Mein Kind, meine theure Thereſe, ſagte ich, beruhige dich. — Dein Wille iſt der meine, und um keinen Preis möchte ich dich wieder ſolcher Rohheit ausgeſetzt ſehen, wie geſtern. Schon ſind wir auf dem Rückwege, und in wenigen Tagen werden wir wieder in deiner ſtillen Stube neben deiner Mutter ſitzen.

Aber ihre Thränen floſſen noch immer. Sie verhüllte das Geſicht mit dem Tuche und ſchluchzte ſchwer und tief. Mit Unruhe betrachtete ich ſie, denn immer ſchwerer hob ſich ihr Buſen, das Schluchzen wurde krampfhaft und verwandelte ſich zuletzt in Huſten und ſchwere Seufzer. Umſonſt ſuchte ich ihr das Tuch wegzuziehen, um ihr ins Geſicht zu ſehen, aber ſie hielt es feſt und wandte ſich ab, als ob ſie etwas vor mir verbergen wollte. Eine böſe Ahnung bemächtigte ſich meiner Seele, ich faßte ihre Hände mit Gewalt, und — allmächtiger Gott! was ſah ich? — das Tuch war voll Blut, und immer noch quoll es roth von ihren Lippen.

Thereſe! mein Gott, was iſt das? Blut! Blut! rief ich in entſetzlicher Angſt und warf mich vor ſie hin, ihre Knie umklammernd. Stirb nicht, Thereſe! ſchrie ich wie im Wahnſinn.

— Ich bin dein Mörder, ich habe dich zu dieſer Reiſe bewogen, die dich tödtet!

Aber ſchon hatte ſie die Stärke ihrer Seele wieder erlangt; ſchon hatte ſie wieder ein Lächeln, und mit Lächeln legte ſie die Hand auf meine Stirn und ſagte: Nein, mein Freund, die Reiſe iſt an dieſem Unfalle nicht Schuld; ich habe das ſchon ein Mal im vorigen Winter erfahren. Auch iſt kein Grund zur Beſorgniß da; ich fühle mich jetzt wieder ganz wohl und leicht und ſchäme mich meiner vorigen Muthloſigkeit. Gewiß, ich will künftig ſtärker und muthiger ſein.

Je milder ſie ſprach, deſto heftiger wurde der Schmerz in mir. Meine Stirn an ihre Knie gelehnt, weinte ich heiße Thränen, bis ich zur Beſinnung kam und mir ſagte, daß es an mir ſei, der armen Kranken Muth und Kraft zu geben, anſtatt mich von ihr tröſten zu laſſen. Ich ſetzte mich zu ihr und drückte ihren Kopf an meine Bruſt, und wie ſie ſo gleich einem Kinde dalag, ſprach ich ihr von unſerer Rückreiſe, von der Freude der Mutter beim Wiederſehen, von der ſchönen Zukunft, die ſich uns aufthat, und von unſerem Zuſammenleben mit Roſa und ihrem Vater. Ich erlaubte ihr nur durch Blicke zu antworten und beizuſtimmen und drückte ihr bei jedem Worte, das ſie ſprechen wollte, die Hand auf die Lippen. Dann ſchwieg auch ich und ließ ſie in den ſanften erquickenden Schlaf verſinken, der über ihren müden Augenlidern ſchwebte. So ſaß ich lange da, die theure Laſt im Arme, und betrachtete ihr ſchlafendes Geſicht, das mit der ruhigen, halbverhüllten melancholiſchen Herbſtwelt, die uns umgab, ſo große Aehnlichkeit hatte. Traurig blickte ich vor mich hin. Die einſame Blume zwiſchen den Stoppeln auf dem Felde, der Kranich, der klagend über meinem Haupte der Ferne zuzog, das Blatt, das vom Baume fiel — Alles hatte für mich eine ſymboliſche Bedeutung und erfüllte mein Herz mit traurigen Ahnungen.

Sie wurden zum Theil verſcheucht, als Thereſe erwachte und mich mit glänzenden friſchen Augen anſah. Der Schlaf hatte ihr

wohl gethan und ihre Wangen geröthet. Gleich als errieth sie beim ersten Blicke meine traurigen Gedanken, und als wollte sie mir Beweise ihrer wiedererlangten Kraft geben, sprang sie auf und verlangte, weiter zu wandern. Sie bat mich auch, zu vergessen, was sie vorhin gesagt hatte, und zu thun, wie es mir gut dünke. Wollte ich die Reise noch fortsetzen, so war sie bereit, mir zu folgen, wohin und wie lange ich verlangte. Aber ich schüttelte den Kopf und zog sie wieder zu mir nieder. Ich befahl ihr, sanft weiter zu ruhen, bis ein Wagen käme, der uns mitnehmen könnte.

Bald kam auch ein kleiner, mit Stroh gefüllter Bauernwagen, dessen Besitzer sich bereit erklärte, uns für eine kleine Summe nach dem nächsten Städtchen zu bringen. Ich bettete Thereſe so weich als möglich in das Stroh, und wir fuhren dem Städtchen zu. Dort bezogen wir eine kleine Stube und verweilten mehrere Tage, welche Thereſe auf meine Bitten im Bette zubrachte. Als ich sie genugsam gestärkt glaubte, setzten wir die Reise in kleinen Abschnitten fort und erreichten die Donau nach einigen Tagen. Auf einem Schiffe, das nach Wien fuhr, ging es weiter, ohne Ermüdung, da wir wegen der Herbstnebel jeden Abend anlegten und des Morgens erst spät abfuhren. Die schöne Welt der Donau-Ufer mit ihren Städtchen und Dörfern, mit ihren Klöstern, reichen Gefilden und rauschenden Wäldern, die milde Herbstluft schienen auf Thereſen einen wohlthätigen Einfluß zu üben. War auch ein Schleier der Wehmuth über ihr ganzes Wesen ausgegossen, so blühten doch ihre Wangen wie in einem neuen Frühlinge wieder auf. Als ich sie einmal darauf aufmerksam machte, deutete sie auf das rothe Laub der Bäume, die an den Ufern standen. „Diese Röthe ist es," sagte sie leise. Glücklicher Weise betrog diese verrätherische Röthe auch die Mutter und störte nicht die Freude des Wiedersehens. Die Tante meinte sogar, das Reisen sei Thereſen sehr wohl bekommen, und wir würden wohl gethan haben, wenn wir noch die letzten Herbstwochen benutzt hätten.

Leider war die Täuschung von nicht langer Dauer. Schon

nach wenigen Tagen brach Thereſe zuſammen und flößte ihre Schwäche auch der Mutter die Beſorgniſſe ein, die mein Inneres ſeit jenem traurigen Morgen zuſammenpreßten. Um mit ihr die Pflege der theuren Kranken zu theilen, miethete ich eine Stube im Hauſe und wurde ſo der beſtändige Zeuge der traurigen Veränderungen, die mit Thereſen vorgingen.

Ich will bei der ſchrecklichen Zeit, die nun begann und den ganzen kommenden Winter ausfüllte, nicht länger verweilen und mit wenigen Worten das Ende ſchildern.

Thereſe nahm erſchreckend ſchnell ab. Jene Röthe, die mit genau umſchriebenen Rändern manchmal über ihre Wangen flog, blieb zuletzt ganz aus, und ihre Wangen wie ihre Augenlider wurden blaß und durchſichtig. Die Augen wurden größer und glänzender, und die langen ſchwarzen Wimpern ſtachen ſchön, aber traurig von den blaſſen Wangen ab. Auch die Hand, immer fein und zart, wurde durchſichtig und zeigte das Gewebe der blauen Adern; in den Fingern ſchien das Blut wie unter Roſenblättern zu fließen. Es war, als ſollte ſie nicht wie andere Menſchen ſterben, vielmehr, als ob ſie ſich nach und nach vergeiſtige und in zarten Aether auflöſe.

Als Roſa, wie ſie es verſprochen hatte, in Wien ankam, fand ſie Thereſen bereits ſo verändert, daß ſie gleich beim Eintritt in die Stube ihre Lage klar erkennen mußte. Trotz allen Winken und Zeichen warf ſie ſich über Thereſen hin und brach in Thränen aus. Thereſe verſtand ſie und liſpelte: „Nicht wahr, meine Roſa, du findeſt mich ſehr verändert?“ Sie erkannte ihre Lage und lächelte oft über unſere Tröſtungen, ſo wie über manche Täuſchung, die wir uns erlaubten, um ihr Hoffnung einzuflößen. — Ihr Geiſt war klarer als je, und ſie war es, die zuerſt in Roſa's ganzem Weſen und Ausdruck eine große Veränderung bemerkte. Aufs Neue brach Roſa in Weinen aus und ſagte uns, daß ſie allein nach Wien gekommen ſei. Ihren Vater, den alten guten Herrn Nikolaus Vogel, hatte ſie einen Monat vorher begraben. Dieſe Nachricht war uns Allen wie ein Zeichen, daß der

kleine Kreis, der in vielen Leiden und in manchen Freuden ſo eng zuſammengehalten hatte, beſtimmt war, gänzlich zerriſſen zu werden.

Roſa, die ſo ruhig und ernſt geworden war, daß man ſie kaum wieder erkannte, betrachtete das Verſprechen ihres Vaters als das ihrige und verſchaffte mir beim Hoftheater, bei dem ſie engagirt war, eine fixe und einträgliche Anſtellung am Orcheſter, und ſo kam es, daß wir uns Beide oft mit Schmerzen vom Krankenlager Thereſens losreißen mußten, ſie, um eine halbe Stunde darauf zu tanzen, ich, um mit gebrochenem Herzen luſtige Weiſen aufzuſpielen. Der alte Vogel hatte mir ſeinen Straduarius vermacht, aber ich durfte ihn, wenn Roſa tanzte, nicht brauchen. Sie kannte den Ton dieſer Geige zu gut, und, ſagte ſie — es ſei genug, daß ſie von Thereſen kommend Pirouetten und Sprünge machen müſſe; die Erinnerung an den todten Vater, die durch jeden Ton der Geige geweckt würde, wäre dann mehr als genug, um ſie mitten im Tanze in Thränen ausbrechen zu laſſen.

Gedenke ich jenes Winters, ſo ſehe ich mich nur am Bette Thereſens, ihre Hand in der meinen haltend; auf der andern Seite ſitzt Roſa und ſucht ihren verlorenen kindiſchen Sinn wieder zu finden, um Thereſen aufzuheitern. Die Mutter geht mit einem erſchreckend ruhigen Geſichte, das ſich in Schmerzen zu verſteinern ſcheint, aus und ein, oder ſteht zu Häupten des Bettes und wiſcht mit einem weißen Tuche ihrem Kinde den Todesthau von der Stirn. Der Doktor kommt täglich, und wenn er geht und von Thereſen nicht geſehen werden kann, zuckt er die Achſeln. Eine dunkle Atmoſphäre der Trauer füllt die Krankenſtube, ſelbſt als ſchon die erſten Strahlen des Frühlings herein dringen.

Da kam der Monat März heran. Längſt hatten wir uns gewöhnt, das leiſe Liſpeln Thereſens zu verſtehen. Seit einigen Tagen ſprach ſie gar nicht mehr. Sie ſaß im Bett, den Kopf auf das Knie gelehnt und ſtreckte nur manchmal die Hand aus, um ſie mir, oder Roſa, oder der Mutter zu reichen. Uns war der Frühling herangekommen, ohne daß wir ihn über unſere Schmerzen bemerkt hatten. Thereſe aber ſchlug oft ihre Augen

auf, um den hereindringenden Strahlen melancholiſch entgegenzublicken. Mehrere Male mußten wir ſie in einem Lehnſtuhl an das Fenſter tragen, durch das ſie auf die keimende junge Welt des Lenzes hinausſah. Wir mußten bei ihr ſtehen, und ſie gab uns mehr durch ihren Händedruck, als durch ihre leiſe geliſpelten Worte zu verſtehen, wie ſehr dieſer Anblick ſie erquickte. Einmal, da die Mutter hinausgegangen war und Roſa und ich bei ihrem Lehnſtuhle an dem Fenſter knieten, athmete ſie tief, drückte uns die Hände und ſagte mit einer lauten Stimme, die uns überraſchte: „Sorget für die Meinen — laſſet ſie in dieſer ſchönen Welt nicht elend ſein.“ Wir küßten ihr die Hände, und ſie ſagte mit etwas matterer Stimme: „Ich bin ruhig.“ Wir trugen ſie ins Bett zurück. Es war, als ob ſie ein leiſes Fröſteln überkäme, und ſie hüllte ſich in die Decke. Da die Mutter wieder eintrat, ſtreckte ſie ihr die Arme wie zur Umarmung entgegen, erhob ſich im Bette, liſpelte ein kaum hörbares „Lebewohl“ und ſank kraftlos zurück. Es war geſchehen!

* * *

Alexis, den die Nachricht von Thereſens Krankheit erreichte, eilte herbei und kam zu ſpät. Er wollte nicht ausgeſchloſſen ſein, als wir die Erbſchaft theilten. Er nahm ihren Bruder zu ſich und führte ihn mit ſich fort nach Italien, wo er, wie er ſagte, ein Künſtler werden ſollte. Roſa wollte der Mutter ihren Verluſt erſetzen und durch deren Gegenwart in ihrem Hauſe die traurige Leere ausfüllen, die der Tod des Vaters zurückließ. Ich übernahm es, für die Tante zu ſorgen, und ich vermag es, Dank der Anſtellung, die mir Roſa verſchaffte. Mein Ehrgeiz und meine Hoffnungen ſind mit Thereſen zu Grabe gegangen. Meine Geſchichte endet mit ihrem Tode. Seit damals verfließen die Tage farblos, und nur wenn ich Roſa beſuche, die jetzt mit der Mutter in der Zurückgezogenheit eines Landhauſes lebt, und wenn ich mit ihr von alten Zeiten ſpreche, wird ihre Einförmigkeit auf melancholiſche Weiſe unterbrochen. — Ich ſorge für die Tante, und das iſt der Zweck meines Lebens.





